







LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Düsseldorf, Montag den 7. Januar 1828. *Felleunde Dr. 1929 N*

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 1.

Die Bohnenkönigin.

Si der zahlreichen und ausgebildeten Familie der verwitweten Gräfin Mailand, wo manche gute alte Sitte mit dem besten Ton der neuern Zeit vereinigt war, herrschte der freundliche Gebrauch des unsern Letzten gewiß bekannten Bohnenfestes am Dreikönigsabend, wo die scherzhafte Auszeichnung der königlichen Würde dem, oder der Glücklichen zu Theil wird, der in einem dazu gebackenen Kuchen die mystisch darin verborgene Bohne seinem Stückchen einverleibt findet, und dann, wie ehemals der Doge von Venedig, zwar nicht wei, doch aber ein Jahr seine Würde zu behaupten at, mit welcher er Hof- und Ehrenstellen austheilt, Gnaden und Günstbezeugungen spendet, je nachdem er für diesen letzten königlichen Vorzug empfänglich ist. Ist schon in den frühern Jahren des ungetrennten Lebens erleben, wo die drei Söhne und vier Töchter der väterlichen Wittve noch auf demselben jetzt verlassenen Schloß, gleich hoffnungsvollen Del- und Nebenplanzen, die Tafelrunde bildeten, hatte ihnen dieses Fest manche schöne Freude und heitern Scherz gegeben; und nachdem in dem Flügelschwung der Zeit sich die Bande des Familienvereins gelöst hatten, die Jünglinge als Männer zu verschiedenartigen Bestimmungen und die Jungfrauen in die Arme würdiger Mütter geführt, den Vater auf die Mohnen des Graues gebettet, und die edle Einsame, seine Wittve, untrauernde Zypressen versetzt worden war, erinnerte sich Jedes von ihnen, wenn es an den wolkenlosen Morgen der Jugend dachte, an diesem Tage der frühern anmuthigen Feier desselben.

Nach langen Jahren ward der edeln Mutter der Wunsch schonster Augenblick zu Theil: am Sylvesterabend waren mehrere der geliebten Kinder und Enkel zu ihr eingetroffen, und jeder Tag des neuen Jahres sah die willkommenen Besuche gesteigert, bis sie eben am Dreikönigstage die Häupter ihrer Lieben wahrnahm, ohne eins zu vermissen; denn noch am Abend war ihr jüngster Sohn Edmund von seinem ersten Regimente angelangt; und damit nichts ihr Freude fehle, auch ihr einziger geliebter Bruder,

der fast zwanzig Jahre in Amerika gelebt hatte, und mit dem Generalstitel und einem ansehnlichen Vermögen, aus Liebe zu ihr, ins Vaterland zurückgekehrt war, künftig bei ihr zu leben und zu sterben.

Bei einem so fröhlichen Verein war es wohl kein Wunder, daß alle Bilder der jugendlichen Vergangenheit in ihrem Rosenschimmer erwachten, und die Gemüther mit süßen Erinnerungen füllten; so entstand jetzt einmüthig der Gedanke, auch das beliebte Bohnenfest wieder zu feiern, und bereitwillig ging die beglückte Mutter in die allgemeinen Wünsche ein.

Man setzte sich nieder zum Freudenmahl, scherzte, lachte, freute und neckte sich, trank bald aus grünen Römern die edle Frucht des Rheingau's, bald aus langhaltigen, feinen Gläsern den brausenden Nektarschaum der Champagne, bis endlich eine vortreffliche Symphonie erkante, die Flügeltüren des Saales weit sich aufthaten, und ein reizend schönes junges Mädchen eintrat, einen gigantischen Kuchen tragend, den sie, die Versammlung anständig mit leichter Verbeugung grüßend, auf die Tafel setzte, und dann bescheiden hinter den Stuhl der Gräfin sich zurückzog.

Als sey ein Feind unter sie getreten, war die männliche Gesellschaft von ihren Sigen in die Höhe gefahren, und hing mit Blicken der Verwunderung an dieser Psychengestalt, während die Frauen ihr lächelnd und freundlich zunickten, und anmüthig winkten.

„Um Gott, Schwester,“ rief der General, „was hast du da noch für einen Engel?“

„Still, Bruder!“ antwortete freundlich die Matrone: „Verdirb mir mein Blond-Klärchen nicht! Sieh, ganz roth ist sie geworden über deine Galanterie. Du sollst nächstens mehr von meinem Pflegkind erfahren; jetzt nur so viel: sie ist die Gefährtin der Einsamen, die Pflegerin der Kranken, die Stütze der Gebrechlichen und mein Trost in den Tagen, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht!“

Bei diesen Worten strich die edle Dame zärtlich über Klärchens Wange, das sich mit dankbarem Ruf auf ihre Hand neigte. Ein herrliches Tableau! denn die langen, blonden Locken, die ihr über die Schultern fast bis auf den Saum des grünen idealischen Gewan-

des fielen, umwallten sie jetzt wie ein goldener Schleier, und berührten den Boden; das reizende Gesicht aber erhob sich wie eine Rosenknospe aus der Blätterhülle. Alles empfand den Einfluß so vieler Unschuld und Amuth, und Graf Edmund, der stehen geblieben war, bot ihr jetzt mit Artigkeit den Sitz an der Tafel an; als Klärchen sich aber verlegen weigerte, streckte die Gräfin Amadee, seine jüngere Schwester, lachend die Arme aus, und zog das Mädchen neben sich nieder.

„Sie erlauben, chère maman!“ rief sie, „Blond-Klärchen muß den Bohnenkuchen mit essen helfen, den sie so schön gebacken hat.“

„Von Herzen gern, meine Tochter!“ antwortete die Matrone, und Alle gaben mit freudigem Geräusch zu erkennen, wie angenehm ihnen dieser Einfall sey.

Der Kuchen ward nun von dem ältesten Sohn des Hauses symmetrisch in eben so viele Theile zerschnitten, als Gäste an der Tafel waren, und selbst die jubelnden Enkel bekamen gleich den Uebrigen ihr Stückchen. Alle forschten begierig nach der verhängnißvollen Bohne; aber kaum hatten Klärchens Rosensfinger das übrige zerbrochen, als diese ihr in die Augen fiel. Sie erröthete, und hätte den Vorzug, der ihr so unerwartet, und wie sie meinte, so unverdient zu Theil ward, lieber verborgen; aber die Falkenblicke der Gräfin Amadee hatten Alles schon errathen. „So recht,“ rief sie in freudiger Aufwallung: „Dem Verdienste seine Krone! Klärchen ist Bohnenkönigin, und das Schicksal hat sich für die Jüngste von uns entschieden!“

Alle sprangen auf, und unter allgemeinem Jubel brachte man der neuen Regentin den Glückwunsch; Graf Edmund war nicht der Letzte, ihr zu huldigen. Verlegen, beschämt stand das gute Kind, nicht wissend, ob sie die Ehre, die ihr zu Theil ward, ablehnen oder annehmen sollte.

Ein begütigender Blick ihrer Wohlthäterin wies sie indessen zurecht, und sich verbeugend dankte ihr Klärchen. — Gleich darauf trat sie aber mit Amuth und würdevollem Liebreiz ihre Rolle an, und sagte: „Ich bin wohl nicht die Erste, die das Geschick aus der Niedrigkeit auf einen hohen Standpunkt versetzt; ob ich gleich immer, wie der Redner im Menschen-ton, dem Himmel gedankt habe, daß ich nur einen einfachen Kastorhut, keine goldene Krone trage. Da mir nun aber unverdienterweise eine solche von Blumen zufällt, so bitte ich besonders die edeln Damen meines Hofes, die junge Regentin mit ihren weisen Rathschlägen zu unterstützen.“

Ein lautes Vivat und Beifallrufen unterbrach die purpurroth erglühende Rednerin; nur eine Stimme verkündete, wie zufrieden man sey mit der Wahl des Schicksals, und Amadee nahm die zierliche, auf der Tafel stehende Blumenkrone, um sie auf das blondumlockte Haupt der jungen Königin zu setzen, welche darauf um Ertheilung der Ehrenämter und Gnadenbezeugungen gebeten ward.

Auch hier bewies sich Klärchen zart-sinnig und verständig. Sie wählte die Gräfin Mutter zu ihrer Obersthofmeisterin, und ertheilte ihr einen Schmuck von köstlichen Perlen, „den Thränen des Dankes gleich,“

sagte sie gerührt, „die wie abendliche Thautropfen ihren Pfad umglänzten;“ den General ernannte sie zu Staatsminister, und zierte ihn mit dem Verdienstorden; an die Gräfinnen vertheilte sie Hofämter, und an ihre Gatten, nach ihren Neigungen, Oberforst, Stallmeister, Obersten- und Kriegsminister-Stellen, selbst die Kinder wurden nicht vergessen, und zu Pagen und Ehrenfräuleins ernannt.

Da sie mit ihren Erhebungen die Tischreihe befolgt hatte, war Graf Edmund der letzte noch Unbeschenkt. Er hatte den unaussprechlichen Liebreiz, die geistige, der körperlichen Amuth ähnliche Kraft der jungen Hebe fast eingeathmet; denn er saß da wie bezaubert und in ihrem Aublick verloren. Jetzt wandte sie sich an ihn, wollte sprechen, aber der Strahl seines Flammenauges fiel verwundend in das übrige; sie senkte es, und schwieg in lieblicher Bewunderung. Da faßte Amadee ihr zu Hülfe.

„Wie, Ew. Majestät,“ rief sie scherzend, „Ihnen die Gnadenbezeugungen, nach so viel verdienstlichen Beweisen Ihrer Puld, nun ausgegangen, oder scheint Ihnen dieser junge Marssohn so schwer zu befrichtigen? Ernennen Sie ihn zu ihrem Kabinetssekretär, wenn ich wagen darf, Ihnen einen Vorschlag zu thun. Er besitzt alle Erfordernisse zu diesem Zirkelamt, trotz des schwarzen Häupchens, das er so gewöhnlich unter der Nase trägt, und hat sogar zuweilen dichterische Begeisterungen, die er gar nicht übel auf der Gitarre singt; und ich wollte wetten, daß er eben jetzt eine solche empfindet.“

„Nein, lieber zum Hofpoet!“ lachte der junge Husarenmajor, ihr Gemahl: „Und zum Beweis, daß er die Stelle verdient, soll er sogleich in französischer Versen das Lob unserer Königin besingen.“

Edmund schien das keine unwillkommene Aufgabe zu seyn. Er begann unverzüglich mit senerer und richtiger Deklamation zu Klärchen hingeneigt:

Vous avez la fraîcheur et l'éclat de la rose,
Elle est reine des fleurs, vous l'êtes des amours,
Votre destin pourtant diffère en quelque chose,
Elle plait un moment, vous plairez toujours.

Albermals erhob sich ein lauter Beifallsrausch, während dem Klärchen das Köpfchen auf die Brust neigte, wie die Purpurrose im Sonnenstrahl, ohne ein Wort zu wagen. — Die muntere Amadee broch ein beerzweig von einem der im Saal gruppierten Bäume, die mit blühenden Oleandern wechselte, und überreichte ihn der Königin überreichend, bat sie, ihm damit in seiner Würde zu bestätigen. Klärchen suchte jetzt einige verbindliche Worte, die Edmund auf's neue begeisterten. Er fuhr fort:

Pourquoi de ce don enchanteur
S'emparer de mon pauvre cœur?
Ne suis-je déjà son esclave?
M'enchalerez-vous d'avantage?
Echaulerez-vous mon encens?
La rose fraîche et suave
Inspire seule les talens;
L'adorer c'est mon avantage.

(Schluß folgt)

Schein und That.

Eine schaudererregende Mordthat trug sich im Sommer 1822 im polnischen Orte Mohilew zu. Einige russische Soldaten, welche beim Bau eines Krongebäudes beschäftigt wurden, verabredeten schon lange einen Raubanschlag auf einen jüdischen Gastwirth, bei dem sie ihre Zusammenkünfte hielten, und der, ihrer Meinung nach, einen bedeutenden Geldvorrath haben mußte. Bemerkenswerth bleibt der Umstand, daß ein Unschuldiger dafür leidet die härteste der Strafen hätte erdulden können, die aber noch glücklicher Weise durch das Geständniß des einen der Mörder auf dem Todtbette von ihm abgewandt wurde. Der Beschuldigte, ein Bauer, wechselt zufällig an demselben Tage, da das Bubenstück von den Soldaten ausgeführt wurde, bei der Frau des eben abwesenden jüdischen Gastwirthes, eine Banconote, und sagt, bei dieser Gelegenheit ihren bedeutenden Geldvorrath erblickend, vielleicht vom Branntwein etwas übernehmen, scherzweise zu ihr: „Ey, ey, du hast viel Geld, das muß man Dir abnehmen!“ Die Jüdin jedoch, dem ihr befreundeten Gesellen so Arges nicht zutrauend, schweigt auf diese Bemerkung, welcher jedoch ein anderer fremder Bauer ein aufmerksames Ohr geliehen hat. — Man geht auseinander. Der Abend nähert sich — mit ihm nahen aber auch wirklich die Bösewichter der Herberge, und fordern, tief gegen Mitternacht den Einlaß. Als man aufmacht, fällt der Dienstfertige sogleich, von mehreren Messerstichen getroffen, todt zu Boden, während die Mörder unaufhaltsam in das Innere der Herberge und in das Zimmer der Wirthin dringen. Man will sich ihnen widersetzen; doch vergeblich! Ihre Anzahl ist beträchtlich. Mehrere hier nächtigende Bauern, die Dienstkente des Hauses, fallen unter den Beilhieben der Mörder; nur die Wirthin, und zwar im hochschwangeren Zustande, ist noch übrig. Als diese sich aber gar weigert, das verlangte Geld herauszugeben, empfängt sie sogleich mehrere Stiche in den Leib, die, wie natürlich, ein zweifach Leben gefährden, welches denn auch, bei fortdauernder Weigerung der Herausgabe des Geldes, auf eine Weise endet, — — — die meine Feder, des so Empörenden halber, nicht zu beschreiben vermag! — Mit dem Mord des selbst noch ungeborenen Wesens liegen dann — eilf Personen auf dem Plage. — Bald sind nun auch Kisten und Koffer erbrochen, geplündert, und die Buben, wahre Angehörige Belzebubs, mit dem ansehnlichen Raube entflohen. — Das Gerücht dieser Schauderthat verbreitete sich bald und traf auch den rückkehrenden Gatten der scheckenweiß gemordeten Jüdin, der grau und waterlos die Hütte wieder betrat, die noch vor wenigen Tagen sein ganzes Lebensglück enthielt. Wer theilt nicht des Armen Schmerz, aber wer vermag ihn zu schildern? —

Der Verdacht fiel auf den redseligen Bauer, der eingezogen, in Ketten geschmiedet, den Gerichten überliefert und wiederholentlich verhört wurde. Er konnte natürlich nichts gestehen, da er unschuldig war. Alle Geißelungen halfen nichts, er ward in den Kerker zu-

rückgeschleift. Aber Gott ist gerecht (hör es, ihr Zweifler an einer allwaltenden Vorsehung!) und will nicht das Verderben des Unschuldigen! — Einer der Mörder, die im Stillen über ihr gelungenes Bubenstück triumphirten, wird krank, kommt dem Tode nah — und auf diesem furchtbaren Scheidewege, zwischen Zeit und Ewigkeit, der Ewigkeit mahnte ihn der innere Richter mit furchtbarer Strenge und vernichtendem Ernste, sich der auf ihm lastenden Schuld zu entladen, einer Schuld, die selbst noch das Leben eines Unschuldigen gefährdet. — Der Reuige verlangt auch nach einem Priester, enthüllt ihm das Bubenstück, nennt alle Theilnehmer an demselben, und verlangt die letzte Delung, aber der Priester, erschreckt und vorsichtig, beicht die Wiederholung des so schrecklichen Geständnisses vor Zeugen, vor dem Chef des Sterbenden, dem er, nebst noch einigen andern Personen, sogleich davon Nachricht gibt. Sie erscheinen. Noch einmal beichtet der Reuige, noch einmal seufzt er aus angsterfüllter Brust und — stirbt, nachdem der Geistliche ihn noch zuvor auf die Gnade des Allbarmherzigen verwiesen und die letzte Delung gegeben hat. —

Der Entsetzte und sein Geständniß erfüllt die Herzen aller Anwesenden mit unnenbarem Grauen, aber auch mit Bewunderung über die Wege des Herrn. Dieser Gedanke ist ihnen ein Wink zur strengsten Ausübung ihrer Pflicht. Alle Bösewichter, die Theilnehmer an dem Bubenstücke, werden noch in derselben Nacht arretirt. Der Hingang ihres Genossen weckt auch bei ihnen das schlummernde Gewissen; sie gestehen — und werden dem Gerichte überliefert, das sie denn auch, nicht nur nach militärischen, sondern auch nach Civil-Gesetzen, der strengsten Strafe unterwirft.

Die gute alte Zeit.

(Aus dem Französischen)

Ich träumte jüngsthin vom allgemeinen Auferstehungs-Tage. In einer unermesslichen Ebene sah ich mich mitten unter Menschen von allen Ländern und aus allen Zeiten; von dem Botekuten bis zu den Einwohnern von Peking; von dem „es werde Licht!“ bis zum gnadenreichen Jahr 1828. Nahe bei mir bemerkte ich eine meiner Tanten, eine alte Wittwe, von verjährten Gebräuchen ganz besetzt, hatte sie im vergangenen Jahre das Zeitliche gesegnet; ihre letzten Seufzer waren dem Bedauern der guten alten Zeit gewidmet. Auf einmal gewahrten wir einen Mann in der Hoftracht Ludwig XIV. „Ach gnädiger Herr,“ rief meine Tante, „Sie allein können den Verlust des Lebens beklagen, denn Sie haben den großen König gekannt! Sie haben das Jahrhundert des Ruhmes und der Galanterie gesehen!“ — „Alte Narrin!“ erwiderte der Mann mit der großen Perücke, „wollt' ihr meiner spotten? Krieg ohne Ende, Vertreibung eines Theils meiner Landsleute, Niederträchtigkeit mit stolzem Dünkel verbunden, und dazu noch religiöse Heuchelei, das ist's, was ich erlebte. Wollt Ihr von einer beweisenswerthen Zeit sprechen, so wendet Euch dort an den tap-

fern Mann, mit dem aufgestülpten Hut und der faltenreichen Halskrause; er lebte unter dem guten und tapferen Heinrich IV.“ — „Verwünscht sey die Zeit des königlichen Teufels IV.“ rief Jener aus. „Ich brachte mein Leben unter Bürgerkriegen, Vergiftungen, Meuchelmord und Hungersnoth hin. Die gute Zeit hatten jene Kühnen,“ fügte er hinzu, auf einem nahe stehenden Ritter in eiserner Rüstung deutend. — „Ihr irrt, Freund!“ versetzte der Krieger aus dem Mittelalter. „Hättet Ihr die Kronik besser inne, so würdet Ihr Euch des Unglücklichen erinnern, den man zu meiner Zeit als Zauberer zur Ehre Gottes verbrannte; der für die heilige Sache der Religion erwürgten Völker; des gemeinen Mannes, den sein Vasall ausplünderte, welchen wieder sein Herr beraubte, der seinerseits wieder unter der Tyrannei seines Königs seufzte, des Königs, den am Ende der Mönch quälte. Für die armselige Christenheit gab es nie ein Glück; davon kann allein der römische Bürger sprechen.“ „Unwissender,“ versetzte ein Mann in der Tunika, „du hast wohl nie weder Sueton, noch Tacitus, noch L. Livius gelesen; die Namen der Tibere, Caligulas, Nero's und Caracallas sind dir also nicht zu Ohren gekommen? Willst du von guten Zeiten sprechen, so wende dich zu jenem Soldaten mit dem krausen Bart, der die schönen Tage unserer Republik kannte.“ — „Du hast gut reden,“ entgegnete der Kriegsmann; „Krieg ohne Ende, Tyrannen aller Art, Landesverweisungen, blutige Staats-Umwälzungen, das war unser Zeitvertreib. Du glücklicher Sohn Griechenlands, sprach er zu einem Manne im griechischen Gewand, erzähle du uns von der Freiheit und dem Glück der Völker!“ „Freund, bist du verrückt, antwortete der Athenienser. Wir lebten in dem eisernen Zeitalter; in hundert kleine Staaten zersplittert, waren wir stets bereit einer den andern aufzufressen; die Uebel des Krieges machten nur der Ruthe der Tyrannen Platz. Wir strebten unaufhörlich nach Freiheit, aber in unsern Träumen von Aristocratie, Demokratie und Oligarchie haben wir nie etwas Anderes als Zwiespalt und Sklaverei gefunden. Mir wäre das Schicksal dieses Mannes mit der Tiare, der den Staub von den Füßen der großen Semiramis wegküsste, hundertmal lieber gewesen.“ — „Welche Gotteslästerung!“ schrie der Perser; „Ninive, Ectabana, Babylon und Persopolis, schändliche Städte voll Laster, Zeitalter der Erniedrigung und des Elends, kann man sich ohne Schande darnach zurücksehnen? Nein, nie herrschte Friede auf der Erde, als zur Zeit dieses ehrwürdigen Mannes da; es ist Adam, unser gemeinsamer Vater, nur Er kannte die gute Zeit.“ — „Könntest du doch die Schlange, die mich verdarb, in die Fersen stechen,“ versetzte vor Zorn erglühend, der Vater der Menschen. „Was soll mir dieser unzeitige Scherz mit deiner guten Zeit? Wir! es gab nur einen einzigen Mann auf der Welt, und doch fand meine Frau Mittel zu coquettiren; ich hatte zwei Söhne, und einer brachte den andern um. Nur den Engeln allein war das Glück vorbehalten.“ — „Das lügst du,“ schrie Lucifer mit donnernder Stimme. Die Engel haben eben so wenig in Frieden leben können, sie empör-

ten sich gegen Gott; und wenn der Schöpfer aller Dinge die Glückseligkeit gekannt hat, so war dieß nur, als er ganz allein war.

Argumentum ad hominem.

Ein portugiesischer Edelmann erfuhr, daß sein Arzt, den er sehr hochachtete, in die Kerker der Inquisition geschleppt worden sey, unter dem Vorwande, ein heimlicher Jude zu seyn. Der Edelmann schrieb an einen der Inquisition die Bitte, den Arzt in Freiheit zu setzen, der ein so guter Christ sey, als er selbst. Trotz dieser Verwendung würde der Arzt, der auf der Folter, nur um sich von der gegenwärtigen Marter zu befreien, alles bekannt hatte, was man von ihm verlangte, zum Tode verurtheilt. Im höchsten Grade erzürnt, stellte sich der Edelmann tödtlich krank, und ließ den Inquisitor bitten zu ihm zu kommen, und ihm allein, von seinem Amte abhängigen Trost für seine Seele zu geben.

Als der Dominikaner kam, befohl ihm der Edelmann in Gegenwart einiger Bedienten, auf die er sich verlassen konnte, sich zum Judenthum zu bekennen sein Bekenntniß niederzuschreiben und zu unterzeichnen. Da sich der Inquisitor weigerte, befohl er seinen Leuten ihm einen glühenden Helm, der zu dieser Absicht in einem großen Feuer lag, auf den Kopf zu setzen. Bei der bloßen Drohung legte der Mönch das verlangte Bekenntniß ab, schrieb es nieder, unterzeichnete es, und gab es dem Edelmann.

Sehen Sie jetzt das Ungeheure Ihrer Ungerechtigkeit ein; rief der Edelmann. Mein unglücklicher Arzt hat sich so gut wie Sie zum Judenthum bekannt; nur mit dem Unterschiede, daß ihm allein die Qualen ein Geständniß entreißen konnten, das ihnen schon die bloße Furcht davor entriß.

Keine üble Spekulation.

Aus Berlin schreibt man: Die Nachricht, daß die ehemalige englische Schauspielerin, Miss Macanley, eine fromme Vorlesung über Matthäi Kap. 5. V. 42 (gib dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von dem, der Dir abborgen will) gehalten habe, erregte unter einigen deutschen dramatischen Künstlerinnen, wie man mit Bestimmtheit versichert, ein sehnüchtliges Verlangen, ähnliche Vorlesungen zu halten, dergleichen ihnen bei der bekannten Vorliebe zu solchen Belustigungen durchaus einen günstigen Erfolg versprechen, und besser, als Concerte, rentiren m. en. Dich nicht ab von dem, der Dir abborgen will!“ — Welche ächt-christliche Lehre! Man flüstert sich zu, daß verschiedene dramatische Künstler, sobald erst die Damen reüssirt haben, ebenfalls Vorlesungen halten werden, und zwar über denselben Bibelspruch.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. Januar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 2.

Die Bohnenkönigin.

(Schluß.)

In so fröhlichem Scherz beschloß man endlich die Tafel, um in einen andern Saal zu gehen, wohin die Gräfin Mutter Musik beordert hatte, um die im Schloß lange nicht gehörten Töne der Freude erschallen, und zum Tanz locken zu lassen; denn ein Ball sollte den glücklichen Tag beschließen. Der General eröffnete ihn mit der zarten Bohnenkönigin, und gab sie nach volendetem polnischen Tanz zum feurigen Walzer und zärtlichen Ländler in des harrenden Edmunds Arme. „Im Arm der Liebe ruht sich's wohl!“ läspelten die Flöten-töne, und dahin flog das götterfrohe Paar.

Die Blicke der mütterlichen Matrone ruhten mit Entzücken auf dem ganzen üppigen Blumenkranz ihrer Kinder und nur das Gefühl, den theuern Gemahl zu entbehren, der ihre Bönne am innigsten getheilt hätte, warf einen Schatten in ihre Seele. Da setzte sich der General zu ihr, und auch auf seinem männlichen, sonnenbraunen Gesicht, auf dem so mancher Lebenswechsel einen bleibenden Eindruck zurückgelassen hatte, erschien eine ungewöhnlich weiche Nührung.

„Schwester,“ sagte er zu ihr, „du bist eine neidenswerthe Frau. Kommst mir vor wie meines Indiens fruchtbeladene Chirimoya, um die Weinranken, Lianen und blühende Pflanzen sich drängen. Sieh dieß wunderschöne Paar, deinen Edmund und Blondklärchen: — kann man den Blick von ihnen abwenden? — Aber sag', Schwester, wie kamst du zu diesem Engel?“

„Durch ein trauriges Verhängniß!“ antwortete sie: „Ich trage Bedenken, dir diese Begebenheit, die in die Schatten des Grabes versetzt, hier mitzutheilen, wo die Freude ihre Schwingen ausgebreitet hat. Morgen, wenn der Hauch vorbei ist, und die erste Betrachtung an seine Stelle tritt, in meinem Kabinet sollst du Alles erfahren. — Jetzt nur so viel: ich betrachte diese liebenswürdige Kleine als die jüngste meiner Töchter, als ein freundliches Geschenk der gütigen Vorsicht für den Abend meines Lebens, und habe die

Gefühle einer Mutter für sie, die mich mit kindlicher Zärtlichkeit liebt. Und damit für heute genug!“

Der General, den dieses alles nur noch wispbegieriger machte, versäumte nicht, die Gräfin folgenden Tags zu einer schicklichen Stunde an ihr Versprechen zu erinnern, und ersuhr Folgendes:

„In dem verhängnißvollen Winter 1813,“ begann die Gräfin, „als auf Rußlands Eissteppen die unglücklichen Opfer des französischen Eroberers der Gewalt der Kälte unterlagen, und in ihren Schneegräbern umkommen mußten, herrschte auch in dieser Gebirgsgegend diese gefährliche Macht mit allen ihren unbesiegbaren Schrecken. Die Häuser wurden vom Schnee verschüttet, die Wege unbrauchbar gemacht, und der Tod umschlang, wie der tausendarmige Briareus, alle die, welche er erlangen konnte. Vergebens kämpfte unser Bemühen mit diesen Naturkräften, und sehr oft fand man erstarrte oder verirerte Wanderer, von denen nur wenige zu retten waren.

„Von trüben Gedanken erfüllt saß ich mit Amadee, die damals noch bei mir war, abgeschnitten von aller Gesellschaft, nur auf uns verwiesen, in diesem Kabinett, als man mir meldete, daß man oben auf der Berghöhe eine Harfe gefunden, deren obere Spitze aus dem Schnee hervorgeragt, und die Aufmerksamkeit der Nachsuchenden in so weit erregt habe, daß man weiter nachgegraben und sie hervorgezogen hätte; allein mit Entsetzen habe man zugleich den Arm eines Mannes, der sie gehalten, entdeckt; man fürchtete eine Gesellschaft böhmischer Musikanten verschneit zu finden, und sey mit weiterem Nachgraben beschäftigt. Ich befahl, wie du leicht denken kannst, alle Mühe anzuwenden, und was man finde, zu uns ins Schloß zu bringen, wo gewöhnlich Alles zur Aufnahme solcher Verunglückten bereit war, und der bei uns befindliche Arzt sie erwartete. Bald darauf brachte man die Aufgefundenen, im Schnee Erfrornen. Nie werde ich diesen Anblick vergessen! Ein silberlockiger Greis, derselbe, der sich auch im Tode von seiner geliebten Harfe nicht hatte trennen wollen, uns an Ossian erinnernd, und ein junges, selbst in der marmorgleichen Erstarrung noch reizendes Weib, aus deren Armen man, aller Mühe un-

geachtet, ihr Kind, ein etwa sechsjähriges Mädchen, nicht zu bringen vermochte, zeigte sich unsern Blicken. Das Kind lag mit dem Gesicht wie schlummernd an der Brust der Mutter, und seine langen blonden Flechten, von Eis und Schnee zapfenähnlich erstarrt, bildeten eine schützende Wölbung um sein Gesicht. War es dieser Umstand, oder hatte die mütterliche Liebe es länger vor dem Tode beschützt, als ihr eigenes Leben — von Allen vermochte die Kunst nur in ihm den schlummernden Funken zu wecken; die Andern blieben ein Raub der Zerstörung.“

„Lange pflegte ich mit Amadee das kleine liebliche Mädchen, ehe sie im Stande war, uns etwas von sich und den Ibrigen zu erzählen. Aus den Papieren, die sie bei sich hatten, ging hervor, daß der Alte, ein blinder Harfenist aus Böhmen, von seiner Tochter, einer zweiten Antigone, geführt, sein Brod nach der Sitte seines Volks auf nomadische Weise erworben, und das Kind ihr gehöre. — Nanny's Tagebuch, das sich auf ihrer Brust fand, und welches ich ihrer Tochter sorgsam aufbewahrt habe, charakterisirt diese als fromm und vorzüglich gebildet, und gab uns näheres Licht über ihr Geschick. Sie ruht neben ihrem Vater auf dem Friedhof, und an ihre Gräber ließ ich zwei junge Linden pflanzen, in deren Schatten Klärchen oft gespielt hat, und mit denen sie erwachsen ist. Seitdem habe ich mir die Kleine herangezogen, und nachdem alle meine Kinder von mir geschieden sind, ist sie die Ruth der verlassenen Naomi geworden.“

Der General hatte mit großer Theilnahme zugehört. „Darf ich diese Papiere sehen, von denen du sprichst, Schwester?“ fragte er.

„Hier sind sie!“ antwortete die Gräfin, ein Kästchen aufschließend. „Noch hat kein profanes Auge diese Geheimnisse erblickt, die in so enger Verbindung mit meines Klärchens Daseyn stehen. Du wirst sagen, daß nur undeutlich daraus hervorgeht, wer ihr Vater war. Leider ist es die tausendmal wiederholte Geschichte der verführten und verlassenen Unschuld, und eines gemeinen Betrugs, den sich ein ausgelassener Jüngling aus vornehmerm Stand gegen die arme, mütterlose, sechszehnjährige Nanny erlaubte. Doch was ist dir, Karl?“ fragte sie mit Befremden; denn ihr Bruder hatte die Schriften entfaltet, Namen und Ort gelesen, und sein Blick starrte auf die verbliebenen Züge einer weiblichen Hand. Der Mann, der Schlachten geschlagen hatte, hebte, wie das welke, herbliche Blatt der Eiche im Sturm, und sein Gesicht zeigte die erdfahlen Farben eines Todten. Bruder, was ist dir? wiederholte ängstlich die Schwester.

Der General seufzte tief auf, schlug die Hand vor das Gesicht und stammelte: „Ich sehe — das Gespenst meiner Vergangenheit!“ — „Bruder!“ rief die Martrone mit einem Tone, der ihre Ahnung verrieth: „Wär's möglich?“

„Ja,“ stöhnte er, „kein Zweifel! Ich war Nanny's Verführer, und Klärchen —“

„Ist deine Tochter!“ unterbrach sie ihn mit freudzitternder Stimme.

„So ist's! D ich bin ein Sünder und der Gnade

nicht werth, die Gott mir widerfahren läßt. Als roher, zügelloser Mensch kam ich zu Nanny's Vater in's Quartier. Dort lernte ich Sittlichkeit, Ordnung, Tugend und den einfachen Frieden des bürgerlichen Lebens kennen. Ich ward besser, aber ich liebte die reizende, die schullose Nanny, und behörte sie, die keine Mutter und einen blinden Vater hatte. Er war Musikant, und verließ oft mit seinem Führer das Haus, um seinem Gewerbe nachzugehen; Nanny hatte eine Sirenenstimme und ein Engelherz; ich träumte davon, sie zu meinem Stande zu erheben. Aber da kam die Dredre zum Marsch. Ich verließ sie als ein zärtlich Liebender, und ward ein Treulosler. In englischen Gold versetzt, führte mich mein Schicksal übers Meer, und die ewige Scheidewand zwischen uns war erhoben. Oft in einsamen Augenblicken dachte ich an Nanny; oft nahte mir ihr Geist im Traum, — ich wußte, daß ich Vater seyn mußte. Mahnend trat von nun an ihr Schatten zwischen mich und die Sünde, und ich habe nie geheurathet, habe nie die Freuden väterlicher Liebe mehr empfunden. Einsam stand ich da, mit der unheilbaren Wunde des Vorwurfs, und alle Morgen habe ich gebetet: Herr, gedenke nicht der Sünde meiner Jugend, und meiner Uebertretung, sondern gedenke meiner nach deiner großen Barmherzigkeit!“

„Und der Herr erhörte dich!“ sprach die schnell verschonte Schwester. „Er erhielt dein Kind, und gibt dir in Klärchen veredelt deine Nanny zurück. D ich Glückliche, daß ich die Tochter eines fernem, vielbeweineten Bruders fand!“

Und die beiden Geschwister fielen einander in die Arme; die Engel feierten den Triumph des reinigen Sünders.

Bald hernach flüchtete sich Edmund an das Herz seiner Mutter, und fragte sie: warum doch Blond-Klärchen so gar schön und unwiderstehlich sey? Er bat sie, ihn wieder von sich zu lassen, wenn sie seine Liebe zu ihr nicht billigen könne. Da erfuhr er, daß sie keineswegs unglücklich sey, und sie drückte den edlen Sehn mit doppelter Wonne an's Herz. In einer Stunde erfuhr Klärchen, daß sie einen Vater am Leben habe, der sie als sein rechtmäßiges Kind erkannte, und daß sie des still von ihr geliebten Edmund Braut sey.

Wer malt die Fülle ihres Entzückens? Lauter Jubel erfüllte jetzt die glückliche Familie, denn Alle ehrten und liebten das liebliche Blond-Klärchen, das dankbare Pflegekind ihrer ehrwürdigen Mutter, nun die Tochter eines anerkannt edeln Mannes, ihres Oheims.

Und als wieder das Bohnenfest einfiel, da schmückte die Königin, statt des Kranzes der Bohnenblüthe, den sie von den Locken nahm, eine freudenspendende Krone von blühenden Mirten.

R o d e n s t e i n .

(Bruchstück eines Ausflugs in den Odenwald.)

— Wir wollten am andern Morgen zuerst nach dem Schnellerts gehen und von da nach Rodenstein, um denselben Weg mit dem wilden Jäger zu machen, der vom Schnellerts ausfährt hinüber nach Rodenstein.

Alein wir irrten vom Wege ab. — In dem nächsten Dorfe erfuhren wir, daß wir auf dem Wege nach Rodenstein wären. — Wir traten nun in das dunkle, enge Thal, das der Morgennebel noch bedeckte. Auf beiden Seiten dichte Wälder, ein schmaler Wiesenstreif zwischen den zwei Bergwänden. Die finstern, altergrauen Reste der Burg hoben sich gleich Geister der Vorzeit aus den Büschen. Die Sonne flog hinterm Berge, die Nebel kämpften in wunderlichen Gestalten mit dem Lichte und wir standen vor den niedergeworfenen Mauern. Die Burg liegt auf einem kurzen, steilen Vorsprunge des Berges und bildet ein Viereck. Die Gräben sind nicht breit, aber sehr tief. Der Hauptweg ist noch deutlich sichtbar, und das Thor, wodurch er zieht, gegen das übrige ziemlich wohl erhalten. Dem Thore gegenüber erhebt sich noch ein Thurm. In dem innern Hofraum stand ein großes, viereckiges Gebäude, wovon noch eine Seite hoch in die Luft strebt. Es ist hier eine ungemein reiche und üppige Vegetation. Ich bemerkte dasselbe an den meisten Ruinen, die ich sah, und es ist gleichsam, als wenn die Natur an solchen Denkmälern der Vergänglichkeit uns sagen wollte: „Was ihr schwache Menschen mühsam zusammensetzt und aufbauet, das verzehrt die Zeit, das zertreten die vorübergehenden Jahrhunderte; was aus meiner Fülle hervorgeht, das weckt jeder kommende Frühling zu neuem Leben.“

Wir gingen nun auf der Höhe hin nach dem Dorfe Fränkisch-Grumbach. Nah am Wege steht eine alte Eiche von seltener Dicke. Oben bildet sie mit ihren kräftigen Ästen einen lieblichen Wald, unten unmittelbar an der Wurzel sprudelt eine Quelle hervor, und wenn die Dräse aus den grünen Zweigen herunter blickt, so lächelt ihr aus dem Wasser die Nymphe freundlich zu.

Wir sind jetzt aus dem eignen Thale. Vor uns liegt die Weite. In die Farbe des Aethers gekleidet sieht der ferne Döberg über alle Berge hinweg. Wir eilen durch das Dorf Fränkisch-Grumbach nach dem Schnellertz, der von Rodenstein ungefähr anderthalb Meilen entfernt seyn mag. Wie dort liegt auch hier ein Bauernhof auf dem Berge. Wir dringen durch einen dichten Wald, und wir sehen den Schnellertz. Welch ein Anblick! Einzelne Mauerreste und Felsenstücke liegen übereinander, nicht wie durch den Strom der Jahre allmählig untergraben und aufgelöst; Nein; wie durch eine mächtige Windesbraut, wie durch einen Fluch des erzürnten Himmels gewaltsam ineinander gedrängt und geschoben in grausenvoller Verwirrung. Und aus diesen Trümmern braust der wilde Jäger auf mit seinem lärmenden Gefolge. Wenn er sich hören läßt, so ist es eine Stunde nach Sonnenuntergang oder eine Stunde vor Sonnenaufgang. Dann vernimmt man in den Lüften ein Götöse, als jagte ein mächtiger Junker durch den Wald: Hunde bellen, Hörner stoßen wilde Töne in die Luft, Pferde treten mit lauten Schlägen auf, und es schallt durch die Thäler das Jagdgeschrei. Der Zug stürmt durch den Bauernhof, dann durch das Dorf Grumbach. Der Lärm wird immer stärker, furchtbarer: die Hörnerstöße werden zu

Donner, die Pferde wiehern schrecklich in die Nacht. So jagt es über die Berge nach Rodenstein. Kehrt der Zug kurz nachher wieder zurück, so deutet er auf einen glücklichen Ausgang; bleibt er auf Rodenstein, erfolgt Unglück und Elend. Nur ein bevorstehender Krieg weckt den Geist. — Es kam uns im Grumbach ein Protocoll zu Gesichte aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in welchem die Aussagen der Leute gerichtlich niedergelegt sind. Es waren darin, vom Jahre 1743 an, die Tage angegeben, an denen man den wilden Zug gehört hatte. In dem siebenjährigen Kriege fuhr er mehrmals bei einzelnen Schlachten aus. Besonders unruhig ist er, wenn am Rheinstrome ein Krieg auszubrechen droht.

Das wohlberathene Vaterland.

Fragment einer Predigt von Leviathan, gehalten auf der Teufelskanzlei des Blockberges. *)

„Mit großem Mißvergnügen habe ich vernommen, daß es unter Euch, meine Zuhörer, mehrere Demagogen gibt, welche neben anderen unziemlichen Reden gegen die Obrigkeit, auch sogar die lästerliche Behauptung wagen, daß das Gemeinwesen des Vaterlandes „nicht zum Besten berathen sey!“ Wie augenscheinlich grundlos aber ist diese Beschwerde! Schauet nur um Euch, und zählet, wenn Ihr könnt, die Anzahl der Rätthe, mit denen Euer Vaterland gesegnet ist, und Ihr werdet inne werden, daß von A bis Z, vom Accise- bis zum Zoll-Ratthe, nur sehr wenige, nämlich nicht mehr als vier, Buchstaben unberathen, weit die meisten aber nicht nur ein-, sondern drei- bis zehnfach berathen sind. Denn da gibt es:

- a) Accise-, Amts-, Abtey-, Appellations-, Archiv-, Assistenz-, Admiralitäts- und Armen-Rätthe;
- b) Bau-, Bei-, Berg-, Ballei- und Bibliothekar-Rätthe;
- c) Cabinet-, Kanzlei-, Cassations-, Commissions-, Consistorial-, Criminal-, Conferenz-, Commerzien-, Censur- und Collegien-Rätthe;
- d) Domainen-, Departements-, Deputations-, Directorial- und Damm- und Deich-Rätthe;
- e) Etats-, Educations-, Examinations- und Ehegerichts-Rätthe;
- f) Forst- und Finanz-Rätthe; und im Staats-Kalender des Ex-Königreichs Westphalen auch Familien-Rätthe;
- g) Geheime Rätthe, Gouvernements-, Subernial-, Gesundheits-, Gerichts- und Gestüts-Rätthe; die vielen geistlichen Rätthe nicht zu erwähnen. Die Kaiserin Maria Theresia setzte auch Gewissens-Rätthe ein;
- h) Hof-, Hofgerichts-, Hoffammer- und Hoffkanzlei-Rätthe;
- i) Justiz-, Intendantur- und Juden-; jetzt auch Jesuiten- und Insibulations-Rätthe;

*) Ein Scherz und nichts weiter, aus der seit Anfang d. J. zu Hamburg erscheinenden Teufels-Zeitung. A. d. N.

k) Kammer-, Kammergerichts-, Kirchen-, Klöster- und Kriegs-Räthe. In Wien gab es unter der Kaiserin Maria Theresia auch Keuschheits-Räthe;

l) Land-, Legations- und Landes-Gerichts-Räthe; nicht zu vergessen den Lustigen Rath, der im Grunde der Klügste von Allen ist;

m) Medicinal-, Ministerial-, Münz- und Municipal-Räthe;

o) Oekonomie-, Ordens-, Officiats-, Ober-Landesgerichts-, Ober-Appellations-, Ober-Regierungs- und andere Ober-Räthe.

p) Pupillen-, Polizei- und Post-Räthe;

r) Rent-, Revisions-, Rechnungs-, Regierungs-, Reichs-Hofräthe, und „Räthe“ par excellence;

s) Staats-, Stadt-, Steuer-, Sanitäts-, Schul-, Schatz-, Stifts- und Seehandlungs-Räthe;

t) Tribunals-, Tabaks-Administrations- und Titular-Räthe;

u — z) Universitäts-Räthe, Waisen-Räthe und endlich Zoll-Räthe.

Von weit den mehresten aller dieser Räthe gibt es nun aber wieder verschiedene Klassen, als Ober- und Unter-Räthe, Geheime Räthe und Nicht-Geheime-Räthe und unter Ersteren wieder „wirkliche“ und nicht wirkliche Geheime Räthe!

Ihr sehet also, daß Ihr im ganzen Alphabet nur die Buchstaben K, D, B und X (Denn das Ypsilon ist kein deutscher Buchstabe, daher gute Patrioten sogar Ysey mit dem J schreiben) unberathene Buchstaben in Eurem Vaterlande sind. Auch für diese aber ließen sich leicht neue Titel von Räten bilden, die Ihr der Wirklichkeit nach längst schon, und zwar in absonderlich großer Anzahl, jedoch bisher nur unter andern Rathst-Titeln besitzt, als da sind Narren-Duetsch- und überhaupt Duäl-Räthe, und wie viele gequälte Ehemänner wissen nicht auch von einem Kantippen-Rath zu sagen! Für das B aber wüßte ich Euch nur einen Rath zu nennen, der aber der beste von allen ist, nämlich der Bor-Rath.

Napoleon und sein Küchenmeister.

Napoleons Mäßigkeit ist bekannt. Erst in den späteren Jahren seines Lebens aß er etwas mehr, als früher, und fand an der Tafel mehr Geschmack, als während er noch Feldherr der Republik war. Ausgezeichnet hat er sich freilich nie in der Art. Indessen das Wenige, was er noch bei Tische geleistet hat, verdankte er seinem Küchenmeister, Herrn von Cussy. Eines Morgens verzehrte er, wie gewöhnlich, sehr hastig einen Hühnerflügel à la tartare. Cussy stand allemal, wenn er speiste, dabei, und so sprach der Kaiser: Teufel nochmal, ich weiß nicht, das Hühnerfleisch ist sonst immer so fade und zähe; aber heute find' ich's delikats!“

Wenn Ew. Majestät es erlauben, werd' ich alle Tage ein Hühnchen in anderer Art aufsetzen lassen!

„Was? dreihundert und fünf und sechszig Mal wissen Sie ein Huhn anders aufzutragen?“

D ja, Sire, und vielleicht finden Ew. Majestät mehr Geschmack an der Kochkunst, wenn Sie den Versuch gemacht haben. Die größten Männer haben ja darauf gehalten. Ich will nur Friedrich nennen, der für jedes seiner Leibgerichte einen besondern Koch hatte.

„Na, Cussy, wir werden's ja sehen!“

Am folgenden Morgen verzehrte der Kaiser sein Hühnerflügelchen mit Aufmerksamkeit; am dritten Tage ward ihm das Ding interessant; bald nachher bewunderte er die unermesslichen Quellen der Kunst, und endlich fand er Geschmack daran. Die Mahlzeit dauerte etwas länger. Selbst in Helena ward manche trübe Stunde durch die Freuden der Tafel lichter.

Splitter und Balken.

Es gibt gar viele Splitterrichter,
Die nach den kleinsten Fehlern spä'n;
So manche mürrische Gesichter,
Die ihren Balken nimmer sehn.
Drum werd' ich's Euch wohl sagen müssen,
Ihr werthen Leser, frank und frei,
Und hoffe, Keinen wird's verdrießen,
Was Balke und was Splitter sey.
Ein Gläschen über Durst getrunken,
Bei Gläserklang und Herzenschein,
Und etwas schwer in's Bett gesunken,
Das mag vielleicht ein Splitter seyn.
Doch taumelnd in die Gasse fallen,
Nicht sehen, wann die Sonne scheint,
Nichts hören, wenn Kanonen knallen,
Ja ja, das ist — ein Balke, Freund!
Dem Steckensperd, der Lieblingsgrille
Zuweilen eine Stunde weih'n,
Das ist des armen Fleisches Wille,
Doch mag's auch wohl ein Splitter seyn;
Allein die Welt mit Zirkeln messen,
In Träumen leben für und für,
Und drüber Haus und Hof vergessen,
Das ist — ein Balke, glaubet mir.
Ein Kuß, zumal ein Kuß in Ehren,
Der mag wohl keine Sünde seyn,
Wenn auch, wie alte Jungfern lehren,
Aus Neid vielleicht — ein Splitterlein.
Doch mit dem Judaskusse küssen,
Voll Freundlichkeit und Hinterlist,
Dies, lieben Leute, sollt Ihr wissen,
Daß dies der größte Balke ist.
Drum laßt die Splitter ruhig leben,
Bis einst der große Schleyer fällt,
Sie können Lust und Freude geben,
Trotz Splitterrichtern, in der Welt.
Den Splitter laßt man wohl passiren,
Der Keinen je in's Leid gebracht,
Doch, Freunde! laßt das Herz Euch rühren,
Nehmt vor — den Balken Euch in Acht.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. Januar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 3.

Ein übereiltes Wort hat ihn getödtet.

Ein Zug aus dem Leben.

In Brest war vor mehreren Jahren ein Mann, von einem einzigen vertrauten Freunde begleitet, unter der dort Handel treibenden Welt plötzlich aufgetreten, so, daß er für Manchen aus den Wolken gefallen zu seyn schien. Fast Niemand wußte, woher er gekommen, und aus welcher Provinz er stamme. Dieser Mann nannte sich Montgomerie. Er schien Handlungsgeschäfte zum Zwecke seines Hierseyns gemacht zu haben. So ängstlich aufmerksam man auch anfänglich auf ihn war, so schwand doch bald alles Mißtrauen, denn, was Montgomerie erhandelte, bezahlte er baar, hielt unter allen Umständen sein einmal gegebenes Wort, gewann überdies durch sein charaktervolles edles Benehmen Jedermann, der größere oder kleinere Geschäfte mit ihm versucht hatte. So kam es denn, daß dieser räthselhafte Kaufmann, welcher sonst ein stilles und sehr verschlossenes Wesen hatte; bald ausgebreiteten Credit errang, den ein reich beladenes Schiff, das als sein Eigenthum im Hafen ankam, und denselben mit Waaren, die er in Brest zur Hälfte baar bezahlt, und zur Hälfte auf Rechnung genommen hatte, nach Rio beladen, bald wieder verließ, bedeutend vermehrt. Montgomerie hieß von nun an nur der fremde reiche Kaufmann; aber er hatte bald mit diesem Beinamen jene Furien, welche das Loos des Glücklichen oft weniger erträglich als jenes der Bedrängten machen, Neid und Mißgunst, auf sich geladen.

An einem schwülen Sommertage ging der beneidete Montgomerie in der Nähe des Hafens spazieren, um in der kühlenden Luft, welche die Meerseite dem Lande zuwehrt, Erfrischung zu suchen. Viele Augen waren auf den Glücklichen gerichtet. Als Montgomerie so vor einigen jungen Leuten vorbeiging, sagte ein Fremder, der vor wenigen Tagen aus Paris angekommen war, zu seinem Freunde:

„Welch eine täuschende Aehnlichkeit hat dieser Mann mit dem verruchten Joquilleß, der die Brandmarlung und Galeerenstrafe, welche ihm das Zuchtpolizeigericht zuerkannt hatte, als ein gefährlicher Betrüger

sehr wohl verdient!“ Nach diesen Worten gingen die Fremden, unbekümmert um Alles, ihre Wege weiter.

Das absichtlos ausgesprochene Wort war aber nicht fruchtlos in den Lüften verhallt. Richard, ein junger Handlungscommis, welcher als eine deutsche Waise nach Brest gesandt worden war, um hier sein Glück zu versuchen, das ihn seit früher Jugend gelohet, da er nie seine Aeltern gekannt, nie Beweise solch einer erhebenden Liebe genossen hatte, — dieser Richard hatte die Rede des Fremden vernommen. — Jener war in vieler Rücksicht keiner der Schlimmsten seines Geschlechtes, hatte kein böses Herz, viele Liebe zu seinem Geschäfte und Anhänglichkeit für das Haus, welchem er diente. Richard war aber auch überaus leichtsinnig, hörte oft nur halb, und ergänzte gern durch eigene Erfindung, was er nur schief oder theilweise erfaßt hatte. Seine Zunge, die sich gerne bewegte, sprach immer früher, bevor der Verstand erwogen, was diese zu sprechen gesonnen war. Tausend empfindliche Erfahrungen, welche sein feines Gefühl schmerzlich verletzten, hatte ihm diese Unvorsichtigkeit schon zugezogen. Er hatte sie eben so oft verwünscht, Besserung gelobt, und bald darauf wieder einen neuen und noch größern Fehler der Geschwätzigkeit und der Uebereilung begangen. Die giftigste Frucht war ihm aus solcher Blüthe gediehen.

Auf der Börse angekommen, fing er mit einem der bössartigsten Menschen, der unter Jene gehörte, welche sich gern Ein Auge ausreißen lassen würden, wenn jedem glücklichen Nächsten dafür Zwei genommen werden wären, ein Gespräch an. „Ich habe so eben eine Kleinigkeit erfahren,“ sprach er, „die mich erschüttert. Wenn Sie reinen Mund zu halten versprechen, so will ich sie Ihnen mittheilen. — Stellen Sie sich vor! Der reiche Montgomerie heißt Joquilleß; er wurde in Paris gebrandmarkt, auf die Galeeren gesandt, ist dieser wahrscheinlich entflohen, oder mit geheimer Begünstigung entkommen. Ein Pariser hat ihn beim ersten Anblick erkannt. Aber es ist eine Ehrensache; schweigen Sie davon!“

Der Forscher ließ sich so etwas nicht zweimal sagen. Er verließ den unvorsichtigen Richard bald, ein

dringendes Geschäft vorschüßend. Kaum waren wenige Stunden verfloßen, so züßelte sich die ganze Handelschaft von Brest mit wichtigen Mienen in die Thren: „Hütet Euch vor dem falschen, gebrandmarkten Montgommerie! Zieht Eure Gelder bei ihm heraus, morgen wird er verhaftet und wieder zur Galeere gesandt.“ — Alles, was an den Unglücklichen Forderungen hatte, stürzte über ihn her. Montgommerie, dessen Schiff noch nicht zurückgekehrt war, befand sich nicht in der Lage, so viele unvorhergesehene Forderungen gleich zu befriedigen. Die geängstigten Gläubiger machten Ernst; sie trieben es auf das Aeußerste, und indem sie sich um ihre Summen schon gänzlich gebracht wäbnten, kam es zu leidenschaftlichen Ausdrücken der Verachtung und Wuth. Montgommerie hörte sich einen Schurken, einen Verbrecher nennen. Dieses Benehmen erfüllte ihn mit dem höchsten Zorne. Seine Nerven waren von jahrelangen Leiden geschwächt und zerrüttet. Er machte zitternd und bebend eine gähe Bewegung, suchte vergeblich nach Worten; aber seine Zunge kaltete nur, seine Augen drehten sich im convulsivischen Krampf — er sank zur Erde. Ein tödtlicher Schlagfluß hatte die ganze Seite seines Körpers gelähmt.

Zu dieser schrecklichen Scene kam der einzige Freund Montgommerie's. Er stürzte wie verzweifelt auf ihn hin, beneßte ihn mit seinen Thränen, bewies ihm auf eine eben so zärtliche, als achtungsvolle Weise den herzlichsten Antheil. Nachdem man den Unglücklichen auf sein Lager gebracht hatte, forschte er nach der Ursache dieses erschütternden Falles. Als ihm Einer der Miteingedrungenen offen erklärte, sprach dieser noch im Zorne: „Das Gewissen hat sich in jenem Manne geregt! Wir haben erfahren, daß er Joquilles heiße, den Galeeren entlaufen und uns Alle um unsere Habe zu betrügen, hieher gekommen sey. Wie er vernahm, daß wir um seine Geheimnisse wüßten, sank er vor uns nieder, und betrügt so, wenn er stirbt, seine Gläubiger, wie den ihn verfolgenden Arm der Gerechtigkeit.“

Wer beschreibt das Erstaunen des redlichen Freundes über diese Worte, die ihm von Wahnsinnigen gesprochen schienen. Wie ein Rasender fuhr er auf, seine Haare sträubten sich empor, und seine Augen rollten wie Feuerräder vor Zorn. „Thörichtes Volk!“ rief er entrüstet, wer hat es gewagt, Euch solche aberwitzige Mährchen anzubinden! „Armer unglücklicher Freund!“ rief er dann wieder, mit milderem Tone zu Montgommerie gewendet, „so läßt dir auch hier die Bosheit und Thorheit den Frieden nicht, den du vor Allen verdienst. So wißt es denn, leichtgläubige Thoren! dieser Mann, einer der edelsten, welchen je die Erde trug, hat Lyon lediglich deshalb verlassen, weil er, ein Freund und Anhänger seines unglücklichen Königs Ludwig XVI., die Erinnerung an die schmerzlichsten Ereignisse seines Lebens dadurch schwächen zu können glaubte, daß er den Ort seiner tausendfältigen Leiden verließ. Das Blut seiner treuesten Gattin hat er auf dem Höllengerüste fließen gesehen; seinen Sohn, den er nur mühsam den Mördern entziffen, im frühesten Kindesalter mit einem Diener nach Deutschland gesendet. Gelähmt von solchen Verlusten, betrach-

tete er nun furchtlos den Wechsel der Dinge. Als die Gräuelt der unheilbringenden Revolution schwanden und ein gemäßigteres System ihren Schrecknissen folgte, begab er sich hieher, um unerkannt, nur mit mir und seinem Schmerze vertraut, zu leben; zumal, da er die zwar noch unverbürgte Nachricht erhalten hatte, daß auch sein Sohn, den wir schon verloren glaubten, da der Diener, der ihn nach Deutschland gebracht, dort verschieden war, durch ein sonderbares Zusammentreffen hier in Brest dienen sollte. Heute gelang es erst, die sicheren Beweise zu finden, daß Richard, dem Hause Picot dienend, wirklich dieser sein Sohn sey, für den er die Reste seines Vermögens und alle seine Liebe bewahrt. — In solch einem Augenblicke, dem ersten, der diesem Biedermann nach jahrelangen Leiden einen wärmenden Strahl der Freude wieder in das Herz gießen soll — in diesem Augenblicke habt Ihr, Unmenschen, Würger! Ihn mit Eurer namenlosen Thorheit an den Rand des Grabes gebracht!“

Bald hatte Montgommerie's edler Freund die Umstehenden von dem Ungrund ihres Verdachtes überzeugt. An die Stelle der lebhaftesten Besorgnisse trat nun bei Allen ein eben so leidenschaftlicher Unwille gegen den Verläumber, welcher einen unglücklichen und ehrlichen Mann in einen so bemitleidwerthen Zustand versetzen konnte. Der Vorsatz, die Quelle, aus welcher jenes ungereimte Gerücht entstanden war, zu entdecken, und so den Verbreiter jener schändlichen Lüge zu verfolgen, ihn streng zu strafen, war bald in Aller Herzen erweckt. — Jeder redliche Kaufmann ließ es sich zum angelegentlichsten Geschäft seyn, dieser Sache ganz auf die Spur zu kommen.

Während Einige in das Comptoir des Hauses Picot gingen, um dem jungen Richard sein Glück zu verkünden, hatten Andere bereits denselben als den Verbreiter jener verläumberischen Kunde Allen, die daran Antheil nahmen und auch dem Freunde Montgommerie's, namhaft gemacht. Denn sobald der geschäftige Ohrenbläser, welcher sich die Kundmachung jener unvorsichtigen Rede so angelegen seyn ließ, erfahren hatte, wie die Sache stünde, so wies er mit nicht geringer Schadenfreude auf den unbesonnenen Richard, als seinen Gewährsmann, hin.

Richard kam blaß und verstört in das Gemach, in welchem Montgommerie, noch immer seiner Sprache und fast jeder körperlichen Bewegung unfähig, darniederlag. Sein Ausblick war erbarmungswürdig. Was nun sein Herz empfand, vermag keine Feder zu beschreiben. Er hatte mit der Nachricht von dem unverhofften Glück, einen Vater gefunden zu haben, zugleich die Ueberzeugung von der Größe seines Vergehens erhalten, die ihn mit Furienschlägen geißelte und sein Gewissen auf die Folter der Hölle angab legte. Als er dem Bette seines Vaters nahe kam, hing sein Vergehen mit Centnerlast an jedem Gliede seines Körpers. Er sank nieder, langte laut heulend nach der kalten Hand des Unglücklichen, und brachte nichts hervor, als unartikulirte Töne namenlosen Schmerzes und trostloser Reue.

„Montgomerie, dein verlornen Sohn Richard!“ sprach dessen Freund, welcher aus Schonung für Vater und Sohn den großen Fehltritt desselben zu verbergen suchte. Aber nur ein plötzlicher Schimmer der schon im Brechen begriffenen Augen zeigte, daß ihn der Vater verstanden habe. Allmählig wird sein Körper kälter und kälter — große Tropfen treten an der Stirne plötzlich hervor — ein hohler Seufzer entwindet sich mühsam der gepreßten Brust — sein Freund und der verzweifelte Richard geben einen Schrei des Entsetzens von sich — Montgomerie's Seele hatte das Jammerthol seiner Leiden verlassen. — Ein übereiltes Wort hatte ihn getödtet!

Richard wurde sein gesetzlicher Erbe. Das Vermögen, welches er erhielt, war groß. Aber jener unfreiwillige Mord hatte ihn der Freude des Lebens entriekt. Nie sah man seine Stirne heiter, oft seine Augen von Thränen, sein Antlitz vom herben Kummer besucht. Was ihm seine Zunge geraubt hatte, konnte kein Lächeln des Glücks mehr ersetzen. Er wandte in blühender Jugend eine wandelnde Leiche dem Grabe zu, an nichts mehr regen Antheil nehmend im Leben. Nur dann, wenn er in seinen Geschäften auf einen mit der Welt wenig bekannten Jüngling stieß, dem die Rede unbesonnen entquoll, und der seine Gedanken über sich und über Andere rücksichtslos in die Menge hineinwarf, — nur dann ward seine bleiche Wange mit glühendem Roth übergoßen, sein Blick stehend und sein Leib wie vom unterirdischen Schmerz geschüttelt: „Halt ein, unsinniger Thor!“ rief er mit wüthender Gehehrde, wie vom gähnen Wahnsinn ergriffen. „Weißt du nicht, daß dein unbesonnenes Wort ein Schwert an der Hand eines Rasenden ist, weißt du nicht, daß du an deinem eigenen Glück, wie an der Ruhe deines Bruders, zum Mörder wirst? Halt ein, und zittere vor meinem Leiden! Ach, als ich den Vater gefunden, hat ihn meine Zunge getödtet!“

Der Traum.

Eine biographische Skizze in zehn Parabeln vom kleinen Belisar.

1) Ich war ein zartes Knäblein, da trat ein ehrwürdiger Mann zu mir, legte seine Hand auf mein Haupt und sprach liebevoll: „Du Büblein siehest fecht ins Leben mir hin, an Muth soll dir's wohl eben nicht fehlen, drum denck mir, gescheut sey es gethan, ich stelle dich in Schuß unseres Löwen. — Bist brav du und gut, und fremd der Lüge und Truge, so kann dir's am Glücke nicht fehlen.“ Da dankt' ich mit Thränen dem herzigen Manne, und sagte: „Nie werde vergessen ich ja, die Rede des Vaters des sterbenden redlichen Greises, da er Segen den letzten mir theilte. Das Schiffelein des Lebens, so sprach er, mein liebliches Kind, geht nicht immer mit heiterem Winde. Es schwellen zum bersten die Segel wohl oft, getrieben von Sturm und Gewitter; doch hältst du am Compaß der Wahrheit dich fest, dann fürchte nicht Untergang

noch Beschwerde, denn sicher geleitet dein Compaß dich doch, in den bergenden Hafen der Ruhe.“

2) Und Zwanzig und Zwei der kräftigsten Jahre, dient' ich dem Löwen mit Leben und Guth, blieb standhaft und treu ihm, da tausend' ihn floh'n; nicht acht' ich Gespötte noch Sorge noch Müh', noch schönde mich lockend' Gewinne. Nur Schlechtes, so dünkt' mir's, verläßt das Glück, wenn Schicksal den Rücken ihm kehret. Zum Golde dem reinen, schloß an ich mich fest, als Feuer von Schlacken dasselbe gelöst. Klein blieb das Häuflein, doch ächtes Metall, geläutert durch Unfall und Thränen. Da ward's an der Zeit, daß es sich auch prüfe in Werthe; und köstlich bestand es die Probe, zur Lust und Freude und Glücke des Löwen. Da hob der das Auge zum Himmel und schwor: „Straf Gott mich, verges' ich den Dienst dir, du lautes Metall, das mich gehoben wieder empor!“

3) Und saget das Sprichwort: wo des Holzes man fället, da fallen in Menge der Splitter; und wenn die Eiche, bestimmt zum kräftigen Bau, ihr hohes Haupt beugt, dann brechen noch viele der Zacken und Aeste der Krone, aber der sorgliche Wirth, weiß nach Kräften den Abfall zu nützen. Da war der Zacken ich einer, der, weil er im Falle gelitten, vom Stamme gelöst ward. Und zu mir sprach der Löwe: Du trauter Geselle, bewähret im Unglücke und Glück, dich will ich noch anderseits lohnen, auf daß du für deinen Dienst, auch der sorgloseren Tage genießest! Du hast mir geholfen den Ruhm an das Sternenzelt zu heften, dahin verweise ich denn, mit vielen der Andern dich hin; lebt sorglos und bleibt mir ferner getreu! So kam ich von Unten nach Oben.

4) Da ward ich Trabant des Thierkreises, den der Steinbock für den Löwen regiert, und, das ich weder wollt' noch wünschte, mit der Jungfrau getraut. Sie schuldlos und brav, doch nimmer zur Gefährtin mir passend. Als Mentor ward uns der Krebs gegeben, ein häßliches Thier, das heimlich uns kniff, verläumd'te und schind'te. Zur Hülfe und Freude des Lebens, wurden uns die Zwillinge zu Theil; aber die heuchelnd misrathenen Buben, gelohnten der Liebe sehr bitter. Statt Ruhe, ward Sorge und Kummer mein Theil. — So ward's hoch Mittag.

5) Und das Gestirn des Schützen ging auf, das einflussreiche auf manch Menschen Wohl und Wehe. Da rief ich Erbarmen und Hülfe, Erlösung aus Nothen und Pein! Aber der Ruf verhallte, verdreht und mißdeutet nur, ward er nachmals vernommen. Und meine Wahrheit ward Trug, und der Lug und Trug des Scorpions und Wassermannes, als Wahrheit genommen. Da legte zornig der Schütze den Pfeil auf den gespannten Bogen, und zielte nach meiner zerrissenen Brust hin. — Nichts hatte ich der Gewalt des Geschosses entgegen zu stellen, als das weiße papierne Schild der Unschuld. Da drang mir der Pfeil in's Herz; war doch das Schild nur weiß und von Papier. Da seufzt' ich mit Bemuth und Schmerz: „O Löwe, ist dies denn Dein Wille, daß also im Himmel und mit den Deinen geschehe?!“

6) Nachdem ich mit der Jungfrau halb getödtet, ward der Stier mir auf den Leib gesandt; Der stieß nach gröblicher Weise mich in die Rippen, fraß Heu und trat mich mit Füßen. Da sprach ich wieder mit Wahrheit: „Hilf Schütze mir ab von den groben Gesellen, sende die Waage nur her, und wäge das Recht und das Unrecht mir ab, nach Sitt' und Gesetz.“ Desß denkt Dem, ich sey zu leicht noch für das Uebel. Da schmiedete der Dchs, der Scorpion und der Wassermann (vom vielen Wassertreten war er plattfüßig geworden, und der Schnupfen ihm auf die Augen geschlagen;) die Bolzen, mit Fischgalle sie solche bestreichen, und reichten zum Abschießen dem Schützen sie hin. Blinden gewaltigen Eifers, verblendeten Wahn's, schlendert er solche gewaltig gegen mich Kranken noch hin. Da fiel ich zerschmettert zu Boden.

7) Und schleppt' ich mich winselnd und jammernd zum Widder und Steinbock, und klagt ihnen erbärmlich mein Leid. Sie aber stießen mich fühllos zurück, weil Schüg' mich so schrecklich mißhandelt. „Geh' Männlein, und wasche dich rein, und wenn du in Etwas dich wieder gesäubert, dann komme wieder und hole dir Recht.“ Also sprachen sie zu mir. Ich aber erwiderte: „Was hilft mir die Wäsche und Bleiche, bin todt ich von Hunger und Schande?“ Desß wurden die himmlischen Zeichen die Böcke nicht inne. Da kroch ich zur Wäsche.

8) „Du! wie siehst du aus, nicht Menschen, der Kröte mehr ähnlich!“ rief staunend der Bleicher mir zu. Ich aber sprach: „Herr! dieß ist nicht nur meine Natur, wascht brav nur, der Unflath geht wäherlich herunter.“ Da rieb er, — und vieles des Aussages verschwand, den der Scorpionsgeiser und Wassermanns Eifer mir angeworfen; doch von Manchem erhielt sich Spur mir am Leibe, und der Bleicher ward müde. Da zittert' ich sehr, und bangte, wenn ich zur Waage zu sitzen so käme. Desß jammert den Einen, der da sprach: „Seh' ruhig du Armer, mich rühret dein Schicksal! Hier hast du die Seife, gefertigt zur Nacht, doch so klar wie die Sonne am Himmel; bestreiche die Flecken, und wasch dir die Augen und werde gemüthlichen Sinnes; dann trete zum Löwen und spreche denn frei: „Sie haben mich schrecklich mißhandelt, Die oben im Thierkreis; mit Unflath und Makel besudelt, und mich getödtet an Leben und Seel'; dann erst mich zur Wäsche gesendet. War's also dein Wille? Gebleichet wie Gold, so steh' ich vor Dir, gedenke der Zeiten der Zeiten! gib' Ehr' mir nun wieder und Leben und Gut, die Trug mir so bpschaft genommen.“

9) Und mir ward ein Gesicht. Ich sah', wie nach meiner also geführten Rede, sich der gestreckte Löwe empor hob, und zu dem Steinbock' und Widder und dem Schützen sagte: „D ihr Geblendeten! wie konntet Ihr die Wahrheit so lange verkennen, und Euch berücken lassen von der Bosheit und Dummheit der Andern. Künftig handelt nach meinem Gesetz', und schlägt nicht erst todt, ehe ihr Einen gehöret. Dieß mach' Euch für's künftige klüger. —

Und ferner vernehmt den Willen der Meinen: nicht öffn'et gewaltfam den finsternen Abgrund, auf daß

nicht in jeglichem Winkel das Laster sich kauert, und verschlinget was muthig, und verdüstert was helle, und besleket was rein ist, damit kein Weh' über Einen der Meinigen komme. Du Scorpion aber, du heimtückischer Wurm, auf daß du nicht wieder den Meinigen schadest, dich vernicht ich für immer!“ Da reckte der Löwe die kräftige Klaue, und trat auf das Gewirm, daß es zerplatzte. Und zum Wassermann sprach er: „Wie du das Loos dem Armen hast wollen bereiten, so will ich solches an dir nun vollziehen; denn merke: so du nicht willst daß dir geschieht, so sollst du nicht an Andern auch thun.“ — Und der Löwe schlug alsbald einen Reif mit dem Schweif, und um den Hals des Wassermanns er ihn legte, und mit gewaltiger Stärke er ihn hob, so daß dem die Brille abfiel, und ihm auf immer der Schnupfen verging. — Darauf sprach der Löwe mit Liebe mir Recht.

10) Da fiel ich zur Erde, faltete die Hände, und richtete den thränengefüllten Blick zum Allvater, und dankte mit Inbrunst ihm, und bat ihn um langes Erhalten des Löwen, der mit Gerechtigkeit und Großmuth die Sein'gen regiert. Und eine heitere Wolke umhüllte mich, und ich hörte eine Stimme, die der meines Vaters glich, die ich also vernahm: „Es wundere dich nicht, daß du um der Wahrheit so Vieles gelitten, sie ist rar worden auf Erden, wie die drei Königs-Thaler in Eöln; und da man in jegliches Rare, Mißtrauen stets setzt, ob's ächt ist und nicht untergeschoben, also erging's mit der Wahrheit der Deinen. Ist aber jeglicher Zweifel am Raren verschwunden, dann erst wird's von der Menge bewundert. Bleib dir getreu und meiner Lehre; und solltest du ein Märtyrer derselben auch werden, dann leide und trage, und stirb mit freudigem Herzen für sie, dich rächt ein künft'ig Jahrzehend schon; doch den Lohn empfängst du alsbald am Throne des Herrn, der uns die Lehre gegeben.“ Auch segnete der Geist mich noch einmal und sagte am Schluß: „Wahrheit bleibe auch ferner dein Compaß, der dir das schwankende Schiffchen durch's Leben regiere,“ und verschwand. —

Ich aber erwachte, und sah' mich in Sorgen noch und Nöthen; denn die Kleinen forderten Brod; so ward ich dann inne, nur — eines sünnigen Traumes.

A n z e i g e.

Der in N. zum Tode verurtheilte Mißethäter N. wollte sich vorgestern, erst durch Gift, darauf durch einen Schnitt in den Hals selbst umbringen. Da jedoch sofort ärztliche Hülfe angewandt wurde, so berichten wir hierdurch zur Vermeidung aller Irrung, daß der Delinquent jetzt außer aller Gefahr sey und übermorgen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden wird.

A n e k d o t e.

Ein jüngst an den Pranger gestellter Jude, rief einem seiner Bekannten zu: „Thig, gehst du auf den Schmutz? Komm her! Kauf mir das Tafelch' ab, ich geb's dir billig.“

Düsseldorf, Montag den 28. Januar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 4.

Das Concert in Hamburg.

Erzählung aus der Lebensgeschichte eines preussischen Offiziers.

Und wenn die Hoffnung auch den Untergrund verliert —

So laßt uns fest an diesem Glauben halten;
Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten!
Wieland.

Die Schlacht bei Belle-Alliance war geschlagen; der ritterliche Sneyenau forderte den letzten Athem seiner tapfern Krieger zur Verfolgung des in wilder Flucht davon eilenden Feindes auf. Sechs Cavallerie-Regimenter folgten im tausenden Galopp; unter ihnen das Husaren-Regiment, bei dem ich stand. Aus allen Schlupfwinkeln wurden die Flüchtigen aufgejagt, aus allen Lagerstätten verschucht, und für so manche, von den Fremdlingen in unserm Vaterlande verübte Schand- und Frevelthat wurde in den Tagen vom 18. bis zum 24. Juni 1815, auf dem Boden ihrer eignen Heimath, ein schauerliches Gericht gehalten.

Zum Zweitemale standen wir vor den Thoren der Hauptstadt Galliens, paradirten über ihre Boulevards; und das leichtsinnige Volk schrie wiederum bis zum Heiserwerden: vivent, vivent à jamais les Alliés!

Alles, was Paris an Schätzen der Kunst darbietet, hatte ich mit wahren Heißhunger durchlaufen, den Louvre und die Tuilerien beschen, das Musée Napoleon bewundert, Malmaison und Versailles durchstreift, und ich fühlte nun in der ungeheuern Stadt eine Leere — ich langweilte mich, mehr als oft früher in kleinen Landstädtchen des lieben deutschen Vaterlandes. — Um mich zu zerstreuen, begab ich mich eines Abends in Gesellschaft mehrerer Kameraden in eines der Spielhäuser des Palais royal, die famöse Numero Cent treize.

Wir betraten den Saal, und wie gewöhnlich war auch diesmal eine große Menge um den grünen Tisch versammelt. Bald waren meine Gefährten thätige Theilnehmer, und ich lehnte mich in eine erhöhte Fensterbrüstung, von wo man den ganzen Saal übersehen konnte. Und wo fand sich auf einem kleinen

Raume mehr Stoff zu wichtigen Beobachtungen als hier? —

Vor mir die Spieler um das Roulett stehend, Kopf an Kopf; hier wurde französisch und englisch, dort russisch und deutsch gesprochen; da standen Krieger von Hochschottland und dort welche vom uralischen Meere mitten unter der Pariser Welt; hier ein mit Orden besterter, von Gold glänzender General, und neben ihm ein altes kleines Französchchen, ein ehemaliger Ludwigskritter, mit Haarbüchel und in der Kleidung des vorigen Jahrhunderts. Keiner kannte seinen Nachbar; alle standen, dicht gedrängt, in tiefem Schweigen und die Augen unverwandt nur auf die verhängnißvolle Kugel gerichtet; für Nichts Sinn äußernd, als das todte Metall, das in Haufen geschichtet da lag. — Dazu der ewig wiederkehrende, einförmige Ruf der Bankhalter: Messieurs, faites votre jeu! Le jeu est fait! rien ne va plus! Mitunter ein leiser Fluch der Verlierenden, davon mehrere sich nur mit Mühe aus dem dichten Kreise zu drängen strebten. Welche Leidenschaftspalten spiegelten sich in den Augen und Mienen der Spielenden, die, Eines Zweckes wegen hier versammelt, vielleicht an diesem Abend den Grund zum Jammer für ein ganzes Leben legten! — Welcher Stoff zu Betrachtungen, wenn man erwog, welche ungeheure Weltbegebenheiten sich ereignen mußten und geschehen waren, diese Menschen hier, zu solchem Zweck! zusammen zu bringen; die Ebhne des Mars vom Eismeer, vereint mit denen des insularischen Britanniens und unseres gesammten Deutschlands, als Sieger in die Hauptstadt Frankreichs zu führen!

Starr vor mich hinsehend und meinen Betrachtungen hingegeben, hatte ich wenig Sinn für das Spiel, als der wiederholte Ausruf mehrerer anderen Zuschauer: „Mais c'est fort! c'est étonnant, ça!“ u. s. w. mich aus meinen Träumereien aufweckte. Ich sah hin und erblickte einen preussischen Dragoner-Offizier nicht weit von mir stehend, der einen großen Haufen Gold vor sich liegen hatte. — Allein mehr als das Gold interessirte mich der Mann selbst. Ein starker Schnauzbart und zwei große Narben auf den Wangen gaben ihm ein wahrhaft martialisches Aussehen; doch düster

und mürrisch vor sich hinstehend, „gleich er mehr einer Statue, als einem lebenden Wesen, denn fast unbeweglich stand er da; sein Auge war leblos; er gleich dem personificirten Kummer und Gram. Aber desto auffallender begünstigte ihn das Glück. Bald waren Aller Augen nur auf ihn gerichtet, die in dem Saal umher Spazierenden drängten sich an den Tisch; Alles gaffte ihn an. Er nur blieb unerschütterlich ruhig und kalt.

Jetzt nahm er einen Haufen Gold (die Summe schien mir sehr bedeutend) und schob ihn auf die No. 7. Der Banquier schnellte die Kugel. Die 7 gewann, und der Croupier griff betroffen in die Kasse, um den 3fachen Satz zu bezahlen. Schweigend winkte der Dragoner-Offizier mit der Hand und marquirte den ganzen Satz nebst dem Gewinn abermals auf die 7. — Todtenstille ward im ganzen Kreise! Man hätte jeden Athemzug hören können. Der Banquier ließ die Kugel wieder rollen und wieder erkönte es: *Le sept gagne!* Lautlos wie bisher zählte jetzt der Gewinnende das Gold. Er erhielt 4000 Napoleons'd'or, schüttelte sie stumm in seinen Ezako, beschenkte sodann die Aufwärter und einige der den Saal durchschwärmenden Nymphen und verließ hierauf das Zimmer. Meine Erkundigungen nach dem Namen des so glücklichen tollen Spielers waren umsonst; ich erfuhr nur, daß er gewöhnlich um 5 Uhr bei *Very esse*, und nach seiner Uniform mußte er ein Rittmeister des ***schen Dragoner-Regiments seyn.

Woher kommt es, und wer kam es mir erklären, daß manche Menschen uns gleich beim ersten Anblick mächtig und unwiderstehlich an sich ziehen, während andere uns bis zu einer wahren Idiosynkrasie unendlich erscheinen und bleiben? Der Rittmeister gehörte unter die Ersteren; auf mich hatte sein ganzes Wesen einen Eindruck gemacht, von dem ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte, und ich beschloß, den andern Tag bei *Very* mit ihm zusammen zu treffen.

Ich fand dort um 5 Uhr meinen Räthselhaften, postirte mich in seine Nähe, und suchte ein Gespräch mit ihm einzuleiten. Aber er erwiderte mir nur eben so viel, um nicht geradezu unartig zu seyn, und nachdem ich mehrere Tage dieselben Versuche erneuert, aber immer auch dieselben kurzen und trocknen Antworten erhalten hatte, beschloß ich schon, seine nähere Bekanntschaft aufzugeben, als ich eines Morgens zufällig einem mir bekannten Offizier von dem Regimente, bei dem der Rittmeister stand, im Palais Royal begegnete. Natürlich war, nach unserer gegenseitigen Bewillkommung, meine erste Frage nach ihm.

„Sie meinen“, erwiderte der Befragte lächelnd, „ohne Zweifel den Rittmeister Wallenkeld, der sich gegenwärtig hier bei dem Commandanten als dessen Adjutant befindet. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß er erst seit Eröffnung dieses Feldzuges beim Regimente steht, und früher im Leibhusaren-Regimente stand. Er spricht wenig, besucht selten frohe Zirkel; seine einzige Erholung scheint die Musik zu seyn, und er spielt auch wirklich meisterhaft die Violine. Uebrigens wird er allgemein geachtet, von den Dragonern

sehr geliebt, denn er ist brav wie Einer, und vielleicht der Einzige des Regimentes, der wegen seiner fünf Orden von Keinem beneidet wird.“ —

Meine Neugierde war nur halb befriedigt, und die Art, wie der Rittmeister meine Versuche, mit ihm näher bekannt zu werden, aufgenommen, würde mir alle Lust, fernere Schritte deshalb zu thun, benommen haben, wenn nicht auch ich bald darauf in das Bureau des Commandanten, Generals von M...f...g, beordert worden wäre. In Einem Tische arbeitend, durch engere Dienstverhältnisse einander täglich und stündlich nahe gebracht, wurden wir endlich genauer mit einander bekannt, aber immer blieb unser Umgang in den Schranken einer gewissen Abgemessenheit und Kälte, die jedes nähere Anschließen geradezu unmöglich zu machen schien. Uebrigens sah ich ihn seit jenem ersten Abend nie, weder in Nr. 113, noch sonst einem der, leider! so zahlreichen, Spielhäuser von Paris. Da kam der Geburtstag unseres Königs heran. Entfernt vom Vaterlande und unter den erhebenden Verhältnissen, mit denen wir ihn diesmal in Frankreichs Hauptstadt begrüßten, ward er von uns um so herzlicher gefeiert. In meiner Wohnung versammelten sich mehrere Bekannte und Freunde; auch der Rittmeister folgte meiner Einladung. Heute schien die Kälte, die ihn bisher umschlossen hielt, zu thauen; er erzählte uns Bruchstücke aus seinem militairischen Leben, und wir Alle erstaunten über das ausgezeichnete Glück, das ihn aus den größten Gefahren, in die er sich durch eine an Wahnsinn gränzende Tollkühnheit gestürzt, errettet hatte. — „Dazu auch noch Glück im Spiel!“ fiel ich ein, ihm den schäumenden Champagner reichend, „ohne Zweifel auch in der Liebe! und nächstens, Major! — Wahrlich, Sie sind ein eben so beneidenswerther als braver Mann! Das Glückskind lebe!“

Alle stießen an; der Rittmeister dankte, aber immer finsterner wurde sein Blick, immer stärker die Falten auf seiner hohen Stirn, und dumpf sprach er für sich hin: „Ich und Glückskind, Ich!! — — Doch heute wollen, müssen wir vergnügt seyn!“ und mit diesen Worten stürzte er mehrere Gläser hastig hinunter; man sah es, daß er mit Gewalt trübe Erinnerungen verschleuchte, um den Frohsinn des traulichen Kreises nicht zu stören. — Die Freunde trennten sich gegen Morgen; nur der Rittmeister blieb noch, und nunmehr, nachdem wir uns beide allein miteinander befanden, begann er zu meiner größten Ueberraschung, wie folgt:

„Sie haben, mein junger Freund, vom ersten Augenblick, wo uns der Zufall zusammensührte, wie ich wohl bemerkte, an mir einen lebhaften Antheil genommen, und auch ich fühle mich zu Ihnen mehr, als gewöhnlich hingezogen. — So sollen Sie denn jetzt die ganze traurige Geschichte meines unermeßlichen Unglücks erfahren; Sie werden sich daraus überzeugen, daß der gutgemeinte Toast, den Sie mir vorhin zugebracht, ohne daß Sie es wollten, für mich die bitterste Satyre war. Ich will gegen Sie mein Herz ausschütten. O, mögen meine Verirrungen für Sie, mein wackrer Kammerad, Warnung und lehrreiches Beispiel seyn! — Doch heute ist es zu spät; morgen Abend

aber besuchen Sie mich, ich wohne rue St. Martin, No. 110 — und nun gute Nacht, mein werther Freund!“ —

Kaum neigte sich der andere Tag zu Ende, so fand ich auch schon vor der Thüre meines neuen Freundes, denn ich war allerdings nicht wenig gespannt auf die Erzählung seiner Begebenheiten. Ich trat ein und er bewillkommte mich mit den herzlichsten Worten. Eine Bowle Punsch dampfte auf dem Tische, der Diener brachte Pfeifen, wir nahmen Platz im behaglichen Sofa und mein räthselhafter Rittmeister begann:

„Ich heiße nicht Wallensfeld, sondern bin der Sohn und das einzige Kind des verstorbenen Geheimenraths von R . . . in B **. Ich will Sie mit Erzählung meiner Jugendgeschichte nicht ermüden. Im 18ten Jahre bezog ich die Universität. Kurz nach Beendigung meiner Studien traf mich das harte Verhängniß, meinen braven Vater plötzlich zu verlieren, und der Jüngling stand jetzt verlassen und allein, denn schon in meinen Kinderjahren war mir die Mutter gestorben. Herr eines bedeutenden Vermögens, jung und ohne Erfahrung, dabei von nicht unangenehmer Gestalt und lebenslustig wie die Jugend; was soll ich Ihnen erst lange sagen, daß ich . . . Abwege gerieth, die mir Zeit, Geld und Gesundheit kosteten?“

„Da lernte ich ein holdes Mädchen kennen, die mir nach Namen und That wie ein rettender Engel erschien. Mir gegenüber wohnte die Staatsrätthin Engel mit ihren Kindern, einer reizenden Tochter von 15 Jahren und einem ältern Sohne, der seit ein paar Jahren sich als praktischer Arzt etablirt hatte; der jüngere befand sich als Kapellmeister im Dienste des Herzogs von D Der Tochter Bekanntschaft machte ich ihrer Harfe, die sie vortrefflich spielte und mit deren Tönen sie mich lange schon, ihr unbewußt, entzückt hatte. Oft, wenn ich Abends nach Hause kam, und Ottilie spielte, nahm ich meine Violine, setzte mich an's Fenster und accompagnirte leise die Meisterin. — Verlangen Sie von mir keine romantische Beschreibung, wie unsere Bekanntschaft auf diese harmonische Weise sich entspann, wie unsere Neigung zu einander entstand, rasch zur glühendsten Liebe sich eigerte. Genug — Euterpe brach hier dem Amor die Bahn und bald war ich kein unwillkommener Gast in der Staatsrätthin Hause. O, diese seligen Tage, die ich dort verlebte! Wie floh ich jetzt mit einemmale die wilden Gelage der rohen Gesellen, in deren Umgang ich sonst Tage und Nächte verschwelgte! Der Sinn für das Edlere und Höhere im Leben erfüllte mit allem Zauber der lieblichsten Phantasie meine Brust!“

„Und als nun Monate lang wir uns kannten, als mein Examen beendet, und ich der Anstellung beim Ober-Landesgerichte in R . . . baldigst entgegen gehen konnte, da bat ich die Mutter um Ottiliens Hand — ihr Herz war ja längst mein — und die würdige Matrone segnete freundlich unsern Bund. O, sie lächelte mir die Zukunft an der Seite des reizenden, himmlischen Weibes!“

„Mutter und Tochter verreiseten bald darauf, um Ottiliens jüngern Bruder in D zu besuchen; in zwei Monaten versprachen sie zurückzukehren, und dann sollte das Fest, das seligste aller Liebenden, still im Kreise von wenigen Auserwählten von uns gefeiert werden. Ach, hätten sie die furchtbaren Folgen, welche diese Reise für mich, und somit für uns Alle hatte, ahnen können, wie gerne würden sie sie aufgegeben haben! Die öde Einsamkeit, die mich nach dieser Trennung von der Heißgeliebten umging, ward mir mit jedem Tage peinlicher, und so führte mich mein böser Dämon eines Abends in das öffentliche Haus zurück, in dem ich sonst mit jenen Wüstlingen verkehrt hatte, und wo alle Abende ein pensionirter Hauptmann, der leibhaftige Posert aus Islands Schauspiel: Der Spieler, Bank hielt. Ich wollte nicht mit den alten Bekannten mich wieder verbinden! Nein! Es sollte mir vielmehr ein Triumph werden, diese von den unseligsten Leidenschaften verzerrten Gesichter nur wieder zu sehen, um mich meines glücklichen Stilllebens in ihrem Anschauen mit dem edelsten Stolz zu erfreuen! Dies waren die schönen Vorsätze, mit denen ich die Unglücksschwelle betrat. Die Spieler triumphirten aber auch, mich wieder zu sehen, und unter allgemeinem Jubel ward mir sogleich ein Livret gereicht. Ich schlug es aus und stand wirklich Stundenlang als ruhiger Zuschauer unter ihnen. — Endlich, doch in der That nur des Scherzes wegen, besetzte ich eine Karte mit einem Dukaten. Sie verlor; ich verdopple den Satz, verliere wieder, verdopple von Neuem, und ehe ich es noch selbst berechnet habe, sind 50 Dukaten aus meiner Borse in den Händen des Banquiers. Ich eilte fort. Aber der andere Abend kam; ich wollte dem Hauptmann meine 50 Dukaten nicht lassen, — nur diese wieder, und dann, auf Ehre und Pflicht, in meinem ganzen Leben keine Karte mehr berühren. Aber ich gewann sie nicht wieder, und — ehe acht Tage vergingen, hatte ich über 1000 Dukaten verspielt!“

„Kennen Sie die Leidenschaft des Spiels?“ fragte mich hier mit einem Seelen-durchbohrenden Blick der Erzähler, indem er rasch aufstand, mich kampfhast am Arm faßte und geisterartig anstarrte. „Kennen Sie diese Macht des Teufels über den Menschen, die Göthe in seinem Faust, so unbegreiflich, ganz unberührt gelassen hat? — O, dann werden Sie es auch begreiflich finden, wie ich nun dieser finstern Gewalt völlig anheim fiel. Die verlorenen Summen konnte ich nicht verschmerzen. Ich mußte jetzt wagen, um nur das Verlorene wieder zu gewinnen; — ich wagte, und stürzte in den Abgrund! — — Meine holde Braut kehrte zurück; sie merkte wohl bald an mir eine traurige Veränderung, denn wo hatte ich jetzt noch Empfänglichkeit für den süßen Reiz stiller Familienfreuden; wo jetzt noch die innere Ruhe, mit ihr so heiter wie sonst, die Abende zu verleben? Der Spieler hat keinen Sinn für Häuslichkeit, Liebe, Frieden und jedes bessere Gefühl! Gleichgültig ist ihm die Achtung edler Menschen, gleichgültig Tugend und Zukunft. Kaum konnte ich die Stunde erwarten, die mich an den ver-

fluchten Pharaos-Tisch rief. Geschäfte, Vorbereitung zum Staatsdienst, und Gott weiß, welche tausend Lügen sonst, mußten mich bei der Geliebten entschuldigen. Die arme getäuschte Dittlie! Sie ahnte auch wirklich das Gräßliche nicht. Wohl aber der Bruder! Und dieser kam endlich meinem wüsten Leben auf die Spur.“

„So eilte ich denn eines Abends — beinahe die letzten Trümmer meines Vermögens in der Tasche — in das Haus des Unglücks, und heute wollte ich mehr als jemals das Glück mit Gewalt zu meinen Gunsten zwingen.“

„Ich setzte hoch, die Börse wurde immer kleiner: frampshast mich an den Tisch haltend, ein Glas nach dem andern leidend, um den inneren Richter zu betäuben, blickte ich auf den Hauptmann, denn — es stand ja Alles, Alles, was theuer dem Menschen ist, meine Liebe, meine ganze Zukunft, auf dem Spiel. — Auch die letzte Karte verlor; der Banquier murmelte: Jeu fini! packte das Gold in seine Cassette — und der Allmächtige bewahre jeden Sterblichen vor dem Gefühl, das mich ergriff, durchbeute! — Regungslos stand ich — ich war ein Bettler, ein Elender! — ein Rasender, hatte ich Alles der fürchterlichen Leidenschaft geopfert, und konnte Niemand anklagen, Niemand auf der weiten Welt, als mich selbst!“ —

(Schluß folgt.)

Des alten Seifertiz Meinung von Duell-Mandaten.

Die wunderbar und haltungslos zuweilen die Ansichten der Menschen sind, dazu mag auch Folgendes ein Beleg seyn: Im Juli des Jahres 1713 ward der königl. polnischen und sächsischen Armee ein neues „Duell- und Degen-Mandat“ bekannt gemacht und jeder Regiments-Commandant angewiesen, von sämtlichen Offiziers unterschriebene und untersiegelte Bescheinigungen: daß sie von jenem Mandat gehörig in Kenntnis gesetzt worden, einzureichen. Ein Freiherr von Seifertiz, welcher bei dem damals in Annaberg liegenden Bataillon Landmiliz stand, und seiner freien Aeußerungen wegen in der ganzen Armee bekannt war, unterschrieb nun zwar auch die erforderliche Bescheinigung, schickte aber daneben dem General von Buströmirsky zu Dresden, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, einen Brief des Inhalts:

„Da habe sollen und müssen bekennen, daß mir das neue Duell- und Degen-Mandat bekannt gemacht worden. Nun und das ist auch geschehen, denn der Martis-Sohn soll und muß gehorchen; doch nur insoweit es seine Kräfte erlauben. Dem verdammten Mandate aber Folge zu leisten, das ist über meine Kräfte. Mein Leben ist mein, darüber hat mein gnädigster König nicht zu gebieten — und wenn ich mich morgen dem Teufel verschreiben will, das stehet bei mir; und wenn ich mich zehn Mal in einem Tage duelliren will um eines Mausequarls wegen, das stehet auch bei mir. Wen ich aber oder wer mich erste-

hen oder erschieszen soll, das stehet bei dem lieben Gott. Darum wär es wohl gut, wenn sich die Mandate nicht um die Offiziere bekümmerten. Wenn Ew. Excellenz es so gelegentlich dem Manne, der das Mandat geschmiedet, wollten merken lassen: daß der alte Seifertiz sich den Teufel um das Mandat scheere, das wäre mir eben recht. Ew. Excellenz dem lieben Gotte, und Ew. Excellenz mich empfehlend, verharre mit gehöriger Devotion

Ew. Excellenz

der alte Seifertiz.“

Ein paar Gedanken über das schöne Geschlecht

Göthe scheint mir die Weiber mehr zu kennen Schiller und Jean Paul sie mehr geliebt zu haben. Das Weib verhält sich zum Manne, wie die Poesie zur Philosophie. — *L'homme dit ce qu'il sait la femme dit ce qui plait.* — Das Weib gleicht einer freien Uebersetzung des Mannes. Sie bemächtigt sich des Originals, ohne sich an den Text zu halten.

Die Weiber regieren unstreitig drei Viertel der Welt, da unter vieren von ihnen wenigstens drei ihre Männer beherrschen. — Auch die flügsten aber verlieren leicht den Kopf, wenn sie eine Leidenschaft oder — die Wäsche haben.

Die Liebe mancher Frauen folgt uns, wie ein Eurydice nach. Sie verschwindet, sobald wir uns nur ihr umsehen.

In der Ehe nehmen sie den Jungfrau von D. aus-Helm vom Kopfe und stecken ihn als Fingerring an die Hand, denn die Brautsuppe läßt sich nicht bei brennenden Herzen kochen, aber nicht mehr die Kindersuppe.

Das größte Lob über die Frauen hat von der Prophet Mahomed ausgesprochen, denn er sagt „Mein Reich geht zu Ende, wenn die Frauen bekannt werden!“

Charade.

Wie bei Goliath einst die Größe des Ersten strafen,
Reißt jetzt das Zweite zum Kampf wirbelnd
Krieger dahin.
Doch das Ganze hat sich ein friedlicher Dichter
forn,
Daß es, mit zartem Hauch, sanft melancholisch
tönt.

Räthsel.

Je reicher mich Natur begabte,
Je tiefer leugtet sich mein Haupt;
Doch ohne Kopf bin ich's, die oft den Helden
Und die in Wahrheit uns die Welt nicht gibt
raubt.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 4. Februar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 5.

Das Concert in Hamburg.

Erzählung aus der Lebensgeschichte eines preussischen Offiziers.

(Schluß.)

„In diesem schrecklichen Augenblick klopfte mich Jemand auf die Schulter und hinter mir stand — Dutiliens Bruder!“

„Also hier treffe ich Sie? Also das sind die wichtigen Arbeiten? — Charmant! Meine arme Schwester vergeht daheim fast vor Kummer über Ihr immer unbegreiflicheres häufiges Ausbleiben, und der Herr sitzt hier in Gesellschaft dieser Glücksritter und Phrynen? — Jetzt erst bemerkte ich, denn bisher hatte ich mit mir selbst genug zu thun, daß einige von den Spielern, erhitzt vom Wein, in den Armen gemeiner Geschöpfe ruhend, in einem Winkel des Zimmers auf dem Sopha saßen.“

„Mag der Ton des Doctors zu hart und beißend gewesen seyn, oder war es die Verzweiflung, die mich durchwühlte, oder die Wirkung des in ihr übermäßig genossenen geistigen Getränkes — ich fühlte mich nicht mächtig, diese Vorwürfe ruhig zu ertragen, und so geriethen wir hart an einander. Der Doctor wurde immer hitziger und anzüglicher, ein Wort gab das andere, er nannte mich den Verführer seiner Schwester, einen Ehrlosen — jetzt kannte ich mich nicht mehr, vergessen war jede Schonung; ich packte den ohnedies schwächlichen Mann, und — sinnlos, wie ich war, faßte ich ihn bei der Brust und warf ihn, außer mir vor Wuth, gegen die Stubenthür. Da springt diese unseliger Weise auf, und rücklings stürzt der Arme mit dem Hinterkopfe die ersten Stufen der Treppe hinab. — Er blieb leblos liegen. — Todes-Angstschweiß stand mir auf der Stirn, die Sinne schwanden mir. Der schleunigst vom Wirth herbeigerufene Arzt erklärte den Unglücklichen für verloren.“

„Einige Bekannte brachten mich betäubt nach Hause. Retten Sie sich, um Gotteswillen, riefen sie mir, davoneilend, zu — dessen erinnere ich mich noch dunkel. Mein treuer Diener schaffte einen Wagen; fort ging

es mit Tagesanbruch. So kam ich in einem Zustand meiner Seele, für dessen Schilderung ich keine Worte habe, nach Hamburg. Ein dortiger Freund meines verstorbenen Vaters, einer der edelsten Männer, der Kaufmann S. H., nahm mich mit unaussprechlicher Güte in seinem Hause auf, wo ich aber, schon auf der Reise vom hitzigen Fieber ergriffen, bald an den Pforten der Ewigkeit stand. — O, wie sollte ich es Ihnen, mein Freund, beschreiben können, was jener treffliche Mann an mir, dem Flüchtling, dem von aller Welt Verlassenen, als ein zweiter Vater gethan hat. Wo fände ich Worte, Ihnen all' das Gute zu nennen, das mir in seinem Hause zu Theil wurde! Hamburg's Bewohner stehen bekanntlich überhaupt in dem Rufe ausgezeichneter Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, und der Ruf täuscht hier nicht, wie so oft. — Dem Kaufmann S. H. und seiner edlen Familie verdanke ich mein Leben — das ist wenig — aber ich verdanke ihnen auch meine Rettung vor Verzweiflung und Wahnsinn! Mögen meine heißen Wünsche für das höchste und dauerndste Wohl dieser Familie in Erfüllung gehen! — Ich wurde hergestellt; mein liebevoller Ketter versorgte mich mit Geld und Briefen nach London. — Wie ich dort lebte, fragen Sie nicht. Verfolgt von allen Furien des entsetzlichsten Bewußtseyns, schleppte ich Mondenlang ein unglückliches Leben, wie der Sklave seine Ketten, dahin.“

„Da erscholl die Nachricht von dem Rufe, den Preussens König an sein Volk von dem treuen Schlessen aus erließ, auch an dem Ufer der Themse. Ich eilte in mein Vaterland zurück, und stellte mich unter dem Namen Wallenfeld, den ich, nach dem erschütternden Eindruck, den eine musterhafte Darstellung des Spielers von Iffland, auf der Hamburgischen Bühne auf mich gemacht, zur Bezeichnung meiner Buße angenommen hatte, in Breslau als Volontair. Im ***schen Husaren-Regimente machte ich unter unfrem unsterblichen Blücher den Feldzug 1813 — 14 mit, wurde nach der glorreichen Schlacht an der Katzbach Offizier, und kam als Rittmeister bei Eröffnung des jetzigen Feldzuges zu dem Regiment, bei dem ich noch gegenwärtig stehe.“

„Wunderbar allerdings hat mich das Glück als Soldaten beschirmt. Im dichtesten Kugelregen, im mörderischsten Gefechte, suchte ich den Tod, und immer doch floh er mich. Ich wurde zwar öfters, und zweimal selbst tödtlich, verwundet, jedesmal aber wieder hergestellt.“

„Jetzt wissen Sie Alles!“ so schloß mein Freund, düster vor sich hinsehend, die Erzählung. „Sie haben mich an jenem Abend in No. 113 — wo zum Erstenmale seit meiner Flucht aus B**, aber auch, wie ich Ihnen auf das Heiligste betheure, zum Letztenmale, wieder zu spielen — mich ein höchst seltsamer Traum, den ich die Nacht vorher von meiner unglücklichen Ottilie hatte, veranlaßte, in der That auf das Wunderbarste gewinnen sehen; aber bin ich deshalb ein Glücksfind? — O Gott!“ — und so das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ergriff er hastig Säbel und Hut, und stürzte, mir die Hand drückend, aus dem Zimmer; kaum konnte ich, ihm mit dem Lichte folgend, ihn noch einholen, um ihn wieder in sein Zimmer zurückzuführen. Das Zittern seiner Kniee, der starre, vor sich hin gehetzte Blick seiner dunkel glühenden Augen während der Erzählung, hatten mich tief erschüttert, und es war mir unmöglich, dem Armen ein Wort des Trostes zu sagen. Aber ich fühlte, daß er jetzt allein zu seyn wünschen müsse, und so verließ ich ihn mit der vollsten Empfindung innigster Theilnahme.

Seit diesem Abend waren der Rittmeister und ich unzertrennlich, und die mächtige Trösterin, die Zeit, schien endlich auch ihn allmählig ruhiger zu stimmen. Der Friede ward abermals geschlossen und Wallenföld nahm Urlaub, um über Hamburg, wo er dem Retter seines Lebens nochmals seinen Dank bringen wollte, nach Italien zu gehen, denn seine Gesundheit fing an zu wanken, und die Aerzte hatten ihm den Aufenthalt in einem wärmeren Klima während des kommenden Winters dringend angerathen.

Seinen Bitten, ihn zu begleiten, konnte ich um so weniger widerstehen, als ich meinen Abschied, um den ich bei'm Abschluß des Friedens nachgesucht, eben erhalten hatte; und so eilten wir nach der, nun auch ihrer glücklichen Freiheit so glorreich wieder zurückgegebenen, altberühmten Haupthandelsstadt der einst so mächtigen Hanse, wo wir in dem schönen Hotel zum Russischen Kaiser in der Damthorstraße abstiegen, dessen Besitzer, Herr Marr, an dem allgemeinen Befreiungskriege selbst mit Antheil genommen hatte. Von der Anstrengung der raschen Reise bei seinem kränklichen Zustand bedenklich angegriffen, sollte Wallenföld nach unserer Ankunft in Hamburg, zufolge der Vorschrift des einsichtsvollen Arztes, den unser treffliche Wirth ihm sogleich gefälligst verschafft hatte, erst noch einige Tage das Zimmer hüten, und ich ging daher allein in ein öffentliches Concert, das am folgenden Tage von einem durchreisenden Virtuosen-Paar gegeben wurde.

Die schöne Welt von halb Hamburg war versammelt. Das Orchester hatte bereits eine brillante Symphonie mit Meisterschaft executirt, und es trat nun

mehr eine junge Dame, eine holde Blondine, von einer wahren Hebe-Gestalt, geführt von einem stattlichen Manne, auf, um ein Doppel-Concert für Harfe und Geige vorzutragen.

Die fremde Künstlerin, die sich heute nebst ihrem Bruder zum Erstenmale hören ließ — ihr auf dem Zettel genannter Name, Angelica H**, war weder mir, noch meinem Freund Wallenföld bekannt — gewiß schon bei ihrer ersten Erscheinung durch ihre Schönheit und Bescheidenheit, die aus ihrem ganzen Wesen hervorleuchtete, so wie durch ihre einfache, doch sehr geschmackvolle Toilette, die Versammlung, — Wie aber sollte ich erst ihr Spiel würdig beschreiben können! Es schien mir nicht das einer Harfe, wie überall kein irdisches, sondern himmlischer Sphärenklang zu seyn. Und als ihr Begleiter nun seiner Violine ein gefühvolles Adagio entlockte, und die holdselige Jungfrau, es begleitend, mit den zarten Händen ihrer lilienweißen schönen Arme in die Saiten griff, konnte das zahlreiche Publikum sein Entzücken nicht länger mehr bergen, und ein allgemeines Applaudissement und Bravourrufen schallte dem herrlichen Paare entgegen. Eben neigte sich, mit dem Ausdruck der zartesten Sittigkeit dankend, die reizende Künstlerin, als der Rittmeister, welcher der Lust, auch das Concert zu besuchen, in der Langeweile, die er in seiner Einsamkeit empfand, endlich um so weniger hatte widerstehen können, als er auf dem Zettel dieses Duo von Harfe und Violine angekündigt fand, wodurch er auf das Mächtigste an die schöne Art und Weise seiner ersten näheren Bekanntschaft mit seiner Geliebten erinnert ward — in den Saal trat. Die Künstlerin sahen, Jesus Maria! ausrufen, und geisterbleich zusammensinken, war Sache eines Augenblicks.

Glücklicherweise hatte ich den Rittmeister in den Saal treten sehen, und auch sogleich seine Stimme erkannt. Ich drängte mich durch die Menge, und mit Hülfe einiger in der Nähe Stehenden brachte ich den Dhnmächtigen in ein Nebenzimmer. Durch einige Tropfen Naphtha, die ich in einem Flakon bei mir hatte, kam er hier bald wieder zu sich, und als er mich erblickte, erhob er sich plötzlich, um mit mir zu sprechen, konnte aber nur die Worte hervorbringen: Ottilie! Ottilie! Ich brachte ihn in seinen noch vor der Thüre des Concertsaales haltenden Wagen und rasch fuhren wir in unser Hotel zurück. Hier fiel er mir um den Hals, versicherte mich, er sey wieder ganz wohl, und bat mich um Gotteswillen, mit ihm schleunigst nach dem Gasthof, in dem das Künstlerpaar logirte, zu fahren. Ich äußerte ihm, daß ich diese bestige Wirkung, die der Anblick der Fremden auf ihn gemacht, nur für die Folge einer Täuschung seiner aufgeregten Phantasie halten könne. Aber er fuhr in so leidenschaftlicher Bewegung fort, mich zu beschwören, ihm seine Bitte zu gewähren, daß ich endlich einen Wagen bestellen lassen mußte. Seine Ungeduld steigerte sich aber immer gewaltiger, und ehe noch der Wagen kam, forang er plötzlich vom Sopha auf, ergriff seinen Hut und stürzte, ohne mich zu hören, die Treppe hinunter. Ich eilte ihm nach. Aber da half

keine Vorstellung. Wie rasend rannte er durch die Damnthorstraße, über den Gänsemarkt und den Jungfernstieg, und den Neuenwall hinab. Jetzt hatte ich keinen Athem mehr; mit Gewalt packte ich meinen tollen Läufer und beschwor ihn bei unserer Freundschaft, sich zu mäßigen. Mit vieler Mühe gelang es mir endlich, ihn ruhiger Schritts vollends bis zum Gasthof zum König von England zu bringen, wohin so eben die Concertgeber zurückgekehrt waren. War diese Angelica, was mir höchst unwahrscheinlich schien, wirklich Ottilie, so bedurfte es doch nothwendig einer Vorbereitung für das zarte Mädchen, um sie auf ein solches Wiedersehen gefaßt zu machen; denn plötzliche Ueberraschung — wie leicht konnte sie den schädlichsten Einfluß auf sie, und selbst für meinen Freund den größten Nachtheil zur Folge haben. Ich hielt daher den von freudigem Schreck und plötzlichem Hoffnungsrausch in höchster Erregung an allen Gliedern Zitternden fest am Arme, bis es mir gelang, ihn zu bewegen, sich erst einige Minuten ruhig im untern Gastzimmer zu verhalten, bis ich ihn rufen würde, und stieg nun die Treppe nach dem vom Kellner mir auf meine Frage bezeichneten Zimmer der Künstlerin hinauf. Jetzt überfiel mich, der ich bisher doch so klug und ruhig gehandelt und gesprochen hatte, selbst ein Zittern. Ich mußte mich erst wieder sammeln. Endlich faßte ich mir ein Herz; ich klopfte an, und rasch, ehe es mir wieder leid wurde, ergriff ich die Klinke. Das Künstlerpaar saß, sich ausruhend, im Sopha. „Sie entschuldigen“ stotterte ich, „meine Dreistigkeit; ich komme nur, eine heilige Pflicht der Freundschaft zu erfüllen. Ein preussischer Offizier, der eben hier anwesend ist, und diesen Abend das Glück gehabt hat, auch einer Ihrer zahlreichen Zuhörer und Bewunderer geworden zu seyn, glaubt eine außerordentliche Aehnlichkeit in Ihnen, mein Fräulein, mit einer, ihm über Alles theuern Jugendfreundin — —“ Weiter aber ließ mich die sichtbar von einer plötzlichen, sie tief erschütternden Ahnung ergriffene Schöne nicht ansprechen. „Ein preussischer Offizier? Wie heißt er? Wo ist er her?“ So rief sie mir, rasch aufstehend, mit der gespanntesten Erwartung, die mir der bebende Ton ihrer holden Stimme, der plötzlich feuriger leuchtende Strahl ihrer sanften himmelblauen Augen, und das immer schnellere Wogen ihres reizenden Busens verriethen, entgegen. „Rittmeister Ferdinand von Wallenfeld, aus B**“, erwiderte ich. „Ferdinand!“ rief sie, „Allmächtiger Gott! Aber Wallenfeld? den Namen habe ich nie gehört!“ fuhr sie fort, nachsinnend die zarte Hand an die schöne klare Stirn ihres goldumlockten Engelsköpfchen legend. „Wenn er aber“, versetzte ich, ihr forschend in die himmlischen offenen Augen blickend, „auch noch einen andern Namen hätte, mein Fräulein, wenn — —“ Angelica's Bruder ergriff hier meine Hand. „O, mein Herr“ bat er, seyn Sie offen; mir scheint, Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen — meine Schwester ist auf Alles gefaßt. — Wissen Sie vielleicht etwas Näheres von einem Ferdinand von R***, aus B**, der unter einem fremden, uns leider nie bekannt gewordenen

Namen im Jahr 1813 unter die Freiwilligen ging?“ Jetzt war ich überzeugt, daß Angelica wirklich Ottilie war; ich konnte von innerer Bewegung kaum sprechen, und eilte aus dem Zimmer, um meinen, schon unten auf der Treppe harrenden Freund zu holen.

Mit zwei Sägen war er an meiner Seite und im Nu auch schon an der Thür. Er riß sie auf, und: „Ottilie, meine Ottilie!“ „Ferdinand! mein Ferdinand!“ rufend, lagen die so wunderbar wieder Vereinigten sich in den Armen! Als endlich der erste Sturm ihrer überschwenglichen Gefühle sich gelegt hatte, stürzten die Glücklichen auch auf den in sprachloser Ueberraschung dastehenden Bruder zu, und nun ging es zwischen ihnen an eine solche Heßjagd von Fragen, daß keiner dem Andern Zeit zu einer ordentlichen Antwort ließ. Endlich ergriff der Bruder das Wort und ich erfuhr nun in einer langen, von unzähligen Küssen und Freudenthränen accompagnirten Erzählung, daß Ottiliens Bruder, der Doctor, den von R** unseligerweise an jenem Unglücksabend in B** getödtet zu haben fürchtete, nach einer schweren Krankheit wieder genesen sey, und seinem Gegner, sich selbst als an seinem schrecklichen Unfall schuldig erklärend, wahrhaft edel verziehen habe. Erst vor einem Jahre war er, als Arzt eines großen Hospitals vom Lazareth-Fieber ergriffen, gestorben. Bald darauf erfolgte auch der Tod der Mutter, die sehr anständig von einer ansehnlichen Pension hatte leben können, aber nur ein sehr kleines baares Vermögen hinterließ, und Ottilie — der durch alle diese, in ihrer Vaterstadt erlebten Unglücksfälle der fernere Aufenthalt dort verleidet wurde, als auf alle ihre Briefe an den Geliebten, wie auf alle ihre Nachforschungen, weder Antwort noch Aufklärung erhielt, sondern nur erfuhr, daß er unter einem falschen Namen unter die Freiwilligen gegangen, und endlich gar hörte, daß er in einer Schlacht geliebt sey — faßte den Entschluß, mit ihrem jüngern Bruder, dem Kapellmeister, eine Kunstreise zu unternehmen, und auf diesem Wege ein Engagement für sich selbst in einer Kapelle zu suchen. So kam sie nach Hamburg, wo ein günstiger Zufall, oder vielmehr stätbarlich eine höhere Hand, die lange Bekannten und hart Geprüften auf das Beglückendste endlich wieder zusammenführte. Den Namen Engel hatte der Kapellmeister, nöthiger Familien-Verhältnisse wegen, auf dieser Kunstreise mit einem andern vertauscht, ihn aber durch den Namen Angelica angedeutet, in welchen er den Vornamen seiner Schwester Ottilie veränderte, und wohl hätte sie in jeder Sprache den Namen eines Engels verdient.

Daß nunmehr die Reise nach Italien unterblieb, und Ottilie der so mächtige als liebliche Vesulap ward, der ihres Ferdinand Krankheit schnell, wie mit einem Zauberschlag heilte, habe ich wohl meinen Lesern nicht erst zu erzählen nöthig. Nur ein paar Tage noch blieben wir in Hamburg, die uns zusammen in dem herrlichen Familienkreise des edlen Handels Herrn C. H., als wahre Feste der Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit, wie Stunden und unvergänglich schön, verfloßen. Dann eilten wir insgesammt nach Berlin, wo

der Rittmeister auf seine Bitte bald nach unserer Ankunft den Consens zur Heirath, und wenige Tage darauf die Ernennung zum Major erhielt.

Nach vier Wochen stand das schöne glückliche Paar vor dem Altar; die Braut in dem einfachen weißen Atlas-Anzuge, den sie an jenem für sie ewig denkwürdigen Abend in Hamburg trug. Nur einige treue Freunde waren noch mit mir gegenwärtig; aber desto lauter die Fröhlichkeit, desto inniger die Herzlichkeit, die bei dem festlichen Hochzeitsmahle herrschte. Und als unter dem Tusch des Musikkorps dem neuvermählten Paare ein jubelndes Hoch! gebracht war, da erhob sich der Major von seinem Sitze, nahm das volle Champagner-Glas und sprach: „Meinem unvergeßlichen treuen Freunde in der Noth, dem Retter meines Lebens, dem hiedern Kaufmann C. . H. in Hamburg, gelte dieser Toast!“ „Er lebe! und mit ihm sein ganzes verehrtes Haus! Hoch! und abermals Hoch! und immerdar Hoch!“ fiel die Versammlung ein. Die Trompeter schmeiterten; aus den Augen des Majors aber fielen helle Thränen der freudigsten Rührung in den schäumenden Becher und die herzige junge Frau bedeckte mit den zärtlichsten Küßsen den bärtigen Mund des geliebten Geretteten! —

Wie es die Pariser mit der Liebe und Ehe zu halten pflegen, wenn beide nach dem „*bon ton*“ seyn sollen.

Ein kleiner Auszug aus dem Reisejournal des *Diable boiteux*.

Der *bon ton* in der Liebe und Ehe, der Pariser Eleganten oder auch sogenannten großen Welt, ist mit den eignen Worten derselben, (und für was hat ein Franzos nicht alles Worte!) buchstäblich folgender: Die Frauen haben Amis, die Mädchen Amants; die verheiratheten Männer Amies, die ledigen Maitresses. Mit Lorgneriees, soupirs, sentimens, longueurs, fängt man von beiden Seiten eine Liaison an. Mit empressements, souffrances, attentions, fährt man fort. Mit einer Declaration kommt der Mann zur Sache; die Dame erwidert sie mit Minauderiees, mit inclinations, distractions, und mit inégalité d'amour setzt man nun das Verhältniß fort. Mit Froideur, indifférence, mépris, fierté, hält man den Angriff eines Mannes aus. Endlich: mit surprise, bonté, indulgence, sensibilité, erliegt man ihm in einem Moment de foiblesse. Ist dies in Wichtigkeit, so vertreibt man sich die Zeit mit protestations d'une passion éternelle, mit Marques d'amour aller Art, wohin billets-doux, cadeaux, rendez-vous, têtes à têtes, heures du berger etc. gehören. Dann bereitet man sich durch petites jalousies, sacrifices, explications, ennuis, infidélités und passades auf den Bruch vor; und endlich: on se surprend, on se brouille, on entre en désesperation, on se deteste, on rompt, on se quitte. „Je l'ai eue,“ sagt Monsieur. „Je

T'ai eü,“ sagt Madame. „Tout a fini entre moi et lui.“ Das Publikum wiederholt: Tout a fini entre elle et lui. „Je suis libre,“ fährt sie fort, und wer Ohren hat zu hören, der höre!

Seltamer Tausch.

Bei dem großen Abscheu, den man in England vor dem Anatomiren hat, hält es für Aerzte oft sehr schwer einen Leichnam zu diesem Behuf zu erhalten, und sie wiegen ihn mit Gold auf. Daher ist es ein erträgliches Erwerbszweig für Diejenigen, welche bei Nachher die eben beerdigten Leichen heimlich ausgraben und sie an Anatomen verkaufen, so strenge dieß auch verboten ist. Dergleichen Menschen heißen in London Resurrection-Men, Auferstehungs-Männer.

Einer dieser Auferstehungs-Männer, einer der besten und gewandtesten, hatte dem berühmten Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam für sein anatomisches Theater an einem bestimmten Tage versprochen.

Hunter erwartete ihn mit Ungeduld; er kam nicht dagegen aber eine Frau, die ihm statt einer weiblichen eine männliche Leiche brachte.

Wer seyd Ihr? fragte Hunter.

„Ich bin die Frau Ihres Leichenlieferanten.“

Warum kommt er denn nicht selbst? — Ihr bringt mir ja eine männliche Leiche, statt einer weiblichen.

„Ja, Sir,“ erwiderte die Frau: „das hat seine guten Gründe. Mein Mann wollte Ihnen die versprochene Leiche bringen, aber beim Ausgraben auf dem Kirchhofe haben ihn die Wächter erschossen. So bring' Ihnen nun meinen Mann dafür, und hoffe, daß Sie gegen eine arme Wittwe sich generös bezeigen werden.“

Unedote.

Ein Reisender fragte in einer Dorfschenke den eben erkrankten Wirth, warum er keinen Arzt brauche! „Ei,“ gestand der Kranke, „wir alle im Dorfe halten nichts auf Aerzte, und sterben gern alle eines natürlichen Todes.“

An einen miserablen Dichter.

Dein Werk hat viel Füße, und gehet doch nicht;
Es strömet von Wasser, und fließet doch nicht;
Sprüht Feuer und Flammen, und glühet doch nicht;
Häuft Blumen auf Blumen, und duftet doch nicht;
Ist durchaus erdichtet, und doch — kein Gedicht!

Charade.

Wer die erste Sylbe wiederkehren
Sah so oft im schnellen Zeitenskreis,
Als die beiden letzten Euch belehren,
Uberschant das Ganze als ein Greis.

Auflösung der Charade im letzten Blatte: Maultrommel, des Räthfels: Nehre. Ehre.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 11. Februar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 6.

Leiden und Freuden der Eichkronischen Familie;
oder:

jeder Topf findet seinen Deckel.

Am einem, noch ziemlich warmen Nachmittage saß zu M. — am Rhein die Gattin des Sekretärs Eichkron mit dem Strickstrumpfe in Händen, in der Laube ihres Hausgärtchens.

Man lebte bereits im späten Herbst; das gelbe, abgefallene Laub deckte den Erdboden, die Lieder der Singvögel waren verklungen, und nur profane Sperlinge freischten unmelodisch von der Gartenmauer hernieder.

Madame Eichkron versank in tiefe Gedanken, und ihrer Strickerei, wie es schien, vergehend, starzte sie über den halb vollendeten Strumpf hin; Thränen füllten ihre Augen.

In dieser Lage wurde die gute Frau von ihrem Gemahle, dem Sekretär, überrascht; er hatte sie rückwärts umfaßt, und, indem er einen Kuß auf ihre Wangen drückte, fragte er besorgt: „Ei, Thränen? meine liebe Lenore! ist dir Widriges begegnet?“

„Ich dachte, guter Ferdinand!“ antwortete die Dame, „so eben an unsere Töchter, und ich gestehe dir, daß ich es nie kann, ohne zu weinen. Die Unglücklichen! — welches Loos wird ihrer harren? — Du siehst bereits den fünfzigsten nahe, ich habe das sechs und dreißigste Lebensjahr überschritten; bei deinen geringen Amtseinkünften konnten wir nichts erübrigen, — unsere beiderseitige Gesundheit wankt; — wenn wir frühzeitig hinüber gingen, wie würde es den, von der Natur auf so auffallende Art Verwahrlosten ergehen?“

„Hm!“ fragte dagegen lächelnd der Sekretär; „unsere Jüngstgebörne, die zehnjährige Jeanette, gleicht sie nicht einer Psyche? — Bewundert nicht Jedermann den sanften, engelsherrlich feinen Wuchs, die schöne Haltung, den schwebenden Gang der reizenden Blondine?“

„Gott! wie grausam kannst du scherzen, rief schauernd die Gattin — hast du vergessen, daß Jeanette taubstumm ist!“

„Und — fuhr der Sekretär redend fort, ohne auf der Gattin Einwurf zu achten — ist unsere Zweitgebörne, die eilfjährige Adelaide nicht ein allerliebtestes Kind? — Ihr Gesichtchen voll hohem Geiste und jónischer Grazie, das niedliche Grübchen am Kinne, die kastanienbraune Lockenfülle, das seelenvolle dunkle Auge, die, so herrlich sich entwickelnden Formen — Alles verspricht: es werde in dem Mädchen ein personifizirtes Ebenbild der Göttin von Amathunt erwachsen, — und wenn Adelaids metallreiche Bruststimme sich dereinst ausgebildet hat, wird sie als eine der ersten Sangerinnen in Teutonia glänzen.“

„Ich begreife dich heute wahrlich nicht, lieber Ferdinand!“ — erwiderte hierauf die Sekretärin sehr ernst, — „Du hast nur Sinn für die Vorzüge der Töchter, und verlierst ihre natürlichen und zufälligen Mängel ganz aus dem Gesichte. Nimmermehr will ich den unseligen Tag vergessen, als die leichtsinnige Marie, unsere damalige Magd, die arme, kaum dreijährige Adelaide vom Arme fallen ließ. Das rechte Beinchen war gebrochen, das unglückliche Kind wurde von einem unwissenden Arzte behandelt, der Knochenfraß trat ein, — das Bein mußte abgenommen werden. Ein eignes Unglück waltet über den Kindern. Unsere Älteste, die zwölfjährige Ursula, hat ihre geraden Glieder zwar behalten; allein sie ist dennoch nicht viel mehr, als die beklagenswerthen Schwestern zu preisen. Das, von Pockenarben zerrissene Gesicht, das schielende Katzenauge, brennrothes Haar, ein Kreuzspinnenwuchs, und der unverhältnißmäßig lange und breite Vorderfuß, stellen, in entsetzlicher Vereinigung, ein weißliches Ungethüm dar. Welcher Mann wird dereinst eine Taubstumme, die Einbeinigste, oder die Häßlichste ihres Geschlechtes freyen mögen?“

„Kennst du, Lenorchen! — scherzte der Sekretär — kennst du denn das Sprichwort nicht:

„Ein jeder Topf findet seinen Deckel!“

„Doch — fuhr der Ehrenmann fort — vergib mir meine fröhliche Laune, du wirst sie sogleich entschuldigen, und hoffentlich in vollem Maße mit mir theilen; — höre: Meines Vorgesetzten mehrmaliger Vorschlag:

ist endlich durchgedrungen, und unser gnädigster Fürst hat, meine geringen Dienste anerkennend, mir dreihundert Reichsthaler Gehaltszulage bewilliget; vor einer Stunde erhielt ich die offizielle Nachricht davon. — Nun hast du freilich Recht, bestes Weib! vieles Unglück haben wir, ohne Verschulden, an unsern Töchtern bis jetzt erlebt, aber verzage nicht, den Mädchen eine, den Verhältnissen anpassende Ausbildung geben zu lassen; bei unserer beiderseitigen Mäßigkeit wird die Sache nun ausführbarer; drum höre meinen Plan:

„Die taubstumme Jeanette zeigt ungemeines Geschick zum zierlichen Tanze, — und glücklicherweise bedarf sie dazu weder des Gehörs, noch der Zunge; ihre leichten Füßchen sind gesund, und der Balletmeister zu D. hat sich bereits erboten, sie in seine Ecole aufzunehmen. Wird das Mädchen eine ausgezeichnete Ballettänzerin dereinst, so ist es geborgen; denn solche Künstlerinnen werden ja allerwärts so bezahlt, daß sie zur Noth leben können. —

Adelaiden senden wir in das, dem Pariser nachgebildete conservatoire de musique nach W., und kann diese Tochter auch nicht hoffen, einst als Opernsängerin Lorbeeren zu sammeln, so mag sie Konzerte geben, in Kabinetten kunstsinziger Fürstinnen singen, im Nothfalle Musikunterricht erteilen.

Die häßliche Ursula endlich, zeigt seltenen Scharfsinn, Fassungsgabe, und eisernen Fleiß. Ich lernte ihr neulich zum Scherz etliche lateinische und griechische Vokabeln ein; nun sitzt sie Tag und Nacht unangefordert über Bröder's und Buttman's Grammatiken; wie weit es das Mädchen im Französischen und Italienischen gebracht hat, ist dir ohnehin bekannt. Ursula wandle in unser Schulpräparandinnen-Institut; aus ihr kann einst eine tüchtige Lehrerin an einer höhern Töchterschule, oder eine Gouvernante in einem vornehmen Hause werden; denn häßliche Gouvernanten werden gerade oft gesucht, wenn die, noch nicht verblühte Dame des Hauses sich nicht gerne verdunkeln lassen will.“

„Auf diese Art, theure Gattin!“ — so endete Eichkron seine Rede — „glaube ich, werden wir uns am ehesten der heiligsten Elternpflicht entledigen, welche in nichts Anderem besteht, als die Kinder in den Stand zu setzen, dereinst ihr Brod verdienen zu können. Männer kann der Vater den Töchtern nicht aus Nürnberg verschreiben, und manches Mädchen wäre selbst mit einem hölzernen Hampelmann besser, als mit einem lebendigen, der ein Dummkopf oder Thunichtgut ist, gefahren.“

Voll Entzücken hatte die Sekretärin den Gatten angehört, und erwiderte hastig: „Ich kann, lieber Ferdinand, im Wesentlichen deine Plane nur billigen; doch die frohe Botschaft, welche du mir heute nach Hause gebracht hast, verdient es, daß wir diesen Tag in einen Tag der Freude umwandeln, und auch die Töchter an derselben Theil nehmen lassen. Komm, mein Guter! laß uns in die Wohnung zurückkehren.“ Mit diesen Worten bot sie freundlich dem Gatten den Arm, und Beide verließen den Garten.

Eichkron führte in der That seine Educationsplane aus, und die drei Töchter wurden in beschlossener Weise untergebracht.

Zehn volle Jahre waren, seit jener vertraulichen Unterredung der Eheleute im kleinen Hausgarten, verfloßen, und wir wollen nun sehen, was aus dem Eichkron'schen Geschwisterkleeblatte geworden, und in wiefern der Erfolg die Erwartungen der Eltern rechtfertigte.

Die kleine taubstumme Jeanette übertraf in Terpsichoren's Schule selbst die kühnsten Anforderungen, welche der Balletmeister an des Mädchens Alter und Kraft zu machen wagte; — je mehr sich der jungfräuliche Körper entwickelte, desto mehr beurkundete er auch den eigentlichen Beruf zu der erwählten Kunst, und wenn man beachtete, wie Jeanetten's scharfer Blick den Strichen der Violinspieler folgte, so wurde es erklärbar, daß sie dem verschiedenartigsten Takte stets zu entsprechen vermochte. Der geschärfte Sinn des Auges ersetzte den todten des Ohres, und die unausgesetzte Uebung trug denn auch das Ihrige bei.

Nachdem die reizende Kleine nur erst zwei Jahre des Balletmeisters Unterricht genossen hatte, galt sie ihm die vielversprechendste unter seinen Schülerinnen, und, sich in ihr selbst zu schmeicheln, ließ er das Mädchen, in minder bedeatamen Divertissements, bald leichte Solo's und pas de deux ausführen.

Hof und Publikum nahmen an den, sich so schön entfaltenden Talenten der jungen, und anmuthigen Taubstummen den lebhaftesten Theil; Jeanetten's Ehrgeiz erwachte, der Lehrer verdoppelte sein Mühen, und als Demoiselle Eichkron das zwanzigste Jahr erreicht hatte, errang sie unbestritten die Stelle der ersten Solotänzerin im Ballette zu D. — Wenn ihr Name auf dem Zettel glänzte, konnte der Theaterkassier, jederzeit mit Bestimmtheit rechnen, seine Kasse bis zum Rande zu füllen.

Selbst der Reid mußte übrigens Jeanetten unter die besten Schönheiten der Residenz zählen; eine vollendete Psyche stellte die Jungfrau nun dar. Wenn man in des Mädchens großes, azurblaues, schmachtendes und sanft zum Herzen sprechendes Auge blickte, vergaß man ihre gelähmte Zunge ganz und gar, und über dem holden Lächeln des kleinen liebreizenden Mundes vermochte man nicht an die Taubheit der Tänzerin zu denken.

Es konnte nicht fehlen: viele junge und alte Herren strebten, der schönen, taubstummen Tänzerin den Hof zu machen; allein Jeanette zeigte eine konsequente Tugend, wie man sie bei Terpsichoren's Töchter nicht immer finden soll; — sie wohnte im Hause ihres Lehrers, des Balletmeisters, eines rechtlichen, schon etwas betagten Mannes, und kein männlicher Besuch wurde angenommen, jedes, noch so süß duftende Billet-doux standhaft und uneröffnet zurückgewiesen.

Um diese Zeit nun war es, als Jeanette einmal ihre höchste Forgeparthie, jene der Flora nemlich, im Ballette gleichen Namens, tanzte. Während eines, von ihr herrlich und mit zartem Anstande durchgeführten

Solo's, rief plötzlich eine Bassstimme im Parterre, „Goddam! sie ist schön wie ein Engel!“

Alas, the blooming praise of May,
And that of beauty, are but one.“ *)

Alle Köpfe drehten sich nach der Seite hin, von welcher die Stimme geschallt hatte; sie gehörte einem großen, kräftigen Manne in langem Ueberrocke an. Man lachte ob des Fremden Kunst-Enthusiasm, und ließ es gut seyn; gehörte es ja doch nicht unter die Seltenheiten, daß der Demoiselle Eichkron anmuthige Jugendgestalt und ausgezeichnetes Kunsttalent begeister-ten Jünglingen zu lauten Ausrufungen im Theater Veranlassung gegeben hatten; — allein der Mann im langen Ueberrocke ließ die Sache nicht gut seyn; er erkundigte sich vielmehr angelegentlich nach dem Namen und Wohnung der schönen, jungen Solotänzerin, und verfügte sich des andern Tages, so früh es nur immer der Anstand erlauben wollte, in des Balletmeisters Haus, wo er angelegentlich Demoiselle Eichkron zu sprechen verlangte. Der herbeizerufene Balletmeister erwiderte auf des Fremden Ansinnen etwas barsch: „Mein Herr! ich bin der Demoiselle Eichkron Pflegevater, was Sie ihr zu sagen haben können, mögen Sie mir anvertrauen; aber wenn Sie von dem Mädchen etwas Unrechtes denken oder verlangen, so soll Sie“

God-dam! Was ist dem alten Seehunde?“ — rief der Fremde in reinem Deutsch. — „Mir gefällt eure Pflgetochter, ich bin der Lord Ten o' clock, mehr als 200,000 Pfund schwer, und wenn die Tänzerin so brav und verständig, als schön ist — God-dam! so bin ich kapabel, sie zu heirathen.“

In dem Worte „Heirathen“ liegt ein eigener Zauber; wie viele tausend gefurchte Stirnen, alte und jugendliche, schöne und häßliche, mag dieses Wort nicht schon plötzlich erglätet haben, seit man es kennt? — Auch der Balletmeister wurde ein wenig freundlicher. Traute der alte Fuchs solch' hingeworfenes, schnellem Versprechen freilich geringe Verlässigkeit zu, so dachte er doch anderwärts wieder bei sich selbst: — „Wer kann's wissen, die Macht der Schönheit vermag viel; — unter den reichen Engländern gibt es tolle Kerls, die wohl öfters schon rasch ganz Ungewöhnliches vollbrachten. Reden kann ich ihn ja mit der Jeanette lassen, wenn ich gegenwärtig bleibe.“

Solchen Reflexionen hatten es Se. Herrlichkeit zu verdanken, daß Sie endlich in das Zimmer geführt wurden, und die Solotänzerin von dem Pflegevater die freundliche Einladung erhielt: vor dem fremden Besuche zu erscheinen.

In ein schneeweißes, geschmackvolles Morgeneglige geküßt, in holdem Erröthen noch reizender, trat Jeanette in's Gemach. Der Lord sprach, und er sprach bescheiden, verständig, ja bald sehr warm und interessant. Freilich vernahm die Taubstumme keinen Laut von des Fremden schmeichelhaften Worten, allein ihr Auge hing an seinem Munde, und sie begriff der

Worte Sinn schnell und ganz wohl. Liebe ist bekanntlich eine gar vortreffliche Lehrmeisterin; der Engländer machte sich mit der Zeichensprache der Taubstummen bekannt, und hatte es in dieser Kunst bald so weit gebracht, daß er sich geläufig mit Jeanetten zu unterhalten vermochte. Se. Herrlichkeit lernten auf diese Art die Geistes- und Herzensvorzüge der Jungfrau immer mehr kennen, glühten endlich lichterloh, und warben ohne große Umstände förmlich um der Tänzerin Hand.

Ten o' clock hatte das dreißigste Lebensjahr kaum überschritten, er konnte für einen schönen Mann gelten, sein Reichthum war unbezweifelbar erwiesen, sein Ruf hieß, freilich einige Bizarrerien abgerechnet, solide. — Nun — unter solchen, ja oft noch ungünstigeren Umständen, nehmen es die Schönen mit den Bizarrerien der Freyer nicht allzu genau.

Jeanettens Herz war frei, und nicht eitel; der Jungfrau schien zufriedenes Stilleben das beneidenswertheste Glück hienieden; der rauschende Beifall der Menge hatte das Mädchen nie anhaltend zu bestechen vermocht. Der gutmüthige Lord versprach, mit der künftigen Gattin auf seinen schönen Gütern, im Lenze, Sommer und Spätjahre, im Winter aber in dem prachtvollen London leben, und alle drei Jahre mit Jeanetten eine Reise nach Deutschland zu deren Eltern unternehmen zu wollen, unter welchen Umständen es wohl ganz natürlich war, daß der reiche Engländer das Jawort der geliebten Solotänzerin endlich erhielt.

Ten o' clock vollzog die eheliche Verbindung mit der reizenden Jeanette bald darauf in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters, des Sekretärs Eichkron, zu M — am Rheine, und reisete nach Verlauf einiger Wochen mit der jungen Gattin über den Kanal zurück in's Vaterland, nachdem er vorher noch dem, mit Glücksgütern wenig gesegneten, deutschen Schwiegervater einen großmüthigen jährlichen Zuschuß ausgesetzt hatte.

Alle Briefe, welche von Jeanetten in der Folge aus Albion bei den Eltern in der Heimath eintrafen, rühmten der Tochter eheliches Glück, des Gatten Zärtlichkeit und Biedersinn höchlich, und nicht selten begleiteten reichliche Geschenke die willkommenen Nachrichten.

Der Sekretär Eichkron pflegte bei solchen Gelegenheiten sich lächelnd die Hände zu reiben, und zufrieden auszurufen:

„Mein eines Töpschen, die Jeanette, hat doch ein herrliches, ein wahrhaft englisches Deckelchen gewonnen; möchten doch meine andern beiden Töpschen, die Adelaide und die rothe Ursula, auch solche Deckelchen finden.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik Ibrahim Pascha's.

Aus dessen früherem Leben.

Will man die Grundlage des Charakters von Ibrahim angeben, so muß man sagen, er sey, in Betreff

*) Worte eines beliebten englischen Dichters, zu Deutsch: Des Frühlings liebliche Blüthe, und Blüthe der Schönheit, sind gleich.

der Kühnheit und Festigkeit, ein Türke des fünfzehnten Jahrhunderts. Seine Ansichten sind, so viel es die Welt, in welcher er lebt, zuläßt, aufgeklärt zu nennen; seine Handlungen kräftig, aber nicht immer gerecht.

Als er nach Arabien zog, schwur er, sein Haupt nur erst als heimkehrender Sieger zu scheeren; er hielt Wort. Am Grabe des Propheten ergriff ihn ein mächtiger Eifer für seine Religion; er gelobte auf den Koran, seine Sätze streng zu erfüllen, und legte reiche Geschenke am Grabe Mohameds nieder, indem er zugleich allen seinen Mamelucken die Freiheit schenkte. In seiner Armee befanden sich Europäer, besonders Franzosen und Italiener, welche er auszeichnete und achtete, unter allen vorzüglich den Colonel Vaissier und den Arzt Antonius Scoto. Jede unerlaubte Handlung eines Soldaten bestrafte er mit dem Tode, jeden Araber, der sich ihm freiwillig anschloß, beschenkt er reichlich, sich so in seinem Heere gefürchtet und im Lande beliebt machend.

Hartnäckig bis zum unerträglichen Eigensinn, gab er in dem Kriege gegen die Wahabiten fast keinen einzigen seiner Pläne auf. Vor El Kasch erprobte er zum ersten Male sein kriegerisches Talent. Einen minder kräftigen Mann würden vielleicht die Unglücksfälle, welche ihn hier trafen, erschüttert haben; denn er verlor, ohne die Stadt zu erobern, vor ihren schwachen Mauern fast die Hälfte seiner Armee; aber neue Verstärkungen an sich ziehend, trat er nur noch muthiger auf, und nichts widerstand von dieser Zeit an seinen Waffen. Als er später einen Mann aus El Kasch, den Scheik Ahmed el Hanbaly, der gegen ihn eine verwegene und kühne Sprache geführt hatte, in seine Gewalt bekam, ließ er ihm die Zähne ausreißen; bereuete aber bald darauf seine Hitze, und nahm den Mißhandelten mit nach Kairo, ihm dort alljährlich eine ansehnliche Pension auszahrend, und ihn noch anderweitig versorgend.

Dem Heere ging Ibrahim überall mit gutem Beispiele voran; er ertrug die größten Beschwerden und Entbehrungen, und eilte häufig an der Spitze seiner Soldaten, ihnen Muth einflößend, zu Fuß durch die Sandwüsten.

Seine größte Standhaftigkeit und Kühnheit zeigte er in der Belagerung von Derayah und in einer ausgebrochenen Empörung. Beides theilt uns Mengin in l'histoire de l'Egypte mit. Als Ibrahim nämlich Derayah belagerte, führte ein Wirbelwind einen aufgerafften Feuerflumpen in den wohlverwahrten Pulvervorrath und Kriegsbedarf. Die Explosion stürzte den Pascha in die gräßlichste Lage, in welcher der Verlust vieler Menschen das mindeste Uebel war. Die Soldaten hatten nur noch Munition, soviel sie eben bei sich trugen; die Artillerie einen täglichen Bedarf; die Hälfte der Lebensmittel war verbraunt; Ibrahim, umgeben von Sandwüsten, von feindlich gestimmten Arabern, den mächtigen Feind vor sich, war weit abgeschnitten von seinen Freunden. Viele Generale hätten unter diesen Umständen die Flucht ergriffen, die Belagerung aufgehoben, und den Weg eingeschlagen, der dem Pascha gegen Aneyzeh offen blieb. Ibrahim aber

verachtete die Gefahr. Jeden unnützen Schuß untersagend, den Uebertreter mit dem Tode bestrafend, sich fast mit der blanken Waffe nur vertheidigend, durchlebte er fünf und zwanzig Tage, jeden Augenblick seinen Untergang vor Augen sehend, von Empörungen im eignen Heere bedroht, bis endlich Verstärkung und Kriegs-Munition wiederum anlangten. Als er nun kurze Zeit darauf Abdallah Ebn Subud fast in eine ähnliche Lage versetzt hatte, dieser Fürst Derayah verließ, und ihn persönlich um einen Frieden bat, sagte er zu ihm: „Ich stelle Dir frei, Dich freiwillig zu ergeben, oder Dich zu vertheidigen. Fehlt es Dir an Pulver, so nimm von dem meinigen. Ich will Dir Deinen Bedarf übersenden.“ — Abdallah indessen ergab sich, den Stolz des Türken mit den demüthigen Worten beugend: „Herr, nicht Du hast mich besiegt; nur jener große Gott, der mich erniedrigen und prüfen will!“ —

Einige Zeit darauf brach in Derayah eine fürchterliche Hungersnoth ein; die Kanonen langten daselbst nicht an; das Heer empörte sich; die Meuterer versammelten sich zum Angriff; die Führer der Truppen flohen furchtsam zum Pascha; Alle riethen ihm, sich zu vertheidigen; Alle zertreten für sich und sein Leben. Aber umsonst! — Ibrahim befahl seinen treugebliebenen Gardien, die Waffen zu ergreifen; an ihrer Spitze eilte er gegen die Empörer. Diese, geschreckt durch den Anblick des gefürchteten Herrn, geschreckt durch den unerwarteten, ungestümen Angriff, ergriffen nach kurzem Widerstande die Flucht. Einige Häufelührer wurden enthauptet, und die Ruhe war hergestellt.

Die Verdienste des Colonel Vaissier belohnte der Pascha mit einem Geschenke von 50,000 Rthlr. Den Unfall seines Arztes, der in diesem Kriege ein Bein verlor, suchte er durch 10,000 Rthlr. zu lindern. So handelte der Ehrgeizigste von den Söhnen Mohamed Ali's.

Als ich mich in Alexandria aufhielt, fand ich die Stimmung gegen Ibrahim sehr verschieden. Die Türken liebten ihn; die Franken fürchteten ihn; die Griechen haßten ihn. Alle Theile mögen hierzu Grund haben. Zu stolz, um in den Europäern seines Gleichen zu erkennen, ist er zu sehr Türke, um die Griechen ertragen zu können. Man erzählte mir, daß, als beim Ausbruche der Griechischen Revolution sein Vater einen Rath hielt, um das Schicksal der Griechen in Egypten zu besprechen, Ibrahim für deren Ermordung gestimmt; sein Bruder Ismael aber, der jetzt leider todt ist, sich dieser Meinung auf's Höchste widersetzt habe. Was der Bezirk nun selbst that, ist bekannt. Die Meuterer aus dem Lande zu entfernen, erlaubte er sämmtlichen Griechen, mit Vermögen und Waffen nach dem Hellas zu segeln; (woselbst ich sie ankommen sah); die Zurückbleibenden schützte er aber mit fürchterlicher Strenge gegen jede Beleidigung.

Auflösung der Charade in No. 5.
Jahrhundert.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 18. Februar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 7.

Leiden und Freuden der Eichkronischen Familie;
oder:

jeder Kopf findet seinen Deckel.

(Fortsetzung.)

Adelaide, Jeanettens ältere Schwester, hatte sich in jenem conservatoire de musique, in welchem das Mädchen seine Ausbildung erhalten, in der That sehr schätzbare musikalische Kenntnisse erworben. Mit Meißnerhand spielte sie das Pianoforte und die Harfe; die Reinheit und der seltsame Umfang ihrer, nun ausgebildeten, metallreichen Bruststimme fand allgemeine Bewunderung.

Ob die Jungfrau auch auf Krücken ging, den Mangel des einen Beines zu ersetzen, wurde dennoch ihre Schönheit bewundert. Voll Ausdruck strahlten Adelaïdens dunkle, große Augen, das natürlich gelockte, schöne braune Haar, beschattete eine hohe, stolze Stirne, und kräuselte sich lieblich um den alabasterweißen Schwanenhals; ein sanfter Anflug von Schwermuth, der sich über des anmuthigen Gesichtes sinnige Züge verbreitete, verlieh der Jungfrau noch höhere Reize.

Nachdem Adelaide das musikalische Institut verlassen hatte, erhielt sie das Anerbieten: unter sehr vortheilhaften Bedingungen bei der jungen Gräfin v. Hellsdorf, einer sehr reichen, unabhängigen Erbin, als Gesellschafterin zu leben.

Demoiselle Eichkron nahm den Antrag an, hatte aber Anfangs nicht große Ursache, sich der getroffenen Wahl zu erfreuen.

Die junge Gräfin war zwar eine schöne Dame; allein Sanftmuth, Herzengüte, Geduld, Gefühl für die Leiden ihrer Mitmenschen, — alle diese und andere köstliche Geschenke des Himmels, waren ihr größtentheils fremd geblieben. — Stolz und unausstehliche Launen beherrschten sie; Eigensinn, Koketterie, und ein unüberwindlicher Haß zur Verstellung, bildeten die Hauptgrundzüge ihres Charakters.

Vieles hatte die arme Adelaide von solchen unseligen Dispositionen der Gebieterin zu erleiden; allein der englischen Sanftmuth der genigten Sängerin ge-

lang es dennoch größtentheils, die böse Laune der Herrin zu versöhnen, und oft siegten Adelaïdens süße Harfentöne über der Gräfin bösen Geist, so wie einst jene des kleinen Davids den finstern Saul erheiterten.

Bald darauf gewann unsere Adelaide mehrere Musse; denn der Husarenrittmeister Freiherr v. Wolgen begann der Gräfin v. Hellsdorf angelegentlich den Hof zu machen.

Dieser Wolgen war ein herrlich blühender, höchst interessanter Heldenjüngling. Aus seinen schwarzen, blihenden Augen strahlte dennoch eine zart fühlende Seele; Anmuth ohne Ziererei charakterisirte jede Bewegung seiner imponirenden Athletengestalt, und mehrere, seine jugendliche Brust bedeckende Ordensbänder zeugten für des Kriegers hohe, erwiesene Tapferkeit.

Treu und aufrichtig liebte Wolgen die Hellsdorf, welche ihn mit der Koketterie feinsten Kunst unstrickt hielt; die beobachtende Adelaide wurde oft indignirt durch jenen Grad der Verstellung, welche die Herrin offenbarte. Unserem gutgearteten, sinnigen Mägdlein that es so leid um den verblendeten, jungen, braven Offizier, dessen offener, redlicher Charakter nur gar zu sehr mit jenem versteckten der Gräfin kontrastirte; allein Adelaide konnte nur im Stillen den unglücklichen Betrogenen beklagen, und mußte schweigen.

Unerwartet öffnete sich des doppelköpfigen Janus unheilbringender Tempel; Wolgen mußte dem despotischen Rufe der Kriegstrompete folgen.

Mit schwerem Herzen riß sich der Rittmeister von seiner reizenden jungen Gräfin los. Die Liebenden gelobten sich — wie es sich bei solchen Gelegenheiten von selber versteht — ewige Treue, und nach beendigtem Kriege sollte Hymen mit seiner hochzeitlichen Fackel das Pärchen auf ewig verbinden; — so wenigstens wurde beim rührenden Abschied von beiden Seiten feierlich gelobt.

Der Kampf hatte begonnen, der Postenlauf war unterbrochen, und seit mehreren Monden bereits waren vom Freiherrn v. Wolgen keine Nachrichten eingelaufen.

Die wankelmüthige Hellsdorf hatte den Offizier längst vergessen, und gefiel sich jetzt in dem Dampfe

der Weibrauchwolken, den ein abentheuerlicher, süßlicher Chevalier ihr streute.

Endlich wurde Friede geschlossen, und die Krieger kehrten in ihre ursprünglichen Standquartiere zurück. Auch Wolgen traf ein; allein eine Kartätsche hatte des Jünglings linkes Bein zerschmettert; es hatte müssen abgenommen werden.

Die traurige Kunde seines Unfalles, war dem, in dessen zum Major vergerückten Freiherrn vorausgeellt, und auch bis zu der Gräfin v. Helldorf Ohren gedrungen.

Die Dame sprach: „Der arme Junge dauert mich ungemein; allein sein Unglück hebt meine Verbindlichkeiten auf. Den Mann mit einem Stelzfuße zu heirathen, kann mir doch kein vernünftiger Mensch zumuthen, und es ist besser, ich sehe ihn gar nicht mehr; — wozu wäre dieses auch nur noch gut! Hören Sie Adelaide! wenn der Major kömmt, entfernen Sie ihn auf gute Manier, ich bin für ihn nimmermehr zu Hause.“

Ob solcher Indelicatesse höchlich betroffen, wagte die edle Adelaide Einwendungen, doch der Herrin Zorn und Uebermuth erwachten, das untergeordnete Gesellschaftsfräulein mußte schweigen.

In der That erschien der Major von Wolgen noch an demselben Tage im Hause der Gräfin Helldorf. Nothgedrungen, aber mit Zartgefühl, verläugnete Adelaide die Gebieterin; allein der Major kam des andern Tages wieder, und am dritten noch einmal. Der frechen Lügen und des Betruges ungewöhnt, wurde die arme Adelaide ungemein betreten; allein das Mädchen seiner Verlegenheit zu entreißen, hub Wolgen mit Schmerzbewegter Stimme endlich selbst an:

„Bestehen Sie es nur, meine gute Adelaide! die Gräfin will mich nicht sprechen; die Treulose verachtet den Mann, der für sein Vaterland zum Krüppel geschossen worden; — ist es nicht so?“ —

Nicht länger vermochte die gerührte Jungfrau sich zu beherrschen; ein Thränenstrom entwürzte ihren schönen Augen. Gerührt fragte der Baron: „Sagen Sie mir, bestes Mädchen! hätten auch Sie es vermocht, so gegen einen ehrlichen Mann zu handeln, dem Sie ehevor Liebe und Treue feierlich zugeschworen?“ — Nicht vermochte Adelaide zu antworten; — sie weinte heftiger, indem sie, unwillkürlich beinahe und leise, leise nur, das Haupt verneinend wiegte.

Sanft umschlang jetzt der Major die Jungfrau, indem er gerührt sprach: „Lange, Adelaide! habe ich Dein edles Herz durchschaut; ich Thor huldigte einer prunkenden, schönen Tulpe, und ließ unbeachtend das bescheidene, lieblich duftende Veilchen am Pfade; — doch — noch ist es nicht zu spät: willst Du mein seyn — theure, geliebte Adelaide?“

Von heftigen innern Gefühlen überwältiget, sank das Mädchen an des Barons Brust. — Nie war der Jungfrau dieser Mann gleichgültig gewesen, und mühsam hatten oft Verstand und Schaam gegen eine Leidenschaft zu kämpfen gehabt, welche gewaltsam sich im reinen Busen verbreiten wollte.

Zweier schönen Seelen Bund war geschlossen, und der Major reiste zur Stelle nach M — am Rheine,

um Adelaides Hand bei ihrem Vater, dem Sekretär Eichron, zu werben.

Eine sehr anständige Pension war dem Freiherrn von Wolgen von seinem Fürsten ausgesprochen worden; auch besaß der Offizier nicht unbedeutendes Privatvermögen. — Adelaide hatte sich für den Major bereits erklärt, und freudig gaben die Eltern ihre Einwilligung zu der Verbindung, welche bald darauf vollzogen wurde.

Wolgen pflegte öfters scherzend zu sagen: „Meine liebe Frau und ich, haben zwar zusammen nur zwei Beine, aber dagegen auch zwei recht treue, redliche Herzen in den Ehestand gebracht, und daher dürfen wir auch hoffen, Hand in Hand ganz leidlich durchs Leben zu hinken.“

Der Sekretär Eichron aber sprach lachend zu seiner Gattin:

„Siehst du, Mütterchen! hatte ich nicht recht, als ich schon vor mehr als zehn Jahren stets behauptete: es finde jedes Töpschen seinen Deckel! Nun hat auch unsere Adelaide den ihrigen gefunden; zwar keinen englischen, aber einen recht wackern, soliden, deutschen Deckel; sie kann immerhin zufrieden seyn!“
(Schluß folgt.)

Der unbekanntere Verehrer.

Don Ramiro d'Espinoza hatte den größten Theil seines Lebens zu Lande und zur See im Kriege hingebracht, als ihm, in der glorreichen Schlacht von Lepante, eine Kartätschenkugel das linke Bein gar hart begrüßte. — Wiewohl ihn nun die Kunst der Aerzte wieder herstellte, so blieb er dem Kriegsgott für immer entfremdet, und zog nach Madrid, wo er ein Haus, und in der Nähe der Stadt ein hübsches Landgut besaß. — Beträchtliche Fonds, die er in einer ansehnlichen Deutschen Handlung, zu Augsburg, schon vom Vater aus, liegen hatte, sicherten ihn vollends vor jedem möglichen Mangel. — Jetzt erst, da er in dem Schooße des freundlichen Friedens saß, erwachte manches angenehme Bedürfnis in ihm, von dem er in den frühern, geräuschvollen Zeiten nicht das Mindeste in seiner Seele verspürt hatte. — Vor Allem aber wurde ihm sonderbar zu Muthe, wenn er Mann und Weib freundlich mit einander scherzen, sich herzen und küssen, und auf das Zuverlässigste behandeln sah. Auch war dieser Gemüthsverfassung nicht eher abgeholfen, als bis er die schöne Donna Seraphine, die reizende Tochter des Don Munerz von Montemayor, als traute Gattin in seine Arme geschlossen, an sein Herz gedrückt hatte. —

Wir erfahren es oft, daß alternde Männer ihre jungen Frauen etwas hart zu behandeln pflegen, und so selbst in dem Garne sich werthbätig beweisen, daß früher oder später über ihnen zusammenschlägt. — Von einem solchen Verfahren ließ aber Don Ramiro bei der Seinen nicht das Mindeste merken. — Er gönnte ihr die anständigste Freiheit, die sie sich nur immer wünschen konnte, und wiewohl ihm schon die Sitte sei

nes Landes erlaubte, ihr jene Art von Aufseherin beizugeben, die man unter dem Namen Duenna allgemein kennt, so vermied er auch von dieser Seite jeden Schein von Verdacht, und gewährte ihr, als freie Frau im Hause und im Leben zu schalten und zu walten.

Eines Tages kam er von einem Geschäftsgange äußerst betrübt nach Hause. — Er ging mit unverhohlenen Seufzern im Zimmer auf und ab, rieb Hände und Stirn, und gab alle Zeichen eines tief bekümmerten Herzens von sich. — Donna Seraphine, an ihrem Gatten eine solche Gemüthsverfassung nicht gewohnt, unterließ nicht, sich nach der Ursache einer solchen tödtlichen Unruhe auf das Liebreichste zu erkundigen. Nach langem Zögern eröffnete ihr endlich Ramiro, daß sein Handlungshaus in Augsburg bedenklich schwankte, und er nothgedrungen sey, im Verlaufe von wenigen Tagen dahin abzureisen. — Die junge Frau zerfloß darüber in nicht wenige Thränen; da sie aber bald einsah, daß der größere Theil ihres Vermögens auf keine andere Art zu retten sey, so fügte sie sich endlich in ihr Schicksal, und band nur dem scheidenden Gatten ein, recht fleißig an sie zu denken, so wie sie hinwiederum Seiner bei Tag und Nacht auf das Allerfleißigste gedenken wolle.

Don Ramiro reiste ab, Seraphine aber zog sich in die innersten Gemächer ihres Hauses zurück, und ging sie doch zuweilen aus, ihre Eltern oder Anverwandten zu besuchen, so war sie so tief verschleiert, daß auch das schärfste, das geübteste Auge nicht den allerkleinsten ihrer Reize entdecken konnte.

Eines Tages war sie eben im Begriff, aus der Messe heimzuehren, als sie ihr Gebethuch vermißte, in welchem sie zugleich einige theure Andenken an ihren frommen Gemahl aufbewahrte. — Rasch eilte sie wieder in die Kirche zurück, und fand es glücklich an der Stelle, auf welcher sie es gelassen hatte. — Als sie nach Hause kam, untersuchte sie dennoch das Büchlehen, ob sich vielleicht nicht eines der hübschen heiligen Bildchen daraus verloren habe; allein wie sehr mußte sie erstaunen, als ihr ein kleines, zierlich zusammengelagertes Papier in die Hände fiel, worauf folgende Worte verzeichnet standen:

„Schönste Donna Seraphine!“

„Ein Herz, das Ihr unheilbar verwundet habt, und ohne den Balsam Eurer zärtlichen Zuneigung unheilbar verbluten muß, erwartet somit Tod und Leben aus Euren Händen. — Das erste Zeichen meines Glücks und meiner Wieder-
„genesung werd' ich daran erkennen, wenn Ihr Euch morgen wieder in der Kirche finden laßt, wo ich Euch heute zu sehen das ungemaine Vergnügen hatte.“

Seraphine war über die Frechheit ihres unbekanntem Verehrers, der sogar das Haus Gottes mit den Ausdrücken seiner unlautern Gesinnungen nicht erachtet hatte, nicht wenig entsetzt. — Doch faßte sie sich bald wieder, und auch der Plan, nach welchem sie sich zu handeln bestimmte, war in kurzem entworfen. Vor Allem aber beschloß sie, die Kirche zu mei-

den, wo ihr der Schamlose sein verderbtes Herz eröffnet hatte, so wie überhaupt jeden Gottesdienst nur im strengsten Inognito zu besuchen. — Während sie nun Alles that, was Pflicht und Liebe von ihr heischten, starb die Königin von Spanien, und alle Anstalten wurden getroffen, die hohe Verblichene in dem nahen Eskurial auf das Feierlichste zu beerdigen. — Halb Madrid strömte bei diesem tragischen Volksfeste zusammen, auch Donna Seraphine unterließ nicht, ihrer weiblichen Keuzgierde das kleine Opfer zu bringen, und begab sich in Begleitung ihrer Jose dahin. — In dem Gedränge, das bei dem Zusammentreffen so vieler Menschen nothwendig entstehen mußte, wurde sie von einer Unpäßlichkeit befallen, die immer bedenklicher wurde, und nur mit Mühe brachte sie ihre Jose aus dem Menschenstrom nach einem, etwas von der Kirche entfernten, Orte. — Kaum hatte sie sich daselbst niedergelassen, als sie von mehreren verlarvten Männern überfallen wurde, die ihr sogleich Mund und Augen mit Tüchern verbanden, sie in einen Wagen hoben, und wie auf Windesflügeln mit ihrer schönen Beute davon jagten.

Als Seraphine aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, fand sie sich allein in einem schönen, geräumigen, wohlverwahrten Zimmer, auf einem bequemen Ruhebetze. — Sie erhob sich nicht ohne Klagen, und in demselben Augenblicke trat ein ältlicher, wohlgekleideter Mann herein, der ihr schweigend ein Billet überreichte, und sich sodann wieder entfernte. — Auf das Papier aber war Folgendes geschrieben:

„Schöne Grausame!“

„Ihr zwingt Euren zärtlichsten Verehrer, Maßregeln zu ergreifen, die sich nur durch die äußerste Nothwendigkeit rechtfertigen lassen. — Ich liebe Euch, und kann ohne Euch nicht leben. —
„Erhört nur den leisesten meiner Wünsche, und Ihr habt Eure Freiheit wieder, und keine Donna in Madrid darf sich sodann in Gold und Goldes-Verth mit Euch messen. — Zwingt mich aber nicht, härter gegen Euch zu seyn, als ich gerne möchte. —
„Wosern Ihr mit demselben Hass gegen mich gesant seyd, als früher, so sendet mir den kleinen goldnen Reif, den Ihr an dem Zeigefinger Eurer linken Hand traget.“

Als Seraphine diese Zeilen mit dem tiefsten Abscheu gelesen hatte, trat der alte Diener wieder ein, und schien schweigend ihre Antwort zu erwarten. — Da rief sie in ihrem innersten Herzen empört:

„Saget Eurem Herrn, mein Leben liege in seiner Hand, aber nicht meine Liebe, meines Gatten Ehre. —
„Wer er auch immer seyn mag, der so schändlich gegen mich handelt, sagt ihm, daß dieß meine einzigen Gesinnungen bis zu meinem letzten Athemzuge seyn würden.“ — Der Alte verbogte sich, als er diese Antwort erhalten hatte, und entfernte sich sodann mit einem seltsamen Lächeln wieder.

Zwei Tage und zwei Nächte waren Seraphinen unter namenloser Bangigkeit und Angst verfloßen. — Es fehlte ihr nicht an den ausgesuchtesten

Speisen und Getränken, die sie aber, kaum berührt, wieder von sich wies. — Mehrmals des Tages erhielt sie Zuschriften des zärtlichsten Inhalts, geschmückt mit den glänzendsten Versprechungen; für alle aber hatte sie die einzige frühere Antwort. — Mit dem dritten Tage brachte ihr der Alte ein neues Billet, folgenden entsehliden Inhalts: —

„Grausame!“

„Meine Langmuth ist erschöpft, meine Geduld ist gebrochen. — Nur in meinen Armen oder nie darfst Du in die Welt zurückkehren; darum wähle nun zwischen meiner Liebe und Deinem Tode. — Erhalt' ich in dieser Stunde nicht den kleinsten goldnen Reif, als ein Zeichen Deiner Ergebung, so erhältst Du einen Becher mit Gift, diesen leere sodann, wenn Du nicht unter den Dolchen Deiner Mörder fallen willst. — Du darfst nicht leben, wenn ich fernher in Ruhe und Sicherheit leben will. — Sei klug, Donna Seraphine, und wähle das Bessere.“

„Das will ich,“ rief sie, nachdem sie die verruchten Zeilen gelesen hatte. — „Sage Deinem Herrn,“ fuhr sie zu dem alten Diener fort, der mit sichtbarer Rührung vor ihr stand, „daß ich den Tod aus seiner Hand erwarte; doch sag' ihm auch, daß eine Macht über uns Beiden walte, die früher oder später diese Unthat nicht ungeahndet lassen wird.“ —

Mit dieser Antwort entfernte sich der Alte, und kehrte sogleich mit einem Becher zurück, den er stillschweigend auf den Tisch stellte, und sich sodann mit Thränen in den Augen wieder entfernte. —

Der Anblick des gerührten Greises, den sie als ihren unerbittlichen Kerkermeister zu sehen gewohnt war, erweiterte, wenn mir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, den Gedanken in ihr, daß sie nun sterben müsse. — Früher war sie entschlossen, den Todesbecher mit einem Zuge anzuleeren, nun aber, da sie den Fremden, ihres Verlustes wegen, auf das Schmerzlichste gerührt sah, nun gedachte sie ihrer Jugend, ja, selbst ihrer Schönheit, und der so mannigfaltigen Forderungen, die sie noch an das Leben zu machen hatte, und der furchtbare Giftbecher zitterte in ihrer Hand. — Allein dieß währte nur einen kurzen Augenblick, ein zweiter, besserer ergriff sie; ihre und ihres Gatten Ehre lag in ihrer Hand, und in einem Zuge war der Kelch des Todes geleert. —

In diesem Momente erschloß sich die Thüre und ihr geliebter Ramiro stürzte zu ihren Füßen. — „Verzeihe, o Du Theuerste,“ rief er, indem er die Kniee der im freudigen Schreck Erstarrten umschlang, „verzeihe mir diese harte Prüfung, die erst das Glück und das Wohl meines Lebens besiegelt. — Nicht konnte der alternde, der, wiewohl von der Hand der Ehre, zum Krüppel gemachte Mann es hoffen, Dein Herz ganz und gar zu erfüllen. — Wiewohl Du mir nicht den geringsten Anlaß zu irgend einem Verdacht in Deine Treue gabst, so fürchtete ich doch immer die Gewalt der Möglichkeit, die Gefahr der Jugend, und die Miesemacht der Verführung. — Nun Du aber als eine beispiellose Heldinn unerschrocken dem Tode

ins Auge gesehen, um nicht Deinen Schwur, Dein mir heilig gegebenes Wort zu verletzen, nun leg' ich mein Leben zu Deinen Füßen nieder. — Ich will es freudig für Dich lassen; denn ich bin überzeugt, daß ich des Lebens köstlichsten gewonnen habe.“ — Donna Seraphine verweilte wohl mit einigen Blicken schmerzlichen Vorwurfs an den weinenden Augen ihres Mannes, bald aber warf sie sich freudig in seine Arme. — Jetzt füllte sich das Zimmer mit den übrigen Lieben, die mehr oder weniger den seltsamen Prüfungs-Akt zu tadeln hatten. — Seraphine aber versicherte Allen, sie habe nun in dem ganz gewonnenen Vertrauen ihres Mannes ein neues, ohne Ende glückliches Leben gewonnen. —

Für jene Zeit möchte nun eine solche Art, die Liebe der Frauen zu versuchen, gegolten haben; gegenwärtig aber wäre sie unmaßgeblich zu meiden, und weder unsern jungen, noch unsern alternden Herren zu rathen. — Denn gesetzt auch, die ganze seltsame Prüfung ginge glücklich durch, wer verbürgt uns aber, daß die Geprüfte nicht zu Reppressalien schreiten dürfte, und wie würden sodann unsere jungen und unsere alternden Herren bestehen? —

Ein Karneval-Stückchen.

Die Gräfin von ***, am Hofe Ludwigs XIV., jung, liebenswürdig und sehr geachtet, hatte ein heimliches Liebesverständnis mit dem Grafen von Evreux, und da sie sich mit diesem nicht begnügte, so betrog sie drei andere Anbeter und ihren nichts Böses ahnenden Gemahl. Der Chevalier von T... hatte sich umsonst um ihre Gunst bemüht; Eifersucht macht scharfsichtig, deshalb entdeckte er bald die vier glücklichen Anbeter, wodurch der Gräfin Herz für ihn verschlossen blieb. Er sann auf Rache. Auf einem Masken-Ball, den der König in Marly gab, erschien er ebenfalls verummumt. Er hatte sich vier Larven machen lassen, sprechend ähnlich den Anbetern der Gräfin, die er über einander hing. Die erste zeigte den Grafen von Evreux. Der Masken-Anzug, den er trug, war so weit, daß er ohne viele Mühe darunter den Kopf nach Gefallen verbergen konnte, und dadurch wurde es ihm leicht, die vier Larven wechselsweise erscheinen zu lassen. Er begann bald eine Menuet zu tanzen, und bei solcher Lieber, zur großen Belustigung der Zuschauer, die vier Larven sehen. Hierauf ging er zur Gräfin mit der Larve des Grafen von Evreux. Er führte sie zu einem Contretanz auf; sie glaubte wirklich den Geliebten vor sich zu sehen, und reichte ihm die Hand, aber bei diesem Tanz zeigte er sich, ehe sie es ahnete, nach und nach mit den Gesichtern ihrer drei anderen Günstlinge. Sie verlor alle Fassung und war einer Ohnmacht nahe, der Boshafte erklärte den Mittänzern und Mittänzerrinnen dieß mit den Worten: „Entschuldigen Sie, meine Dame wird unwohl.“ Er führte sie scheinbar sehr besorgt zu einem Sessel, „Beruhigen Sie sich,“ sagt er zu ihr: „ich werd' Ihnen gleich etwas zur Erfrischung holen.“ Er entfernte sich; statt aber sein Versprechen wahr zu machen, schlich er sich davon und ließ sich nicht weiter sehen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 25. Februar 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Nro. 8.

Freuden und Freuden der Eichkronischen Familie;

oder:

jeder Topf findet seinen Deckel.

(Schluß.)

Die Lehrerin und Erzieherin sollte des Sekretärs Eichkron älteste Tochter, wie wir schon früher gehört haben, sich ausbilden; und Ursula war zu diesem Zwecke in dem Schulpräparandinnen-Institut ihrer Vaterstadt untergebracht worden.

Den wissenschaftlichen Fortschritten der Jungfrau ließen die Vorgesetzten zwar große Gerechtigkeit widerfahren, dagegen wurden gegen Ursula häufig anderweitige Beschwerden erhoben: man beschuldigte das Mädchen der Unreinlichkeit, des Zähornes, der Kalenschniederei, und noch manch' anderer, eben nicht reisenswerther Eigenschaften.

Endlich wurde Ursula aus dem Institute entlassen, um in einer höhern Töchterchule mit dem Lehrfache sich praktisch vertraut zu machen; allein die angeborene Geistesfertigkeit spielte der Jungfrau nur zu bald ein paar arme Streiche. Ursula, von jähem Zorne besiegt, schlug eines Tages der einen Schülerin einen Backenzahn in den Hals, und versetzte einer andern solch' derbe Ohrspeigen, daß das mißhandelte Mädchen Zeit seines Lebens einigermaßen taub blieb. —

Man erklärte nach diesen skandalösen Vorfällen die Jungfer Eichkron für untüchtig zum Lehrfache, und Ursula trat nun als Dichterin und schöngeistige, auch pädagogische Schriftstellerin auf, als eine deutsche Séigné oder Genli's dachte sie dereinst zu glänzen; — doch die Arme machte in solcher Sphäre nicht bedeutendes Glück, man fand die einen ihrer Schriften zu schwülstig, an andern vermiste man zarten Sinn, und bald wollte sich kein Buchhändler mehr finden, an deren Geisteskindern Patheustelle zu vertreten.

Ursula lebte nun in ihrer Eltern Hause, und verursachte diesen manchen Kummer, denn die geniale Jungfrau vermochte sich nimmermehr in das Konventionelle des gesellschaftlichen Lebens, wie es nun einmal beschaffen ist, recht zu fügen.

Wir haben früher gehört, daß Ursula schon als zartes Kind wenig körperliche Schönheit entwickelte; allein ihre Häßlichkeit bildete sich mit den Jahren noch mehr aus, und schlimm war es, daß die Jungfrau ihren Anzug noch so sehr vernachlässigte, daß sie bald in ganz M. — nicht anders, als Eichkron's Schmutzschel genannt wurde.

Dabei war das Mädchen eine Klatsche, und in einem hohen Grade zudringlich; sie witterte sogleich aus, wenn irgend wo ein Familienfest gefeiert wurde, oder eine fröhliche Gesellschaft zusammen kam, bei welchen Gelegenheiten der weibliche schöne Geist als ungeladener Gast erschien, den Schlüssel und noch mehr der Flasche unverschämt zusprechend. Nicht Speck, nicht Verachtung, ja die auffallendsten Sottisen nicht einmal, — vermochten ein so liebes Kind zu entfernen; es bewährte in dieser Hinsicht ächt philosophischen Sinn.

Selbst Gesellschaften, welche ausschließlich nur Männer besuchten, war Demoiselle Eichkron nicht abhold; sie erschien in Harmonieen und Ressourcen, an Tagen, welche das schöne Geschlecht von diesen Orten ausschloß, — hielt dem Tabaksrauch Apologien, und politisirte den festesten Kannengießern zum Troste.

Durch solche unziemliche Konduite machte sich unsere Dichterin bald zu einem Gegenstande der allgemeinsten Geringschätzung; Jünglinge, mit denen sie konversiren wollte, zeigten ihr in grober Weise den Rücken, jüngere Männer entschuldigten sich gezwungen höflich, und entflohen, — und nur alte Herren, welche das Zipperlein oder Schwäche an schneller Flucht hinderten, mußten ächzend und gähmend der Ueberlästigen Stich halten, und sie am Ende wohl gar noch traktiren.

Der Sekretär Eichkron besaß Ehrgefühl; ihn schmerzte der Tochter Aufführung ungemein; allein die männliche Ursula war ihm über den Kopf gewachsen, er vermochte nimmermehr, sie in gehörigen Schrauben zu halten, und erlebten die Eichkronischen Eheleute an zwei Kindern große Freude, so wog diese Freude der Kummer auf, welchen ihnen das Erstgeborene verursachte.

Man lebte im Jahr 1804, als die Verhältnisse in der angegebenen Art gestaltet waren. Um diese Zeit

man erhielt der Sekretär plötzlich einen Brief von einer, beinahe vergessenen Schwester, welche sich vor vielen Jahren schon nach Musterlitz in Mähren an einen österreichischen Verpflegsbeamten verheirathet hatte.

Frau Mehlwurm — so nannte sich jene Schwester, meldete: wie ihr Mann nun gestorben, und sie als kinderlose, jedoch nicht dürftige Wittwe hinterlassen habe. Unter Anderm schrieb die Dame: „Ich fühle mich bei herannahendem Alter sehr einsam, und wenn dir, lieber Bruder, eine noch unversorgte Tochter lebt, so sende sie zu mir, ich will ihr Mutter seyn und nach meinem Tode ihr dereinst mein bißchen Gottessegens zuwenden.“

„Ei, rief der Sekretär fröhlich aus, da böte sich ja plötzlich für unsere Ursula ein erwünschtes Unterkommen dar!“ — Ursula selbst war nicht abgeneigt, ihr Glück einmal in fremden Landen zu versuchen, und reiste bald darauf, von dem Segen der Eltern begleitet, nach Musterlitz ab.

Ihre glückliche Ankunft an dem Orte der Bestimmung hatte die Jungfrau zwar in die Heimath gemeldet; allein lange nachher nichts mehr von sich hören lassen.

Im Jahr 1805 traf die Nachricht von der bekannten großen Schlacht bei Musterlitz auch in M — ein.

„O Himmel!“ rief Madame Eichkron bewegt aus, „wie wird es in jenen Schreckentagen unserm armen Kinde ergangen seyn! Schreibe doch, lieber Ferdinand! Erkundigungen einziehend, sogleich an deine Schwester nach Musterlitz.“ —

Der Sekretär erfüllte der Gattin Bitte, und schon nach Verlauf einiger Wochen traf Antwort von Frau Mehlwurm aus Mähren ein.

Eichkron stand schweigend und betroffen, nachdem er der Schwester Schreiben sichtlich durchlaufen hatte; seine Gattin fragte aber mit bebender Stimme: „Ist es eine Trauerbotschaft, welche du von unserm Kinde erhalten hast?“

„Eine Trauer- oder eine Freudenbotschaft, wie du willst,“ erwiderte der Sekretär; „die Ursula, unser ältester Topf, hat nun auch einen Deckel gefunden, einen etwas unsaubern zwar, einen russischen, oder vielleicht gar asiatischen; indessen ist es doch ein Deckel, oder, um mich deutlicher auszudrücken, ein Kosakenkorporal, als dessen Gattin unsere Ursula nach der Schlacht von Musterlitz an den Don oder Ural, oder der Himmel weiß, wo sonst hin, gezogen ist.“ —

Älänglich jammerte die Mutter, und Eichkron hatte viel zu thun, bis es ihm gelang, sie einigermaßen zu beruhigen.

* * *

Beinahe noch sechs volle Jahre wirkte der Sekretär Eichkron als thätiger Geschäftsmann in seinem Berufe; allein dann fingen des Alters Schwächen an, ihm zu nahen, und er wurde auf sehr schmeichelhafte Weise in den Ruhestand versetzt.

Die großmüthigen, unausgesetzten Unterstützungen, welche Eichkron von seinem Schwiegersohne, dem Lord

Ten o' clock bezog, hatten den sparsamen Sekretär in den Stand gesetzt, nach und nach ein mäßiges Kapital zu häufen, mit welchem er nun einen kleinen, aber anmuthigen, nur 2 Stunden von M — entlegener Landstük erkaufte, um dort mit der Gattin den Rest seines Lebens in philosophischer Ruhe dahin zu bringen.

Im Jahre 1813 wurde Eichkron auf seiner Willk durch unerwarteten, aber sehr angenehmen Zuspruch überrascht. Lord Ten o' clock und der Major v. Welgen waren nämlich schriftlich übereingekommen, zu gleicher Zeit, mit ihren Familien die theuren Schwiegereltern zu besuchen, und pünktlich war der Plan ausgeführt worden.

Der Engländer hatte mit Jeanetten bereits fünf Wolgen mit Adelaiden drei schöne und gesunde Kinde erzeugt; blond stellten sich jene, braungelockt dagegen diese dar. Jeanettens Taubstummheit hatte auf ihre Sprößlinge glücklicherweise keinen nachtheiligen Einfluß geübt.

Leicht mögen gefühlvolle Leserinnen von selbst er messen, wie glücklich sich die betagten Eichkronischen Eheleute im Kreise ihrer lange entbehrten Kinder, und der jubelnden Kindskinder fühlen mochten; das ehrwürdige Paar schien sich im eigentlichen Sinne des Wortes zu verjüngen.

Eines Tages saß die ganze große Familie nach aufgehobener Mittagstafel noch in traulichem Vereine um den Tisch; da schmetterten draußen Trompeten; und ein vielstimmiger Gesang wurde vernehmbar.

Alle sprangen auf. — Ein Trupp Kosaken, zu der nach Frankreich ziehenden Armee gehörig, zog gerade in's Dorf.

Die Reiter hielten an, und saßen ab; sie wollten in dem Dorfe übernachten. Der kommandirende Offizier, ein derber, unterseßter Mann, mit winzig kleiner Neuglein, breiter Nase, struppig rothem Haupthaar und ungemein langem Barte, schritt auf das Eichkronische Haus, das ansehnlichste im Dorfe zu, um sich brevi manu selbst einzuquartieren.

Schon auf dem Flure gerieth der Kosakenanführer mit Eichkron's Gesinde in Wortwechsel; der Offizier machte übrigens kurzen Prozeß, griff nach seinem Kantschue, und hieb grimmig um sich. Das Geschrei der Dienerschaft auf dem Flure, das Heulen der vieler Kinder in der Stube, welche sich unter Tischen und Stühlen verkrochen, das Gebell der Haushunde, das ängstliche Rufen der Damen — dieses Alles zusammen genommen, erregte große Verwirrung, und mit Mühe gelang es dem Major Wolgen und dem Lord, den wüthenden Kosaken zu besänftigen.

Die Ruhe war indessen wieder hergestellt; der Offizier saß vor einer ungeheuren Hammelskeule, und zwei mächtigen, vollen Brautweinflaschen hinterm Tische und verschlang mit der Gierigkeit eines Saturns, was ihm unter die Hände kam. Der Kosake sprach zwar gebrochen deutsch, aber jetzt, während des Essens, nahm er sich keine Zeit zur Konversation, und die Anderen standen, des Fremden Appetit bewundernd, Alle mißmuthig ob der unangenehmen Störung, im Zimmer umher.

Plötzlich wurde das Rasseln eines Wagens vernehmbar, welcher vor dem Eichkron'schen Hause anhielt. Alle eilten ans Fenster, und auch der Kosake war aufgesprungen.

Aus dem, mit einem weißen Laken überzogenen Fourgon guckten vier Rothköpfe hervor, welche drei Kindern und ihrer Mutter angehörten.

„Mordelement! schrie der Kosake, da ist meine Familie auch schon!“ und mit diesen Worten sprang er hinaus, die Seinigen zu empfangen.

„Nun das fehlte noch!“ sprach der alte Eichkron. „Wo werde ich die Leute alle unterbringen? ich besitze nicht einmal die erforderlichen Betten,“ — jammerte die Sekretärin!

Jetzt trat der Kosakenoffizier mit seiner Gattin und der rothköpfigen Nachkommenschaft in die Stube. Diese warf einen Blick auf die Anwesenden, und stieß dann einen lauten Schrei aus.

Eichkron wurde aufmerksam, und fixirte die Fremde genauer. — Ursula! rief er jetzt plötzlich mit höchstem Erstaunen, Ursula! wiederholte die Sekretärin leiser, indem sie halb ohnmächtig auf einen Sessel sank; Ursula! riefen Ten o' clock, Wolgen und Adelaide — Ursula! jubelte der Kinderhaufe.

„Nun ja zum Teufel, Urschel heißt auch meine Frau, brüllte der Kosake; aber wie könnt denn Ihr hier den Namen wissen?“ —

* * *

Man verständigte sich, und mit etlichen Worten den Leser zu verständigen, wollen nun auch wir versuchen:

Ursula war nach der Schlacht bei Austerlitz der mährischen Tante entlaufen, und mit ihrem dormaligen Gatten, der zu jener Zeit noch regierender Korporal war, und Putschkin hieß, nach Rußland gezogen.

Indessen hatte es Ursula doch so ganz übel nicht getroffen. Putschkin war ein roher Krieger, aber außerdem ein redlicher, selbst in seiner Art gutmüthiger Mann; er besaß Vermögen, avancirte durch seine Tapferkeit in der Folge zum Offizier; und Ursula versicherte, mit ihrem Gatten zufrieden und glücklich zu leben.

Was konnten die Eltern sagen? — die Alten freuten sich doch, auch das aufgegebenes Kind noch einmal, und nicht unter schlimmern Verhältnissen wieder zu sehen.

Putschkin weinte vor Freude, die Schwiegereltern kennen zu lernen, und verwünschte sein erstes wildes Betragen, welches er auf Rechnung eines vorhergegangenen beschwerlichen Marsches bei schlechtem Wetter hob.

Auf des Schwiegervaters Einladung sendete Putschkin einen Kosaken zu seinem Chef, der im Hauptquartiere weilte. Der Offizier meldete dem Oberst, der ihm wohl wollte, was ihm begegnet, und erbat sich einen achttägigen Urlaub; noch in derselben Nacht kam er abgesendete Kosake mit Bewilligung des Urlaubs zurück.

Nach Verlauf weniger Tage bemerkten der alte Eichkron und seine Gattin, daß sich Ursula in vielen Dingen gar nicht zu ihrem Nachtheile verändert hätte; häßlich war sie freilich nach wie vor, allein sie hielt sich und die Kinder dennoch sehr reinlich; dieß aber hatte sie hauptsächlich dem Gatten zu danken, der nicht nur täglich seine Kosaken, sondern auch Frau und Kinder Proprets-Parade passiren ließ.

Ursula verläumdete auch nicht mehr, sprach weniger und bezeigte sich nicht zudringlich; doch Alles hatte seinen guten Grund: Putschkin trug stets den Kantische im Knopfloche, und wenn sich die Gattin vergesfen wollte, bedurfte es nur eines bedeutenden Blickes von seiner Seite auf das Instrument, und Ursula kehrte schnell zur Ordnung zurück.

In der That, Putschkin zeigte vielen natürlichen Verstand, Ordnungsliebe und rechtlichen Sinn; Alle, die Kinder vorzüglich, hatten ihn sehr lieb gewonnen, und Alle trennten sich unter Thränen von ihm, als er, seiner Pflicht getreu, der Armee der Allürten nach Frankreich folgte.

Ursula blieb mit den Kindern bei den Eltern zurück; man behalf sich, so gut es gehen wollte, und Eichkron mit seiner Gattin lebten nun erst recht glücklich, da nicht eines ihrer Kinder dem seltenen Kreise fehlte.

Nach dem, zu Paris abgeschlossenen Frieden kehrten Putschkin mit seiner Familie nach Rußland, der Lord und die Seinen nach Albion zurück.

Der Major von Wolgen beschloß, mit der geliebten Adelaide und seinen holden, blonden Engeln, bei den Schwiegereltern, zu deren besserer Pflege zu verharren.

Oft treffen auf Eichkron's anmuthigem Landstige Briefe aus England und Rußland ein, und als Festtage werden jene des Einlaufs gefeiert.

Der Sekretär ist nun ein silberbelockter, aber noch munterer Greis, und jetzt noch pflegt er, wenn er in fröhlichem Muthe sein Gläschen Hochheimer schlürft, zu der Gattin lächelnd zu sprechen:

„Nu, Alte! mein Sprichwort hat sich dennoch bewährt: Jeder Topf findet doch seinen Deckel.“ —

Lächelnd erwidert dann die betagte Matrone: „Es ergeht deinem Sprichworte, mein lieber Eichkron, wie allen Sprichwörtern: oft treffen sie ein, doch zuweilen täuschen sie auch, und ich habe in meinem Leben schon manches gar niedliche, bunte Töpschen kennen gelernt, welche stets vergebens eines beschützenden Deckels harren mußte.“

B o l k s - J a m m e r .

(Aus einem bayerischen Blatte, auch wohl anderwärts passend.)

Im vorigen Jahrhundert gab es im Oberlande einen sehr strengen Pfleger. Diesem beliebte es, jedem Bauernburschen, der sich unterstand, in der Freude seines Herzens zu singen und zu jauchzen, einen Zahn ausziehen zu lassen, damit ihm die Lust zu solcher

Kurzweil verging. Solche Landpfleger gibt es jetzt nicht mehr. Dagegen sah ich vor wenigen Jahren in einem Wirthshause auf dem Lande eine Cither am Fenster liegen, deren Saiten alle gewaltsam abgerissen waren. Ich entdeckte bald die Ursache davon, indem ich an der Thüre eine amtliche Verfügung angeheftet fand, die da sagte: Man habe erfahren, daß die Leute auch an Werktagen nach dem Spiele der Cither tanzen, und dieses werde bei Strafe verboten. Diese und ähnliche Verfügungen überzeugten mich, daß es in Baiern eine vorzügliche Obliegenheit der Polizeiverwaltung ist, dafür zu sorgen, daß die Leute nicht zu lustig werden. Nun las ich in einer unlängst erschienenen Schrift „von einem täglich höher steigenden Jammer des ganzen bayerischen Volkes.“ Ich fragte daher einen Münchener, wo denn dieser Volksjammer in München am genauesten zu beobachten sey. Der Münchener erwiderte mir: dazu müßte ich im Sommer hieher kommen, und bei heiterem Wetter an einem Sonntage nach Hefelloh oder Wöhring, nach Bogenhausen oder Grünwald und in so viele andere Belustigungsorte Münchens mich begeben. Hier würde ich dann den Jammer des Volkes sehen, wie es singt und springt, tanzt und schmaust, reitet und fährt, und gar viele Kurzweil und Uebermuth übt. Doch auch jetzt bei rauher Jahreszeit könnte ich wegen des Faschings Aehnliches bemerken. Ich dürfte nur die zahllosen Tanzfeste Münchens besuchen, jedoch sollte ich mich vor dem Maskenballe hüten, indem hier der Volksjammer die Menschen förmlich zu erdrücken droht. Da dachte ich mir: hütet euch vor allen Uebertreibungen, denn diese schaden selbst der besten Sache. Von einem täglich höher steigenden Jammer des ganzen bayerischen Volkes kann wohl keine Rede seyn.

Seltner Künstler-Lohn.

Der reiche Lord Clarendon hatte auf einer seiner Reisen, bei Antwerpen ein schönes Landhaus gekauft, das eine überaus reizende Lage hatte. Vanderveld, ein berühmter Flämändischer Maler, der es besuchte, als der Besitzer schon wieder abgereiset war, wurde davon so bezaubert, daß er dasselbe mit der umliegenden Gegend zu malen beschloß. Er mietete deshalb im nächsten Dorfe eine Wohnung, und brachte eine der meisterhaftesten seiner Landschaften auf die Leinwand.

Einige Zeit nachher reifete er nach London, und nahm das Gemälde mit, um es dort für einen guten Preis zu verkaufen. Da er aber diesen nicht erhalten konnte, so ließ er es in einer Auction von Kunstfachen, die eben gehalten wurde, versteigern, mit dem Vor-sage, es wieder zu sich zu nehmen, wenn man nicht genug dafür bieten würde.

Lord Clarendon war unterdessen von seinen Reisen nach England zurückgekommen. Zufällig war er bei dieser Versteigerung zugegen, und als Vanderveld's schönes Gemälde ausgesetzt wurde, erkannte er zu seiner freudigsten Ueberraschung auf den ersten Blick sein Landhaus. Fest entschlossen, dies Bild zu erstehen und

um allem Ueberbieten vorzubeugen, rief er: „Ich gebe das Original für diese Copie!“

Bei dem Worte: „Copie!“ erstaunte Jedermann, denn allgemein hielt man es für ein Original-Gemälde, wofür es auch der Künstler ausgegeben hatte. Vanderveld trat daher erbittert hervor und fragte den Lord, ob er ein Kenner sey, um so Etwas behaupten zu dürfen?

„Ich bin“, versetzte Clarendon, „so sehr Kenner, daß ich es wiederhole: Ich gebe das Original für die Copie!“

„Sie irren sich, Mylord!“ antwortete der Maler, vor Unwillen außer sich.

„Ich weiß wohl,“ fuhr Jener fort, „daß dies Gemälde von Vanderveld ist, und biete ihm zum Drittenmale das Original für die Copie!“ — Und nun erst löste er dem hocherstaunten Künstler das Räthsel.

Beide setzten hierauf den Tauschcontract wirklich vor einem öffentlichen Notarius auf, und seit der Zeit wurde das Landhaus, das Vanderveld auf eine so unerwartete und wohlfeile Art acquirirt hatte, der Lieblingsaufenthalt des Malers.

Ob sich wohl in Deutschland ein zweiter Lord Clarendon fände? — Schwerlich! — Wohl aber viele Vandervelds!

Neueste Verse von Göthe.

Der rühmlichst bekannte Landschaftsmaler Otto Wagener aus Dresden hat während seines Aufenthalts zu Weimar, Göthe's Stadt- und Gartenhaus gezeichnet, und diese beiden Zeichnungen jetzt, von Ludw. Schübe zu Nürnberg in Kupfer gestochen, herausgegeben. Unter jeder befindet sich ein von Göthe selbst darunter geschriebener, gar gemüthlicher Vers. Der unter der Abbildung seines Stadthauses in Weimar, vor dem der Zeichner eine zahlreiche Gruppe von Beschauern desselben angebracht hat, lautet also:

„Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kommen sie getrost herein,
Werden wohl empfangen seyn.“

Den Vers, den der berühmte, jetzt 78jährige Dichtergreis unter die andere Zeichnung gesetzt hat, ist folgender:

„Uebermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus;
Allen, die darin verkehrt,
Ward ein guter Muth bescheert“

Charade.

Mit der ersten Silbe nenn' ich gern,
Denkt so Maucher, jenes schöne Gut;
Doch der zweiten Mißbrauch bleibe fern
Jedem, so der Pflicht Genüge thut.
Rebe, wenn verstockt ein Besewicht
Frechen Muthes oft das Ganze spricht!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 3. März 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 9.

Die englisch-holländische Expedition gegen Algier.

(Eine zeitgemäße geschichtliche Rück Erinnerung.)

Sehr wohl weiß ich, daß ich dem größten Theile meiner Leser nichts Neues erzähle; aber ich bin auch eben so gewiß, daß Mancher die Erinnerung an jene merkwürdige Unternehmung nicht ungern aufgefrischt sehen wird; zumal da in ganz neuerer Zeit ein ähnliches Ereigniß bei Navarino statt fand, und man, nach Zeitungsberichten, in Frankreich damit umgeht, eine Landungsarmee gegen jenen Raubstaat auszurüsten. Ich habe die gegenwärtige Skizze aus dem Tagebuche des Herrn Abraham Salame, der in Alexandrien geboren, jedoch aus einer syrischen Familie, als Dolmetscher bei Lord Ermouth, dem Admiral der vereinigten Flotte, angestellt war. Es sey mir erlaubt, hier zuvor eine kurze Notiz über den Berichterstatter und seine Familie einzuschalten. Sein Großvater, ein angesehener Kaufmann in St. Jean d'Acre, wurde durch die Despotie des Djezzar Pascha (der Schlachter) gezwungen, seinen Wohnort zu fliehen, bei welcher Flucht der größte Theil seiner Kinder ihm folgte. Die ganze Familie war zum Christenthume übergetreten. Bei der unendlichen Verschiedenheit der Kaufleute, aller Nationen, welche theils in Alexandrien wohnten, theils diesen wichtigen Handelsplatz besuchen, hatte der junge Salame, ein sehr offener Kopf, die schönste Gelegenheit, sich mit den verschiedenen Dialekten der arabischen, so wie mit der türkischen und italienischen Sprache bekannt zu machen, auch wurde er des Französischen und Englischen ziemlich mächtig. Gegen den Schluß des Jahres 1815 kam er nach England und wurde einige Monate vor der Ausrüstung der Flotte des Lord Ermouth im Fremdenamte angestellt. Als die Flotte in See zu gehen bereit war, übertrug man ihm die Stelle des Dolmetschers. Er entledigte sich der wichtigen Obliegenheiten dieses Postens zur völligen Zufriedenheit seiner Befehlshaber auf eine für ihn höchst ehrenvolle Art.

Bevor ich zu dem eigentlichen Berichte übergehe, muß ich zuvor erinnern, daß Lord Ermouth vor dem

Angriffe noch einmal ein Boot mit einer Gesandtschaft nach Algier sandte, um auf seine Forderungen wiederholt Erklärungen zu verlangen. Diese Forderungen waren: 1) Die Abschaffung der Christen-Sklaverei. 2) Die Freilassung aller Christen-Sklaven im Staate von Algier; außerdem die Wiedererstattung der Summen, welche die Könige von Neapel und Sardinien seit Anfang des Jahrs für Auslösung der Sklaven bezahlt hatten. Herr Salame war mit in dem Boote, welches die Botschaft überbrachte, und harrete zwei Stunden lang unmittelbar unter den Batterien auf die Antwort des Dey's. Mag er nun selbst sprechen:

Der Flaggenlieutenant, Burges, des Wartens müde, kam mit mir überein, das Signal zu geben, daß keine Antwort zu hoffen sey; es geschah und zugleich steuerte unser Fahrzeug auf die Queen Charlotte (das Admiralschiff des Lord Ermouth) zu. Ich gestehe gern, daß mir in der Gefahr, in welcher wir schwebten, sehr bange war; denn ich kannte den treulosen, hinterlistigen Charakter der Algierer, und da ich bemerkte, daß Lord Ermouth unmittelbar auf unser Signal der Flotte befahl, die Anker zu lichten, und jedem Schiffe, seine Stellung zum Angriff zu nehmen, so fürchtete ich mit Recht, daß die Korsaren auf uns feuern würden; kurz, als wir bei der Queen Charlotte ankamen, war ich mehr todt als lebend. Als ich dem Admiral meinen Bericht über unsre Unterredung mit dem Commandanten des Hafens, und über unser langes vergebliches Warten auf Antwort erstattet hatte, erstaunte ich nicht wenig, Se. Herrlichkeit ganz anders zu finden, als ich ihn am Morgen verlassen hatte. Denn in der Regel war sein Betragen mild und freundlich; jetzt athmete sein ganzes Wesen Lust und Begierde zum Kampfe, erglich dem gereizten Löwen, der lange im schimpflichen Käfig gefesselt, die Freiheit errungen hat. Seine einzige Antwort war: „Nun denn, wir werden sehen,“ zugleich wendete er sich zu seinen Offizieren und sagte: Haltet euch fertig. Mit der Lunte oder den Seilen zu den Schießlöchern in der Hand harrete nun Alles seines Kommandoworts: „Feuer!“

Ich blieb auf dem Hintertheile des Schiffs bei Sr. Herrlichkeit, bis die Queen Charlotte allen Batterien

des Feindes vorbeigesegelt war, ohne einen Schuß zu thun. Tausende von Türken und Negern sahen staunend dem nie gesehenen Anblick zu, wie ein so großes Schiff in kühner Fahrt, unbekümmert um die Gefahr, sich stolz vor die Batterien wagte. Als wir vor dem Hafen auslegten, sah ich ein Boot herankommen, welches ich für das des Hafencommandanten hielt; ich theilte meine Vermuthung dem Admiral mit, allein ein Blick durch das Fernglas belehrte uns über unsern Irrthum.

Während dem hatte die Queen Charlotte grade über der Spitze der Hafen-Batterien eine imponirende Stellung genommen: als es sich jedoch ergab, daß wir nur zwei Fuß Wasser unter dem Kiele hatten, so ließ der Lord noch zwanzig Yards vorrücken; und so waren wir denn ungefähr hundert Yards von den Mündungen der feindlichen Kanonen entfernt. Lord Ermouth traf seine Anordnungen so meisterhaft, daß nur vier oder fünf Kanonen uns treffen konnten. Obgleich dem Feuer aller ihrer andern Batterien ausgesetzt, erhoben wir ein dreifaches Hurrah. Die Wälle waren mit Einwohnern und Truppen bedeckt, um uns zu beschauen, denn unser Bord war höher, als ihre Batterien; auch mochten sie wohl nie einen Dreidecker von einer so stattlichen Flotte begleitet so sehr in ihrer Nähe gesehen haben. Nach den Anordnungen des Hafencommandanten und der Verwirrung innerhalb des Hafens zu schließen, bin ich fest überzeugt, daß sie sich ganz sicher träumten und keineswegs einen Angriff von uns befürchteten; denn nach ihrer Meinung mußten ihre, ihnen unüberwindlich scheinenden, Festungswerke uns in Schrecken setzen, und wir würden es nicht wagen, mit solcher Schnelligkeit so nahe heran zu kommen. Es ist wohl der redendste Beweis für diese ihre thörichte Meinung, daß ihre Kanonen bis diesen Augenblick nicht einmal geladen waren; sie fingen erst an zu laden, als schon die Queen Charlotte sammt der ganzen Flotte ihre Batterien passirt war. Einige Minuten vor drei Uhr fiel von der östlichen Batterie der Algierer der erste Schuß auf den Impregnable; der Superb und der Albion waren kaum in ihrer Position neben dem ersteren angekommen, als das feindliche Feuer so furchtbar und der Dampf so dick wurde, daß der Admiral Milne, der diese Flottenabtheilung befehligte, seine Stellung durchaus nicht unterscheiden konnte, und daher das ganze Feuer der östlichen und Leuchthurm-Batterie aushalten mußte. Lord Ermouth wahrte nicht sobald den Dampf, ehe noch der Schall ihn erreichte, so rief er fröhlich aus: Willkommen! frisch meine braven Kameraden, Feuer! Kaum waren diese Worte des Admirals geendigt, so begann von unserm Schiffe der Angriff unter lautem Freudengeschrei. Innerhalb fünf oder sechs Minuten gab es drei volle Lagen, dasselbe thaten die übrigen Schiffe. Dies erste Feuer war so fürchterlich, daß, der späteren Aussage nach, fünfhundert Menschen dadurch getödtet oder verwundet wurden. Kaum hatte das Treffen von beiden Seiten begonnen, so ward es Nacht rings umher, die Sonne war verfinstert und dicke Dampfwolken umlagerten den Horizont. Erschöpft von der glühenden

Sonnenhitze, der ich den ganzen Tag ausgesetzt gewesen war, betäubt von dem unaufhörlichen furchtbaren Kanonendonner, zitternd vor Furcht und Schrecken, denn ich hatte nie einer Schlacht beigewohnt, in immerwährender augenscheinlicher Todesgefahr hatte ich meine Besinnung verloren, und wußte nicht mehr, wo und wo ich war. Endlich bemerkte Lord Ermouth meine bedauernswürdige Lage, ich mußte ihm in eine wahren Jammergestalt erscheinen; denn er sagte: „Sie haben Ihre Pflicht gethan, gehen Sie hinab.“ Bei mir wirt und bebend stieg ich vom Quaterdeck, um mich in das Krankenzimmer zu begeben, zweifelnd ob ich lebend erreichen würde. Es war in der That furchtbar den krachenden Donner des Geschüzes zu hören und zu sehen wie man hier Verwundete dort Todt herabtrug. Man muß in einer Schlacht selbst Zusehner seyn, wie ich es war, von der rastlosen Thätigkeit und dem freudigen Muth der englischen Seeleute, um daran zu glauben; wahrlich der Anblick hat etwas Ueberwältigendes und übertrifft die kühnsten Bilder der Einbildungskraft.

Der Verfasser schweift hier von der Aktion ab und verbreitet sich über das Treiben im Innern des Schiffes, über die Kaltblütigkeit der Soldaten, die Selbstenmuth der Verwundeten und die musterhafte wundärztliche Behandlung derselben. Die Episode ist an sich interessant genug; da sie mich aber zu weit von dem Gange und Erfolge der Schlacht abführen würde, so übergehe ich sie, und nehme den Faden weiter hin wieder auf.

Als ich sah, daß sich der Vortheil auf unsre Seite neigte, daß nach einer fünf Stunden langen verzweifelten Vertheidigung das Feuer der Algierer nachließ und unsre Seeleute, jedesmal, wenn eine feindliche Fregatte Feuer fing oder eine Batterie zerstört war, ein freudiges Hurrah erhoben, fing ich an, wieder Muth zu schöpfen und wagte mich auf das untere Deck, um dem Hergange zu schauen. Während der ganzen Schlacht sah ich zu meiner größten Verwunderung, daß auch nicht ein Seemann ermüdete, oder über die lange Dauer der gräßlichen Schlacht murrte; im Gegentheile, je länger sie währte, desto höher stieg der Kampflust; ungeachtet das Geschütz auf unserm Schiffe immerfort am schrecklichsten wüthete. Um 11 Uhr als Se. Herrlichkeit gewahrten, daß die Algierische Marine völlig vernichtet, und die stärksten Batterien sammt der Stadt zerstört waren, ließ er der Flotte das Signal geben, die Schlachtlinie zu verlassen. Um 11½ Uhr schwieg unser Geschütz, wir lichteten die Anker und gingen mit dem ganzen Geschwader bei günstigem Winde unter Segel.

Nach Beendigung der Schlacht sagte der Zahlmeister, Mr. Stair, er sey nun beinahe siebenzig Jahre alt und habe mehr als zwanzig Schlaachten beigewohnt, aber nie habe er eine gesehen, nie von einer gehört, in welcher eine solche Menge Pulver verbraucht worden sey. Das englisch-holländische Geschwader hat nämlich in dem kurzen Zeitraum von neun Stunden hundert und achtzehn Tonnen verschossen. Ich ging nun auf das Oberdeck, theils um Se. Herrlichkeit selbst

zu sehen, theils um den Erfolg unsers Feuers auf den feindlichen Schiffen und Batterien zu beobachten. Schiffe und Magazine an der Küste brannten Lichterloh; das wilde Feuermeer verbreitete über die Stadt und Umgegend das hellste Tageslicht; neun Fregatten, eine Menge Kanonenböte und andere Schiffe, in vollen Flammen lodern, trieben in verschiedener Richtung in der Bay umher; statt der Wälle sah ich nur Trümmerhaufen, auf welchen eine Menge Volks beschäftigt war, die Todten weg zu tragen. Der Anblick war schön und schaudererregend.

Lord Ermonth's Stimme war sehr heiser, er hatte zwei Streifwunden, eine im Nacken, die andere am Bein. Sein Rock war von Musketenkugeln durchlöchert, der hintere Theil wie mit einer Scheere in Stücke zerschnitten. Ehe ich ihm meine Ehrfurcht bezeugen konnte, sagte er mit seiner gewöhnlichen sanften und gütigen Manier: „Nun, lieber Salamo, was denken Sie nur?“ Statt der Antwort küßte ich seine Hand und sagte: Ich fühle mich unendlich glücklich, Ewr. Herrlichkeit wohl zu sehen und meine Freunde über diesen glorreichen Sieg ist zu groß, als daß ich sie mit Worten ausdrücken könnte.

Um 1 Uhr Morgens ankerte die ganze Flotte mitten in der Bay, und gleich darauf kam der Admiral Van Capellen von der holländischen Flotte bei uns an Bord. Nach den ersten Begrüßungen sagte er zu Sr. Herrlichkeit: „Mylord, ich sterbe nun gern, nachdem volle Genugthuung an diesen Piraten genommen ist. Den größten Theil verdanken wir Ewr. Herrlichkeit durch die imponirende Stellung der Queen Charlotte, welche über fünfhundert Leute auf unserer Flotte beschützt und gerettet hat.“

Das Resultat dieser Schlacht war die Befreiung von 1083 Christensklaven, nämlich: 471 Neapolitaner, 236 Sicilianer, 173 Römer, 6 Toskaner, 161 Spanier, 1 Portugiese, 7 Griechen, 28 Holländer. Es war ein in der That herrliches und auf ewig denkwürdiges Schauspiel, als die Unglücklichen, in unsern Böten vom Strande kommend, sämmtlich ihre Hüte abnahmen und in italienischer Sprache ausriefen: „Dank dem ewigen Vater! lange lebe der König von England und sein großer Admiral, der uns aus dieser zweiten Hölle erlöst hat.“ (D. V.)

Eine Tigerjagd in Indien.

Wir hörten, daß ein Tiger fünf Meilen von uns in einem Zuckerrohrfeld gesehen worden sey, und so gleich wurden die Elephanten angeschirrt und wir ritten ab. Dennison saß auf einem Elephanten, welcher zur Jagd abgerichtet war und den das Schießen nicht mehr schreckte; Niago und ich auf einem andern, dem der Auftritt ganz neu war. In der Howdah (Haude, Thurm auf dem Rücken des Elephanten) fanden wir drei mit Kugeln geladene Flinten, ein Paar Pistolen und zwei Speere. Hunderte von Eingebornen, meistentheils mit Speeren bewaffnet, kamen während unseres Marsches herbeigelaufen, und schienen so vielen Antheil an

der zu erwartenden Unterhaltung zu äußern, als unsere Bauern in England bei einer Fuchsjagd. Wir hatten nicht einen einzigen Hund bei uns, und dieß war gar nichts Auffallendes, denn wenn es auch in Oberindien eine Zucht Hunde geben mag, die zu dieser Jagd taugt, so sind dagegen in Südindien die Hunde so elend, daß man sie zu nichts brauchen kann, und englische Jagdhunde sogar, die man bei ihrer Ankunft zu Kalcuta oft mit hundert bis hundert-fünfzig Pistolen zu bezahlen pflegt, arden, wie alle andern europäischen Thiere, in Indien in wenigen Monaten aus. Der Zusammenlauf einer großen Menge Eingeborner bei einem Zuckerrohrfelde und das Klettern einiger Jünglinge auf nahestehende Kokosbäume zeigte uns an, daß wir an Ort und Stelle gekommen waren. Auch unsere Elephanten witterten den Feind schon aus großer Ferne, und zeigten dieses auf verschiedene Weise an; der unsrige wurde sehr unruhig, schnaubte, brüllte, stand still und schien umkehren zu wollen, während der andere mit hochgeschwungenem Rüssel und blizenden Augen seinen Schritt beschleunigte. Endlich wurden wir des Thieres ansichtig; es kauerte unter dem Zuckerrohr und auf ein gegebenes Zeichen feuerten wir alle zugleich. Es erfolgte eine Todtenstille und wir wollten eben wieder laden, als ein lautes gräßliches Gebrüll uns verkündete, daß wir getroffen hatten. Dennison's Elefant stand ruhig gefast mit aufgehobenem Rüssel da, bereit sich zu verteidigen oder anzugreifen. Nicht so der unsrige; das arme Thier zitterte am ganzen Leibe und rannte mit ungläublicher Schnelligkeit und einem Geschrei gleich dem Schmetterling einer Trompete mit uns davon. Unsere Lage war kritisch, wir hatten die größte Mühe, unsere Sitze zu behaupten; der schwerfällige Lauf des Thieres warf uns gegen und übereinander, und wir dankten dem Himmel, als es endlich so weit ruhiger wurde, daß wir uns umsehen konnten. Der Anblick war wirklich schön, der Tiger, sich in grimmiger Wuth nach seinen Verfolgern umsehend und die Seiten mit dem Schweife schlagend, stieß mit mächtigen Sprüngen über die Ebene nach einem Gebüsch zu, wohin ihm Dennison auf seinem Elephanten und die Indier zu Fuße in vollem Laufe nachsetzten. Mit Mühe wandte der Treiber unser Thier herum; sein Blick gab zu erkennen, daß es an dem Auftritte eben so großen Antheil nahm als wir, aber keine Macht in der Welt schien es vorwärts bringen zu können. Wir entschlossen uns also kurz, sprangen von seinem Rücken herab, und liefen, Jeder mit einer Flinte versehen, unserm Freunde nach, und erreichten ihn bei dem Walde, wo sich der Tiger in einem dunkeln Winkel verkrochen hatte. Dennison ließ seinen Elephanten sich niederbücken, und wir stiegen an der Leiter in sein Howdah, wo wir alle Raum genug fanden. Während wir dem Tiger im Angesichte blieben, feuerten mehrere Indier von hinten her beständig auf ihn, um ihn herauszutreiben, und ein fürchterliches Heulen, das er von Zeit zu Zeit hören ließ, zeigte an, wie oft er verwundet wurde. Endlich trieb ihn der Schmerz zur Verzweiflung; er stieß auf's Neue ein durchdringendes Geheul aus, und sprang nun mit schaudererregendem Gebrülle, feuer-

spritzenden Augen und offenem Rachen bis auf zehn Schritte von unserem Elebanten hervor, welcher immer den Rüssel in der Höhe seiner gewartet hatte. Eine Minute lang standen beide Thiere mit offenem Munde einander gegenüber und maßen sich mit grimmi gen Blicken; jetzt schossen wir, und zu gleicher Zeit sprang der Elephant vorwärts und versetzte dem Tiger, welcher sich eben auf uns werfen wollte, einen so derben Schlag mit dem Rüssel, daß er zu Boden stürzte; hierauf hob ihn unser Verbündeter mit unglaublicher Schnelle und Behendigkeit in die Höhe, und drückte ihn so mit dem Fuße, daß ihm das Eingeweide aus den Wunden hervordrang, während die Antier ihn mit ihren Spießen den Garaus machten, und die Stiche mit wilder Freude noch fortsetzten, als das Thier schon todt war. Das Hammergebrülle des sterbenden Thieres war wirklich schmerzlich anzuhören und erregte unwillkürlich unser Mitleiden. Bewundernswürdig war die Sorgfalt, womit der Elephant seinen Rüssel in Acht nahm, so wie die außerordentliche Geschicklichkeit, Genauigkeit und Unwiderstehlichkeit seiner Angriffe, gepaart mit der Kaltblütigkeit und Klugheit, dem hohen Muth und dem vollkommenen Bewußtseyn, womit er alle seine Bewegungen ausführte. Wohl darf man sagen, der Elephant ist das Wunder der thierischen Schöpfung.

Das Duell im Schornstein.

(Ein Berliner Geschichtchen.)

Mamsell Fiechen, Kammerjungfer im ***schen Hause, von Figur und Gesicht zwar keine brillante Schönheit, aber doch, wenn man in seinen Anforderungen nicht ungenügsam ist, ein ganz leidliches Dirnlein, besitzt, wie Viele ihres Gleichen, ein zärtliches Herz und ungemein viel Zuneigung zu dem männlichen Geschlechte. In Folge dessen war es unter Anderen auch zwei jungen Gnossen von jener schwarzen Junst, die in den Rauchfängen ihr Wesen treibt, gelungen, die kleine Freundliche für sich zu gewinnen, ohne daß jedoch der Eine der beiden Begünstigten von der Existenz und dem Verhältnisse des Andern die mindeste Kenntniß hatte, wie denn überhaupt dergleichen Schönen sich in dem wohlverordneten Rufe befinden, daß sie es meisterhaft verstehen, geheime Liebesverständnisse außs feinste anzuspinnen. Vor einiger Zeit machten indes die Nebenbuhler gegenseitige Bekanntschaft, und zwar geschah dies auf eine so originelle Weise, daß wir uns bewogen fühlen, den geneigten Lesern davon Mittheilung zu machen.

Fiechens Schlafkammer ist von einer solchen Lokalität, daß man, um dahin zu gelangen, mehrere Zimmer der Herrschaft, unter andern auch deren Schlafgemächer, passiren muß, mithin ist jede geheime Zusammenkunft an gedachter Stätte, welchen Zweck sie auch haben mag, wenn nicht ganz unausführbar, doch sehr mißlich zu bewerkstelligen. Große Geister lassen sich jedoch durch Hindernisse nicht abschrecken, finden vielmehr darin die kräftigste Triebfeder. So auch die

beiden Liebhaber. Trotz der unglünstigen Umstände faßten sie — wie der Zufall so Manches in einander sügt — Beide an einem Tage den Entschluß, einen nächtlichen Besuch beim treuen Liebchen abzustatten. Ihnen insbesondere kam dabei der Vortheil zu Gute, daß sie nicht nöthig hatten, den gewöhnlichen Weg zu gehen, sondern auf einem andern, wo sie ihrer Meinung nach sicher vor jeder unfreundlichen Begegnung seyn durften, zum Ziele gelangen konnten.

Dicht bei dem Kamine des Schlafcabincts ihrer Dame vereinigen sich nämlich zwei Schornsteine, von denen ein jeder durch einen besondern Theil des Hauses läuft und auch seinen eigenen Ausgang an verschiedenen Stellen des untern Flures hat. Vertraut mit der Passage solcher Vertlichkeiten, wollten sie diese zur Erreichung ihres Zieles benutzen. Es gelang ihnen, sich noch spät am Abend ins Haus zu schleichen, und ohne daß einer von ihnen auch nur im Entferntesten das gleiche Vorhaben des Andern ahnete, begannen sie fast zu derselben Zeit, aber an verschiedenen Stellen, die Reise durch den Schornstein nach ihrem Arkadien. Kurz vor der Vereinigung beider Wege mußten sie aber ihre gegenseitige Annäherung gewahrt werden. Sie lauschten, hielten an, krochen wieder weiter, und trafen plötzlich auf einander. Keiner von ihnen zweifelte in dem Augenblick mehr, daß der andere der unberufene Nebenbuhler sey, und mit allem Grimm der erwachten Eifersucht fielen sie, so gut es die Umstände erlaubten, über einander her, zauseten sich bei den Ohren und Haaren, maulschellirten sich weidlich, und kneipten einander Arme und Beine wund. Zu gutem Glück war die Herrschaft von einem Fastenballe noch nicht wieder heimgekehrt; Fiechen aber, in ihrem Kabinette weilend, in der Nähe. Durch den Lärm im Schornsteine erschreckt, doch das Vorgefallene ahnend, lief sie zum Kamine, ließ ihre Stimme der Rauchfang hinauf ertönen, und bat die Kämpfer um Gotteswillen, doch in Frieden einen schleunigen Rückzug anzutreten, damit kein größeres Unheil entstehe, sonst könne man sie alle Drei wohl gar nach der Stadtvoigtei transportiren. „Ach!“ rief sie in der Ang ihres Herzens: „hättet Ihr mir doch nur Euer Verhaben entdeckt, dann würde es sich schon haben machen lassen, und Alles wäre hübsch beim Alten geblieben.“

Nach so triftigen Ermahnungen verließen die Parteien endlich den Kampfplatz. — Was sich weiter ereignet, haben wir noch nicht erfahren können.

Etwas aus dem Sinne schlagen.

Weit schlug sein Weib; ein Nachbar kam herbei und rief: „Schämt euch! Warum schlagt ihr euer Weib!“ — „Sie will nicht Frau im Hause seyn!“ — „Nur rief! was will sie denn seyn?“ — „Herr im Hause und das schlag ich ihr eben aus dem Sinn!“

Auflösung der Charade im letzten Blatte.
Meineid.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 10. März 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 10.

Seeschlacht von Navaria.

Triumph, Triumph! mit ihres Fittigs Flammen
Sank endlich die Vergeltung doch herab,
Und brannte dieser Schiffe Wust zusammen
Und stürzte sie in der Vernichtung Grab.
Und Griechenland erhob aus Kerfernächten
Von Neuem seine freie Stirn empor,
Und dankte ihm, dem Erw'gen und Gerechten,
Der endlich doch die Rächer auserlohr.

Es flügelten mit tief befang'nem Sinne
Die weisen Männer, wie das spitze Ey
Doch Halt auf seinem schwächern Theil gewinne
Und sorgsam grade aufzustellen sey;
Da kam Kolumbus, und mit frischem Muth
Ergriff er es und stieß es kräftig auf,
Daß es von selbst auf seiner Spitze ruhte,
Ein Vorbild für des kühnen Seglers Lauf.

So unterhandelten mit weisen Mienen
Die Herrn auch dort im trüg'rischen Byzanz,
Und immer stand der Halbmond unter ihnen
Mehr als das Kreuz in der Verklärung Glanz;
Da kam ein Held, und mit des Donners Grollen
Gab er den Uebermüth'gen ihren Lohn,
Entschied was Männern ziemt und Christen sollen,
Und ewig lebt der Name Codrington.

Was kümmert ihn die Uebermacht der Flotte,
Die als ein Bild des Halbmonds vor ihm liegt?
Er will, daß nicht der Türk' des Christen spotte,
Greift an im Gottvertraun und kämpft und siegt!
Und mit ihm Heyden, Rigny, waç're Streiter!
Vereinte Macht führt sich'ren Sieg herbei,
Im Scheidestrahle blickt die Sonne heiter
Auf Navarins durch Blut entführte Bay.

So sah sie einst auch auf die Brüderheere,
Als Don Juan Lepanto's Sieg errang,
Und seine Flagge zu der Christen Ehre
Auf Adrias befreiten Fluthen schwang;
Doch bald verhüllte sie mit Wolfensleiern
Ihr Haupt, als List und feiger Rückficht Plan

Dem Schwert gebot, den Kampf nicht zu erneuern,
Und Muth und Glaube schloß die Siegesbahn.

O! daß ein Gleiches nicht nach Eurem Siege,
Ihr Helden Navarins, Europa seh'!
Rein, Eure Bahn des Nordens Adler fliege,
Die Lilie blühe in des Pardels Näh'!
Und was des Herzens Stimme hat begonnen,
Nicht wartend auf der Diplomaten Ruf,
Das walle fort, dem werde Raum gewonnen,
Und frei sey wieder, was Gott frei erschuf!

Reinhold.

Geschichte eines Shawls.

(Frei nach dem Französischen des Jouy.)

Es würde zu viel Zeit und Raum erfordern, wenn ich den verehrlichen Lesern dieses Blattes auseinander setzen wollte, durch welche Umstände ich mich im Jahr 1770 in die Staaten des großen Moguls versetzt sah, und welches romanhafte Abenteuer mich in jenes Thal von Cassemira führte, welches wir Cachemire nennen, und welchem die Perser mit Recht den Beinamen des glücklichen Thals gegeben haben. Genug, die Aldea, d. h. das Dorf, wo ich einige Monate zubrachte, war durch die Schönheit seiner Wolle und durch die Geschicklichkeit seiner Weber berühmt, deren Hütten sich nach der Reihe an beiden Seiten eines Baches hinzogen, dessen Wasser man die Vortreflichkeit der in diesem Winkel fabrizirten Zeuge zuschrieb. — Alle Harem's, alle Zenanas Persiens, des Mogul-Staates, der Türkei und beider Halbinseln des Ganges, waren den berühmten Manufakturen des Dorfes Serinagore zinsbar. Während meines Aufenthaltes in dieser herrlichen Gegend besuchte ich oft — wenn auch nicht immer aus Kunstgeschmack — die Werkstatt eines reichen Bantianen, wo man damals einen Shawl von bewundernswürdiger Arbeit fertigte, der von Darma Dévé, einem Raja in Bengalen, bestellt, und für die einzige seiner rechtmäßigen Frauen, die ihn zum Vater gemacht hatte, bestimmt war. Dieser Shawl zeichnete sich durch seine außerordentliche Feinheit, noch mehr aber

durch die Zeichnung seiner Palmen aus. Diese waren aus Wehrenköpfen zusammengesetzt, welche in der Mitte eine Guirlande verband und über dieser waren mit arabischen Lettern zwei Verse des persischen Dichters Saïdi eingewebt, folgenden wörtlichen Inhalts:

„Genieset! — das ist die Weisheit — laßt genießen! — das ist die Tugend!“

Sobald der Shawl fertig war, wurde er in eine Kiste von Sandelholz gepackt, und ging zu seiner Bestimmung ab.

Einige Jahre nachher bekam ich ein kleines Militär-Commando zu Cassimbazar, einer französischen Niederlassung am Ganges. Als ich in Bengalen ankam, hatte die von Hastings veranlaßte Hungersnoth zwei Drittel der Bevölkerung weggerafft, und dieselbe Hand verhängte die gehässigste Verfolgung über die Fürsten dieser reichen und unglücklichen Länder. Darma Dévé, seiner Staaten zum Besten der ostindischen Compagnie beraubt, war an Gift gestorben, und seine einzige Gattin suchte mit ihrem Kinde in der Wiege (— dem einzigen Erben des entthronten Raja —) ein Asyl bei der Großmuth der Franzosen, genoß es aber nicht lange, denn sie starb 6 Monate nach meiner Ankunft zu Cassimbazar, und empfahl mir sterbend ihren Sohn, den eine junge indianische Frau in der Nacht zu mir brachte. Das Kind war in denselben Shawl gewickelt, bei dessen Verfertigung im Thale von Cachemir ich so zu sagen gegenwärtig gewesen war und ich glaubte ihn der Ueberbringerin des jungen Prinzen zum Geschenke lassen zu müssen. Sechs Monate nachher riefen mich höhere Befehle nach Frankreich zurück, und ich war genöthigt, meine vormundschaftliche Sorge über den jungen Raja in die Hände des Gouverneur von Chandernagore zu legen. Die außerordentlichen Schicksale dieses Kindes zu erzählen ist hier nicht der Ort.

Ich war im Begriffe nach Europa abzureisen, und kam eben von Sirampore zurück, wo ich einigen Freunden im dänischen Comptoir meinen Abschieds-Besuch gemacht hatte, als der Lärm einer unzähligen, um den Scheiterhaufen einer jungen Wittve versammelten Volksmenge, mich am Ufer des Ganges festhielt. Ich hatte mich während meines Aufenthaltes in Indien von diesem schrecklichen Schauspiel, wovon ich so oft hätte Zeuge seyn können, immer zurück gezogen, und beeilte mich auch jetzt weiter zu kommen, nachdem ich den Zweck der entseßlichen Vorbereitungen erkannt hatte: — da werfe ich zufällig einen Blick auf das Schlachtopfer — das auf einer kleinen Bühne stand und unter die begleitenden Frauen Schmuck austheilte. Man denke sich meine Ueberraschung! — es war dieselbe junge Indianerin, welche mir vor sechs Monaten den jungen Raja gebracht hatte. Sie erkannte mich ihrerseits, lächelte mir mit Anmuth und Güte zu, nahm den Shawl ab, den sie als Gürtel trug, und schickte mir ihn durch eine ihrer Sklavinnen — es war derselbe, welchen sie von mir empfangen hatte. Meine Leser müssen mich der Pflicht der Erkenntlichkeit entbinden, — denn es hätte mir das Leben gekostet, es einer jungen Dame am Ganges erhalten zu wollen, welche, ich mochte thun was ich wollte, darauf bestand,

im 20. Jahre auf der Leiche ihres 70jährigen Mannes zu sterben. Knirschend vor Schmerz und Wuth verließ ich den traurigen Ort und dachte — welcher Kontrast zwischen einer Religion, welche solche Opfer gebietet, und zwischen der süßen Moral, deren Gebote ich eines auf dem Shawl der Wittve lese:

„Genieset! — das ist Weisheit — laßt genießen! — das ist Tugend!“

Bei meiner Ankunft zu Paris kannte man selbst den Namen dieser künstlichen Gewebe nicht, welche jetzt in so allgemeinem Gebrauche sind. Der Herzog von Aiguillon, bei welchem ich eingeführt wurde, schien auf einige der seltenen Kleinigkeiten, welche ich aus Indien mitgebracht hatte, ein Auge zu haben — und also trennte ich mich ihm zu Gefallen und nicht ohne Mühe von diesem Shawl, an welchen ich so interessante Erinnerungen knüpfte. Wenige Tage nachher hörte ich, daß der Herzog ihn der mächtigen Maitresse Ludwig XV. Madame Dubarry geschenkt hätte. Einen ganzen Monat hindurch sprach man in den großen Zirkeln von nichts Anderem, alle Damen des Hofes kamen zur Toilette der Favorite, um ihn anzuprobiren und entschieden einmüthig, daß diese Tracht auch nicht die mindeste Anmuth habe; folglich wurde der Shawl als ein Gegenstand der Neugierde in ein Karitäten-Kabinett verwiesen, und würde vielleicht noch dort seyn, wenn nicht der berühmte Schauspieler Lecain, als er den Gengiskan zu Fontainebleau spielte, den König auf die Idee gebracht hätte, durch dieses Beiwerk die Wahrheit des tartarischen Fürstenkostüms zu erhöhen. —

Bei jeder Vorstellung der Zaire und des Weisen sah ich meinen Shawl wieder an den Stirnen des Gengis und Drosmans. Nach Lecains Tode kaufte ihn ein General-Pächter um sehr hohen Preis und schenkte ihn der berühmtesten Hofdame. Diese schöne Mulattin vom Kap hatte das Talent, einige Monaten die Augen der ganzen Hauptstadt auf sich zu ziehen, und in fünf Jahren den Werth zweier ansehnlichen Häuser zu verzehren, und in noch kürzerer Zeit drei große Herren, fünf Maitres des Requetes und vier Generalpächter zu ruiniren, ohne doch den Tänzer Nivelon, welchen sie ausschweifend liebte, bereichern zu können. Bei Zerrüttung ihres Vermögens verkaufte diese amerikanische Buhlerin den Shawl an den Herrn d'Orvilliers, einen reichen Kunstsammler, der sein Leben und Geld verwendete, um in einer ungeheuern Gallerie japanisches Porzellan, chinesische Wackelpuppen, persische Kostüme von Cambyfes bis zu Thamas-Kulikan, Sammlungen astronomischer Beobachtungen der Chinesen von Yu dem Großen bis zu Fohi-Tzing-Li, und Proben von allen Arten in der Erdformation vorkommenden Steinen aufzuhäufen. Er hatte 6000 Livres für eine Papusche Solignans II. bezahlt, hundert Louisd'or für einen Sporn von Ferdinand Cortez und zweihundert Piafter für eine Feder vom Helme Guatincosins. Der Shawl der Wittve figurirte in diesem historischen Trödelstam und kam nach des Besitzers Tode wieder zum Verkaufe. Eine Aukäuferin für die Toiletten kaufte ihn zu sehr wohlfeilem Preise und ver-

stand sich mit einer Ausländerin, um diese Tracht in die Mode zu bringen.

Wir kommen nun auf den Glanzpunkt der Geschichte. Die Frau eines Lieferanten der italienischen Armee, eine junge, strahlende Schönheit, kaufte diesen Cachemir in der Revolutionszeit um 500,000 Franken in Assignaten, lernte von ihrem Liebhaber, einem geschickten jungen Maler, sich damit geschmackvoll drapieren, und erschien so in der großen Loge in der Oper. Am Tage darauf zog die Dame mit dem Shawl im Pavillon d'Hannovre von neuem alle Blicke auf sich; — von nun an war der Impuls gegeben, die Bewegung war allgemein, die Frauen hatten nur Einen Gedanken, Einen Willen, Ein Verlangen, nämlich sich einen Cachemir-Shawl zu verschaffen, ohne welchen kein Glück mehr auf Erden für sie blühen konnte. Das Mode-Journal zeichnete diese Mode in einer seiner Nummern aus, und erklärte sie durch ein Kupfer. Zwei Türken und ein Armenier, welche Handelsgeschäfte nach Paris geführt hatten, sahen sich augenblicklich ihrer schmutzigen Cachemirs entledigt, welche sie als Gürtel und Turbane gebraucht hatten, und ihnen nun mit Gold aufgewogen wurden. Unsere orientalischen Kaufleute vernachlässigten diese Erwerbsquellen nicht, und legten mit Speculation auf die Dauer einer durch Luxus und Eitelkeit unterstützten Caprice, in Paris eine Niederlage von Shawls an, deren Kosten Ehemänner und Liebhaber zusammenschossen. Diese Concurrenz diente nur dem Shawl der Wittwe zur Erhöhung seines Glanzes und Werthes, denn ihm kam noch keiner an Schönheit gleich.

Als die Raserei der neuen Mode am höchsten gestiegen war, wurde ich für das Leben einer meiner theuersten Freunde besorgt, welchen verschmähte Liebe dem Grabe zuführte; mit allen Gaben der Jugend, des Standes und Vermögens glänzend ausgestattet, hatte er das unbegreifliche Unglück seine Wünsche auf die vielleicht einzige Frau zu richten, wo er nichts zu hoffen hatte. Diese Artemisia von 25 Jahren, voller Eitelkeit und insgeheim von der Begierde Aufsehen zu machen, verzehret, fand hierzu kein besseres Mittel, als das, eine scheue Tugend zur Schau zu tragen, womit sie desto weniger in Widerspruch gerieth, als ihr Herz und Verstand nichts gegen ihre Grundzüge einzuwenden hatten. Ich kannte diese Dame gut und hatte weg, daß sie vor allem bemerkt seyn wolle, und benutzte diese Beobachtung, um meinem armen Freund zu helfen. Unterrichtet, daß der Lieferant, der Eigenthümer des Shawls, dem Strengsten aller Revisoren, seine Rechnungen abzulegen hatte, und daß die desfallsigen Schlußresultate ihn nöthigen würden, alles, selbst die Diamanten seiner Frau zu verkaufen, ließ ich ihm eine ansehnliche Summe für den Shawl mit den Mobenkäpfen bieten; er kam in meine Hand, und ich schickte ihn meinem Freunde nebst Gebrauchsanzeige u. Ich weiß nicht, in wie weit er meinem Rath gefolgt seyn mag, aber seine Gesundheit stellte sich wieder her, und ich fand ihn einige Tage darauf in den Gärten von Frascati am Arme seiner Grausamen, um

welches sich alles drängte, den Shawl der Wittwe zu bewundern.

Am Schlusse des Jahres entschied eine jener Capricen einer Petite-Maitresse, welche gewöhnlich nicht lange auf sich warten lassen, von neuem das Loos dieses Cachemirs, er wurde dem Verlangen nach einer Diamantaignette aufgeopfert, und im Leib-Bureau der Rue Nivienne versteckt, wo die Dame einen Theil der zum Ankaufe der deliciofen Aigrette nöthigen Summe sich verschaffte.

Er wurde von einem Juden eingelöst, und von diesem auf Kredit an einen jungen Herrn verkauft, der ihn am St. Ludwigs Tage an eine sehr hübsche Actrice der Comédie française bei ihrer Rückkehr aus den Bädern verschenkte. Diese hatte am Abend ihres Wiederauftretens auf der Bühne die seine Attention, ihren Shawl beim Herausgehen aus dem Schauspiel der Frau eines Journalisten, welche rheumatischen Zufällen sehr ausgesetzt war, über die Schultern zu werfen, und der Artikel des folgenden Tages bewies, daß in einer guten Haushaltung die Erkenntlichkeit beide Gatten solidarisch verpflichtet.

Hier beginnt der Ruin des Ältesten der Cachemirs. Zwei Jahre in einen großen Schrank verschlossen, zwischen Stoff-Stücken, Pelzwerk und Tuchresten aller Farben eingepreßt, unter einem Haufen von Tisch-, Bett- und Küchenwäsche, was in diesem Füllhorn des Ueberflusses alles untereinander lag, — wurde der Shawl der Wittwe von den Motten angegriffen, und die Frau des Journalisten hatte schon beschlossen sich Unterröcke daraus zu machen, als ein Schriftsteller, der um eine gute Recension feilschte, meinen Shawl durch das Anerbieten, ihn gegen ein altes Tischservice, vom Pariser Stempel, einzutauschen, von dieser Erniedrigung befreite. Aus den Händen des Dichters ging er unmittelbar in die der Madame Durand über, und diese wußte ihn durch einige geschickte Ausbesserungen so herzustellen, daß er einen Augenblick als neu im Brautkorbe der Tochter eines alten Regie-Beamten figuriren konnte, welche ihn sechs Monate nachher verkaufte, um die Rechnung ihres Bäckers zu bezahlen. Ich wußte nicht, was aus ihm geworden, bis zum 14. August v. J., wo er nach Bericht der Tageblätter auf dem Platz des Chatelet gerichtlich versteigert werden sollte. Ich eilte d h i, um ein Gebot darauf zu thun, aber ich kam zu spät — der Shawl der Wittwe war eben Madame — zugeschlagen worden. Den andern Tag schnitt man ihn in Stücke, welche diese Dame an ihre zahlreichen Freunde zu Westen vertheilte. Sie selbst behielt sich die Einfassung mit den arabischen Buchstaben, und trägt sie gewöhnlich als Gürtel. —

Hochzeit-Gebräuche im Arrondissement Remiremont in Lothringen, Departement des Vosges.

Die Gebräuche bei diesen Feierlichkeiten weichen in den mehrsten Gemeinden dieses Arrondissements von

einander ab. Am auffallendsten in der Gemeinde la Bresse.

Hat hier der Priester den Brautring eingeseget, so empfängt eine Schwester oder eine nahe Freundin des Bräutigams aus seinen Händen den Ring, zieht — zum Zeichen, daß die eheliche Verbindung erster Art und unauf löslich sey — ein schwarzes Band durch denselben, und steckt ihn der Braut an den Finger mit den Worten: „Im Namen meines Bruders überreiche ich Euch diesen Ring; gedenkt dabei, geliebte Schwester, daß Ihr ihm Liebe und Treue schuldig seyd.“ Dieses Band legt die Neuvermählte erst ab, nachdem sie am Sonntage nach der Hochzeit Messe gehört hat. Zu den sonderbaren Einrichtungen dieser Gemeinde gehört noch, daß die Braut vor der priesterlichen Einsegnung von Verwandten und Freunden nicht geduldet werden darf.

Man hegt ferner dort den Glauben, daß, wer nach der Einsegnung vor dem Trau-Altar zuerst aufsteht, das Regiment im Hause erhalte. Die Braut ist daher gewöhnlich die hurtigste im Aufstehen. Auf dem Rückwege von der Kirche wird die Braut von dem Zuge streng bewacht, denn, gelingt es ihr zu entweichen, und das väterliche Haus zu erreichen, so muß sie wieder geholt werden. Diese Versuche erfordert der Anstand, zuweilen werden sie mehrmals wiederholt. Ist sie in solchen Fällen noch nicht wiedergefunden, wenn der Zug bei dem Hause des Bräutigams angelangt ist, so geht man vor Ankunft des Bräutigams nicht zu Tische.

Vor dem Abendessen überreichen in den mehrsten Gemeinden die Gäste ihre Geschenke in Geld oder Hausgeräth. Die junge Frau nimmt keinen Antheil an dem Schmause; erst bei dem Nachtisch setzt sie sich zu den alten Leuten, und weint bitterlich, während ein Mädchen ein Trauerlied über den Verlust des jungfräulichen Gürtels absingt. Häufig wird diese Beklage von den Tönen der ganzen Gesellschaft begleitet. Gegen das Ende des Mahls erholt sich indessen die Tiefbetäubte, und macht mit ihrem Manne die Runde um den Tisch, wobei sie auf die Gesundheit eines jeden Einzelnen trinken. Die Gäste benutzen diese Gelegenheit, sie durch Scherz aufzuheitern. Bei diesen Schmausen erfordert es die Artigkeit, daß die jungen Leute heimlich Süßigkeiten in die Gläser ihrer Mädchen werfen. Mit dem Ende der Mahlzeit erscheint die Musik, und in der Regel muß die Braut mit jedem jungen Manne eine Menuet tanzen. Hernach folgen Walzer, Bouraus und Quadrillen. Die Mädchen in den Vogesen tanzen mit vielem Anstande, sehen ernst dabei aus und heften ihre Blicke auf den Boden. Wenn die Freude aufs höchste gestiegen ist, schleicht sich das junge Paar vom Plaze. Gegen Mitternacht werden sie aufgesucht, und auf alle erdenkliche Art aufgezogen. Zuletzt söhnt man sich aus, und bringt den jungen Eheleuten Wein oder Milch. Dann wird der Tanz fortgesetzt, und die Alten hüten das Brautgemach vor dem Andränge der Jünglinge; wahrscheinlich aus der edlen Absicht, daß nicht dieser Augenblick durch unheilige und unsittliche Scherze entweicht werde.

Mit Tages-Abbruch eilt Alles zur Ruhe, aber nur bis sieben Uhr Morgens. Dann tritt die ganze Gesellschaft die Wallfahrt nach der Kirche an. Fehlte Jemand bei diesem Kirchgange, es würde ihm als Kirchen-Schändung ausgelegt werden, denn es wird eine Todten-Messe für die verstorbenen Verwandten der Gesellschaft gelesen. Nach dieser Feierlichkeit geht jeder nach Hause.

Audere Abweichungen der hochzeitlichen Gebräuche in den Vogesen gehen zu sehr in das Kleinliche, um angeführt zu werden. Viele derselben werden auch in der Bretagne beobachtet. Das Auffuchen der Braut schuhe erinnert übrigens an die Egyptier, deren Töchter, nach Plutarch, keine Schuhe trugen, vermuthlich damit sie den Vätern nicht entlaufen könnten.

Zum Beschlusse noch Einiges über die Art der Werbung in den Vogesen.

Sonnabends und Sonntags nach der Vesper gehen die jungen Leute, etwa zehn oder zwölf an der Zahl, zusammen aus, um eben so viele Mädchen zum Spiel, Gesang oder Tanz aufzufordern. Hat aber ein junger Mann eine besondere Absicht auf ein Mädchen, so geht er allein. Zum Begleiter, ob seine Hoffnungen erfüllt werden könne, dient ihm — der *Misthauser* vor der Thüre des Vaters. Ist dieser unordentlich durch einander geworfen, so ist dieses ein Zeichen, daß keine Tochter im Hause zu erheirathen sey. Liegt er aber ordentlich geschichtet, so darf er hineingehen und werben. Auf die Frage: „ob er den Abend bei der Familie zubringen dürfe?“ wird ihm gewöhnlich geantwortet: „Benian sin cot,“ „seyd uns willkommen.“ Schlägt aber das Mädchen die Hand des Werbers aus, so sendet sie ihm eine Katze. Dabei das Sprichwort in den Vogesen: „er hat eine Katze erhalten“ wie bei uns „einen Korb.“

Bei vielem Weitläufigen und Ueberflüssigen halten diese Gebräuche, mit Ausnahme des *Misthauser* Poesie, fast möchte man sagen, ein morgenländisches Gewand, und verdanken sicher ihren Ursprung einem schönen patriarchischen Zeitalter.

Maurocordato.

Der Prinz Maurocordato unterhielt sich eines Tages mit dem General Roche. Dieser drückte seine Bewunderung darüber aus, daß die griechischen Ungenheiten in Paris der Gegenstand aller Unterhaltungen seyen, ja, noch weit mehr, als in Griechenland selbst. „Nichts ist natürlicher,“ — sagte der Fürst — „es ist leichter, zu sprechen, als zu handeln.“ — „Könnte noch eine andere Ursache“ erwiderte der General, „und Griechenland ist Frankreich sehr theurer, man spricht gern von dem, was man liebt.“ — „Es müssen mir aber gestehen, nahm hierauf der Fürst Wort: „daß, wenn Frankreich Griechenland liebt, wenigstens eine sehr platonische Liebe ist!“

(Diese Liebe wird nun wohl bald sowohl von Frankreich als seiner Allirten, wer k thätiger werden

(Siehe eine literarische Beilage.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 17. März 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 11.

Wanderung nach dem Grabe Napoleons.

(Aus einem Reisejournale.)

Mit Tagesanbruch hatten wir die Insel St. Helena vor Augen; es war acht Uhr des Morgens, und wir steuerten mit vollen Segeln auf den Ankerplatz zu, als wir zwei Kanonenschüsse vernahmen und zwei Kugeln von dem benachbarten Fort um unsere Ohren piffen und zwischen unsern Masten durchflogen. „Krieg! wir sind Gefangene!“ — dies war der erste Ruf der Schiffsmannschaft, und doch hatten wir erst seit vierzehn Tagen das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen, wo man uns keine ungünstigen Neuigkeiten der Art mitgetheilt hatte. Der erschrockene Capitain ließ sogleich befehlen und begab sich auf der Stelle in einem Rachen zum Fort, wo man ihm erklärte, es sey nicht erlaubt, vor zehn Uhr des Morgens auf der Rhede vor Anker zu gehen, und eben so wenig, daselbst vor dieser Zeit dieselben zu lichten. Man hatte uns also bloß einen freundschaftlichen Wink gegeben.

Dieser Umstand verschaffte uns das Vergnügen, den so malerischen, als wirklich imposanten Anblick der Insel St. Helena mit Muße zu betrachten; seine Stellen, nach dem Meere sich herabsenkenden Felsen, die auf allen Punkten unzugänglich sind. Wir erblickten die in einem Thale gelegene Stadt, welche auf jeder Seite von einem beträchtlich hohen Gebirge beherrscht wird, auf deren jedem die Engländer furchtbare Festungswerke angelegt haben, menschliche Vorsicht, die, mit der natürlichen Beschaffenheit der Insel verbunden, die Insel St. Helena zu dem uneinnehmbaren Plage macht, der nur existirt.

Es schlug zehn Uhr, wir erreichten den Ankerplatz und wünschten nichts sehnlicher, als uns an's Land begeben zu können. Der Augenblick war nicht mehr fern; um elf Uhr landete unser Rachen an dem zur Ausladung der Schiffe bestimmten Orte.

Dieser Ausladungsplatz ist äußerst merkwürdig; er liegt in der Vertiefung eines Felsens, der viel Amphibienstein enthält; die Massen hingen über unsern Köpfen und spiegelten ihre blaue Farbe auf dem Wasser, auf unsern Kleidern und auf unsern Gesichtern ab; Alles

war in unsern Augen blau geworden. Die Treppe des Ausladungsplatzes ist in den Felsen gehauen. Wir stiegen sie hinauf und befanden uns auf einem Quai, der, ein beträchtliches Magazin ausgenommen, bloß mit Hütten bedeckt ist, die größtentheils Matrosenkneipen sind. Nach dem Meere zu ist er mit Kanonen gespickt. Um nach dem öffentlichen Plage zu gelangen, muß man durch einen Schwibbogen gehen, welcher am äußersten Ende des Quais befindlich ist, links vom Ausladungsorte. Dieser Platz ist der schönste in der Stadt; hier befindet sich die Kirche, deren steinernes Fronton die Jahreszahl 1773 zeigt; ferner der Pallast des Gouverneurs u. s. w., und an demselben stößt eine große Straße, es ist die der Kaufleute, welche man im Allgemeinen mit Jüdischen Namen bezeichnet. Dies ist, im eigentlichen Sinne gesprochen, die einzige Straße; die übrigen Gänge sind bloß Wege, die zu den verschiedenen Wohnungen im Hintergrunde desselben Thales führen.

Da wir nur einen Tag auf der Rhede von St. Helena bleiben sollten, waren unsere Augenblicke also köstlich, wenn wir das Grab des Er-Kaisers der Franzosen besuchen wollten. Um uns zu demselben zu begeben, mußten wir indeß eine Erlaubniß vom Gouverneur (General Walker) haben, der sie uns jedoch ohne Schwierigkeit erteilte, wiewohl er uns einen Offizier von der Garnison als Begleiter mitgab. Es war Mittag und wir hatten einen Weg von sechs engl. Meilen zu machen. Die Sonne der tropischen Länder stand über unsern Köpfen; der Weg, den wir zurückgehen sollten, war der der Sau und der Fliege. Man muß indeß den Engländern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nichts vernachlässigten, um die Wege der Insel in so schönen Stand zu setzen, als es ihnen nur möglich war. Unter uns erblickten wir die Stadt, ihre zahlreichen Gärten, ihre ungeheuern Kasernen. Wir erklimmten das Gebirge, welches sie zur linken Seite beherrscht (von der Rhede aus genommen.) Zwanzig Mal mußten wir uns ausruhen, und Einer von unserer Gesellschaft sah sich schon durch zu große Ermattung genöthigt, die Parthie aufzugeben. Indessen stachelte uns Uebrigen ein gar mächtiger Sporn —:

die Neugierde. Endlich erreichten wir den Gipfel, auf welchem ein Lusthaus erbaut ist, ein Erholungsort für die jungen, in einer Pension sich befindenden Demoiselles der Beamten der Ostindischen Compagnie. Um zum vorgesteckten Ziele zu gelangen, war nun nichts weiter nöthig, als daß wir dasselbe Gebirge wieder hinabkletterten. Schon überblickten wir dieses große Thal, bei welchem Alles dazu beiträgt, ihm einen ländlichen Anstrich zu geben, als: die verschiedenen Baumgruppen, die es schmücken, die Vereinzelung der ländlichen Häuser, die sich daselbst befinden u. s. w. Wir gingen schweigend vorwärts, ganz von dem respektvollen Grauen durchdrungen, das man empfindet, wenn man einen Todten besuchen will, besonders wenn die Einbildungskraft gar mächtig an die ungeheure Rolle erinnert, die er auf der Bühne der Welt spielte. Nachdem wir durch eine kleine Barriere gekommen waren, wanderten wir durch eine Allee von Geranium, die uns zu dem Denkmale führte. Eine hölzerne Umzäunung von elliptischer Form zeigte sich unsern Blicken. Dies war die erste Umgebung des Grabmals, welche nur mit Genehmigung der Regierung geöffnet werden darf; wir hatten sie, folglich stand uns nichts im Wege. Mitten auf einem Raume, der ungefähr einen Morgen groß und mit Rasen belegt ist, über dem sich fünf Thänenweiden, deren Zweige auf das Grab fallen, und zwei Chinesische Pfirsichbäume erheben, sieht man ein eisernes Gitter von viereckiger Form, das sechs Fuß hoch, vierzehn lang und neun breit ist. Die Wächter des Ortes, die eine kleine, ungefähr fünfzig Schritte davon entlegene, Hütte bewohnen, haben, um der Neugierde der Reisenden zu genügen, welche nicht verfehlen, sich wie auf einer Pilgerschaft nach dem Thale des Grabes zu begeben, die Veranstaltung getroffen, daß sie eine von den eisernen Stangen wegnehmen und dann wieder einsetzen können, wodurch so viel Raum entsteht, daß man bequem durchschlüpfen und nach dem Leichensteine selbst vorgehen kann. Dieser Stein, der aus drei Stücken Marmor gebildet wird, erhebt sich höchstens acht bis zehn Zoll über die Erde. Seine Länge beträgt zehn Fuß, seine Breite sechs und ein halb. Man erblickt keine Inschrift darauf. Wir hörten von unsern Führern, daß die Gruft ebenfalls von Marmor verfertigt sey; sie geht ungefähr acht Fuß tief in den Boden. Der Sarg Napoleons steht auf vier Gestellen, die über die Erde hervorragen. Vier Särgen umschließen den berühmten Mann; der erste ist von Mahagonyholz, dies ist der innerste; der zweite von Eisenblech, der dritte von Blei und der vierte wieder von Mahagonyholz; auf diesem letztern ist es, wo man seinen Titel eingegraben hat: „General der Franzosen.“ In seinem Sarge ist er mit seiner Militair-Uniform bekleidet, mit seinem Hute, der, durch seine Form, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein historisches Denkmal geworden ist, und mit dem Degen umschnallt, den er in der Schlacht von Austerlitz trug. Auf die Streifen Erde, welche den Leichenstein umgeben, hatte die Gemahlin des Generals Bertrand Pensées (Stiefmütterchen) gesät. Mehrere Male gingen wir mit tiefer Sammlung des Gemüths

um dieses kalte Denkmal. • Größe — — menschliche Macht — — Gebrechlichkeit — — Seele — — Gott — —! Alle diese Gedanken stürzten in unsern Gemüthern durcheinander. Wir waren noch ganz voll davon, als die Wächter am Ausgang aus der Umzäunung uns einluden, aus einer kleinen viereckigten Quelle zu trinken, die ganz in der Nähe fließt, und deren helles, klares Wasser dazu auffordert, den Durst zu löschen. Wir waren auf dem Grase gegangen, auf welchem Napoleon gewandelt war, und hatten von dem Wasser getrunken, von dem er täglich zu trinken pflegte. Der Rand dieser Quelle war der einzige Erholungsort, den er in seiner Verbannung hatte. Hierher kam er, setzte sich hier nieder, und brachte eine bis zwei Stunden seiner schmerzlichen Gefangenschaft bald mit aufmerksamem Lesen, bald damit zu, daß er sich in finstere Betrachtungen versenkte, bald auch, daß er Vögeln zusah, die auf den Zweigen der Bäume herumflatterten, welche seinen letzten Zufluchtort umschatteten, oder den Kaninchen, die schüchtern ihren Bau verlassen, um den Rasen abzuweiden, der nunmehr seine Gebeine bedeckt!

Die Zeit war rasch fortgeschritten und wir dachten an die Rückkehr nach der Stadt; aber wir traten ihn nicht eher an, als bis wir einen Zweig von der Thänenweide gebrochen hatten, welche die letzten Ueberbleibsel des Mannes des neunzehnten Jahrhunderts beschirmt. Um fünf Uhr langten wir in unserm Rachen an, ohne unterwegs irgend etwas zu gewahren, das fähig gewesen wäre, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Eindruck, den wir den ganzen Tag über in uns aufgenommen hatten, war zu mächtig gewesen, als daß nicht jeder andere dagegen stumpf und unerblicklich geworden wäre.

Der letzte Herzog von Aiguillon.

(Erhabenes Beispiel von Fügung in das Schicksal.)

Ein gewisser Michael Kelly, ein Engländer, war mit dem Herzog von Aiguillon, während dessen Aufenthalt in London, besonders eng liirt gewesen. Folgende tief ergreifende Notizen theilen wir über diesen letzten Sprößling eines Hauses hier aus seinen „Erinnerungen“ mit.

„Eines Morgens“ — erzählt Herr Kelly — „ließ der Herzog mich zu sich rufen.“ „„Ich bin Ihnen““ — begann er — „„schon so viel Verpflichtungen schuldig, wegen dieses Wohlwollens, dieser Gastfreundschaft, mit der Sie mich gleich einem Ihrer näheren Freunde behandelt haben; aber es ist mir unmöglich, zu vergessen, daß ich der Herzog von Aiguillon bin, und wie würd' ich mich entschließen können, vom Sorgen oder von Almosen zu leben. Ich gestehe, daß meine Kasse bis auf den letzten Schilling geschmolzen ist; übrigens bin ich völlig gesund! und aller meiner Fähigkeiten mächtig. Als ich in frühern Zeiten ein großer Liebhaber war, machte es mir Vergnügen, Notizen abzuschreiben; damals war dies eine äußerst angenehme Unterhaltung für mich; jetzt, mein theurer Freund, könnte dieß für mich eine gar treffliche Nah-

ungsquelle werden. Deshalb bitte ich Sie um die Günst, mir Musikalien zu bringen, die ich für die Theater abschreiben kann, zu demselben Preise, den jedem gewöhnlichen, Ihnen völlig fremden Kopisten bewilligen würden. Ich bin gegenwärtig schon an Entbehrungen gewöhnt und habe wenig Bedürfnisse. Vormals wohnte ich in Pallästen, jetzt begnüge ich mich gern mit einem einzigen Zimmer im zweiten Stock, und wenn Sie mir das, was ich auch von Ihrer Freundschaft erwarte, bewilligen, so geben Sie mir die Zufriedenheit, nach der ich so innig mich sehne; denn zufrieden kann ich nur dann seyn, wenn ich meinen Unterhalt lediglich der Arbeit meiner Hände verdanke.“

„Ich war bis zu Thränen gerührt, als ich einen Mann so weit gebracht sah, der in der höchsten Klasse der geselligen Verhältnisse geboren war und eines großen Vermögens genossen hatte. Ich versprach, ihm so viel Musik zu verschaffen, als er nur abzuschreiben im Stande seyn würde. Jetzt schienen alle seine Wünsche erfüllt. Am andern Morgen gab ich ihm das erste Werk. Von diesem Augenblick an stand er mit Tagesanbruch auf, und arbeitete bis zum Abend, um sein Tagewerk fertig zu bekommen. Dierauf kleidete er sich reinlich an und ging nach der Oper ins Parterre. Hier konnte er sich immer noch für einen Herzog halten, und niemand würde es ihm angesehen haben, daß er den Tag über Noten, das Blatt für einen Schilling, abgeschrieben hatte.“

„In einer so beschränkten Lage muß es überraschen, daß seine Laune nie abnahm, sondern er immer seinen Frohsinn bewahrte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß von zehn Engländern, die sich in derselben Lage befunden, wenigstens neun sich das Leben genommen hätten. Indes war die kurze Ruhe, deren der unglückliche Herzog damals genoß, nicht von langer Dauer; ein Befehl des Fremden-Amts, der so grausam, als unerwartet kam, gestattete ihm nur eine Frist von zwei Tagen, binnen welchen er England verlassen mußte. Er reiste nach Hamburg, wo er bald darauf starb.“

„Der Herzog“ — fügt Herr Kelly hinzu — „hatte einen sehr schönen Dänischen Hund, den er mir bei seiner Abreise anvertraute, und mir dabei sagte, er werde in kurzem Gelegenheit haben, ihn auf eine sichere Weise nachkommen zu lassen. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als er sich von diesem treuen Thiere trennte. Nun schien das letzte Band zu zerreißen, das ihn noch an die menschliche Gesellschaft kettete. Dieser Hund war sein treuer Begleiter in Glück und Unglück gewesen, und oft der einzige Freund, der im Mißgeschick ihm geblieben war. Er liebte ihn lange und trennte sich mit heißen Thränen von ihm. O! diese Scene war gewiß sehr rührend; aber wie viel schmerzlicher wäre sie für mich gewesen, wenn ich gewußt hätte, daß ich den Herzog zum letzten Male sähe!“

„Ich pflegte, wie man leicht denken kann, den armen Hund auf das Sorgfältigste; aber vor Kummer darüber, einen so guten Herrn verloren zu haben, weigerte er sich bald, Nahrung zu sich zu nehmen. Er war mehrere Tage krank, und überlebte den unglückli-

chen Mann nicht, dessen Schmerz über sein widriges Geschick er durch seine treue Anhänglichkeit so oft gemildert hatte.

Die Holz-Rüpe.

(Aus der Berliner galanten Chronik.)

Ich bin kein Freund von nächtlichen Abentheuern; das heißt: für gewöhnlich. Ausnahmen finden überall statt in der Welt — soll ich allein Ausnahme davon machen? Das wäre purer Hochmuth, besonders wenn sich bequeme Gelegenheit findet. Eine solche nun fand sich für mich leztthin — zwar nicht; aber ich war der Meinung, sie finde sich eben, und wollte sie nützen. Daß ich mit trockenem Munde abziehen mußte, thut nichts zur Sache; Andern geht's zuweilen nicht besser.

Die Sache begab sich so. Ich war auf der Redoute mit ein Paar Freunden — denn Freundinnen hab' ich nicht, und halte nicht viel auf sie, weil sie mir zu kostspielig vorkommen, und das nicht in Geldrücksticht allein. Wenn man aber so sparsam und mäßig lebt, wie ich, so hat man am Ende mehr, als man braucht, und — glaube man mir's oder nicht — zu viel haben, kann manchmal sehr drücken. Das empfand ich denn leztthin, und ging auf die Redoute, um meines Reichthums los zu werden. Doch ich habe viel Unglück in der Welt. Ich konnte nicht recht zum Verschwinden kommen; sey's, daß die Weine und Lektückerbissen und die übrigen Redouten-Herrlichkeiten zu schlecht waren, sey's, daß ich Niemand nach meinem Geschmack fand, der oder die sie mit mir hätte versuchen können. Meine Freunde hatten Jeder für sich was Bekanntes gefunden, oder Unbekanntes in Vertrautes verwandelt, und so ward ich denn allein meiner Betrachtung überlassen, bis es gegen das Ende ging; denn ich habe die wunderliche Gewohnheit, überall bis zuletzt auszuhalten, mag mich dabei die Längeweile noch so sehr plagen.

Eine einzige Blondine von allerliebster Gestalt, mit einem niedlichen Fuß und einer prachtvollen Reihe der schönsten Perlenzähne (im Vorbeigehen gesagt, das ist die erste Schönheit, auf die ich bei einem hübschen Kinde zu sehen pflege), fiel mir auf und gefiel mir vor-allein übrigen Anwesenden. Auch die Augen schienen viel Feuer zu haben, so viel man durch die Maske gewahr werden konnte. Mein Unstern aber wollte, daß sich mein Herzensfreund Lustig früher an sie gemacht, denn ich, und Delikatesse erlaubte mir nicht, sie ihm abspenstig zu machen, wenn ich gleich aus gewissen Zeichen und Blicken ihrerseits abzunehmen berechtigt war, mein Waizen dürfte bei ihr blühen, wenn ich mich der Mühe der Aussaat unterziehen möchte. Da ich jedoch nicht dazu that, hatt' ich auch bald meinen Lohn dafür — denn kurz nachher waren Herzensfreund und Blondine verschwunden, und ich habe sie nicht weiter gesehen; auf der Redoute, versteht sich.

Halb schläfrig, halb verdrießlich, wider Willen eben so reich nach Hause gehen zu müssen, als ich ausge-

gangen, verließ ich endlich den Saal, und trollte mich zu Fuße (meine Freunde hatten meinen Wagen benutzt, und schickten ihn nicht wieder, was aber nichts bedeutete, da es trocken war), und trollte mich, wie gesagt, gehüllt in meinen Domino, nach Hause. Wie ich so am Wasser entlang gehe, am Hause vorbei, wo Freund Lustig wohnt, blick' ich zufällig zu dem zwei Treppen hoch gelegenen Fenster desselben auf, und traue meinen Sinnen kaum: denn siehe da, majestätisch, wie zuweilen aus der Höhe der Waaren-Magazine, senkt sich an einem Seil eine schöne große neue Holzküpe aus dem Fenster meines Freundes nieder, und, am Boden angelangt, schlüpft aus derselben meine allerliebste Blondine heraus, wie sie leibt und lebt, was sich aus einem Schattenwinkel, worein ich mich gestellt, recht gut erkennen ließ. *) Mich übernahm die Neugier, zu erfahren, wo sie wohne, — wer sie sey, schien mir kein Geheimniß. So folgte ich ihr denn über Brücke, Wender, Damm, Platz und Straße bis sie an einem Hause still stand, das mir zu andächtig schien für ihre Wohnung, indem darin eine andere Schönheit heimisch war, für die ich sonst die tiefste Verehrung empfand, und die ein reicher Mann vor kurzem zu meinem größten Leid mir kurzweg vor der Nase weggeheirathet hatte. Die Blondine suchte nach dem Hausschlüssel etwas lange; ich benutzte die Zeit, ihr näher zu treten, mit der Frage, ob ich nicht die Ehre haben könnte, „ein Paar Worte auf eine Viertelstunde mit ihr zu sprechen?“ und was man bei solchen Gelegenheiten Abzuges vorzubringen pflegt. — „Ich bedaure für diesmal,“ gab sie mir zur Antwort: „ich bin sehr müd und matt; aber wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen, und es Ihnen gefällig ist, so kann ich Sie vielleicht dieser Tage besuchen.“ — Mir wäre es nun freilich am liebsten gleich gefällig gewesen — aber, was war zu machen! — Ich gab der Blondine meine Adresse, mehr um sie näher kennen zu lernen, als aus anderen Gründen. Um indessen nicht ganz nüchtern wegzukommen, wollt' ich zum mindesten — je nun, wir Menschen sind wunderliche Geschöpfe, und thun bald wäblig, bald nicht — ich wollte einen Kuß haben; sie sträubte sich, ich nahm sie bei dem Kopf, und während des Ringens und Versuchens, ihr an den Mund zu kommen, verwickelte sich meine Hand in dem blonden Haar; und wie sie, meinem Mund anzunähen, den Kopf etwas rasch seitwärts beugt, bleibt mir der ganze prächtige blonde Kopfschmuck zwischen den Fingern hängen, indem zugleich die Maske, die sie noch vorhatte, ihr von den Augen fällt, und eine Fülle des reichsten schwarzen Haares unter der blonden Perücke herunter rollt. — „Ist es möglich? Frau von Weichselzopf? Sie sind es?“ rief ich, vor Erstaunen außer mir — denn es war sie, die obige, ehrbare,

*) Wir bedauern indessen, über den Gebrauch dieser neuen Maschine, besonders die Befestigung und Sicherheit derselben, nichts Näheres angeben zu können. Sie scheint die Strickleiter verdrängt zu haben; wir begreifen aber nicht, wie sie mit weniger Umständen sollte angebracht werden können. Es käme also auf eine Probe an.
A. d. R.

von mir sonst so verehrte Schönheit, gewesen. — Nun, was weiter zwischen uns gesprochen und von nommen worden, ist dem Leser gleichgültig; daß mein Freund Lustig die Blondine nicht auf gewöhnlichem, sondern auf dem gefährlichen Luft-Bege in die Küpe ein- und auspassiren ließ, hatte seinen Grund darin, weil er sich und die Schöne bei seinen weichen Hausleuten, wie billig, nicht compromittiren wollte, und, setz' ich hinzu, weil's vielleicht doppelt Genuß gewährt, wenn dergleichen Abenteuer mit was romantischer Würze versetzt sind, so viel ich nach dem, was ich aus Erfahrung urtheilen kann. Oder ist es nicht

Zur Völkerkunde.

In dem Berichte der englischen Gesandtschaft den Hof von Ava, im Jahr 1826, heißt es: Einließ man uns in den Pallast eintreten. Die Offiziere schienen das Ceremoniel nicht vergessen zu haben, welchem sich der Oberst Symes hatte unterwerfen müssen, und sie fragten uns deshalb, ob wir seinem Beispiele folgen wollten. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Diese Ceremonien bestanden darin, an den Thüren des Pallastes wiederholte Grüsse zu sprechen und bloßen Füßen oder mindestens ohne Schuhe über den Hof zu gehen. Wir weigerten uns mit Bestimmtheit dies zu thun, obgleich die Offiziere, welche den Hof anführten, uns mit einem guten Beispiele vorangingen, indem sie sich zu wiederholten Malen auf die Erde niederbückten. Als wir unten an der Thüre angelangt waren, welche nach dem Audienzsaale führte, zogen wir von freien Stücken unsere Schuhe aus, gingen in den großen Saal und setzten uns dem Throne gegenüber nieder. Der König ließ uns nicht lange warten; als weiß gekleidete Priester eine Hymne gesungen hatten, erschien er in dem Augenblicke, wo er hinter dem Throne angebrachte Thür sich öffnete, und stieg rasch die Stufen hinauf, die auf denselben führten. Er war in seine reichsten Gewänder gekleidet, trug die Krone auf dem Haupte und hielt in der Hand ein tibetanisches Kuhschweif, welcher bei den Birmanen eines von den Sinnbildern des Königswürde ist, die Stelle eines Scepters vertritt.

Amor als Schmuggler.

Eine Rechtsfrage,
aufgeworfen, als ein Ehemann sein Neben-Liebchen jenseits der Douanengrenze besuchte, und mit einigen Flaschen süßen Weines ertappt wurde.

Um verbotne Frucht zu naschen,
Amor fuhr in's Nachbarland,
Hatte Wein in allen Taschen,
Doch der Schmuggler ward erkannt.

Und vom schlauen Liebesdiebe
Zieht die Mauth die Strafe ein, —
War es für verbot'ne Liebe?
Oder für verbot'nen Wein? —

Blick und die her

(Hiebei eine literarische Beilage)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 24. März 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 12.

Der Zauberspiegel des Cornelius Agrippa,
oder
Der ewige Jude.

In dem in jeder Hinsicht merkwürdigen sechszehnten Jahrhundert lebte der berühmte Cornelius Agrippa, der abwechselnd Soldat, Doktor der Rechte, Professor der Hebräischen Sprache, Theolog in den Concilien, Arzt, Astrolog war, der Alles wußte und über Alles schrieb, selbst über das Eitle der Wissenschaften. Zwar noch jung, aber schon stolz auf seinen Namen, der in Europa allgemein bekannt geworden war, setzte Cornelius sich in Lyon fest und übte hier die Arzneikunde aus, nachdem er alle Glückswechsel und alle Gefahren eines abentheuerlichen Lebens kennen gelernt hatte. Vorzüglich ward er aber als Sterndeuter in Anspruch genommen, und man weiß, wie theuer es ihm zu stehen kam, daß er dem Connetable Bourbon das Horoskop gestellt hatte.

Cornelius war mit seinen Morgenbesuchen fertig, und hatte sich in sein Laboratorium eingeschlossen, um sich daselbst seinen einsamen Betrachtungen zu überlassen, oder die geheimnißvollsten Arbeiten in seiner Kunst zu beginnen. Einen verächtlichen Blick auf den Tisch werfend, wo die Briefe mehrerer mächtiger Souveräne, die ihn an ihre Höfe riefen, halb geöffnet lagen, suchte er eine alte Handschrift hervor, und nachdem er einige Seiten mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, ließ er seinen Kopf auf seine Brust fallen, und sprach mit dem Tone der Entmutigung:

„Wozu nun so viele Nachtwachen, so viele zeitersplitternde Lesereien, so viele mühsame Studien, so viele den Leidenschaften und der Zukunft entriessene Geheimnisse? Das Ziel meiner Laufbahn ist der Tod; der Arzt und seine Kranken gehen demselben unvermeidlichen Schlusse entgegen. Kaum erblicken wir einige Blitze der Wahrheit, und wir schließen unsere Augen für immer! Das längste Leben — o wie kurz ist es doch! Wenn ich das meinige nur um einige Jahrhunderte verlängern könnte, um nicht so viele Arbeiten unvollständig zu hinterlassen!“

In diesem Augenblicke ließ sich ein leichtes Geräusch an der Thür des Philosophen hören; er öffnete sie und sah einen Mann eintreten, dessen Anblick etwas hatte, das ihn in Erstaunen setzte und lebhaft seine Einbildungskraft ergriff. Der Fremde schien ein Reisender zu seyn. In seinem Gange und seiner ganzen Persönlichkeit lag ein besonderes Gemisch von Kraft, Ermattung, Jugendlichkeit und Alter. Seine Haare waren buschig, wiewohl schneeweiß; seine bleiche Stirn und sein Gesicht zeigten nirgend Runzeln; seine Augen glänzten von einem lebhaften Feuer; der Ausdruck seiner Züge war der der Weisheit, aber einer Weisheit, welche durch die schmerzhaftesten Prüfungen erkämpft und erworben wurde. Beim Gehen stützte er sich auf einen Stab, wie Pilger ihn tragen, und an seinem Gürtel hing ein seidner Beutel, auf welchen Hebräische Buchstaben gestickt waren.

„Verzeiht einem Fremden den lästigen Besuch“ — sprach er zu Cornelius — „aber ich hörte so viel Wunder von Eurer Weisheit rühmen, daß ich bei meiner Reise durch diese Stadt wohl hoffen mochte, selbst die wunderbaren Wirkungen derselben zu verspüren.“

Agrippa war nicht minder stolz, als verdienstvoll. Aber in Gegenwart dieses Fremden fühlte er wider seinen Willen einen Drang, sich bescheiden zu zeigen. Mit freundlichem Wohlwollen erwiderte er ihm deshalb: „Man hat Euch ohne Zweifel über mein Talent durch Uebertreibungen getäuscht, und leider! werdet Ihr nur zu bald sehen, wie unzureichend sie sind. Was sind ein Paar Geheimnisse, die peinlichen Früchte jahrelanger Studien?“

„Was spricht Ihr da von langen Jahren?“ — erwiderte der Unbekannte mit bitterem Lächeln; seyd Ihr doch erst in Euer achttes Lustrum getreten! Doch, das verschlägt nichts! Ihr besitzt, so versichert man mir, einen Zauberspiegel, in welchem Ihr, Kraft Eurer Kunst, das Bild einer Person hervorrufen könnt, von welcher weite Räume uns trennen, oder die uns der Tod für immer entriß. Wollt Ihr mir wohl in diesem wunderbaren Spiegel ein angebetetes Mädchen zeigen, von der ihrem Vater nichts weiter übrig blieb, als die Erinnerung? Dieser Anblick würde süßer für

mich seyn, als Alles, was es Köstliches auf Erden gibt — das Asyl im Grabe ausgenommen!“

Cornelius Agrippa bewilligte nicht leicht den Anblick des Zauberspiegels, nicht einmal denen, die ihn im Namen der Macht und Gewalt darum ansprachen, oder für eine bedeutende Summe Goldes, dergleichen selbst die weisesten Männer nicht immer mit Füßen zu treten wagen. Aber es kam ihm nicht einmal der Gedanke in den Sinn, daß er dem Unbekannten sein Begehren abschlagen könne. Ohne weiter zu überlegen, hüllte sich der Astrolog in seinen doppelt mit weißem Fuchs gefütterten Mantel, setzte einen pyramidenförmigen Hut, welcher dem Kopfputz der Magier Pharaos nachgebildet war, auf seinen Kopf, legte auf seine Brust das Linnen Tuch mit fünf Falten, das die fünf Sinne vorstellte, umgürtete sich mit einem Gürtel, den sein Skapel aus einem Cadaver geschnitten hatte, der aus einem Sarge geraubt worden war, und hing in denselben einen Degen ohne Scheide. Nachdem er hierauf alle Zugänge zu seinem Kabinet verschlossen hatte, um die Tageshelle auszuschließen, ergriff Cornelius seine Ruthe, machte damit einige Sprünge, und sprach auf eine singende Weise, die in den Ohren des Fremden wie ein geheimnißvoller Gesang ertönte.

Plötzlich erleuchtete ein übernatürliches Licht das Laboratorium, indem es von Zeit zu Zeit auf einen Spiegel fiel, vor welchem unaufhörlich eine Wolke hin und her flatterte.

„Wie hieß Deine Tochter?“ — fragte Cornelius.

„ — Myriam.“

„ — War sie verheirathet oder Jungfrau?“

„ — Jungfrau und ohne Makel, wie der Schnee auf den höchsten Gebirgen.“

„ — Seit wie viel Jahren —?“

„ — Ach! ich vermag sie nicht zu zählen!“

„ — Dieß ist indes wesentlich nothwendig; denn jedesmal nach Verlauf von zehn Jahren muß ich meine Ruthe bewegen, bis Deine Tochter Deinen Augen erscheint.“

„ — Gut! bewege Deine Ruthe und ermüde nicht.“

Cornelius glaubte in diesem seltsamen Besuche das Zeichen eines nicht zu erforschenden Unglücks zu erblicken, und entschuldigte so das Herrliche in seinen Antworten. Er bewegte also seine Ruthe zum ersten, zum zweiten, zum dritten Male, und dann immerfort noch lange, lange Zeit; jedes Mal, wenn er inne hielt und den Unbekannten durch einen Blick fragte, rief dieser: „fabt fort, fort, immer fort!“

„Verwegener!“ — rief endlich Agrippa aus — „spottest Du meiner Kunst? hat die Person, die Du zu sehen wünschst, jemals existirt? Noch bedeckt die Wolke den magischen Spiegel.“

„Fahre fort! fahre immer noch fort!“ — wiederholte der Reisende in einem unwiderstehlichen Tone.

Cornelius Agrippa empfand eine seltsame Neugierde, die über seine Ungeduld und seine Zweifel siegte. Als er berechnete, daß er fünfzehn Jahrhunderte gezählt habe, was auch sein ermüdeter Arm bezeugte, verzog sich der Dunst ein wenig, und er sah in dem Spiegel eine Perspektive sich zeichnen, welche der Fremde mit

unbeschreiblicher Bewegung, halb von Zärtlichkeit, halb von Schmerz überwältigt, anstarrte. In der Tiefe hoben sich hohe, mit Cedern gekrönte Gebirge; ein Fluß rollte in der Ebene und Kameele weideten auf seinen Ufern; in der Nähe trankten sich Schaafte an einer kleinen, demüthig einem Felsen entsprudelnden Quelle, die sich in den vorüberfließenden See ergoß oder säuberten darin ihre weichen Felle. Unter einem abgelegenen Palmbaume suchte ein junges Mädchen morgenländischem Kostüm und von seltener Schönheit Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

„Myriam! Myriam! — rief der Fremde, zitternd die Hände nach ihr ausbreitend —: „meine Tochter, meine geliebte Tochter! ich sehe Dich wieder! — Ja, ja! das ist Myriam! Sie lächelt — sie gedenkt noch der Liebe ihres Vaters. O! sprich ein Wort, einziges Wort! Ich bin es — sieh, sieh doch! ich bin es ja!“ Mit diesen Worten sprang er auf den Zauberspiegel los.

„Halt!“ — rief Cornelius — „Ihr habt die Zauberkraft vernichtet.“ — Und wirklich schwebte die Wolke von neuem über den Spiegel.

Verzweiflungsvoll legte der Unbekannte die Hände an die Stirn, wie Jemand, der aus einem süßen Traum erwacht, und in der Dunkelheit den Schlaf um seine süßen Täuschungen wiederzufinden hofft. Als er von seiner Bestürzung wieder zu sich gekommen war, zog er aus seinem seidenen Beutel eine Börse voll Gold und wollte sie Cornelius anbieten; aber dieser verweigerte die Annahme. „Nein! nein! — sagte er — „ich würde nie etwas von Euch annehmen; ich bin hinlänglich belohnt, wenn Ihr mir sagt, wer Ihr seyd.“

Der Unbekannte schien schmerzlich mit der Antwort zu zögern, als er, wie er mit den Augen das Laboratorium des Astrologen durchlief, ein Gemälde erblickte, welches die Wände zierte.

„Was ist das für ein Gemälde?“ fragte er.

„ — Ihr seht es“ — erwiderte Agrippa — „das vielbewunderte Werk eines unserer ältesten Maler, das auf dieser Leinwand den Heiland, wie Er sein Kreuz trägt, darstellt.“

„ — Und der Mann da, der links im Winkel des Gemäldes steht — wer ist der Mann?“

„ — Dieser Mann“ — antwortete Agrippa, plötzlich durch eine seltsame Ähnlichkeit des Unbekannten mit diesem Gesicht überrascht — „dieser Mann ist ein unglückliche Ungläubige, der Jesu sein zu langsam Gehen vorwarf. Von diesem Augenblick an ist der Unglückliche selbst verurtheilt, so lange auf der Erde herum zu wandeln, bis der Erlöser zum zweiten Male erscheint.“

„ — Wohl! wohl! dieser Unglückliche bin ich“ — rief der Fremde aus, und verließ sogleich das Laboratorium. — Cornelius war überzeugt, daß der ewige Jude ihm einen Besuch abgestattet habe, und blieb lange in tiefem Sinnen vor dem Zauberspiegel stehen. —

Eine Geschichte vom Hofe Peters des Großen.

Traurig ist es, wenn ein Mann, der von Empfindungen der Freundschaft und von sanften Regungen des Herzens durchdrungen ist, die ihn zum Lieblinge des schönen Geschlechts machen, den unerlaubten Wirkungen, die seine Vorzüge hervorbringen, nicht zu gebieten weiß, und er also durch die Eindrücke seiner zärtlichsten Gefühle ein blutiges Opfer der rächenden Eifersucht wird.

Mons de la Croix war der Sohn eines Weinschenken, der aus Frankreich gekommen war, und sich anfänglich in Riga niedergelassen hatte. Nach der Zeit war er nach Moskwa gegangen, und lebte daselbst im deutschen Quartier, oder wie man dort sagt, in der Nemezkaja Sloboda.

Peter, der Große, der von jeher gern mit Ausländern lebte, ohne zu untersuchen, ob Geburt oder Rang sie zu dieser Auszeichnung qualificire, sah mit Vergnügen den jungen wohlgezogenen und gut unterrichteten Mons, dessen Schwestern der Monarch kannte, sie schön und liebenswürdig gefunden hatte, und zum Theil noch ihren Umgang liebte.

Lange nach dieser Zeit, und zwar erst dann, als Peter schon Katharinen geheirathet hatte, wurde der tiefe Eindruck bemerkbar, welchen die außerordentlich schöne Gestalt des jungen Mons auf das Herz dieser Fürstin gemacht hatte. Um die gegenseitige Neigung mit Anstand unterhalten zu können, war es nöthig, dem Günstlinge eine Stelle bei Hofe zu geben, die ihn der Gemahlin des Kaisers ohne Verdacht nahe bringen konnte. In dieser Absicht brachte es Katharina so weit, daß er erst zum Kammerjunker, und dann zum Kammerherrn der Kaiserin ernannt wurde. Peter war lange Zeit einer von den wenigen, welche das Geheimniß nicht wußten. Ein Mal war er auf der Spur, es zu entdecken, als ihn die ganz junge Prinzessin Elisabeth auf die große Unordnung aufmerksam machte, die durch ihre unerwartete Dazwischenkunft in der Unterhaltung der Kaiserin mit Mons entstanden war; allein der Monarch, der eben damals andere Geschäfte im Kopfe hatte, achtete nicht auf das Geschwäg eines Kindes, und so hatte diese Entdeckung weiter keine Folgen.

Verschiedene Jahre nachher wurde Peter wahrscheinlich durch andere aufmerksam gemacht. Er gab daher der Generalin Balk, einer Schwester des Kammerherrn Mons den kritischen Auftrag, ihren Bruder und die Kaiserin zu beobachten. Desungeachtet konnte er nie etwas entdecken, und wurde immer beruhigt. Endlich am 8. November 1724 gab er eine Reise nach Schlüsselburg vor, fuhr auch wirklich fort, war aber einige Stunden nachher schon wieder in Petersburg, und ging unbemerkt in das Palais des sogenannten italienischen Gartens an der Fontanka, wo er Katharinen überraschte, als eben Mons bei ihr war. Mit der ihm eigenen Heftigkeit theilte der Monarch vorläufig einige Strafen aus, von welchen man sehr richtig auf diejenigen schließen konnte, die noch folgen sollten.

Ein Cabinets-Sekretär und ein Kammerdiener der Kaiserin wurden in Arrest gebracht. Aber die härteste

Strafe traf den unglücklichen Mons. Er wurde gleich arretirt. Der Generalmajor Ushakow war schon damals Präsident der geheimen Kanzlei, und also ein sehr furchtbarer Mann, ob er gleich nicht die Gewalt hatte, die er unter der Kaiserin Elisabeth ausüben durfte. Dieser Mann holte den Kammerherrn Mons noch an dem nämlichen Abende ab, und brachte ihn in sein Haus, das schon darauf eingerichtet war, Arrestanten aufzunehmen. Hier wurde Mons zwei Tage lang sehr scharf bewacht. Am 10. November brachte man ihn in das Winterpalais, wo das höchste Gericht war. Hier rührte ihn der Schlag; eine Folge des heftigen Schreckens. Die Inquisition wurde mit großer Schnelligkeit gehalten, und in ein, wenigstens anfänglich fast undurchdringliches, Geheimniß verhüllt. Als das Urtheil bekannt gemacht wurde, gab man vor, Mons und die Mitschuldigen hätten sich bestechen lassen, um den Kaiser zu hintergehen. Kein Mensch glaubte es. Einige der Arrestanten bekamen die Knute, oder wurden auf die Galeeren gebracht; eine Strafe, die damals erst in Rußland eingeführt wurde. Dies beides traf nach Umständen vorzüglich eine Menge weiblicher und männlicher Bedienten vom Hofe, von der Generalin Balk, und vom Kammerherrn Mons. Aber die grausamste Strafe war diesem unglücklichen Manne vorbehalten. Er wurde am 16. November vor den Augen der Kaiserin, die aus Schmerz sich schlossen, enthauptet.

Die körperliche Schönheit des bedauernswürdigen Mons war der Stempel seines Charakters. Er war ein sehr edeldenkender Mann, schadete am Hofe Niemand, half aber durch seine Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit allen, die seine Hülfe brauchten.

Mit seinem Tode hörten die Strafen der Kaiserin nicht auf. Peter ließ den abgehauenen Kopf in Spiritus setzen, und Katharina mußte ihn mehrere Tage vor sich stehen sehen. Der Kaiser gab den Kopf alsdann in die Akademie der Wissenschaften, und befahl, daß er in einem besondern Zimmer mit einem andern Kopfe, der schon dort war, verwahrt werden sollte. Dies geschah mit größter Pünktlichkeit. Die Köpfe wurden von den Aufsehern der Präparate sehr gut erhalten, übrigens aber, da sogar Katharina auf eine unbegreifliche Weise vergessen konnte, darnach zu fragen, ganz aus der Acht gelassen.

Endlich nach sechzig Jahren wurden sie wieder in Erinnerung gebracht. Es war in den achtziger Jahren, da die Dame Knežina Daskow, als Präsidentin der Akademie der Wissenschaften, die Rechnungen durchsah, und fand, daß zu viel Spiritus verbraucht würde. Unter andern bemerkte sie dergleichen angefügt für zwei Köpfe, die im Keller verwahrt würden. Sie fragte nach, und erfuhr von dem Manne, welcher die Aufsicht darüber hatte, daß im Keller sich ein Kasten befände, zu welchem er allein den Schlüssel habe, und daß in diesem Kasten zwei Köpfe, in Spiritus gesetzt, ständen. Man suchte im Archive nach, und man fand, daß Peter I. die Köpfe der Fräulein Hamilton und des Herrn von Mons dahin geschickt hatte, um sie in Spiritus setzen und daselbst aufbewahren zu lassen.

Die Fürstin sprach darauf mit der Kaiserin Katharina II. Die Köpfe wurden geholt, und man bewunderte noch an ihnen die nicht zu verkennenden Reste ihrer ehemaligen Schönheit. Katharina II. befahl alsdann, diese beiden Köpfe zu begraben.

Der Galeerenflave.

Die Französische Gendarmerie ergriff kürzlich in dem Baskischen Lande einen Galeerenflaven, der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt und aus den Bagnes von Rochefort entwischt war. Es ist ein schöner Mann, der noch in der Blüthe seines Lebens steht und sein Schicksal folgendermaßen Personen erzählte, welche sein äußerer Anstand und seine Jugend für ihn einnahmen.

„Ich war“ — sagt er — „mit drei Unglücksgefährten am Ufer des Meeres auf Arbeit. Eines Tages schlief der Wächter, der uns unter seiner Aufsicht hatte, von Weindunst und der Hitze des Tages überwältigt ein. Schon seit langer Zeit sann ich über Entwürfe zur Flucht nach und beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen. Aber schwere Ketten waren an unsern Füßen befestigt! — Einer von meinen Kameraden war mit einer ungeheuren Art bewaffnet. Ich legte das Bein auf ein großes Holzstück und bat ihn, einen tüchtigen Hieb auf die Ketten zu führen, von denen ich um jeden Preis befreit seyn wollte. Das Unternehmen war gefahrvoll; die geringste Ungeschicklichkeit konnte mich für immer zum Krüppel machen; aber wie mächtig ist nicht die Sehnsucht nach Freiheit! — Ich hatte das Glück, meine Ketten niederfallen und wie Glas zerbrechen zu sehen. Sogleich machte ich an meinen Kameraden dieselbe Operation und mit gleichem Erfolg. Nach verschiedenen Richtungen hin nahmen wir die Flucht. Ich kenne die Folgen nicht, welche ihre Entweichung für sie gehabt hat.

„Was mich anbelangt, so ging ich durch Frankreich, erblickte meine Heimath wieder und begab mich sodann nach Spanien. Ich trat in die Dienste eines reichen und menschlich gesinnten Herrn, den ich liebte, und der dagegen meinen Eifer mit seinem Wohlwollen vergalt. Ich lebte bei ihm glücklich und ruhig; in meinem Herzen fing der Friede an, wiederzukehren; ich strebte der Tugend nach, von welcher ich nur Einmal abgewichen war, als eine Schwester, die ich immer zärtlich geliebt hatte, mich wissen ließ, daß sie gefährlich krank sey und mich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen wünsche. Ich nahm lange Anstand. Besorgniß für meine Sicherheit hielt mich in Spanien zurück; mein Gefühl rief mich mit unwiderstehlicher Macht nach Frankreich. Ich reiste ab. — Gräßliche Reise! Kaum war ich auf dem Französischen Gebiet angelangt, als ich drei Gensdarmen begegnete. Sie fragten nach meinen Papieren; ich hatte keine aufzuweisen. Ich gab mich für einen Bewohner des nächsten Dorfes aus; sie thaten, als müßen sie meiner Aussage Glauben bei und ließen mich gehen. Plötzlich, und wie ich ganz arglos meines Weges ging, sprangen sie auf mich zu, und banden

mich, meines Widerstrebens ungeachtet, mit Stricken. Zuerst ward ich nach den Gefängnissen von St. Palais und dann nach Pau geführt. Ich versuchte es, mich für einen Deserteur auszugeben; aber man erkannte mich bald wieder und das schreckliche Brandmal that das Uebrige. — Ich kehre nach dem Bagne zurück; schwere Ketten und ein sinkender Kerker sind das, was meiner harrt. Ein ganzes Leben, ein Leben, das noch lang seyn kann, wenn ich mein Alter berücksichtigt, wird mir unter schweren Leiden verfließen, und um das Maaß meines Elends zu füllen,“ — fügte er schmerzlich ergriffen hinzu — „habe ich doch meine Schwester nicht gesehen!“

Der weibliche Grenadier als Winkeldoktor.

„Bekanntlich ist es“ — bemerkt ein Pariser Journal — „erlaubt, im Schutze einer Bevollmächtigung die Leute auf ärztliche Weise todtzuschlagen; aber heilen darf ohne Erlaubniß niemand. Freilich konnte die ses Mariane Boucher, welche zwölf Jahre als Grenadier gedient hatte, nicht wissen, da man bei der Armee nicht Gelegenheit hat, die Geseze zu studieren. Sie wollte gern von den botanischen Kenntnissen Gebrauch machen, die sie auf ihren Reisen gesammelt hatte, setzte sich deshalb unweit der Militärschule fest, behandelte hier ihre Nachbarn, und als ihr Ruf wuchs, sämmtliche Kranken, die von allen Seiten zu ihr strömten, um von ihr ärztlichen Rath und heilende Kräfte in Empfang zu nehmen. Viele Leute wurden wieder gesund, drei bis vier starben dagegen, und da die gelungenen Kuren für die verunglückten keine Gnade bewirken konnten, wurde Mariane vor das Polizeigericht geladen, beschuldigt, ohne Befugniß die Heilkunde ausgeübt und pharmaceutische Mischungen verbreitet zu haben. Die Angeklagte erklärte, daß sie nur von Pflanzen Gebrauch gemacht, glaube aber nicht, daß sie durch mineralische Mittel ein Versehen begangen habe, und beschäftige sich mehr damit, die Wunder zu zählen, die sie gethan, als die Uebertretung der Geseze zu läugnen, die man ihr Schuld gab. Hierauf rief sie, während man über ihr Schicksal berathschlug, exaltirt aus: „Meine Herren! ich werde die Ehre haben, in den Augen der ganzen Welt zu triumphiren und Ihnen beweisen, daß, wenn der Himmel mir ein langes Leben schenkt, ich es bloß zum Vortheil der leidenden Menschheit anwenden werde; der Nachwelt wird es aufbehalten bleiben, meine Unschuld und meinen Ruhm zu beurtheilen.“ — Das Tribunal verurtheilte sie zu sechs Monate Gefängniß und einer Geldstrafe von sechshundert Franken. Als Mariane Boucher das Urtheil vernahm, sagte sie mit ruhiger Miene: „Nun gut! wenn es weiter nichts ist, wir können appelliren.“ (Mit einem militairischen Gruße) „Meine Herren! ich habe die Ehre, Ihre sehr Ergebene zu seyn.“ (Hierauf wandte sie sich zum Huissier, der sie nach dem Gefängniß zurückführte): „Vorwärts, tapferer Kamerad, jetzt haben wir es Beide mit einander zu thun.“

(Hiebei eine literarische Beilage.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 31. März 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 13.

Der Better des Teufels.

Eine wahre Geschichte.

Vor etlichen Jahren lebte in England, in dem kleinen Fischerstädtchen G., an der Küste von Cornwallis, ein sehr räthselhafter Fremder, dem man ein Alter von 60 Jahren gab, obgleich er, wie ich nachher erfuhr, nur vierzig zählte, und welchen die sämmtlichen Einwohner des Orts für einen Better des Teufels hielten. Es traf sich, daß ich just damals, um gewisse Familiengeschäfte zu ordnen, mich einige Zeit in G. aufhielt, und bald gerieth ich mit dem dortigen Publikum über jenen Gegenstand sowohl, wie über manchen andern in Streit. Zuerst fand ich, daß der alte Herr in der Kleidung von der des Erbfeindes der Christenheit beträchtlich abwich. Weder Hahnenfedern noch rother Mantel, noch (wie ihn der Englische Professor Porson in der Sonntagstracht beschreibt) schwarzer Rock und blaue Beinkleider, mit einer Oeffnung für den lang nachschweifenden Schwanz. Aber sein weiter, faltiger Morgenrock, den er Sonn- und Werkeltags trug, könnte ja den Schwanz verhüllen, meinten die Leute. Die Frau Gevatterinnen zogen auch aus seinem humpeligen Gang ärgerliche Folgerungen; er sollte, so wie der eingehüllte Knöchel, den Pferdefuß verbergen, den man mit ziemlicher Gewißheit darunter verspüren wollte.

Ein anderer verdächtiger Umstand ist auch nicht zu vergessen: er ging niemals in die Pfarrkirche, das einzige Gotteshaus innerhalb zwanzig (englische) Meilen, und nachdem er G. verlassen, fand sich in seiner Wohnung ein Kreuzifix von Elfenbein, über welchem er (nach der Meinung der Nachbarn) das Vaterunser rückwärts und eine Menge gottloser Zaubersegen betete. Ich erdreistete mich, bescheidenlich einzuwenden, daß sein Nichtbesuchen der Kirche und das aufgefundenen Kreuzifix Beweise gäben, nicht daß er der Teufel, sondern daß er ein Katholik wäre, worauf man mir aber mit höhnlichem Naserimpfen erwiderte, daß (nach der crassen Vorstellung des englischen Pöbels) der Unterschied zwischen beiden nicht groß sey.

Bei seinem Nachbar Fischer stand er absonderlich in üblem Geruch, weil er ein Hufeisen, das, um gegen Hexerei zu schützen, an das Thor genagelt war, abgerissen, und die Bewohner abergläubische Tröpfe gescholten hatte. Als er aber die allgemeine Bestürzung über sein rasches Thun wahrnahm, lachte er, und warf den Leuten eine Guinee zu, den Schreck zu vergüten. Aber das arme Volk wollte keinen zeitlichen Vortheil aus des Teufels Gold ziehen, und sie gaben es daher ihrem kleinsten Buben, ein Kind, das noch getragen wurde, als Spielwerk. Das Kind freute sich an dem glänzenden Dinge, steckte es einmal in den Mund, schluckte es hinunter und erstickte daran. Das Geheule und Geächze der Familie war mit Verwünschungen gegen den Urheber dieses Unfalls vermischt; sie erklärten ganz offenherzig, daß der alte Herr ihnen die höllische Münze einzig und allein gegeben, um sie ihres besten irdischen Trostes zu berauben. Sie beklagten sich sogar bei dem nächsten Friedensrichter über den Vorgang, und forderten von ihm, den Fremden als einen Mörder einzuziehen zu lassen. Seine Wohlwürden schlug jedoch solches ab, worauf die auf den Untergang des Alten erpichteten Fischerleute ihm die verhängliche Frage vorlegten, ob man den Teufel nicht als Falschmünzer anpacken könne? Worauf Sr. Wohlwürden antwortete, das Münzen sey zwar ein dem Hochverrath gleich zu achtendes Verbrechen, da der Teufel jedoch nicht zu Sr. Majestät Unterthanen gehöre, könne man ihm auch nicht als Münzer an den Kragen, und sey er, wenn auch des Verbrechens schuldig, doch der Strafe verlustig. Die Leute zogen murrend ab, und wurden von einem Lichtzieher ermuntert, sich ohne Aufschub an das Unterhaus zu wenden.

Der Lichtzieher hatte gewichtige Gründe, dem bewußten alten Herrn zu schmolten. Es unterließ dieser plötzlich, Lichte zu kaufen und erleuchtete sein Haus, statt wie bisher mit Wach- und Talgkerzen, auf eine fremde geheimnißvolle Weise, deren höllischer Ursprung an dem Schwefelgeruch, den sie manchmal verbreitete, unverkennbar war. Vor einigen Wochen ließ er aus einer fernen Stadt Arbeiter kommen (denn den einzigen Arbeiter der Art in G. verschmähte er) und rind

um sein Haus Röhren legen. Die Kleinstädter schrien, versteht sich in gehöriger Entfernung vom Hause, über Wunder und Zeichen, und obgleich sie gerne das Warum gewußt, hüteten sie sich doch sorgfältig, bei den einzigen Leuten, die es wissen konnten, nämlich den Arbeitern, sich darnach zu erkundigen. Endlich entzündete sich eines Abends die Lampe vor des alten Herrn Hauses, die in der Halle und wieder eine in seinem Studierzimmer, wie durch Zauberei. Sie verlöschte auch im Nu, und der Geruch, den sie hinterließen, war ganz anders, als der von Del und Dochten. Einmal hörte man eine schreckliche Explosion im Hause, von welcher ein Stück Gartenmauer einstürzte; abermals ein schlagender Beweis der Teufelschaft des Bewohners. In G. hatte man noch nie Etwas von Gas gehört, und als ich diese Wahrnehmungen auf dem Wege der Physik erklären wollte, hätte man mich beinahe für einen Genossen des Herrn mit dem gespaltenen Fuß angesehen.

Eine Thatsache verdächtigte den Mann vollends. Er führte einen starken Briefwechsel; einen stärkern, als alle Leute in G. zusammen genommen, und diese Briefe gingen meistens nach Berlin, einer Stadt, die, wie man durch vielfältiges Erkundigen erfahren, in einem abgelegenen Winkel von Devonshire liegen und von einer furchtbar zuchtlosen und gotteslästerlichen Menschengattung bewohnt werden sollte. Was weiter nach „Berlin“ auf der Aufschrift folgte, konnte, der verwickelten Buchstaben wegen, von keiner Menschenseele in G. gelesen werden. Der Postmeister, der die Entdeckung gemacht, daß innen im Briefe das rechte Wesen steckte, hatte es eines Tages gewagt, einen Brief zu öffnen, den der Geheimnißvolle in den Kasten geschoben. Der Inhalt erbaute ihn aber nicht sonderlich. Er war unleserlich durch schräge, hahnenfüßige Buchstaben, denen kein einziger im englischen Alphabet glich; was konnte also die Schreiberei anders seyn, als eine teuflische, cabballistische. Man befragte mich um meine Meinung, und ich, mich bloß an die Aufschrift haltend, versicherte, daß der Brief an Jemand in Berlin in Deutschland gerichtet und vermuthlich zum Theil mit den mir unbekanntem Deutschen Buchstaben geschrieben sey. Das bestritt man mir aus dem Grunde, daß die Deutschen nicht mit Buchstaben schreiben würden, die Niemand lesen könne. Ja, die Weigerung, in den Brief selbst hinein zu blicken, nahm man an, als fürchte ich irgend eine darin verborgene Zauberkraft.

Da meine Ansichten schnurstracks denen meiner jetzigen Nachbarn zuwider liefen, fühlte ich mich durch den Geist des Widerspruchs angetrieben, mit dem Fremden Bekanntschaft zu stiften, der mir offen und gutmüthig, nur etwas schwärmerisch zu seyn schien. Das schene Wesen aber, das mir anhängt, hinderte mich um so mehr, meinen Vorsatz auszuführen, als meine Geschäfte mir wenig Mußestunden während meines Aufenthalts in G. übrig ließen. Nur soviel erfuhr ich noch, daß der Bewußte vier Monate früher als ich in G. eingetroffen, und sogleich das vorher bestellte Haus bezogen habe. Wer und was er war? warum er hiez-

her gekommen? wagte Niemand zu entziffern. — Möglicherweise sah man den alten Herrn, seine zwei Diener, eine ältliche Frau und einen derben untersehten Mann, der (wie man sich in G. ausdrückte) ein Kanderwelsch sprach, das nur der Teufel verstehen konnte, sich emsig mit Einpacken beschäftigten. Ein tiefbauchiges Fahrzeug ließ sich in der Bucht sehen. Die Fremden begaben sich mit ihren Kisten und Kasten und Päckchen in ein Boot, nachdem sie ein kleines Päckchen im Posthause, an den vorigen Eigenthümer des Hauses gerichtet und der Verantheilung nach die Schlüssel enthaltend, niedergelegt, mit der Weisung; es bis zur Ankunft jenes Herrn aufzubewahren. Sie segelten nach dem Schiffe zu und von da in die weite Ferne. Bald waren sie spurlos verschwunden.

Mit meiner Ungläubigkeit gab ich noch manchen Ausstoß. Immer warf man mir vor: wenn der alte Herr der Teufel nicht war, wer zum Teufel war er denn sonst? eine Frage, die freilich von mir unbeantwortet bleiben mußte.

Jahre kamen und Jahre schwanden; mit ihnen die Erinnerung an den geheimnißvollen Fremden in G., als gewisse Umstände mich zu einer Reise nach Nord-Deutschland nöthigten. Die Nachmittagssonne eines schönen Sommertages 18 — fand mich an den Thoren von Berlin. Rosß und Mann, tüchtig ermüdet, suchten sich nach Ruhe, aber nicht sogleich konnte ich dieses Verlangen befriedigen. Manches Hotel war mir zu geräuschvoll, zu prächtig, zu theuer; andere zu abgelegen, zu sehr aus dem Bereiche der feinen Welt; endlich entschloß ich mich für das eine, durch seinen wunderlichen Namen bestochen. Es hieß: Zum Teufel. Die Bedeutung des Wortes war mir, der in dessen Deutsch gelernt hatte, wohl verständlich. Ich fand auch für mich, wie für mein getreues Thier, sam bere, bequeme und billige Bewirthung. Mein zukommender Wirth, der keine Aehnlichkeit mit der Figur seines Schildes hatte, auch nicht in seiner Billigkeit, in seiner Hurtigkeit und der sehr guten Küche die hülfreiche Hand seines Schutzpatrons vermuthen ließ, trug mir selbst die Speisen auf und brachte den Tisch in Ordnung. Als ich jedoch zwei Gedecke bemerkte, wurde die gute Laune, die mir die appetitlich duftenden Speisen erregt, etwas getrübt; ich fragte nach der Ursache, und der Wirth entgegnete bescheidenlich: ein so eben eingetrossener Fremde, der erfahren, daß eine Mahlzeit aufgetragen werde, wünsche mit mir zu essen und gewiß werde es mir nicht zuwider seyn, daß Herr von Schwarzmann, reich und von guter Familie, mit mir äße. „Nun, so mag er kommen!“ fiel ich verdrießlich ein, „meinetwegen, und wenn's der Teufel selbst wäre!“

Raum hatte ich die Worte ausgesprochen, als zu meinem nicht geringen Erstaunen, ja Erschrecken, der alte Herr, der so viel Gerede und Entsetzen in G. erregte, leibhaftig eintrat. — „Sie verwundern sich über das unvermuthete Zusammentreffen,“ redete mich Herr von Schwarzmann an, „wenn ich nicht irre, sahen wir uns schon in England.“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte ich, nun fest glaubend, daß der Mann mit dem gutmüthigen Lächeln von dieser Welt, und zuverlässig von keiner verdächtigen Abkunft seyn könne, „ich bin oft darauf und daran gewesen, Ihre Bekanntschaft zu suchen, indem ich hoffte, daß Ihnen die meine, im Vergleich mit dem rohen und gemeinen Paß in G., vielleicht als eine angenehme erscheinen würde. Aber die Umstände verhinderten die Ausführung.“

„Sie sollen es nicht fernern!“ versetzte er, die Gläser mit edlem Hochheimer füllend. „Wir wollen auf bessere und langdauernde Bekanntschaft trinken.“

Das fleißige Regen und Bewegen der Zähne und Kinntaden hinderte eine Weile das Gespräch. Endlich, als, um Homerisch zu sprechen, „die Begierde des Trankes und der Speise gestillt war,“ eröffneten wir wieder die Unterhaltung mit einem Lobe des Wirths, was Herrn von Schwarzmann Veranlassung bot, mit mir auf ein „Es lebe der Teufel!“ anzuklingen.

Das aufgehobene Glas glühte in meiner Hand; ich setzte es nieder, unvermögend es auszutrinken; es wurde mir flau und bänglich zu Mute, was selbst meinem Tischgenossen auffiel, der, so schien es mir, schalkhaft lächelte, und theilnehmend meine Hand mit der seinigen ergriff, die sich wie natürliches warmes, gesundes Fleisch und Wein anfaßte. Er schob mein Uebelbefinden auf die Wärme des Zimmers und drang in mich, den Rest des Abends in der Laube des freundlichen Hausgartens des Wirths mit ihm zu verplaudern. Gläser und Flaschen folgten uns unter das grüne Laubdach, das warme Sommerlüfte umspielten und die freundliche Abendröthe erhellte. „Das war dummes Volk in G.“ sagte mein neuer Freund. „Sie glockten mich an, und rissen vor mir aus, als sey ich der Teufel in Person.“

„Sie hielten Sie aber auch für Niemand Geringeren“, erwiderte ich. Der alte Herr lachte laut und herzlich und meinte, es sey ihm schon öfterer begegnet, dafür gehalten zu werden. — Da ich um Erklärung bat, wohl auch Neugierde, seine Lebensverhältnisse zu wissen, verrathen mochte, stand er, der Wohlwollende, der keinen Grund hatte, sie zu verbergen, nicht an, mich davon in Kenntniß zu setzen.

(Schluß folgt.)

Das Königliche Hospital für Wahnsinnige bei Paris.

(Aus dem *Annuaire anecdotique* etc. 1828.)

Am äußersten Ende des Dorfes Charenton, da, wo der Park von Vincennes sich endigt, erhebt sich im Mittelpunkt eines Hügels das Hospital für Wahnsinnige, das den prunkvollen Namen eines Königl. Hauses führt. Hier sind Alle vereinigt, die zu sehr geliebt, zu sehr gehaßt, zu viel gelitten oder zu anstrengend gedacht haben und, für ihre Familien, wie für die menschliche Gesellschaft verloren, sich selbst überleben. Man sieht sie überall umherlaufen, ohne Erinnerung und ohne bestimmte Gedanken ausdrückende Ge-

sichtszüge, Schatten gleich, die an Lethes Ufern herum irren. Sie haben Augen, und sehen nicht damit, Ohren, und hören nicht, und nichtig sind ihre Worte; dieser Ausspruch der heil. Schrift charakterisirt sie hinlänglich. Indessen bewahren Einige von ihnen doch noch einen Funken von dem heiligen Feuer der Vernunft; die Arzneiwissenschaft faßt sie auf, wie eine neue Vorsehung, und ihre Anstrengungen geben ihnen oft das Denkvermögen zurück. Die Schönheit ist nicht vor den Anfällen dieser schrecklichen Krankheit geschützt. Ich erblickte junge Mädchen, welche zu rasch das Vermögen, zu lieben, welches man für das Leben aufbewahren soll, erschöpft hatten; sie blieben immer unweglich, in größter Erwartung, und Niemand kam! —

Der Arzt, welcher mit der Behandlung der Wahnsinnigen beauftragt ist, muß eine Menge von Eigenschaften besitzen, die man gewöhnlich nur selten in einem Menschen vereinigt sieht; er muß beinahe ein Genie seyn, und dergleichen sind selten. Ueberdies sind die Narrheiten so mannigfaltiger Natur! Bald ist der Mensch im Allgemeinen vernünftig und nur in Einem Punkte verläßt ihn die Vernunft; bald betrübt sich Jemand über etwas, ohne daß man seinen Geist oder sein Gemüth zu beruhigen vermöchte; bald wird Jemand von einer heftigen Leidenschaft gequält, von Liebe, Frömmelci oder Eifersucht. Eines Tages ging ich im Hause von Charenton oder vielmehr in dem daran stoßenden Garten umher; ein mit Ordenszeichen geschmückter Mann näherte sich mir, beschrieb mir das Gebäude auf das Genaueste, tadelte mit Geschmack einige Mängel und schlug Verbesserungen vor, die allerdings von wirklichem Nutzen waren. Ich stimmte ihm vollkommen bei und theilte seine Hoffnung einer besseren Organisation. „Mein Herr“ — sagte er — „wenn ich erst die Constitution fertig habe, die ich Spanien geben will, so hoffe ich diesen Mißbräuchen sämmtlich ein Ziel zu setzen. Ich habe aber auf dieser unglücklichen Halbinsel Untertbanen, mit denen schwer fertig zu werden ist, und dies beschäftigt mich ausschließend.“ — Der wackere Mann hielt sich für den König von Spanien; es war ein Artillerie-Offizier.

Es näherte sich ein Anderer mir und unterhielt sich lange mit mir über den Werth des Don Quixote. „Was für ein sonderbares Werk!“ — rief er aus — „und wie seltsam ist die Manier, sich mit Windmühlen herumzuschlagen zu wollen! Sie müssen mir zugeben, daß Don Quixote ein wahrer Narr ist.“ — „Ich pflichte Ihnen darin völlig bei, mein Herr!“ — „Sie sind also derselben Meinung? Charmant? wir wollen die Sache bei einem Frühstück genauer untersuchen!“ — Hierauf wandte er sich nach einem von den Wächtern um und sagte: „Holla! Marqueur! Dieser Herr (hier zeigte er auf mich) erweist mir die Ehre, eine Collation bei mir anzunehmen. Geben Sie zwei gebratene Dromedare, einen abgedämpften Elephanten und ein Stückfaß Bordeauxwein.“

Man zeigte uns einen Mann, welcher mit kaltem Blute seine Frau und zwei Kinder erstochen hatte, um sie vom Teufel zu befreien. Der Unglückliche ging recht vergnügt unter Linden spazieren und stieg zuwei-

len auf eine hölzerne Bank, um seine Gefährten anzureden. Eines Tages, wo ich zugegen war, pries er das Feuer und ich habe folgende merkwürdige Phrasen im Gedächtniß behalten. „Das Feuer, meine Herren, das ist das Auge der Natur, das ist das Gestirn der Jahreszeiten, das Prinzip der Liebe, des Zorns, der Rache; es ist das, was von den Lippen eines Liebenden strömt, der zu seiner Geliebten spricht, was von dem Kenner, der die Luft durchschneidet, und dem Helden ausgeht, der zum Kampf eilt.“ In diesem Tone fuhr er fort, ohne sich eine ganze Viertelstunde lang zu wiederholen. Ein alter abgesetzter Beamter verbrachte sein Leben damit, daß er Tristes und Elegieen schrieb, wie Doid im Exil; ich besitze einige, die so gut sind, wie manches von der Akademie belobte Gedicht.

Man kann sich keine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich eine Versammlung von Unglücklichen dieser Gattung ist. Diese Erniedrigung des Denkvermögens, diese immer lachende Einfalt, die oft auch schwermüthig oder brutal ist, hat für den Menschen stets etwas Demüthigendes. Und wenn man nur zu den Ursachen hinaufsteigen und wie bei den gewöhnlichen Krankheiten diese erforschen könnte! Aber meistens scheitert die Arzneiwissenschaft an den Verwirrungen des Verstandes.

Ueber die Armenischen Christen,

von welchen der katholische Theil durch die neuesten Verfolgungen die Theilnahme jedes Menschenfreundes, selbst unter den Türken, erregt, theilen wir folgende Notizen mit:

Dr. Walfsh, der vormalig als Kaplan bei der Britischen Gesandtschaft zu Constantinopel stand, gibt uns Nachricht, wie die Armenier, nach der Verheerung ihres Vaterlandes (1515), in großer Zahl ausgewandert sind in alle Welt, aber aller Orten ihr eigenthümliches Wesen, eine unermüdlige Keiselust und Handeltätigkeit, beibehalten haben. Bedeutende Niederlassungen haben sie insbesondere in Persien, unweit Ispahan, gegründet, und dieses durch ihre kluge Thätigkeit zum damaligen Mittelpunkt des Asiatischen Handels gemacht. In der Provinz Gilan hat durch sie der Seidenbau einen hohen Flor erreicht. Um von ihrem Unternehmungsgeist sich einen Begriff zu machen, erwäge man, daß, noch ehe Petersburg gebaut war, diese neuen Phönizier, nach einem mit dem Russischen Czar abgeschlossenen Vertrage, mit ihren Waaren über das Kaspiische Meer, oder durch die Tartarei nach Astrakan reisten, dann die Wolgau hinauf nach Moskau, von da weiter nach Archangel am Weißen Meer, dann um das Nordcap, und so nach dem westlichen Europa, von wo sie, nachdem sie dortige Waaren (Tuch, Glas ic.) gegen Asiatische eingetauscht, durch das Mittelmeer heimkehrten. Noch jetzt stehen sie an der Spitze des östlichen Handels und erwerben große Reichthümer. Ihrer 40,000 haben sich in Indien niedergelassen. In Constantinopel und am Bosphorus hin sind (waren) wohl 200,000 angesiedelt. Sie stehen bei den Türken in größerer Gunst, als alle übrigen Christen, hauptsächlich

darum, weil sie religiöser Zwiste wegen sich nie den Griechen nähern. Gemeinlich halten sich, auf patriarchalische Weise, die Familien fortdauernd zusammen und die Söhne, wenn sie heirathen, bringen ihre Frauen in das väterliche Haus. Walfsh besuchte eine solche Familie in einem der schönsten Dörfer am Bosphorus. Ein Greis mit einem langen weißen Bart, stattlicher Adlernase und scharf gezeichneten Gesichtszügen, begrüßte die Gäste, indem er sich neigte und sich Brust und Stirn mit der rechten Hand berührte. Dann nahen seine drei Söhne mit ähnlichen Begrüßungen, dann die Hausmutter, zuletzt die drei Schwiegertöchter. Nur die Hausmutter nahm Platz auf dem Sofa; van; die drei schönen Schwiegertöchter blieben im Hintergrunde des Zimmers ehrerbietig schweigend und auf Befehle wartend stehen. Darnach folgte auf ein schmackhaftes Frühstück ein reiches Mahl. Zum Trocknen des Mundes wurden goldgestickte, buntumrandete, feine Musselintücher gereicht. Der Greis richtete die Gebete. Die jungen Frauen standen hinter den Stühlen und warteten auf. Nach Tisch machte auch das jüngere Völkchen, neun oder zehn der liebste Knaben und Mädlein, seine Aufwartung. Sie blieben aber, nebst ihren Müttern, still und unweglich im Hintergrunde des Zimmers stehen. Die Britten riefen einige dieser niedlichen Kinder zu sich und beschenkten sie. Die Kinder küßten ihnen die Hand, legten diese dann sich an die Stirn und zogen sich ehrerbietig an ihre vorigen Plätze zurück. Seelhaft wurde man hier an jenes patriarchalische Alter, wo Sarah an der Thür des Bezettes stand, während Abraham sich mit den Gästen unterhielt, und wo die Söhne Jakobs nach der Ordnung ihrer Geburt (ebenso wie hier im Zimmer des Armenters) Platz nahmen und wo Joseph seine Kinder bis ins dritte Glied zu sich sah, erinnert. In zärtlichem Andenken bleiben den Armeniern auch die Abgeschiedenen. Der gerühmte Gottesacker am Bosphorus ist mit malerischen Bäumen, die einen höchst anmuthigen Hain bilden, bepflanzt. Hierher gehen die Lebenden sehr oft, um gleichsam mit den Geistern der hingschiedenen Fremden zu besprechen. So werden diese Familien auch nach dem durch das Grab getrennt, und es werden gerade durch diese Empfindungen geweckt und gepflegt, aus welchen sich neue häusliche Tugenden entspringen. Die Denkmäler meistens aus Marmor, haben an den Ecken mehrere Höhlungen, damit in selbigen sich Wasser sammle, um die Vögel, die im Haine singen, zur Zeit der Dürre zu tränken. Auch die Todesarten der Hingschiedenen sind an den Grabmälern abgebildet, und da erblickt man denn öfters einen Gehenden oder Erdrosselten oder einen, der den Kopf in der Hand trägt. Berechnen sich die Familien aber ganz und gar nicht zu Uebere. Denn in der Türkei kommen eben die bedeutendsten und wohlhabendsten Leuten am ehesten um ihren Hals, und man kann dann hier wohl sagen: wer habe Jemand die Ehre gehabt, gehentk oder gekent zu werden. Die gesammte Volkszahl der Armenier in ihrem eigentlichen Vaterlande und in der Fremde wird auf 1,351,000 Köpfe geschätzt.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. April 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 14.

Der Better des Teufels.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Ich bin der einzige Sohn und Erbe des Barons von Schwarzmann, der, da meine ältere Schwester ein Wunder von Schönheit war, von mir das Gleiche erwartete, und sich, als ich ihm geboren wurde, dergestalt über meine Häßlichkeit entsetzte, daß er laut ausrief: „O weh, das ist ja ein wahrer Teufel!“ — Diese Benennung ist mir leider geblieben, und ist mir über Länder und Meere gefolgt. Zwar wurde ich Leopold getauft, und auch von männlich also geheißt, aber als ich, ein verzogenes Söhnlein, sowohl daheim, als auf dem Gymnasium, vielen Unfug trieb, und Niemand dem Unband, der bald gescholten, bald gebätschelt wurde, doch eigentlich gram war, denn er belustigte mit seinen losen Streichen und theilte den letzten Heller mit den Kameraden, so hieß es dann wieder, um über die gemischte Empfindung, die ich verursachte, sich selbst zu rechtfertigen: „Der junge Schwarzmann hat den Teufel im Leibe.“

„Und nun“, fuhr der Alte halbächelnd fort, „muß ich Ihnen eine Schwäche eingestehen. Von jeher legte ich Werth auf die Astrologie, die nie in Deutschland so ganz vergessen gewesen, wie in England. Betrachten Sie den Kometen, wie glänzend! Und heute ist die letzte Nacht, wo er sichtbar seyn wird.“

„Nun ja, der Komet, der schon seit etlichen Monaten uns sichtbar gewesen, und der, wenn ich nicht irre, bei seinem ersten Erscheinen im Gürtel des Orion gestanden.“

„Ganz recht“, fuhr der Baron fort, „es ist der Komet, der, nach den Berechnungen der Astronomen, alle zwanzig Jahre sichtbar wird, was ich bereits dreimal selbst erfahren. Sie werden vielleicht lachen, aber ich mag's nicht verläugnen, daß ich diesen Kometen, als den Stern, der mir bei der Geburt geleuchtet, der über mich Einfluß ausübt, betrachte. An demselben Tag und in demselben Augenblick, wo er vor 60 Jahren und 6 Monaten in seine Himmelsbahn eintrat,

schlug ich auf meines Vaters Schloß zuerst für dieses Leben die Augen auf. — Es ging eine dunkle Sage, daß derjenige, welcher unter diesem Schweifstern geboren, auch, wenn er culminire, sterben werde. Das Drittemal, wo ich mit Bewußtseyn ihn schaue, wäre jetzt so ziemlich vorüber, also kann ich mich schon auf ein achtzig Jährchen gefaßt machen. Doch weiter in meiner Geschichte. Also ich glaubte, ja ich glaube noch, an die Einwirkung der Gestirne, und war überzeugt, daß ich mich nur an eine Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, recht herzlich anschließen könne, die unter demselben Schweifstern, wie ich, geboren sey. Noch nie war mir eine solche begegnet, noch nie sah ich meinen Geburtsstern, der erst, wie ich als Student die Universität ** bezogen hatte, abermals sichtbar wurde. Die wenigen Tage, die zwischen diesem Erscheinen lagen, waren die langweiligsten meines Lebens. Endlich tagte der ersehnte Tag, dunkelte der Abend; einige Minuten vor 8 Uhr, der Stunde meiner Geburt, lief ich auf einen abgeschlossenen Platz außer der Stadt und schaute unverwandt nach dem Gürtel des Orion. Ein wunderbarer Schein brach daraus hervor; es war der Stern mit seinem nebligen Glimmer, seinem zitternden Schweif. Ich fühlte mich wie neugeboren; neue Gedanken, Hoffnungen, Freuden, schienen auf mich einzuströmen; meine bewegte Brust brach in jauchzendes Entzücken aus. So ergriffen ich auch war, hörte ich doch meine Freudenrufe von Jemanden außer mir wiederholt; ich sah mich um, eine weibliche Gestalt stand in meiner Nähe.“

Sie war schlank und von den reizendsten Formen, aber ärmlich gekleidet; ihr voll Begeisterung aufgeschlagenes Auge senkte sich schamhaft, als es dem meinigen begegnete. Nie meinte ich solche Schönheit gesehen zu haben. Ihre Farbe war sehr zart, ohne bleich zu seyn; ein mildes Roth färbte ihre Wangen, das schonende, sorgliche Liebe wohl noch erhöhen konnte. Ihre Augen waren schwarz und strahlend; die langen Augenwimpern, die sie beschatteten, schienen mit Thränen vertraut. Das Haar hatte gleiche Farbe mit den Augen und fast den gleichen Glanz. Bald schaute ich sie, bald den nun aufgegangenen Schweifstern an; mein Duseu

schien den Empfindungen zu unterliegen, die ich nicht ausdrücken konnte, ja, die ich nicht einmal verstand.“

„Was kann“, sagte ich, ihre Hand ergreifend, „Sie veranlassen, zu später Stunde, allein, hier außen zu wandeln?“

„Er kommt!“ antwortete sie, mit schwärmerischer Begeisterung auf den Stern deutend. — „Wie lange wartete ich schon auf ihn! Er ist mein Lebensstern; vor zwanzig Jahren in dieser Stunde ward ich geboren!“ —

Kaum trauete ich meinen Ohren. Sprachen wirklich diese himmlischen Worte die reizenden Lippen, oder neckte mich ein schadenfroher Dämon? Doch ich wollte sie nur immer wieder und wieder hören. Ich dachte und ahnete, und dachte, und endlich sank ich zu des schönen Mädchens Füßen, erzählte ihr das seltsame Zusammentreffen unserer Schicksale, und bot ihr ohne Weiteres Herz und Hand an.

„Ach“, sagte sie, meine Liebkosungen nicht ablehnend, aber auch nicht sie erwidern, „ich könnte mir fast einbilden, daß das Geschick uns unauflöslich vereinigen wollte; aber ich bin arm, ohne Schutz und Freunde, meine Mutter ist schwach und bettlägrig, und mein Vater bringt, so fürchte ich, die Mittel zu unserm Unterhalte nicht immer auf erlaubtem Wege zusammen.“

„Aber ich bin reich, liebes Mädchen, reich, um all dies Elend zu bannen. Hier einen Beweis davon,“ indem ich ihr meine Börse aufdringen wollte.

„Nein!“ sagte sie, sich ernstlich gegen die Annahme sperrend, „kein Gold soll Adelinens Ruf beslecken.“

„Reizende Adeline!“ rief ich, „laß uns nicht so scheiden! Kannst Du an meiner Aufrichtigkeit zweifeln? Willst Du dem Ausspruch des Verhängnisses, mit leuchtenden Meteoriten am Himmel geschrieben, Dich widersetzen? Glaube, daß ich Dich liebe, und sage, daß Du mich wieder liebst!“

„Es ist des Schicksals Wille!“ sagte sie, mir in die Arme sinkend, „Was sollte ich das läugnen, was mir im Herzen lodert. Ja, Leopold, ich liebe Dich!“

So waren wir, die vor einer Stunde noch Nichts von einander wußten, für das Leben in Liebe vereinigt, durch den Einfluß des Sterns, den Lenker unseres Geschicks! Ich hätte gern die Hochzeit gleich in den nächsten Tagen gehabt, ohne an die Schwierigkeiten zu denken, die sich diesem Vorhaben entgegen stellten; aber Adeline, die auch nicht an sie erinnerte, wollte aus einem andern Grunde Nichts davon wissen, „denn“, sagte sie, das alte Sprüchelchen behauptet:

Die Liebe, zugleich mit dem Schweifstern geboren,

Verbirg' sie vor allen menschlichen Ohren,

Der Herzgeliebte, der wiß' sie allein,

Sonst zeigt sich nimmer der Hoffnung Schein!

Und heirath' ich nur an dem Tag und in der Stunde,

Wenn so eben der Stern ist am Himmel verschwunden.“

Dem Spruche, in dem ich einen Fingerzeig des Geschicks ahnete, nicht ungehorsam zu seyn, war mein fester Vorsatz. — „Sechs lange Monate will ich denn warten, bis die Kirche unsern Bund heiligt. Aber sehen muß ich Dich bis dahin täglich.“

„Suche mich um diese Zeit dort in dem weißen Häuschen. Mein Vater ist dann nicht zu Hause und meine Mutter hat sich niedergelegt, Leb wohl, Leopold von Schwarzmann!“

„Leb wohl, süße Adeline! Nur unter diesem Namen will ich Dich kennen. Deinen ganzen erfahre ich am Altare.“

Unser wunderbar entstandene Liebe war kein leichter Wandelstern; sie stand unwandelbar gleich dem Arktur. Täglich wurde mir Adeline lieber, täglich schätzte ich sie höher. Ihre Bildung zeigte, daß sie den höhern Ständen angehörte, aber die Menschlichkeit ihrer Umgebung sprach den Verfall des Glücks. Keine Bitte, keine Vorstellung konnte sie bewegen, eine Unterstützung anzunehmen, oder eine Verbindung, die ihr das Recht gebe, mein Vermögen als das ihrige zu betrachten, zu beschleunigen.

Eines Abends, wo ich besonders lebhaft in sie gedrungen, beschwor sie mich, erst am entscheidenden Tage sie wieder zu sehen. „Ich fürchte Deine Ueberredungskunst“, sagte sie, „ich traue mir selbst nicht; geh, denke einen kurzen Monat der Trennung und ein langes Leben steter Vereinigung! — Leb wohl! vermeide meine Nähe bis zu diesem Tage; mir ahnet ein Unglück, wenn sie früher geschieht.“

Sechs Tage bekämpfte ich männlich die Begierde, sie zu sehen; aber dann siegte der Trieb über den Willen, und ich wanderte zum Thore hinaus. Schon sah ich das weiße Häuschen, als mich eine Faust anpackte, zu Boden riß, mir eine Pistole vorhielt und der Ausruf: „Die Börse oder das Leben!“ erscholl. — Als ich dem Räuber die erste reichen wollte, sprangen Soldaten hervor, die im Hintergrunde gelegen, den verwegenen Spitzbuben einzufangen, befreiten mich, banden ihn, und führten, frohlockend über den glücklichen Fang, den räuberischen Brandt, einst ihr Kamerad, in's Gefängniß. Das Kriegsgericht erkannte ihm den Tod zu, es ward vollstreckt, und ich, trostlos, die Veranlassung der Hinrichtung eines Menschen gewesen zu seyn, der sich ja noch hätte bessern können, fiel in ein hitziges Fieber, das mich erst nach Wochen verließ.

Ich fühlte mich besser und meinte, die frische Luft sollte mich stärken, da besuchte mich mein Freund Walter, der mich in Geheim trauen sollte, bis ich nach meinem Mündigwerden oder Rücksprache mit den Vormündern, die Heirath öffentlich machen konnte. Durch ihn erfuhr ich, daß heute der ersuchte 8. August, der Tag, an dem der Komet verschwinde, sey. Schnell kleidete ich mich an und ging, trotz allen Einreden, noch in der Abendstunde dem Häuschen zu.

Nach gewohnter Weise schob ich den Kiegel weg, stieg die Treppe hinauf und öffnete die Thüre. Ein blaßes Weib von traurigem Ansehen, eine Arzneiflasche in der Hand, kam mir entgegen; ich stürzte näher in die Kammer, an das Sterbelager Adelinens! — „Gott!“ sagte sie mit gebrochener Stimme, „was suchst Du hier? Erfüllest Du Nichts von meinem Geschick?“ — „Und welches?“ war meine Antwort. „Daß ich Brandt's, des Verbrechers, Tochter bin, ihn, den Unglück und Leichtsinns so tief sinken ließen?“ — Ich

faßte sie in meine Arme, ein Seufzer — und die letzten Strahlen des am Horizont versinkenden Sterns fielen auf ihre Leiche.

Nichts weiter von den folgenden Tagen und Monden. Weiß ich doch selbst kaum Etwas mehr, als daß ich zum Bewußtseyn in meinem Schlosse erwachte, und zur Thätigkeit, zur Seelenruhe, erst nach manchem Jahr. — Die Wiederkehr des Kometen wollte ich nicht in einem Lande, wo er sichtbar wurde, abwarten; ich eilte daher nach England, und nahm hier die Einladung eines Freundes, ein ihm selbst fremdes Besitztum zu beziehen, an. Die Einrichtungen, die ich in diesem, auf Veranlassung des Freundes, traf, erregten, wie Sie ja selbst wissen, die lächerlichsten Gerüchte. — Unter glücklichern Auspicien seh' ich den Schweifstern heute scheiden. Lassen Sie uns ihn noch einmal recht betrachten; nicht hier in dem beschränkten Raum, nein, neben an, in dem Garten meines Freundes Berger, wo sich eine günstige Lage an einer etwas erhöhten Stelle befindet, wollen wir ihn noch im Scheiden bewundern. Vielleicht ist das Thor gesperret, der Freund abwesend; doch über den leichten Zaun helfen wir uns schon hinüber. Eilen wir, ehe er verschwindet.“ —

Eben wollt' ich mich ihm nachschwingen, als ein Schuß fiel und meinen Fuß zurückhielt. „Ich vergaß“, rief der Sterbende, den ich, mir endlich doch Eingang bahrend, in meinen Armen hielt und zu unterstützen suchte, „daß Berger hier Selbstschüsse legte; das Schicksal, nicht sie, beschloßen meinen Untergang!“ — Mit diesen Worten sank er entseelt zurück; die Augen waren noch im Brechen fest auf den Kometen gerichtet, und nicht eher schlossen sie sich, bis der Schwarzmann so bedeutame Stern unter den Horizont gesunken war.

Eine Extrapredigt für die Damen.

Einmal im Jahre (liest man in Simonds Reiseberichten über Italien und Sicilien), während der heiligen Woche wird zu Rom ausdrücklich an die Damen von hohem Range in der Kirche der Piazza Sciarra am Corso eine Rede gehalten, und zwar, wie man es nennt, bei verschlossenen Thüren, weil keine Männer, keine Diener zugegen seyn dürfen, also nur für sie allein. Der Prediger, der ohne Zweifel gut von Allem unterrichtet ist, entwirft nach der Natur ein Bild von den großen und kleinen Ausschweifungen, deren sich das schöne Geschlecht zu Rom schuldig gemacht hat, und jede von seinen Zuhörerinnen findet in ihrem Gewissen den Antheil, der ihr von dieser salbungreichen Rede zukommt, so wie von den schrecklichen Androhungen der ewigen Verdammniß, welche gegen die ausgestoßen werden, die nicht an diesem Tage noch die unerlaubten Verbindungen brechen, welche die Kirche nicht anerkennt. Der größte Theil dieser Damen verläßt die Kirche weinend; die Alten weinen darüber, daß sie keine Gelegenheit mehr haben, ein solches Opfer zu bringen; die Jungen, daß man es von ihnen fordert. Alle weinen übrigens aus der besten Gesinnung von

der Welt. Sobald sie aber in ihrer Wohnung angekommen sind, finden sie hier einen gleichgültigen Ehemann und einen Cavaliere servente (Dienstthuenden Ritter) voll Eifer, der an ihrem Kummer Theil nimmt und sie tröstet, indem er den Balsam des Mitgeföhls in ihre Wunde träufelt; die guten Entschlüsse können nicht befolgt werden, und man schließt noch auf ein Jahr den zärtlichen Herzens-Contract ab. Die Kutsher und Lakaien, welche auf der Piazza Sciarra halten, machen sich unter einander über die verweinten Augen ihrer Gebieterinnen lustig, wenn diese reihenweise aus der Kirche ziehen, und nehmen sich vor, das Resultat des erhaltenen Sermons zu erspähen. Die Weiber geringern Ranges werden in der heiligen Woche in andern Kirchen ins Gebet genommen, d. h., sie hören, wo es ihnen fehlt.

Ich erkundigte mich darnach, wie es jetzt mit den Sitten stände, hinsichtlich der Cavaliere serventi, und Freunde, die lange Zeit in Rom wohnten, versicherten mir, daß sich hierin nichts geändert habe. Einige Italiener kamen hinzu, und behaupteten, diese Sitte herrsche gegenwärtig eher mehr, als weniger. Von ihnen erfuhr ich folgendes Resultat. Vor der Revolution wurden die Töchter aus dem höhern Bürgerstande und dem Adel im Kloster erzogen, und gegenwärtig ist dies bei den Meisten wieder der Fall. Diejenigen, welche ihre Erziehung im elterlichen Hause erhalten, sind allgemein der Fürsorge der Domestiken überlassen, während die Mutter sich mit ihren Vergnügungen beschäftigt. Verheirathet sich eine von ihnen, was immer das Resultat der Convenienz ist, und wo die Neigung gar nicht berücksichtigt wird, so verfließt kaum Ein Jahr, und die beiden Gatten werden sich völlig fremd. Der Mann mischt sich zuweilen darein, wenn von der Wahl eines Begleiters für seine Frau die Rede ist, und der sie in Gesellschaften, nach dem Corso führen oder mit ihr in die Conversazioni (Gesellschaftten) gehen, kurz, der ihr Cavaliere servente seyn soll; wenn diese Wahl aber der jungen Dame nicht bebagt, so wählt sie sich ganz heimlich einen andern. Mag es nun mit oder ohne Einwilligung des Mannes seyn, einem solchen Verhältniß ist man für das ganze Leben getreu, oder wenigstens einige Jahre lang, und hebt man es auf, so geschieht es nur, um ein anderes ähnliches zu knüpfen. Leichte Liebeshändel, Intriken, ein Hingeben auf den ersten Blick sind unbekannt oder äußerst selten, und deshalb halten sich die Frauen auch, hinsichtlich ihrer Sittlichkeit, für weit edler, als das schöne Geschlecht in andern Ländern.

Am Morgen begibt sich der Cavaliere servente zu seiner Dame und begleitet sie auf ihren täglichen Besuchen in seinem Wagen, wenn er einen hat; man besucht auch die Läden zusammen, und es ist nicht selten der Fall, daß der Cavaliere bezahlt; denn die Männer sind nicht immer sehr freigebig. Nach dem Mittagessen kommt der Cavaliere wieder zur Spazierfahrt im Corso, deren noch einige Visiten folgen, und man beschließt den Tag mit einer Abendgesellschaft oder Conversazione zuweilen; in andern Städten Italiens fährt man nach der Oper. Der Cavaliere

begleitet die Dame nach ihrer Wohnung und hilft ihr, wie man weiß, beim Abnehmen des Puges, Auskleiden und Anlegung eines Hauskleides. *) Er verläßt sie erst, wenn sie sich zum Abendessen niedergesetzt hat und zieht sich dann in sein einsames Logis zurück. Diejenigen, welche um diesen Preis die höchsten Gunstbezeugungen zu theuer erkauft finden, werden kaum begreifen können, wie ein Mann von gesundem Verstande ohne irgend eine Gunst sich einer solchen Sklaverei hingeben kann, und doch ist die Anzahl der Partiti (Leidenden), derer, die angeblich schmachten, sehr bedeutend. Dies erklärt sich durch den ungemein faulen Charakter einer großen Anzahl von Italienern, durch die Leere des Geistes, welche aus einer gänzlich vernachlässigten Erziehung entspringt, und den vollständigsten Mangel an Beschäftigung. Für nichts (Nichts thun) scheint hier das höchste Gut zu seyn. Wir wollen indessen nicht ungerecht seyn, und zugeben, daß an gar manchen Orten die Männer solcher besondern Sermonen wohl noch bei weitem mehr bedürfen.)

Ein türkisches Regiment.

Eines Tages als wir (heißt es in einem Reisebericht aus Smyrna) uns nach unserer Behausung begaben, sahen wir uns genöthigt, in einer engen Straße halt zu machen, welche an den Bazar gränzte. Der Weg war durch zwei Kameele versperrt, die niedergestreckt waren, um sich von ihren Führern abladen zu lassen. Während wir an der Thür eines Badehauses standen, um diese Verzögerung unseres Ganges abzuwarten, erblickten wir in einer andern kleinen Straße eine Art von Prozession, deren Beschaffenheit wir uns anfänglich nicht erklären konnten. Es war ein türkisches Regiment, dem eine kriegerische Musik voran ging, d. h. ungefähr ein halbes Duzend erbärmlicher Kerls, die lächerlich angekleidet waren, und mit Stücken aus einer elastischen Substanz (ungegerbtes Fell oder sehr dickes Leder) auf sehr kleine Pauken schlugen, ohne einen andern Zweck vor Augen zu haben, als einen übelrönenden Lärm zu verursachen; einige bliesen auf einer Art von Klarinetten, ohne jedoch einen Versuch zu machen, irgend einen Takt zu beobachten oder eine Melodie zu spielen. Der Haufen marschirte so einsüßig und regellos, wie die Kleider und Waffen waren, und diese Unordnung mußte nothwendig Reisende in Erstaunen setzen, welche an die militairische Haltung Europäischer Truppen gewöhnt waren. Die Straße ward endlich von den Kameelen frei und wir setzten unsern Weg fort, als wir, wie wir auf den Bazar gelangten, eine Menge von Kindern sahen, die um einen Mann standen, der eine ganz sonderbare Postur hatte. Er lag nämlich auf dem Bauche und hinter ihm zwischen den Schenkeln guckte sein Kopf hervor. Als wir näher hinzu traten, sahen wir, daß es der Körper eines Griechen war, den man eine Stunde vorher

enthauptet, und dessen Leichnam man der öffentlichen Sumach preis gegeben hatte, um seinen Helfersbells zum Beispiel zu dienen. Er war mit zwei andern dem Bazar ertappt worden, wie er die Versuch machte, falsche Münzen in Umlauf zu setzen *). In einem solchen Falle, und wo es einen Gauner betrifft, ist Türkische Justiz sehr bald fertig; der Verbrecher wird an Ort und Stelle, ohne eine gerichtliche Form eine vorgängige Untersuchung enthauptet. Die kleinen Straßenzungen, welche um den Leichnam standen, sahen über dieses Schauspiel ganz entzückt zu seyn. Sie sprachen alle auf einmal, stießen ein Freudengeschrei aus, traten den Leichnam mit Füßen, und trieben lange ihren Spott, bis einer von ihnen das Gesicht eines seiner Kameraden vermittelst eines Stocks dem Blute beschmierte, das noch aus dem Halse des glücklichen hervor floß; dieser rannte mit convulsivischen Lachen nach dem Bazar hin, von der ganzen lärmenden Bande verfolgt, die über ihre That vor Freude erschrocken war.

Die Gefahren des Reichthums in der Türkei.

Was man in Europa von der Prachtliebe und durch den Handel aufgehäuften Reichthümern der wohnenden Smyrna's erzählt, könnte beinahe ungläubig scheinen, wenn man das ärmliche Außere der Häuser berücksichtigt, mögen sie von Griechen oder Türken wohnt werden. Ueberall erblickt man gleiches. Die wankende Treppe, welche zu den glänzendsten Mächern führt, ist oft nur dadurch gangbar, daß durch den Stall sich bemüht, der im untern Stock findlich ist. Nicht selten sieht man Mauern von welche bloß durch die Querbalken zusammen gehalten werden, Zimmer mit vergoldeten Simsen umschlossenen Plafonds, die reich mit Bildhauerarbeit geschmückt und buntfarbige Fenster enthalten, so wie reich beladen, kurz, wo man Alles vereinigt findet, was morgenländische Prachtliebe nur aufzubieten weiß. der Spürnase des Despotismus so fürchtbar laubhafter Herren und Gebieter muß der Kaufmann diesem Anstrich des Glends die Früchte mühsamer Arbeiten verbergen, und ihrer immer im Stillen und noch mit steter Besorgniß genießen. Eine natürliche Folge dieses Unterdrückungssystems ist, daß der Charakter dieses Nationalcharakter werden mußte. Der Mensch sieht in dem kleinen Bezirke seines Hauses die Welt; jenseit desselben erblickt er nur Tyrannen und Verräther. Er ist nur so lange glücklich, als er seinen Nachbarn fremd ist und ihren Neid nicht an sich zieht. In einem Lande, wo die Begriffe Mein und Dein so höchst zweifelhaft sind, daß sie bloß von Lammhängen, ist der verheimlichte Besitz von Reichthümern die einzige Gewährleistung; denn das Mein und Dein ist immer gleichbedeutend, wenn ein Individuum mit einem Nebenbuhler oder einem Vorgesetzten in Berührung kommt.

*) Man wird überhaupt finden, daß viele Ähnlichkeit zwischen dem römischen Cavaliere servente und unserm deutschen Hausfreunde obwaltet.

*) Es existiren auf Hydra und Spezia regelmäßige Münzen von falscher Münze, die sich auf 20 bis 30 Centen und nicht bloß selbst gekübelt, sondern auch durch die Regierung unterstügt werden.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. April 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 15.

Denkwürdigkeiten eines Russischen Offiziers über eine Reise im mittelländischen Meere und seinen Aufenthalt in der Gefangenschaft bei den Albanesern und später in Konstantinopel.

Im Jahre 1806 wurde ich auf die, in der St. Petersburgischen Admiralität neuerbaute Corvette, Flora, beordert. In Cronstadt angelangt, erhielten wir den Befehl, uns mit dem unter Anführung des Capitain-Comodore J. A. Ignatjew nach Corfu gehenden Geschwader zu vereinigen.

Als wir uns gehrbig ausgerüstet, verließen wir am 1. September 1806 Cronstadt, um nach Copenhagen zu segeln, von wo wir nach Portsmouth, und dann nach Messina gingen. Hier wurden wir auf eine ausgezeichnete Art vom Russischen Gesandten, D. P. Tatischeff, aufgenommen, der bloß unserthalben aus Palermo gekommen war. Nach einer glücklichen Fahrt durch das Mittelmeer langten wir am 25. Dezember in Corfu an, wo wir uns mit der Flotte des Vice-Admirals Esenjawin zu vereinigen hatten. Da wir ihn aber hier nicht fanden, und erfuhren, daß er sich nach Vocco di Cattaro begeben habe, so benützten wir diese Zeit, unser Takelwerk auszubessern, und den Mangel an Wasser und Proviant zu ersetzen. Als wir mit dem uns Nöthigen versehen waren, lichteten wir bei günstigem Winde die Anker, und richteten unsern Lauf nach Vocco di Cattaro, um uns mit unsern Freunden und Gefährten zu vereinigen. Mit welcher Freude zogen wir alle Segel auf, um ihnen entgegen zu eilen. Besonders erwartete ich mit Ungeduld unsre Vereinigung, meinen Bruder, von dem ich schon 4 Jahre getrennt war, wiederzusehen hoffend. Endlich erschien dieser so ersehnte Tag am 1. Januar 1807. Wir waren kaum auf der Rhede angelangt und hatten geankert, als schon die ganze Meeresfläche, die uns von der Flotte trennte, mit Schaluppen und Bötten bedeckt war. Die Offiziere von Esenjawins Flotte eilten zu uns, sich nach dem theuren Vaterlande, den Geliebten ihres Herzens und nach ihren Bekannten zu erkundigen. Unaufhörlich lud man uns von einem Schiffe

zum andern ein, um sich in Betreff Rußlands zu unterhalten, und unsere Zeit reichte nicht hin, um genügend die Fragen unserer Kameraden beantworten zu können. Nicht lange genossen wir dieses angenehmen Ergusses unserer Gefühle; denn schon am 7. Januar um 5 Uhr Morgens, wurde uns durch einen Kanonenschuß vom Admiral-Schiff das Signal zum Lichten der Anker gegeben, und um 4 Uhr Abends befand sich schon die ganze Flotte unter Segel. Noch waren wir nicht aus dem Meerbusen von Vocco di Cattaro ins adriatische Meer gegangen, als der sanfte und günstige Wind sich in den heftigsten Sturm verwandelte. Einigen Schiffen war es sogar nicht möglich aus dem Meerbusen zu kommen, und als sie heraus waren, mußten sie die ganze Wuth des Unwetters aushalten. Die Corvette Flora, die von sehr kleiner Constitution war, konnte dem Admiral-Schiff nicht folgen, und war genöthigt nach dem Winde zur nahen Insel Curzolo zu segeln, welche von unsern Truppen besetzt war. Hier blieben wir bis zum 25., einen günstigen Wind abwartend, um die Flotte zu erreichen. Auf dieser Reise stieß unserer Flora noch mehr Unglück zu: in der Nacht des 26. Januars, erhob sich plötzlich von der Seite, nämlich aus den Spalten der hohen und unzugänglichen Gebirge von Monte-Negro, ein heftiger Wind, der von Donner und Blitz begleitet war. Wir gebrauchten die kleinsten Segel. Plötzlich ward die Corvette so heftig auf die Seite geworfen, daß der unter dem Winde befindliche Bord, ganz in den Wellen versenkt wurde. In dieser gefährlichen Lage blieben wir einige Minuten in der ängstlichen Erwartung, daß unsere Flora ohne Rettung mit der ganzen Mannschaft werde untergehen müssen. Doch der Allerhöchste hatte unsere Rettung beschlossen. Ein Blitzstrahl setzte in einem Augenblick den Bugspriet, den Fock-Mast und die Grot-Stange in Flammen, welche auch mit den auf den Marsen befindlichen Leuten ins Meer stürzten. Dies gab dem Schiffe seine vorige Lage wieder, doch wurde die Gefahr dadurch nicht vermindert. Die Geistesgegenwart der Seeleute nicht verlierend, und die augenblickliche Gefahr verachtend, warfen wir uns den ins Meer Gestürzten nach, sie zu retten, was uns durch

Gottes Beistand gelang; einige Unglückliche ausgenommen, welche beim Fall von den Masten getödtet, und von den Segeln bedeckt worden. Als wir uns von diesem unvermutheten Unglücke erholt hatten, warfen wir zwei Anker aus, und verweilten so bis zum andern Morgen. Unterdessen legte sich der Wind, und wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch, die zertremmerten Masten von der Corvette abzusondern, dieselben durch falsche zu ersetzen, auf irgend eine Weise Segel anzubinden u. s. w. Am andern Morgen lichteten wir die Anker, und eilten, trotz der heftigen Bewegung des Meeres, nach Corfu, wo sich unsere Haupt-Admiralität befand. Unterdessen wurde der Wind wieder stärker, und der Vorderwind verwandelte sich in einen heftigen Seitenwind, der immer mehr zunahm, und uns gerade gegen die Küste trieb. Außer Stand gesetzt, mit unsern Segeln zu agiren, und den unvermeidlichsten Untergang vor Augen habend, warfen wir erst einen, dann den zweiten Anker aus, welche dennoch uns zu halten nicht vermochten, und die Corvette fing an auf den Strand zu gerathen.

Vor der Insel Sifina, nicht weit von der Stadt Nulon (im türkischen Albanien an der adriatischen Küste), als unser Fahrzeug schon den Grund berührte, erleichterten wir es durch Ueberbordwerfen aller schweren Effekten: Geschütz, Bomben, Kartätschen, Pulver, Tauwerk, vorräthiges Tafelwerk u. s. w. Doch auch dieses Mittel half nichts; die Wellen schlugen mit solcher Heftigkeit an die Corvette, daß die Mannschaft bei jedem Schlage aufsprang, und das Schiff an einer Klippe gescheitert glaubte. Durch die höchste Noth gezwungen, versammelte der Capitain alle Offiziere, und hielt Rath, wo einstimmig beschlossen wurde, die ganze Mannschaft ans Land, von dem wir über $\frac{1}{2}$ Werst entfernt waren, zu schaffen. Wir nahmen uns vor, bis zum folgenden Tage dort zu bleiben, und wenn in dieser Zeit der Sturm sich gelegt, und die Corvette ganz geblieben, auf die eine oder die andere Art uns nach Corfu durchzuarbeiten. Wir ließen ein vierrudriges Boot, mit einem langen Tau, dessen eines Ende an der Corvette angebunden war und das andere am Ufer befestigt werden sollte, herab. An diesem Tane glaubten wir ohne Gefahr die Mannschaft auf Rudersfahrzeugen übersetzen zu können. Der mit dem Boote abgeschickte Offizier konnte jedoch, der heftigen Wellen wegen, auf keine Art zurückkehren; wir beteten also zu Gott, und beschlossen das äußerste Mittel zu unserer Rettung. Wir warfen uns von der Corvette ins Wasser, und bemühten uns, mittelst des Taus, schwimmend das Ufer zu erreichen. Die Nacht war schrecklich, doch selbst das Ungewitter, die uns umhüllende Dunkelheit, das heftige Wogen des Meeres, so wie der uns jeden Augenblick drohende Tod, konnte unsern Muth nicht erschüttern, und wir erreichten alle das Ufer, einige Schiffsjungen ausgenommen. Diese Unglücklichen ertranken, ihrer Kräfte beraubt, vor unsern Augen, ohne daß wir ihnen helfen konnten. Um zwei Uhr in der Nacht hatten wir, erschöpft und unserer Sinne fast beraubt, das Ufer erreicht. Als wir einigermassen zu uns gekommen, dankten wir Gott für

unsere Rettung, suchten uns einander auf, und versammelten uns. Bald hatten wir ein großes Feuer angemacht, an dem wir uns erwärmten, und gegenseitig erzählten, wie jeder sich aus diesem schrecklichen Unglücke gerettet hätte. Unsere Blicke waren jedoch unaufhörlich auf die Corvette gerichtet, denn wir hatten fest beschlossen auf dieselbe zurückzukehren, wenn sie sich bis zum folgenden Tag hielt. Doch mit Tagesanbruch sahen wir unsere ganze Hoffnung gescheitert; die Corvette war verschwunden, und die ans Ufer getriebenen Trümmer zeigten deutlich von ihrem Untergang. Dieser Augenblick war für uns der schrecklichste! Thränen flossen, Trübsinn bemächtigte sich selbst der Muthvollsten, und unser Kummer konnte bloß mit unserer schrecklichen Lage verglichen werden. Was für ein niederschlagender Anblick! Seeleute ohne Waffen, vom Sturm an einer ihnen unbekanntem, von feindlichen und barbarischen Völkern bewohnten Küste gescheitert zu sehen. Im Vertrauen auf Gott, erwarteten wir unser Schicksal standhaft und entschlossen.

Kurze Zeit darauf kamen 3 Albaner (Arnauten) zu uns aus dem nahliegenden Dorfe geritten; sie bezeugten durch Pantomimen ihr Bedauern über das uns zugestoßene Unglück, und baten uns, ihnen unsern Befehlshaber (auf Türkisch: Bi-Kaptan) zu zeigen. Sie boten ihm im Namen ihres Aga, so lange Wohnung in ihrem Dorfe an, bis sich uns eine Gelegenheit zeigte, nach unserm geliebten Corfu zurückzukehren. Der Capitain war lange unentschlossen, doch machte er sich auf den Weg, und nahm mich und Sasonow mit sich. Er sah das uns bevorstehende Unglück nicht voraus. Wir hofften, uns mit ihrem Befehlshaber besprechend, ein Rauffahrteischiff (Trebunala) erhalten zu können, und nahmen zu diesem Zwecke als Dolmetscher unsern Lootsmann, Namens Jlitich, aus Montenegro gebürtig, mit uns.

Bevor wir das Dorf erreicht hatten, kam uns ein Haufe Albaner entgegen, und forderte mit Ungestüm, daß wir uns entwaffnen, d. h. ihnen unsere Hirschfänger, mit denen wir uns übrigens gegen eine solche Menge Menschen nicht vertheidigen konnten, abgeben sollten. Die Albaner drohten bei dem geringsten Widerstande, uns niederzuhauen, und schlangen ihre Säbel über unsern Häuptern; wir sagten ihnen, daß wir dazu willig wären, wenn sie uns zu ihrem Oberbefehlshaber oder Aga führen würden, der sich damals an jenem Orte aufhielt, um die Abgaben einzutreiben und die Provinz Albanien zu besichtigen. Uebrigens bemerkten wir bald, daß der Aga sehr wenig von diesem wilden und uncivilisirten Volke geachtet wurde. Die Albaner, besüchtend, daß wir ihrer Raublust entgegen möchten, entrißen uns auf eine gewalthätige Art den Händen des Aga, sperrten uns in einem dumpfigen Pferdestall mit allerlei Vieh zusammen ein, und ließen uns von einer zahlreichen Mannschaft bewachen, ohne irgend eine Vorstellung unsererseits anhören zu wollen. Der Aga, der unsere Lage sah, und die Barbaren nicht zu bessern Gesinnungen bringen konnte, schickte sogleich einen Courier (Tartar) nach der Stadt Barat, die vom Dorfe 2 Tagereisen entfernt war, zu

Ibrahim Pascha (Statthalter von Albanien und Aulon, einem der biedersten und mildthätigsten Menschen dieses Landes) mit der Nachricht von dem Vorgefallenen. Statt der Antwort erschien der Pascha selbst in unserm Stalle, um die Ausführung der teuflischen Absicht dieser Barbaren zu verhindern. Ein bejahrter Grieche, der Schiffer von einem Kauffahrteischiffe, das an derselben Stelle, wo wir, verunglückt war, kam einigemale zu uns. Er erzählte, daß die ganze Mannschaft beim Landen, von den Albanesern in Stücke gehauen worden, und man ihm bloß deswegen das Leben gelassen habe, damit er ihnen im Rauben helfe, und die Waaren von den hier gestrandeten Schiffen aus dem Meergrunde schaffen solle, denn jährlich litten an dieser Küste wenigstens vier bis fünf Fahrzeuge Schiffbruch. Er machte uns ferner mit der Rohheit dieses Volkes, und ihrem Vorsatze uns zu morden, bekannt. Die Albaneser brachten täglich abgehauene Köpfe zu uns, uns mit einem ähnlichen Schicksale bedrohend. Doch zum Glück schickte uns Ibrahim Pascha am vierten Tage ein starkes Detachement, uns zu befreien, und zu sich zu begleiten; außerdem beorderte er 500 Mann ans Ufer, wo sich der Rest unserer Matrosen und Offiziere befand, die beschloßen hatten mit bewaffneter Hand uns aus der Gefangenschaft zu retten. Die Zahl der Matrosen belief sich auf 150. Sie wollten sich durchaus nicht von uns trennen, und machten dies der abgeschickten Convoy bekannt. Sie waren nicht bewaffnet, doch Verzweiflung stählte ihren Muth, und gab ihnen den Entschluß ein, im Fall einer Trennung von uns, die Albaneser zu überrumpeln, sie zu entwaffnen, und uns so mit Gewalt aus den Händen dieser Barbaren zu retten. Die Convoy willigte jedoch ein, uns zu vereinigen, und am andern Morgen verließen wir gemeinschaftlich das Dorf. Wir nächtigten in einem ärmlichen, alten, halbverfallenen Kloster, wo ein griechischer Mönch uns mit Thränen in den Augen empfing, mit Plaw bewirthete, und zur Stärkung unserer Kräfte 10 Schläuche Wein spendete. Am Morgen nahmen wir Abschied von diesem guten Mönche, setzten unsere Reise weiter fort, und kamen den folgenden Tag, welcher der Tag des Ramasan war, in der Stadt Berat an. Man führte uns gerade Weges in den Hof eines großen Gebäudes, oder vielmehr Pallastes des Pascha, das im chinesischen Geschmack erbaut, und von Gallerien, die mit Fenstern von verschiedenfarbigem Glase versehen, umgeben waren. Der Hof war von einer großen Anzahl Volks, in verschiedenen asiatischen Costümen, angefüllt. Musik ertönte, das Volk, des Festes wegen, zu ergötzen. Die schönsten Pferde des Paschas, in kostbaren Geschirren und mit reichen Teppichen bedeckt, standen in der Mitte des Hofes an Pfählen angebunden. Hier hatte man nie so viele Europäer, und besonders Russen, zusammen gesehen, daher sich das Volk mit der größten Neugierde um uns versammelte. Uns nach unserer Kleidung zu irgend einer Nation zu rechnen, war wirklich schwer, denn wir waren so abgerissen, daß wir nicht ohne Verwunderung uns gegenseitig betrachten konnten. Der Pascha erschien in einem chinesischen,

in der Gallerie angelegten Lusthause, aus welchem er uns in Augenschein nahm, uns Quartiere in Christen-Häusern anweisen, und auf's beste für unsern Unterhalt Sorge zu tragen, befahl, jedoch mit der Bedingung, daß jeder Wirth mit dem Kopfe für seinen Einwohner werde haften müssen, im Fall dieser die Flucht ergriffe. Zu unserm Glücke waren die Christen in dieser Stadt ziemlich wohlhabend, und während zwei Wochen, die wir bei ihnen zubrachten, litten wir an nichts Mangel. In dieser Zeit ließ uns der Pascha täglich zu sich kommen, und beschwerte uns mit mehreren Fragen, in Betreff der Stärke unserer Flotte, der Pflichten unserer Obern, über Rußland, unsern Kaiser u. s. w.; oft legte er uns so sonderbare Fragen vor, daß wir mit unserer Antwort stockten. Endlich benachrichtigte uns der Pascha, daß, da Rußland der Pforte den Krieg erklärt, wir Kriegsgefangene wären, und er uns folglich nicht frei lassen könne. Im Anfange glaubten wir diesen Gerüchten nicht, doch der herablassende Pascha befahl seinem Rathgeber (einem Franzosen in türkischer Tracht) uns den vom Sultan erhaltenen Firman zu verdolmetschen; jezt mußten wir uns leider von dieser niederschlagenden Nachricht überzeugen, wir überreichten dem Pascha unsere Hirschfänger, die er mit Thränen in den Augen empfing. Unser Schicksal dem Willen des Allerhöchsten überlassend, schworen wir uns gegenseitig bis an den Tod nicht zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Christoph Maus, oder der falsche Prinz.

Das Carneval hatte schon begonnen, als Hugo von Röder, ein junger Dragoner-Rittmeister, in M* ankam; sein erster Gang in der weitläufigen Stadt war, seinen Jugendfreund, den Husaren-Lieutenant Theodor von Trapp, aufzusuchen. — „Du bist zur guten Stunde gekommen!“ sagte dieser nach brüderlicher Umarmung; „denn gerade ist heute adeliger Gesellschafts-Ball, wo sich die Blüthe der hiesigen Noblesse versammelt. — Sey ruhig!“ fuhr er fort, eine stumme Aeußerung seines Freundes verstehend; „ein junger hübscher Dragoner ist überall gern gesehen, und wenn auch die alten Damen etwas steif thun, die liebenswürdige Jugend zählt die Aeltern noch nicht so sorgsam.“ — Der Abend kam heran und Theodor führte seinen Hugo ein; aber dem wollte es nicht behagen, dens er bemerkte hier eine Art von Spannung, wie sonst sie nur bei jenen Gesellschaften Statt findet, wo ohne Wahl und Berechnung Adelige und Bürgerliche zusammen geführt werden. — Eine nähere Erkundigung überzeugte ihn jedoch, was er sah, sey nur die Stufenleiter des Adels. Die Ersten der Provinz bildeten hier einen Staat im Staate, und wenn der niedrige Adel es wagte, den Gruppen zu nahen, welche sie bildeten, so wurde er mit kaltem, fremdem Blicke, oft auch durch Lognetten betrachtet, und machte, daß er bald wieder in die bescheidenen Regionen der Nebenzimmer zurück kam, welche ihm zu bewohnen erlaubt waren. — Diese nicht sehr angenehmen Betrachtungen wurden auf die erfreulichste Weise unterbrochen, als Theodor, seinem

Hugo eine wunderliebliche weibliche Gestalt zeigend, ihm in's Ohr flüsterte: Diese sey es, welche sein Herz gerührt; doch wage er es nicht, ihr seine Flamme kund zu thun, da sie eine der reichsten Erbinnen und des Minister von Hohensfeld einzige Tochter sey. — Die schöne Clotilde erhielt Hugo's ganzen Beifall, der von ihr, als Theodor ihn vorstellte, recht freundlich begrüßt wurde; doch schien aus dem unbefangenen Wesen, womit die Gräfin Theodor behandelte, nur wenig Hoffnung für seine Wünsche hervor zu gehen, und Hugo bedauerte seinen Freund im Stillen. — Theodor bat um den folgenden Walzer; aber das Fräulein war schon an den Prinzen Zampieri versagt. Endlich wurde Clotilde zur Polonaise abgerufen, und einige Offiziere fragten die beiden Freunde: ob sie den neu angekommenen Fürsten schon bemerkt? Man zeigte ihnen den Prinzen: es war ein schöner Blondin mit großen blauen Augen und einer Adlernase, doch schien die Physiognomie nicht sehr von Geist belebt. Theodor sah ihn aufmerksam an und sprach zu seinem Freunde: „Wahrlich, wenn ich den Prinzen anderswo träfe, ich würde ihn als einen Betrüger arretilren lassen; denn nie sah ich eine größere Aehnlichkeit, als er mit einem Rekruten unseres Regiments hat. Es ist der Sohn eines Gastwirths aus unserer hiesigen Gegend, der ein Bißchen lustige Streiche und ein Bißchen Schulden gemacht hat, und da der Vater diese nicht zahlen wollte, ließ er sich bei uns anwerben. Du siehst an dem Prinzen, daß jener ein recht schöner Husar ist.“ — Die beiden Freunde lachten über die seltsame Aehnlichkeit; aber als sie zufällig in die Nähe des Prinzen kamen und Theodor ihn sprechen hörte, rief dieser seinem Freunde zu: „Hier waltet Betrug, denn das ist ganz gewiß mein Rekrut — ich kenne den Ton seiner Stimme!“ — Auch Hugo ward stutzig, denn Ton und Geberden des schönen Blondins schienen beinahe einem gemeinen Husaren anpassender zu seyn, als einem italienischen Fürsten; doch hielt er seinen Freund von einer Unbesonnenheit zurück und es war ihm schon gelungen, die Unternehmung auf den folgenden Tag zu verschieben, als die schöne Clotilde das kleine Händchen vertraulich auf die Schulter des zweifelhaften Prinzen legte und ihn erinnerte, den eben begonnenen Walzer mit ihr zu tanzen. Der Prinz wollte eben der so reizenden Mahnung Folge leisten — aber unaufhaltsam riß sich Theodor von seinem Freunde los, ergriff den Tänzer, als er eben an die Colonne trat, beim Arm und rief: „Christoph Maus! geht in die Kaserne, Ihr seyd Arrestant und morgen möcht Ihr Euch verantworten, wie Ihr es wagen konntet, über Nacht aus zu bleiben und Euch unter fremdem Namen in die Gesellschaft der ersten Personen der Stadt einzudrängen.“ — Der Blondin blieb stumm und verwundert stehen; Clotilde sah den Lieutenant mit einem Blick an, der zu fürchten schien, sein Wahnsinn möchte in Kaserne übergehen — die Musik hörte auf und Alles drängte sich um die sonderbare Gruppe. Man suchte Theodor zu beruhigen, und alle Anwesenden bestätigten: es sey der Prinz Zampieri, während Jener fest auf der Behauptung blieb: es müsse sein Rekrut, Christoph Maus, seyn, und endlich meinte: wenn er

der Prinz wäre, so solle er am folgenden Morgen auf der schwarzen Wiese sich Genugthuung von ihm holen. Das endete den Streit, und die beiden Freunde lehten Arm in Arm nach Hause zurück.

Wie nun die Menschen, von Leidenschaft geblendet, gewöhnlich das Erste und Natürlichste außer Acht lassen, so dachte auch Theodor nicht daran, in die Kaserne zu gehen, um sich augenblicklich von dem Daseyn seines Rekruten zu überzeugen, sondern sagte unterwegs zu seinem Freunde: „Du begleitest mich morgen zur schwarzen Wiese, und wirst Dir heffentlich nichts daraus machen, wenn wir auch etwa umsonst reiten sollten; denn da ich gleich in die Kaserne schide und den Befehl gebe: mir früh einen Mann zu senden, der mit uns hinausreitet, aber unter keinem Vorwand einen andern Husaren vor meiner Rückkehr heraus zu lassen, so wird unser falscher Prinz sich wohl schwerlich einstellen.“ — Am andern Morgen war es noch dunkel, da kam der kommandirte Husar, den Lieutenant aufzuwecken. Die beiden Freunde warfen sich schnell in die Kleider und ritten stumm neben einander nach der schwarzen Wiese, bis an ein einzeln stehendes Wirthshaus, wo sie dem Husaren die Rosse überließen, und, den Geforderten erwartend, auf und ab gingen. Der Husar hatte die Pferde schon in den Stall geführt und harrte in einiger Entfernung der Befehle seines Offiziers, als endlich eine Staubwolke von der Stadt her die Ankunft des Gegners verkündete. Es war der Prinz von einer ganzen Gesellschaft begleitet; als er aber sah, daß sein Beleidiger schon da sey, ließ er die Begleiter zurück, sprengte schnell vorwärts und sprang behend vom Rosse, als er Theodor erreicht hatte. Indem öffnete sich das Fenster des Wirthshauses, und ein alter Mann rief dem Prinzen verwundert zu: „Ey Köffel! hast Du Dir denn die schönen Kleider schon beim Soldatenleben verdient?“ — als eben Theodor in seiner Heftigkeit mit einem Pistol in der Hand das Geständniß erzwingen wollte: daß der Erschienene dennoch Christoph Maus sey. — Bei den Worten des Gastwirths, die Jedem auffielen, kam der Husar herbeigelaufen und winkte dem Alten: es schide sich nicht, ihn vor den Herren Offizieren zu begrüßen. Aufmerksam geworden warf Hugo einen Blick auf den Husaren Christoph Maus — denn es war kein Anderer, den der Wachtmeister zur Begleitung des Lieutenants kommandirt hatte, und als er herbeigerufen wurde, erklärte sich der ganze Vorfall durch eine so täuschende Aehnlichkeit, daß selbst der Prinz ob derselben erstante und Theodors Anerbieten zu jeder Genugthuung gromüthig ablehnte, auch zum Beweis seiner Veröhnung ihn und den Rittmeister zu seiner Vermählung mit der lieben Gräfin Clotilde freundlich einladete, für welche der morgige Tag bestimmt war. — Indessen hatte sich auch die übrige Gesellschaft genähert, unter ihnen Theodor's Obrist, der ihm seine Uebereilung verwies, und auf Bitte des herzu gekommenen Wirthes und der ganzen Versammlung jenem seinen Sohn los gab; der beschämte Theodor aber schwur es sich zu: er wolle sich nie wieder durch Eifersucht zu einem dummen Streich verleiten lassen.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. April 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 16.

Denkwürdigkeiten eines Russischen Offiziers über eine Reise im mittelländischen Meere und seinen Aufenthalt in der Gefangenschaft bei den Albanesern und später in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Unterdessen schickte der Pascha einen Tartaren mit einem Bericht über uns nach Konstantinopel, um zu wissen, wie er mit uns zu verfahren habe. Von hier erhielt er den Befehl, uns nach Konstantinopel zu schaffen. Der Pascha ließ uns nichts von dieser Verordnung merken, und fing an, uns zu der Reise vorzubereiten; er gab nämlich jedem von seinem Eigenthum einen Mantel (Burka), einen Sattel, Pferdegeschirr, und einige Beutel mit Piaster. Den 10. Februar nahm er freundschaftlich von uns Abschied; Thränen verräthen sein gutes, gefühlvolles Herz. Er gebot strenge dem Aga oder Befehlshaber der Convoy, uns vor jeder Beleidigung oder Mißhandlung zu schützen, und gebot, daß man uns Pferde verschaffen sollte, was auch bis zur Grenze von Albanien mit der größten Pünktlichkeit geschah. Doch kaum hatten wir Macedonien betreten, das sich unter der Herrschaft des Ali Pascha von Janina befand, welcher ein unveröhnlicher Feind der Christen, und besonders der Russen war, als unsere Leiden und Unglücksfälle ihren Anfang nahmen, und bis zu ihrer Ankunft in Konstantinopel fortdauernten. Von der Stadt Janina an, gab man uns nicht mehr Pferde, und nahm uns die Pferdegeschirre, die uns der gute Ibrahim geschenkt hatte. Wir gingen zu Fuße auf ungebahnten Wegen ohne Kleidung in bloßen Füßen, und nur in steilen Berggegenden gab man für jede zwei Mann einen Esel oder ein Kameel. Lächerlich war unser Anzug: dem einen fehlten an seiner Uniform die Ärmel, dem andern der Kragen, weil die Barbaren aus Habsucht denselben abgerissen hatten, um die Stickerei zu haben. Wir hatten sie aus eben der Ursache alle Knöpfe abgeschnitten, und ich mußte sie durch hölzerne Plöcke ersetzen. Bei der Flotte an Ueberfluß gewöhnt, wurde es uns schwer diesen Mangel an allem, und besonders die Beschwerden der Reise,

zu erdulden. Es ist nicht möglich, alle uns zugesügte Krankheiten zu beschreiben, wer langsam ging, oder stehen blieb, der wurde durch Stockschläge weiter getrieben. In jeder Stadt wurden wir von den Weibern und Kindern mit Schimpfworten empfangen, mit Knütteln und Koth beworfen, ohne daß unsre Begleiter es wagten uns zu beschützen. Mit unserm Arzte geschah ein unangenehmer Vorfall, der auf unser aller Schicksal Einfluß hatte. Er war auf die lächerlichste Art gekleidet: als er seine Stiefel verloren hatte, kaufte er sich große rothe Kavallerie-Stiefel; welche die Türken bei schlechtem Wetter tragen. Auf den Schultern hatte er die zersetzte Doctors-Uniform, und auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut, von dem er sich nicht trennen wollte. In einem Dorfe, wo wir wie gewöhnlich mit Koth und Steinen beworfen wurden, hatte der Doctor, der sich durch seinen Anzug auszeichnete, am meisten zu erdulden. Zum Unglück war ihm diesmal ein wildes und durchaus stätiges Maulthier zugefallen, das sich von unserer Karavane trennte, und mit ihm die Strafen entlang galoppirte. Alle verfolgten ihn, schlugen das erste beste nach ihm, und als sie sich endlich seiner bemächtigt hatten, schlugen sie ihn auf das unbarmherzigste, und warfen ihn ohne Bestimmung mitten auf die Strafe. Vergebens flehten wir diese Rasenden an, den unschuldigen und unglücklichen Mann in Ruhe zu lassen. Doch nicht allein, daß uns diese Bitte nicht gewährt wurde, sondern wir hätten uns beinahe das nämliche Schicksal zugezogen. Nach diesem Vorfall hörte man auf, uns weder Esel noch Maulesel zu geben, und sogar über Felsen jagte man uns zu Fuße. Unser Doctor war noch oft diesen Beschimpfungen Preis gegeben, seines Hutes wegen, der diesen halbwilden Volke ganz unerträglich schien, und von welchem Schmucke er sich, unserer Bitten ungeachtet, nicht trennen wollte.

Fast in allen Städten, die sich im Gebiete Ali Paschas befanden, sah man mehrere Moscheen von Mannshohen Palissaden umgeben, welche rund herum mit Menschenköpfen bedeckt waren. Zum Glück hielt sich dieses Ungeheuer damals nicht in seinen Besitzungen auf, sondern war gegen die Servier gezogen, die sich

unter Anführung des Georg Tschernij gegen ihn empört hatten, sonst würden vielleicht auch unsere Köpfe die Palissaden geziert haben. In mehreren Städten waren wir Zeugen, der an den gefangenen Serviern vollzogenen Todesstrafen. Es schien, daß sie uns absichtlich durch die Gegenden führten, wo Gräueltaten an den Christen verübt wurden. Es gab kein Dorf, wo wir nicht wenigstens einen Christen an der besuchtesten Straße aufgehängt sahen; denn einen Christen zu tödten, ist bei ihnen etwas gewöhnliches, worauf sie gar nicht achten. Hingegen bezugten die Griechen und Griechinnen jener Gegenden inniges Mitleid gegen ihre Glaubensgenossen. Verstoßen warfen sie uns auf dem Wege Brod zu, und brachten uns in unsere Nachtlager Wein und zubereitete Speisen. Endlich betraten wir Romanien, wo eine Armee gegen die Russen, die schon in die Moldau, unter Commando des Feldmarschalls Fürsten Proforowskij, eingedrungen waren, geworden wurde. Man führte uns zusammen mit den Werbem, welche das Volk aufforderten, zu den Fahnen Muhameds zu eilen, die Russen zu besiegen und gefangen zu nehmen. Die Einwohner, die schon gleich beim Anfange des Krieges Gefangene führen sahen, bildeten sich ein, daß es ein Leichtes seyn müsse, sich mit Beute zu bereichern. So schleppten die Werbem uns zur Schau, gleichsam im Triumphe überall umher, und schafften der Armee eine große Anzahl Krieger, welche mit ihren Waffen und Pferden uns nachzogen. Mitten unter diesem rasenden Volke, mußten wir oft Zuschauer ihrer an den Christen verübten Gräueltaten seyn, und stündlich auch unsern Untergang erwarten. Endlich wurden wir dieser unangenehmen Kameradschaft entledigt. Die Armee bezog ungefähr hundert Werst von Stambul das Lager, und wir setzten unsern Weg weiter fort.

Während unsers Aufenthaltes unter den neu angeworbenen Truppen, ereignete sich mit uns eine schreckliche Begebenheit. Einer unserer Matrosen erkrankte, doch da er sich nicht von seinen Kameraden trennen wollte, strengte er sich an, so gut er konnte, uns zu folgen. Die übrigen Matrosen hielten es für gefährlich, ihn unter diesem barbarischen Volke zu lassen, und zogen ihn abwechselnd nach sich. Endlich wurde dieser Unglückliche so schwach, daß er kein Glied zu regen vermochte, doch beschwor er seine Kameraden, ihn ja nicht dem Verderben in dem Lande der Ungläubigen Preis zu geben. Allein die Truppen gaben vor, daß dieser Kranke Aufenthalt unterwegs verursache, und entriß ihn gewaltsam unsern Händen. In unserer Gegenwart schlug ihm ein Türke mit einem Hieb den Kopf ab, und die andern versuchten die Schärfe ihrer Säbel an diesem unglücklichen Leichnam, den sie in Stücke zerhieben. Alsdann spießten sie den Kopf auf eine Stange und trugen ihn so der Armee voran. Den 15. März zeigten sich bei Sonnenaufgang die vergoldeten Thürme Stambul's. Die Zahl derselben vermehrte sich, je näher wir kamen, und zuletzt schien die ganze Stadt von einem goldenen Netze bedeckt zu seyn. Unter den vielen vergoldeten Dächern und Thürmen, zeichnete sich durch Höhe und Vergoldung der

Sanct Sophienthurm aus. Der zur Hauptstadt hinführende Weg ist prachtvoll, von beiden Seiten wachsen Granat-, Aprikosen-, Feigen-, Nuß- und Olivenbäume. In der Ferne sieht man mit Weireben bebauete Felder. Fast auf jeder Werst befinden sich Springbrunnen von weißem Marmor, mit goldenen Aufschriften, und rund um die Stadt, auf einige Werst, hängen bei ähnlichen Springbrunnen goldene Eimer an goldenen Ketten. Solcher Luxus herrscht auch in mehreren andern Städten der Türkei. Auf meiner ganzen Reise in verschiedenen Ländern, habe ich nirgends die Wasserleitungen in einem so hohen Grade der Vollkommenheit gesehen, als in der Türkei.

Wir dankten Gott, daß man uns durch einen Weg führte, wo die hier sich befindlichen Früchte zur Stillung des Hungers hinreichten, denn an diesem Tage gab man uns nicht die geringste andere Speise, und jagte uns noch in der drückenden Hitze mit so großer Eile, daß wir uns schon um vier Uhr Nachmittags, eine Viertel-Werst von Konstantinopel befanden, wo man Halt machte. Von Hitze und Anstrengung erschöpft, warfen wir uns im Schatten der Fruchtbäume nieder, um etwas zu ruhen. Vor unsern Augen erhob sich die Festung oder das Schloß der sieben Thürme, wo die ausländischen Minister eingeschlossen werden, und wo unter der Regierung Catharina's II. auch unser Gesandter, G. J. Bulgakow, saß. Unser Aga schickte zum Bezier in die Stadt, ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen, und wir überließen uns der süßesten Hoffnung, in der Ueberzeugung, daß nun unsere Leiden bald beendigt seyn, und die ausländischen Gesandten uns in Schutz nehmen und unterstützen würden. Zu unserm Unglück hatte der russische Gesandte, der Geheim-Rath Italinskij, drei Tage vor unserer Ankunft hieselbst, heimlich mit seiner Suite Konstantinopel verlassen, und sich nach Malta begeben, denn obgleich man ihn, wenn er geblieben wäre, in die sieben Thürme gesetzt hätte, so würde er sich doch gewiß bemüht haben, unser Schicksal zu erleichtern. Nach anderthalb Stunden kam unser Aga zurück, benachrichtigte uns, daß bald eine Abtheilung Janitscharen uns abholen würde, und er daher von uns Abschied nehmen müsse. Unter andern sagte er uns, daß, wenn wir Geld oder sonst Sachen von Werth bei uns hätten, er uns rathe sie ihm in Verwahrung zu geben, denn er bürge nicht für unser Leben, und wisse nicht was die Janitscharen mit uns machen würden. Nach Verlauf von dreien Tagen aber, wenn wir am Leben blieben, wolle er, sobald er unsern Aufenthalt erführe, uns das ihm Anvertraute wieder zustellen. Dieser Aga hatte von Ibrahim den ausdrücklichen Befehl erhalten, mit uns also zu verfahren, und von uns irgend einen Schein oder Zeugniß zu bringen, daß er mit uns unterwegs gut umgegangen sey. Alle uns zugefügte Beleidigungen waren nicht die Schuld dieses Aga, der für uns alles that, was von ihm abhing; — wir dankten ihm für seine milde Behandlung, gaben ihm das Beste, was wir bei uns hatten, und versprachen, ihm nach Ankunft an unserm Bestimmungsorte, das verlangte Zeugniß zu übergeben. —

Doch unsere Hoffnung täuschte uns abermals, unsere Lage verbesserte sich nicht. Die angelangten Janitscharen führten uns, zu zwei in einer Reihe, in die Stadt, neben jedem ging ein Janitschar mit entblößtem Dolche, seinen Gefangenen am Kragen haltend. Die Einwohner rottete die Neugierde, Russen zu sehen, in Haufen zusammen: einige lachten über uns, andere spießen uns ins Gesicht, oder schlugen uns mit Stöcken auf die Köpfe. Wir bewegten uns wie Schatten, gefühllos, und nur den nahen Tod erwartend. Endlich führte man uns auf den Hof des Groß-Beziers, wo ungefähr 50 Servier in Fesseln lagen. Sie waren schon seit drei Tagen und Nächten daselbst. Wir waren Zeugen des über sie gefällten Urtheils, und wie man ihnen der Reihe nach die Köpfe abschlug. Während dies geschah wurden wir visitirt, und beinahe bis aufs Hemd aufgerissen. Wir sahen den Groß-Bezier nicht, sey es wegen der Menge Volks, oder weil wir die Augen nicht aufzuschlagen wagten. Man sagte uns nachher, daß mit dem Bezier auch der französische Gesandte, Sebastiani, Zuschauer des hier Vorgefallenen gewesen sey. Plötzlich wehte Jemand, vielleicht war es der Bezier selbst, mit einem Tuche, und man führte uns in der nämlichen Ordnung durch die Stadt. Kaum die Füße fortschleppend, die Augen starr zur Erde gehet, sahen wir nicht, was um uns geschah, und dann erst richteten wir uns auf, als wir zu dem konstantinopelischen Meerbusen gekommen waren. Hier setzte man uns in ein Transportfahrzeug, und führte uns, ohne daß wir wußten wohin, fort; wir glaubten nach der jenseitigen Küste Afiens, in die Stadt Scutari, um uns von dort nach den entferntesten Provinzen fortzuführen, und als Sklaven zu verkaufen. Doch die Ueberfahrt dauerte wider unser Erwarten nur sehr kurze Zeit. Wir sahen uns in dem Theile der Stadt, Galata genannt, wo die türkischen Kriegsschiffe ausgerüstet werden, die Admiralität sich befindet, und der Capudan-Pascha wohnt. Nachdem wir an's Ufer gestiegen, führte man uns durch drei eiserne Thore in einen großen Hof, in dessen Mitte ein weltumfassendes, bloß mit Dachfenstern versehenes, steinernes Haus stand. Hier werden alle Verbrecher, paarweise zusammengeschnietet, aufbewahrt. Das Rasseln der Ketten traf zuerst unser Ohr, und machte uns mit unserm Schicksale bekannt; hier befanden sich schon gegen 200 in der Moldau gefangene Russen, die uns freudig entgegen gelaufen kamen. Dieses Haus wird Banjo, Verbrecherhof genannt. Nachdem wir in dasselbe getrieben worden, fing man an, uns, ohne Unterschied der Person, paarweise zusammenzuschneiden. Unsere Gefängnißkameraden waren Criminal-Verbrecher des Reichs, welchen für Diebstahl die Hände, und für freche Worte die Zungen abgeschnitten waren. Der Aufseher dieses Hauses war ein eben solcher Verbrecher, Namens Mahmet. Er hatte einst als Matrose auf einer türkischen Fregatte gedient, die im schwarzen Meere kreuzte, und nach einem viertägigen Sturme mit der ganzen Mannschaft untergegangen war. Nur allein Mahmet, der sich an einem Brette angeklammert, hielt sich beinahe zwei Tage lang auf der Oberfläche des Meers, bis

ihn ein russisches Kriegsschiff aus Sewastopol rettete. Da er seit zwei Tagen, ohne die geringste Nahrung, in einer beständigen Anstrengung der Kräfte, zur Fristung seines Lebens, gewesen war, so befahl ihn schon am zweiten Tage seiner Ankunft bei den Russen, das hitzige Fieber. Der Capitain ließ ihn pflegen, nähren, kleiden; endlich nach seiner Genesung, mietete man ihm ein Fahrzeug in der Krym, und als man ihn hier mit allem Nöthigen versehen, schaffte man ihn nach Konstantinopel. Hier hatte er sich ein wichtiges Verbrechen zu Schulden kommen lassen, und wurde zum Pfahl verurtheilt. Schon saß er auf demselben, als ihm ein Begnadigungsbefehl gebracht wurde. Mahmet wurde lange geheilt, und da er seiner innerlichen Verletzung wegen, nicht anders als auf Krücken gehen konnte, so ertheilte man ihm die Aufsicht über dieses Gefängniß. Statt der Dankbarkeit für seine Rettung von den Russen, ließ er gegen uns seinen ganzen Haß aus. Sogar sein kleiner Sohn, ein sechsjähriger Knabe, den er dazu abgerichtet, kam zuweilen, um uns mit einem Stocke zu schlagen; geduldig mußten wir uns züchtigen lassen und anhören, wie man uns: Kipel, giaw Moskows (Hund, ungläubiger Russe) nannte.

Mit uns zusammen waren noch 700 Mann, verschiedenen Standes, eingeschlossen, worunter 30 zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt waren; sie hatten auf den Inseln des Archipels mit dem bekannten Corsaren, Lambro Cacioni, Räubereien verübt. Man machte zwischen uns gar keinen Unterschied, wo einer auf dem Boden lag, da schlief er auch, und gebrauchte statt des Kopfkissens, einen Holzseil. Wenn die Zeit zum Wechseln reiner Wäsche herannahte, so zogen wir unsere Hemden aus, wuschen sie selbst, und während sie trockneten, saßen wir nackt, denn jeder von uns hatte nur ein Hemd. Nach Sonnenuntergang trieb man uns vom Hofe in den Thurm und ließ uns einzeln hineingehen, um uns zu überzählen. Geschah es unglücklicher Weise, daß einer der Zählenden sich versehen hatte, so wurden wir alle herausgetrieben, und das Zählen begann von Neuem; manchmal wiederholte man dieses dreimal. Zur Nacht verschloß man die Thüren, umwickelte sie mit Ketten, und stellte rund herum Wachen aus. Man denke sich unsere Lage. Nirgend konnte frische Luft eindringen. Die Unreinlichkeit der Zimmer füllte sie mit Gestank, und während der ganzen Nacht hörte man nur Klagen und Stöhnen der Unglücklichen, Kettengerassel und das durchdringende Geschrei der herumgehenden Patrouille. Wir flehten zu Gott nur um baldige Erscheinung des Tageslichts, um wenigstens etwas frische Luft einathmen zu können. Die türkische Regierung ließ zu unserm Unterhalte täglich einem jeden ein kleines Brod und etwas Plaw, das in einem gemeinschaftlichen Kessel für alle gekocht wurde, verabfolgen. Von unserer Regierung war der dänische Consul, Baron Gips, beauftragt, für uns zu sorgen, doch von dem uns zugesandten Gelde erhielten wir bloß die Hälfte. Wir lebten mehr von den milden Gaben des griechischen Patriarchen und anderer Griechen; doch das Meiste von dem, was man uns zuschickte, gelangte nicht zu

uns, sondern wurde von den Thurmwächtern in Beschlag genommen. Am Oftertage schickte uns der Patriarch, mit einem Glückwunsche zum Feste, eine Menge Eier und einen großen Korb mit Brod, doch die Thurmwächter eigneten sich den größten Theil dieses Geschenkes zu. Jeden Sonnabend kam der Dragoman (Dolmetscher) des Baron Sips zu uns, und brachte das jedem wöchentlich zukommende Geld, welches sogleich in dem, von den Thurmwächtern angelegten Caffehause, ausgegeben wurde. Wir gaben unsern Sold für dicken Caffee ohne Zucker und ohne Rahm hin, und für Tabak, den wir vom Morgen bis in die Nacht rauchten.

(Schluß folgt.)

Seltamer Begriff von weiblicher Sittsamkeit bei den Turkomanen.

Zwei junge Leute aus demselben Stamme liebten einander, und bereits war mit Einwilligung der beiderseitigen Verwandten der Hochzeittag bestimmt worden. Es traf sich, daß sie eines Abends sich einander allein, wiewohl im Angesichte der Zelte ihres Stammes, trafen; sie blieben stehen, um mit einander zu reden, und waren eben im Begriff, sich zu verlassen, als die Brüder des Mädchens dieses Gespräch unter vier Augen bemerkten, und sogleich mit den Waffen in der Hand hervorstürzten, um die hierdurch der Ehre ihrer Schwester angethanene Schmach zu rächen. Der junge Mann rettete sich durch die Flucht, und kam mit einer Wunde durch eine Musketenkugel davon; aber dem armen Mädchen wurden fünf Kugeln in den Leib geschossen, und sie überdieß mit Dolchstößen von ihren Brüdern durchbohrt, welche sie leblos den Hunden zum Fraß liegen ließen. Ihr Geliebter war mittlerweile zu einem mächtigen Freund, dem Häuptling eines andern in der Nähe campirenden Stammes geflohen, hatte diesem seine Geschichte erzählt, und ihn um Beistand gebeten, um wenigstens den Leichnam seiner Braut von der ihm drohenden Schmach zu retten. In Begleitung einiger bewaffneten Freunde kehrte er zu dem Schauplatz jener Schandthat zurück, und fand noch einige Spuren von Leben in dem Mädchen. Er begab sich hierauf zu dem Zelt ihrer wüthenden Brüder, und setzte sie über ihr Verfahren zur Rede; sie erklärten aber, daß sie es nicht hätten dulden dürfen, daß ihre Schwester den Verlust ihrer Ehre überlebte, welche durch ein Gespräch auf der Straße mit ihrem Bräutigam vor der Hochzeit *) beschimpft worden sey. Als Jener hierauf um ihren Leichnam bat, die Brüder aber das eigentliche Motiv ahneten, so riefen sie aus: „was? sie lebt gewiß noch? dann wollen wir ihr erst noch vollends den Garau machen,“ und wirklich stürzten sie aus ihrem Zelt hervor, um diesen Plan auszuführen. Allein der Bräutigam gab seinen im Hinterhalt deswegen angestellten Freunden

ein Zeichen, worauf diese sofort herbeikamen, und da Mädchen vor dem Angriff ihrer Brüder beschirmten. Sie wurde in ihr Zelt geschafft, und durch eine sorgsame Behandlung in der That endlich wieder hergestellt. Während ihrer Krankheit besuchte sie ihn, jetzt von seinem eigenen Stamm ausgeschlossener Bräutigam öfters unter dem Deckmantel der Nacht, und hörte nicht auf, sich selbst bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß er bei jenem Vorfall sie im Stiche gelassen, und sich selbst gerettet habe, statt zu ihrer Vertheidigung sein Leben aufzuopfern. Sie aber entgegnete ihm im heroischen Sinn: „Nein, nein; ich sehe es als mein größtes Glück an, daß ich allein leiden mußte, und Du glücklich davon kamst. Wir werden Beide am Leben bleiben, und der Himmel wird uns noch mit vielen Pfändern seiner ewigen Güte segnen.“ Diese Hoffnung ging auch wirklich in Erfüllung. Sobald das Mädchen wieder hergestellt war, wurde sie mit ihrem Geliebten vermählt, und Beide leben noch gegenwärtig, umgeben von einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Zur Schilderung der Kurden.

Die Kurden wohnen auf einem Landstrich, der sich nördlich von Diarbekr und im Osten bis nach Mensul hinzieht, so daß der Tigris ihre nördliche, die arabische Wüste ihre südliche, und der Euphrat ihre westliche Grenze bildet; eine geringe Anzahl von ihnen findet sich auch noch westwärts von der großen Ebene der Turkomanen am Fuße des Taurus. Sie ziehen das Leben auf den Gebirgen dem in den Thälern vor, und wählen jene zum permanenten Wohnsitz für ihre Familien und ihr Eigenthum. Da sie die Beschäftigung des Hirtenlebens mit denen des Ackerbaus vereinigen, so begeben sie sich im Beginn des Frühlings in die Ebene herab, um ihr Land zu pflügen, und im Sommer, um zu erndten, während sie in der Zwischenzeit den wenigen Weibern und Kindern, welche in den Thälern ihre Heerden weiden, auch die Sorge für die Felder überlassen. Sie bekennen sich Alle zur Muhamedanischen Religion, deren Vorschriften und äußere Gebräuche sie aber sehr lässig befolgen sollen. Die Männer sind sehr veressen auf den Besitz schöner und guter Waffen, und die Weiber sollen es nicht minder in Hinsicht der Vergnügungen der sinnlichen Liebe seyn. Diejenigen der Letztern, die wir hier zu Gesicht bekamen, waren unverschleiert, reinlich, gut gekleidet, von der Sonne röthlich gebrannt, und viele darunter recht hübsch; die Männer sind kräftig und wohl proportionirt gebaut, und zeichnen sich durch ein rundes und volleres Antlitz vor den Arabern aus, so wie sie auch nicht die scharfen Gesichtszüge und den dicken gefurchten Nacken der türkischen Bauernschaft haben. Bekanntlich hat der Großherr sie zur Vertheidigung des Reichs nach Europa berufen.)

Sebastian Jamet verheirathete eine seiner Töchter. Der Notar fragte, welchen Titel er im Contract setzen sollte? „Blos Herr von siebzeinhunderttausend Thalern.“

*) Also nur ein Gespräch! — Was würden diese rohen Naturmenschen sagen, wenn sie einmal nach unserm civilisirten Europa kämen, und sähen, was hier alles vor der Hochzeit geschieht? —

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 28. April 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 17.

Denkwürdigkeiten eines Russischen Offiziers über eine Reise im mittelländischen Meere und seinen Aufenthalt in der Gefangenschaft bei den Albanesern und später in Konstantinopel.

(Schluß.)

Im Innern unsers Gefängnisses befand sich eine christliche Kirche, welche unser einziger Trost war. Auf Ansuchen der Kaiserin Katharina II., war sie gebaut für die russischen Gefangenen, deren es im letzten Kriege mit den Türken eine bedeutende Anzahl gab. Täglich kam, auf Verordnung des Patriarchen, stets ein Mönch zur Ausübung des Gottesdienstes. Doch am Tage der halben Fasten geschah ein Unglück, welches die gänzliche Zerstörung der Kirche zur Folge hätte haben können. Zufolge den bei diesem Feste auszuübenden Feierlichkeiten, zog der Priester, mit den, dem Gottesdienste beizuhelfenden Christen, in Prozession mit den Heiligenbildern und Fahnen um das Gefängniß herum. Die Wächter betrachteten diese Ceremonie mit Verwunderung. Da hatte einer der Griechen aus der Bande des Lambro Cacioni den unvorsichtigen Einfall, den Türken zu sagen: „Seht, mit einer solchen Prozession werden die Christen in euer Land dringen, und Konstantinopel erobern.“ Die beleidigten Muselmänner stürzten sich auf uns, trieben uns auseinander, und schlugen unbarmherzig die ihnen in die Hände Fallenden. Mit Mühe gelang es uns, die Heiligenbilder in die Kirche zu schaffen, und diese zu verschließen, um sie vor der Zerstörung zu schützen. Den unglücklichen Griechen züchtigte man durch unbarmherzige Schläge auf die Fußsohlen.

Einer unserer Gefängnißkameraden, ein unglücklicher Armenier, Namens Jeremian, konnte vor Gewissensbissen weder essen noch trinken, was ihn so abzehrte, daß er in gänzliche Kraftlosigkeit verfiel; er kroch auf den Knien. Unser Capitain hegte Mitleid gegen ihn, und bat, die uns dargereichten Gaben mit ihm zu theilen; dessen ungeachtet aber hörte er nicht auf, sich zu grämen, seine Vergehungen zu bereuen, und Tag und Nacht an der Kirchenschwelle zu beten,

weil er in die Kirche zu gehen, sich für unwürdig hielt. Am Oftertage, während der Frühmesse, lag er an seinem gewöhnlichen Platze vor der Kirche, als man aber das Leichentuch Christi vorbei trug, und der Gesang: Christus ist auferstanden, erscholl, da bemühte sich der Armenier es zu küssen, und plötzlich fühlte er Kraft in sich, aufzustehen; von demselben Augenblicke an ward er geheilt, doch war er noch schwach, und ging wie ein kleines Kind. Das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich schnell im ganzen Gefängnisse. Der Priester benachrichtigte davon den Patriarchen, der dem Genesenden seinen Segen erteilen ließ. Täglich kamen Christen, ihn zu sehen und brachten ihm mildthätige Gaben; doch er erhielt nichts davon, weil die Wächter sich alles weigneten, und an dieses Wunder durchaus nicht glauben wollten, vorgehend, daß der Armenier sich verstelle, und sie hintergehen wolle, um bei günstiger Gelegenheit aus dem Gefängnisse zu entlaufen. Sie legten ihn an eine Kette mit einem Juden, einem großen Spitzbuben, und nur auf unsere inständigste Bitten entschlossen sie sich, ihn mit einem Christen zusammenzuketten, was ihm doch wenigstens die Möglichkeit verschaffte, täglich in die Kirche zu gehen, und dem Allerhöchsten, für die an ihm ausgeübten Wunder, zu danken.

Einst starb einer unserer Matrosen an einer schweren Krankheit; wir ließen dieß sogleich dem Wächter wissen, um ihn von seinem Kameraden loszuschneiden, doch jener wollte sich selbst dazu nicht hergeben, und so mußte der Lebendige mit dem Todten eine ganze Nacht und den halben folgenden Tag zubringen. Dann erschienen vier Mitglieder des Divans zur Untersuchung der Leiche. Sie schlugen den Körper des Todten mit Stöcken auf den Bauch, zwängten Stöcke in seinen Mund, und als sie endlich sahen, daß sich nichts an ihm regte, ließen sie ihn aus dem Thurme werfen. — Unterdessen führte man jeden Tag Verbrecher auf unsern Hof und vollzog an ihnen Strafen verschiedener Art. Einst sahen wir hier einen 35jährigen Griechen, dem eine ungewöhnlich schöne Türkin von 19 Jahren folgte, welche man einer unerlaubten Verbindung überführt hatte. Das über sie gefällte Urtheil

war kurz. Der Grieche wurde in unserer Gegenwart auf die Erde gestreckt, ihm eine Schlinge um den Hals gelegt, und zweien von den ewigen Gefangenen befohlen, dieselbe zuzuziehen; den Gefangenen gab man dafür die Kleidung des Unglücklichen. Die Schöne sah gleichgültig zu. Nach vollzogener Strafe wurde sie ganz entkleidet, und in einen Sack gesteckt, welchen man zuband, zwei Steine an demselben befestigte, und ihn in den Meerbusen von Konstantinopel warf. Für ein Vergehen dieser Art gibt es keine Gnade, denn die Verbindung einer Türkin mit einem Christen, wird für das größte Verbrechen gehalten.

Im Verlaufe dieser Zeit hatte sich unsere Flotte, unter Anführung Esenjawins, den Dardanellen genäher, und erwartete bei der Insel Tenedos die türkische Flotte. Die Türken hatten fast alle unsere Gefangenen zu Schanzarbeiten nach der Insel Tenedos gebracht, und uns bestimmte man zu Admiralitätsarbeiten: d. h. Straßen zu legen, Haus zu rupfen, Barken zu ziehen u. s. w. Als ihre Flotte in See gegangen war, lieferte ihnen die unsere eine blutige Schlacht, in welcher sie ein Schiff eroberte, einige Fahrzeuge in Brand steckte, und den Rest zerstreute. Kaum war die Nachricht von dieser Niederlage nach Konstantinopel und endlich bis zu unserm Thurme gelangt, so sperrte man uns auf einige Zeit ein, ließ uns nicht auf den Hof, und schien uns nicht einmal kaltblütig ansehen zu können, bis von ihren zertrümmerten Schiffen die Matrosen ankamen, welche Esenjawin nicht hatte umsonst gefangen halten und füttern wollen. Sie kamen zu uns in das Gefängniß, erzählten wie gut die Russen mit ihnen umgegangen wären, und bedauerten, daß der Divan mit uns nicht eben so verfare. Wir erwarteten, daß nach dieser Schlacht einige Veränderung zwischen unserm und dem türkischen Hofe statt finden, und man uns befreien würde; doch statt dessen ereignete sich in Konstantinopel selbst die fürchterlichste Begebenheit: in einer Nacht hatten sich plötzlich gegen 40,000, mit dem Sultan Selim unzufriedene Janitscharen, aus den Dardanellen-Festungen, bei einer Batterie in Top-Chap, dem Serail gegenüber, versammelt, und verlangten die Auslieferung der Minister. Da sich diese Batterie neben uns befand, so waren wir in der größten Angst, die Unzufriedenen möchten zu uns dringen, und alle in Stücke hauen, denn auf ihrem Wege hatten sie alle ihnen aufstößende Christen niedergefäßelt, und zum Zeitvertreib in deren Häusern ihre Flinten und Pistolen abgeschossen. Alle Bäden waren an diesem Tage verschlossen, und niemand zeigte sich auf den Straßen. Erschrockene Muselmänner, Armenier und Juden, flüchteten sich haufenweise in unser Gefängniß, um sich vor dem Verderben zu schützen, und ihre Zahl vermehrte sich so sehr, daß die Gefängnißwächter, sich selbst vor den Janitscharen fürchtend, nur mit Mühe das Thor zuschließen konnten. Doch der Sultan lieferte seine Minister den Unzufriedenen nicht aus; nun begaben sie sich, dicht bei unserm Thurme vorbei, über den Meerbusen nach dem Serail, und da die Pforten desselben verschlossen waren, und nach dem Befehle Niemand mit Gewalt durch ein Thor drin-

gen darf, wenn auch der größte Staatsverbrecher hinter demselben verborgen wäre, so beschloßen die Janitscharen hier 24 Stunden, bis zum Freitag zu bleiben, an welchem der Sultan auf jeden Fall nach der Sankt Sophien-Moschee reiten, oder wenn er krank wäre, sich dahin tragen lassen müßte. Als die erwartete Stunde heranrückte, stellten sie sich in zwei Reihen von dem Serail bis zur Moschee an, und der Sultan ritt mit seinem ganzen Gefolge feierlich, und mit ruhiger Miene, mitten durch sie; während er aber in der Moschee betete, befreiten die Unzufriedenen seinen 23jährigen Neffen, Mahmud, und setzten ihn auf den Thron. Alle bei Selim befindlichen Minister wurden gleichfalls ergriffen, und ihnen die Köpfe abgeschlagen, auf Pfäfen aufgespießt und in verschiedenen Straßen mit einer Aufschrift, weshalb jeder die Strafe erlitten, aufgestellt. Der neue Sultan schickte allen, in unserm Thurme befindlichen Gefangenen, einen Ducaten. — So wurde Selim, der weiseste aller Sultane, deswegen, wie man sagt, gestürzt, weil er regelmäßige Truppen hatte einführen wollen.

Unterdessen wurde unsere Lage von Tage zu Tage drückender: die an uns geschmiedeten Ketten hatten unsere Füße blutig gerieben. Dieses bewog uns, aus Selbsterhaltung, die Gesandten aller, mit dem unsrigen in Bündniß stehenden Reiche, durch Briefe zu ersuchen, uns Hülfe und Schutz bei dem Sultan auszuwirken, damit man uns wenigstens unserer Fesseln entledigen möchte, denn nirgendwo, sagten wir, sind russisch-kaiserliche Offiziere so barbarisch behandelt worden, wie hier. Sie antworteten uns, daß sie gegenwärtig nichts für uns thun könnten, und riefen, uns an den französischen Gesandten, den General Sebastiani, zu wenden, der großen Einfluß im Divan habe, und allein unser Schicksal erleichtern könne. Nun schrieben wir diesem sehr höflich, und schilderten ihm auf ähnliche Weise unsere Lage, hinzufügend, daß, obgleich wir mit den Franzosen Krieg führten, er es, nach dem angeborenen Mitleide, uns nicht versagen werde, Antheil an unserm Schicksal zu nehmen. Wir baten heimlich einen Griechen, unsern Brief wegzutragen, und versprachen ihm seine Mühe zu belohnen; doch am andern Tage erhielten wir eine sehr grobe Antwort, in welcher General Sebastiani seine Verwunderung äußerte, daß wir zu einer Zeit Hülfe von ihm verlangten, wo wir die größten Feinde seines Kaisers wären. Diese Antwort vernichtete alle unsre Hoffnungen. Wir vertrauten einzig auf Gott, der allein unsern Leiden ein Ende machen konnte. Dies geschah auch bald wirklich. Nach Verlauf einiger Monate fanden große Unterhandlungen in den europäischen Angelegenheiten statt: der Tilsiter Friede wurde geschlossen, und in Folge dessen auch der Waffenstillstand mit dem ottomannischen Reiche, in der Moldau so wie auch im Archipel. Unterdessen hatte nach Beendigung des Friedens, Napoleon seinem Gesandten befohlen, die Befreiung aller russischen Gefangenen zu bewirken. Dies kostete Sebastiani nicht wenig Mühe, weil mit uns bloß ein Waffenstillstand geschlossen worden, und die den Türken genommenen Fahrzeuge noch nicht zurückgegeben waren; er versicherte

aber dem Divan, daß Esenjawin sie zurückgeben werde, und schickte anterdessen, um uns zu befreien, seinen ersten Sekretär mit einigen Beamten des Divans zu uns in den Thurm, der ihnen sogleich geöffnet wurde. Nichts von allem wissend, und durch die vorhergehenden Beispiele schon genug gängstigt, glaubten wir im Anfange, daß man uns zu erwürgen gekommen sey, was gewöhnlich in der Nacht statt fand; als wir aber von dem Franzosen Glückwünsche hörten, als man endlich uns loszuschmieden anfing, konnten wir kein Wort hervorbringen, brachen in Thränen aus, warfen uns auf die Knie, und dankten von ganzem Herzen dem Allerhöchsten. Dem uns losschmiedenden Diener gab jeder einen Piaster. Der Sekretär verlangte, ihm alle russische Untertanen zu zeigen. Wir benutzten dieses, um zur Anzahl unserer Gefangenen noch 150 Mann fremder Gefängnißkameraden hinzuzufügen. Es versteht sich, daß wir den unglücklichen Armenier Jeremian nicht vergaßen.

Der glückliche Tag unserer Befreiung war der 27. Dezember. Man führte uns in einer dunklen Nacht aus dem Thurm; als wir durch die Straßen gingen, trauten wir unserm Glücke nicht eher, bis wir in Pera waren, wo die Ausländer wohnen. Wir begaben uns in den alten Pallast unsers Gesandten, wo uns die, denselben hütenden Janitscharen, denen unsere Bewachung anbefohlen war, empfingen. Alle ausländische Gesandte halten stets einige dieser Söldner. Sie sind die treuesten und zuverlässigsten Leute. Man kleidet sie sehr kostbar, jeder erhält ein goldgesticktes Kleid, zwei oder drei Shawls, größtentheils von weißer Farbe, ein paar Pistolen und einen Dolch, in Gold gefaßt. Die Gesandten vertrauen ihnen sogar bei ihrer Abwesenheit ihre Palläste mit allem, was sich in denselben befindet.

Am andern Tage überbrachte uns der Baron Gips seinen Glückwunsch, und der französische Gesandte ließ uns wissen, damit unsere Befreiung in der Stadt geheim bliebe, daß er uns zu seinem Gefolge rechnen werde, weshalb er uns rieth, französische Cocarden und Hüte zu tragen, und uns für Franzosen auszugeben, denn er befürchtete, daß man uns im entgegengesetzten Falle wieder ergreifen und in den Thurm sperren würde, besonders da Esenjawin die Schiffe noch nicht ausgeliefert hatte. Der neben uns wohnende französische Gastwirth ward beauftragt, uns täglich das Essen zu besorgen. Doch unser sehnlichster Wunsch war, in unser Vaterland zurückzukehren, und daher wandten wir uns an den General Sebastiani, mit der Bitte, ein Fahrzeug nach Odessa zu miethen. Doch da der Friede mit der Pforte noch nicht geschlossen war, so wollte kein einziger Schiffer sich entschließen, uns dahin zu bringen, befürchtend, bei der Rückkehr von Odessa in die Hände russischer Kreuzer zu fallen; wir mußten also, während man ein Fahrzeug fand, in Konstantinopel bleiben, was gegen zwei Monate dauerte. Im Verlauf dieser Zeit durchstreiftge wir mit unsern Janitscharen die Straßen und beschauten die Stadt, welche mir sehr gefiel; denn in Europa sieht man immer das stete Einerlei; hier aber sind Trachten, Ge-

bräuche, Sitten, Gespräche, ja selbst das Handeln ist ganz anders. Die Straßen sind eng und schmutzig; hier findet man einen erschlagenen Menschen, dort ein gefallenes Pferd; manchmal sieht man für schlechtes Gewicht irgend einer Waare, besonders des Brodes, einen mit dem Ohr an einer Ledenthüre genagelten Menschen. Ueberall wird man von einer Menge von Hunden umringt, welche hier in Heerden herumlaufen, und bei den Einwohnern in großem Ansehen stehen; jeder Hauseigenthümer muß ihnen am Morgen Futter heraustragen. Uebrigens will ich Konstantinopel, welches schon hinlänglich bekannt ist, nicht beschreiben, sondern bloß einiger, bemerkenswerthen Seltenheiten erwähnen; nämlich: der Sanct Sophien-Kirche, die sich durch ihren Umfang, und die bewundernswürdige innere Arbeit auszeichnet. Auf dem Plage vor derselben, stehen drei Pyramiden, wovon zwei aus einem Stücke Marmor, und die dritte aus Kupfer ist; letztere besteht aus drei Schlangen, deren Köpfe oben zusammengewunden sind, und mit den Schwänzen das Fußgestell halten. Man erzählt, als letztere nach Konstantinopel gebracht ward, wollten die Juden, ihre Schwere bemerkend, sie durchaus von der Regierung kaufen, weil sie glaubten, daß sie mit Ducaten angefüllt sey. Sie bezahlten für dieselbe unermessliches Geld. Als sie im Besitze derselben waren, fingen sie sogleich an, sie auf dem nämlichen Plage zu zerfeilen; doch statt der erwarteten Ducaten drang ein starker Dualm hervor, der alle Arbeiter tödtete, und wodurch in der Stadt die erste Pest entstanden seyn soll.

Wir waren am Ende des Meerbusens auf einem schönen und großen Plage, Aqua dolce (das süße Wasser) genannt, wo der Tag von Konstantinopels Eroberung gefeiert wird. Hier versammelt sich eine unzählige Menge Volks, um Tabak zu rauchen, Serbet und dicken Kaffee, ohne Zucker und Rahm, zu trinken, oder rings um einen, aus dem reinsten Marmor schön gearbeiteten, und mit Wasser angefüllten Becken, in welchem sieben Fische, deren eine Seite ein verbranntes Ansehen hat, schwimmen, zu lustwandeln. Die Spazierenden werfen jedesmal eine oder mehrere Para's (eine Para beträgt 3 Deneshki Silber) hinein. Von diesen Fischen erzählt die Sage folgendes: Als die Türken dem Kaiser Konstantin Paläologus Konstantinopel entrissen, so sahen die flüchtigen Griechen, auf dem Wege, daß aus einem kleinen Häuschen noch Rauch aufstieg. Als sie hinein gingen, fanden sie eine Griechin, die von allem Vorgefallenen nichts wußte, und sieben Fische bratete. „Nette dich, wenn du nicht in die Hände der Barbaren fallen willst!“ riefen ihr die Flüchtlinge zu; doch sie, dem Geschehenen nicht trauend, antwortete: sie wolle nur dann an Flucht denken, wenn die Fische von der Pfanne springen würden; einige Minuten darauf geschah dieses wirklich. Das Volk glaubt bis auf diesen Augenblick an dieses Märchen.

Mehrere Male hatten wir Gelegenheit am Freitage den Sultan in die Moschee reiten zu sehen; dies geschieht mit großer Pracht. Sein Pferd ist so übermäßig mit Geschirr von Edelsteinen belastet, daß es ihn

nur mit Mühe tragen kann. Ich habe selbst gesehen, daß sechs Menschen kaum die Schabracke vom Pferde nehmen konnten. — Endlich erhielten wir die erfreuliche Nachricht, daß man ein Schiff zu unserm Transport nach Rußland gefunden habe. Es war aus Triest, und der Capitain desselben ein Italiener. Nachdem dasselbe in Bujuk-Dere (ein Ort, wo sich im Sommer die ausländischen Minister aufhalten) segelfertig gemacht worden, schaffte uns Sebastiani in einer Nacht in aller Stille dahin, und einen günstigen Wind abwartend, fuhrer wir den Canal entlang, von beiden Seiten reizende Gegenden und Gebäude, besonders Palläste und Festungen vor uns habend. Beim Eingang ins schwarze Meer dankten wir nochmals dem Allmächtigen für unsere Befreiung von allen Unglücksfällen. Nach zweimal vier und zwanzig Stunden waren wir schon in Odeffa, wo wir, den Befehlen zufolge, einer dreißigtägigen Quarantaine unterworfen wurden, obgleich wir nicht von der Pest angesteckt waren. Der kaiserliche Kriegsgouverneur, Duc de Richelieu, betrug sich sehr herablassend gegen uns; er kam täglich, sich nach uns zu erkundigen, und als er keine Kennzeichen der Pest an uns wahrnahm, befahl er den Termin unserer Quarantaine zu vermindern, und uns im Hause des dortigen Hafen-Capitains, des achtbaren Herrn Telephuzij, einzuquartieren, der uns mit so viel Güte behandelte, wie man es nur von einem Dienstgefährten erwarten konnte. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Odeffa ließ uns der Oberbefehlshaber der Flotte des schwarzen Meeres, Marquis de Traverso, zu sich nach Nikolajew, 120 Werst von Odeffa, kommen. Hier angelangt, umarmte uns der Marquis mit Thränen in den Augen, befahl den, bei ihm sich befindlichen türkischen Gefangenen, das Haus zu verlassen, da er vermuthete, daß es unangenehm seyn müßte, denjenigen zu begegnen, die uns so lange gemartert hatten; versch uns alle mit neuen Uniformen, gab uns Geld, außer den Reisefeldern, und schaffte uns nach St. Petersburg, wo das Admiraltätscollegium uns für das erlittene Unglück, und für unsern Verlust, den Gehalt für ein Jahr auszahlen ließ.

Persische Bäder.

(Allen, die eine zähe Haut haben, anzupfehlen.)

Der Badende wird, ohne irgend eine andere Kleidung, als ein Stück ihn umflatterndes Zeug, das um die Hüften befestigt ist, in den Badesaal geführt, dessen Fußboden sogleich mit einem weißen Tuche bedeckt wird, auf welches er sich selbst niederlegt. Der Diener bringt aus einer Cisterne, die durch unsichtbare Defen erwärmt wird, Eimer voll Wasser, die er über den Badenden hergießt, bis dieser tüchtig naß ist und in Transpiration geräth. Hierauf ergreift er seinen Kopf, nimmt ihn zwischen die Kniee und reibt ihn aus Leibeskräften, so wie auch den Bart und den Schnurbart, mit einer Art von sanftem Teige, der aus der Pflanze Henna verfertigt wird. In wenig Minuten macht diese Pomade die geriebenen Theile glänzend roth. Ein zweiter Strom warmen Wassers wird über den Badenden gegossen. Dann reibt ihm der Diener

mit einem härenen Handschuh, der wie die härteste Bürste wirkt, drei Viertelstunden lang zuerst die Glieder und dann den Rumpf. Ein drittes Begießen mit Wasser bereitet die Operation des Bimssteins vor, zuerst an den Fußsohlen angewandt wird. Bald nachher die Henna von der Gesichtshaut weggenommen und durch einen andern Teig ersetzt, der Rang heißt und aus Indigoblättern bereitet wird. Auf dies Alles folgt die Schampuage, der darin besteht, daß man die Haare überall mit einer solchen Kraft kneipt, zieht und reibt, daß sie lange Zeit die Spuren der dadurch verursachten Inflammation an sich trägt. Einige Perser sind Vergnügen daran, sich die Schenkel so lange ziehen lassen, bis sie knacken, und dieser Theil der Baderoperationen wird mit solcher Vollkommenheit ausgeführt, daß man, wenn man zugegen ist, die Wirbelbeine der Leiden eine Reihenfolge von Tönen angeben hört, die Ähnlichkeit mit einem Glockenspiele haben. — In demnach dies nec plus ultra der Geschicklichkeit auf dem Zuschauer eine sonderbare Wirkung. Da der Badende und der Diener beide nackt sind, so geben die beständigen Anstrengungen des Einen und der natürliche Widerstand der Muskeln des Andern dem Paare ganz ein Ansehen, als wenn es Boxer wären.

Seltene Gebräuche.

Die Abassiner oder Abassier, in der Gegend von Kaukasus, richten bei Hochzeiten, vor dem Hause der Braut ein Bett auf, in welches sich Braut und Bräutigam setzen müssen. Alsdann kommen die Priester, welche ein lautes Hallelujah singen, dreimal um das Bett herum, hernach dem Bräutigam und der Braut die Haarlocke abschneiden, die Haare derselben in Wein (Meth) waschen, des Bräutigams Haar auf den Kopf der Braut und das der Braut auf den Kopf des Bräutigams legen und zwar auf die, durch das Abschneiden der Haarlocke entblößte Stelle, welche mit Weihwasser besprengt wird. Die ganze Hochzeitsfeier überläßt sich hierauf während der ganzen Nacht der lärmendsten Fröhlichkeit. Braut und Bräutigam werden dann in ihre neue Wohnung begleitet, wo sie einen ganzen Monat lang kein Mensch, außer die Pathen der Braut, der einen Monat bei ihnen bleiben betreten darf. Ist die Frau von höhern Stande, darf sie fünf bis sechs Monate lang nicht aus dem Hause gehen und muß, wenn sie nicht während dieser Zeit schwanger wird, ein schwarzes Tuch vor dem Gesichte tragen.

Wenn aber der Patriarch selbst die Trauung vornimmt, so wird das Bett vor der Kirchthüre aufgestellt und das Brautpaar darauf gesetzt. Der Patriarch geht mit einem Rauchsfaße um dasselbe herum und schlägt etliche Mal das Kreuz; alsdann legt er dem Brautpaar die Hände auf den Kopf und befiehlt demselben Gottes Gebot im Evangelio zu halten, und zu bedenken, daß sie hinfert nicht zwei, sondern beide ein Leib seyen und sich daher wohl mit einander vertragen mögen. Er bleibt auch so lange bei ihnen stehen, bis die ganze Feierlichkeit vorüber ist, reicht ihnen ein Abendmahl und spricht den Segen über sie.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 5. May 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 18.

Der Teufel als Ehemann.

Novelle aus dem Italienischen des Nicola Machiavelli.

Wir lesen in den alten Florentinischen Geschichten: Ein sehr heiliger Mann, dessen Wandel von allen seinen Zeitgenossen hoch gefeiert wurde, habe einstmals in der Verzückung des Gebetes gesehen, wie von den unzähligen Seelen armer Sterblicher, die, in der Ungnade Gottes dahingefahren, zur Hölle eingingen, sich die meisten darüber beklagten, daß sie aus keiner andern Ursache in ein so großes Unglück gerathen seyen, als weil sie sich verehelt hätten. Darob waren Minos, Rhadamantus, sammt den andern Höllenrichtern sehr verwundert, und konnten nicht glauben, daß diese Verläumdungen, die dem weiblichen Geschlechte zur Last gelegt wurden, wahr seyen. Da jedoch die Klagen sich mit jedem Tage mehrten, und Pluto von der Sache Kenntniß erhielt, so wurde beschloffen, den Vorfall mit sämmtlichen Höllenfürsten reiflich zu berathen, und sonach diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche für die geeignetsten gehalten würden, um den Betrug zu entdecken, und der Sache näher auf den Grund zu sehen. Nachdem also Pluto die Fürsten zur Versammlung berufen hatte, sprach er folgendermaßen zu ihnen: Ob schon ich, Geliebteste, vermög himmlischer Anordnung und durch den Rathschluß des Schicksals auf ewige Zeiten und unwiderruflich im Besitze dieses Reiches bin, und solchergestalt an Niemandens Urtheil, es sey himmlisches oder irdisches, gebunden seyn kann, so habe ich dennoch und nichts desto weniger (dieweil es größere Weisheit verräth, sich den Befehlen zu fügen und Anderer Meinung zu achten) mich entschlossen, euern Rath darüber zu vernehmen, wie ich mich in einem Falle, welcher für den Ruhm meiner Regierung nachtheilige Folgen haben könnte, zu verhalten habe. Nämlich, da alle Menschenseelen, die in unserm Reiche ankommen, aussagen, daß hieran lediglich die Weiber Schuld trügen, und uns dieses unmöglich dünkt, so wissen wir nicht, was wir thun sollen, indem, wenn wir dieser Aussage unbedingt Glauben schenken wollten, man uns füglich als zu leichtgläubig schelten, und im Gegentheile als zu gelinde und die Gerechtigkeit zu

wenig handhabende Richter tadeln könnte. Und weil jenes der Fehler von unbesonnenen, dieses von ungerichten Menschen ist, und wir den Tadel, der mit dem einen wie mit dem andern verbunden seyn würde, vermeiden wollen, aber hiezu das rechte Mittel nicht zu finden wissen, so haben wir euch berufen, auf daß ihr durch euern Beirath uns behülflich seyd, und bewirket, daß dieses unser Reich, so wie es von jeher ohne Mangel bestanden hat, auch noch fürderhin bestehen und sich erhalten möge! —

Den Fürsten schien insgesammt der Fall von äußerster Wichtigkeit und Bedenklichkeit zu seyn, und sie waren der einstimmigen Meinung, daß man das Wahre der Sache zuvor wohl ergründen müsse; nur über die Art und Weise, dieß zu thun, wichen sie von einander ab. Denn der meinte, man solle Einen — der andere, man sollte Mehrere auf die Welt schicken, um in menschlicher Gestalt die Wahrheit persönlich durch sie erforschen zu lassen; viele aber glaubten, man bedürfe dazu gar solcher Umschweife nicht, indem man bloß einige Seelen auf die Folter zu spannen brauche, um vermittelst der peinlichen Frage die wahre Bewandtsame herauszubringen. Inzwischen war die Mehrheit der Stimmen doch für die vorgeschlagene Sendung, und es wurde auch diese Meinung beliebt.

Da sich aber Niemand fand, der freiwillig das Amt des Sendlings übernehmen wollte, so beschloß man, daß das Loos hierüber zu entscheiden habe. Dieses fiel auf den Erzteufel Belphegor (weiland — nämlich vor dem Himmelssturz — Erzengel Belphegor), welcher sich zwar ungerne dem Geschäfte unterzog, jedoch, gezwungen durch Pluto's Herrschergewalt, sich gleichwohl dazu bequemen mußte, dem Beschlusse der Versammlung Folge zu leisten, und sich den Bedingungen zu unterwerfen, die über die Sendung feierlich festgesetzt wurden. Diese bestunden nun darin, daß dem Abgeordneten sogleich hunderttausend Dukaten behändigt werden sollten, womit er sich auf die Erde begeben, in Gestalt eines Menschen sich bewerben, und mit seinem Weibe zehn Jahre lang hausen, nach deren Ablauf aber mittels Scheintodes wieder zur Hölle zurückkehren sollte, um den Fürsten aus eigener Erfahrung und Wissenschaft

von den Leiden und Freuden des Ehestandes Bericht zu erstatten. Ueberdies wurde ausgemacht, daß er während des besagten Zeitraums auch allem Ungemach und Uebel, dem die Menschen unterworfen sind, ausgesetzt seyn, ja selbst Armuth, Gefangenschaft, Krankheit und jedes andere Unglück, das die Menschen erleben können, zu erdulden haben sollte, es sey denn, daß er sich durch List und Schlaubeit davon zu befreien wüßte.

Nach dergestalt festgestellten Bedingungen und nachdem er das Geld empfangen hatte, begab sich Belphegor sofort auf die Erde herauf, versah sich mit einem stattlichen Gefolge von Pferden und Dienern, und hielt so seinen glänzenden Einzug in Florenz, welche Stadt er sich vor allen andern zum Wohnsitz erkor, indem sie ihm für einen, der sein Geld auf gute Zinsen legen wollte, am günstigsten schien. Er ließ sich Roderigo von Castilien nennen, und miethete ein Haus in der Vorstadt d'ogni Santi. Und damit man seinen wahren Stand nicht entdecken möchte, gab er vor, daß er schon als Kind Spanien verlassen, sich nach Syrien begeben, und in Aleppo sich Vermögen erworben habe, von wo er jetzt wieder weg und nach Italien gezogen sey, um sich hier, als in einem gefelligern, gestittetern und seinem Gemüthe mehr entsprechenden Lande zu vermählen. Roderigo war ein sehr schöner Mann, dem Ansehen nach von dreißig Jahren; er hatte in kurzer Zeit zu zeigen gewußt, wie viel Reichthümer er besitze, und da er obendrein Proben von Menschenfreundlichkeit und Freigebigkeit ablegte, so boten ihm viele adelige Bürger, welche Ueberfluß an Töchtern und Mangel an Geld hatten, ihre Kinder zur Ehe an, aus denen sich Roderigo vor allen andern ein sehr schönes Mädchen, Namens Honesta, die Tochter des Amerigo Donat, erwählte, welcher noch außerdem drei, beinahe schon mannbare Töchter und drei erwachsene Söhne hatte, und, obschon er von edlem Geschlechte war, und zu Florenz in ziemlichem Ansehen stand, doch in Rücksicht auf seinen Adel, und weil er ein Haus machen mußte, in sehr kümmerlichen Verhältnissen lebte. Roderigo hielt auf sehr prächtige und glänzende Weise Hochzeit, und ließ es an nichts, was dergleichen Feste zu erheischen pflegen, fehlen; denn er war vermög des Gefeges, das ihm bei seinem Abgang aus der Hölle auferlegt wurde, allen menschlichen Leidenschaften unterworfen. Alsbald fing er an, auch an weltlicher Ehre und Pracht Gefallen zu finden, und es gerne zu hören, wenn ihn die Leute priesen, was ihm nicht wenig Kosten verursachte. Ueberdies lebte er nicht lange mit Monna Honesta zusammen, als er sich ganz unmaßig in sie verliebte, und fast starb, wenn er sie traurig oder mißvergünzt sah.

Monna Honesta war aber, außer ihrem Adel und ihrer Schönheit, mit einem solchen Hochmuth ausgestattet, daß kaum Luzifer mit einem solchen je behaftet war, und Roderigo, der im Stande war, zwischen beiden in dieser Hinsicht aus eigener Erfahrung Vergleichen anzustellen, dem Hochmuth seiner Gemahlin den Preis zuerkennen mußte. Dieser nahm noch um ein Gutes zu, als sie die Liebe ihres Gemahls zu sich wahrnahm; nun glaubte sie vollends ihn beherrschen

zu können, ertheilte ihm ohne Rücksicht und Erbarmen Befehle, und stund nicht an, ihn, wenn er ihr etwas versagen wollte, mit groben und schimpflichen Worten zurecht zu weisen, was dem guten Roderigo unsäglichen Verdruß verursachte. Nichts destoweniger bewirkten der Schwiegervater, die Brüder, die Verwandtschaft, die Erinnerung an seine ehelichen Pflichten, vor allem aber die Liebe zu seiner Gemahlin, daß er Alles geduldig ertrug. Ich will nicht erwähnen den großen Aufwand, den er zu machen hatte, um ihre stete Sucht nach Kleidern im neuesten Geschmace (der bekanntlich vermöge der wankelmüthigen Natur der Florentiner einem beständigen Wechsel unterworfen ist) zu befriedigen, noch, daß er gezwungen war — wollte er anders mit seiner Frau in Frieden leben — den Schwiegervater in Vermählung seiner übrigen Töchter zu unterstützen, was ihn ebenfalls eine schwere Summe Geldes kostete. Nicht minder lag ihm ob — und zwar gleichfalls bei Honesta's Ungnade, — den einen Bruder mit Tüchern nach dem Orient, den andern mit Zeugen nach dem Occident zu senden, und dem dritten gar eine Goldschlagerei in Florenz anzukaufen, wodurch er vollends den größten Theil seines Vermögens verschwendete. Endlich wollte Monna Honesta auch noch, daß zur Faschingszeit und an St. Johannistag, wo die ganze Stadt, alter Sitte gemäß, Feste feiert, und viele adelige und reiche Bürger sich gegenseitig durch glänzende Gastereien beehren, Roderigo alle übrigen in dergleichen Festen übertreffen sollte; denn sie wollte durchaus andern Frauen hierin nicht nachstehen.

Alles dieses nun litt Roderigo aus den schon angeführten Gründen mit Geduld, ja es wäre ihm gar nicht einmal schwer geworden, diesen äußerst schweren Pflichten nachzukommen, hätte er nur dadurch die Ruhe seines Hauses erhalten, und in Frieden der Zeit seines Ruines entgegensehen können. Allein so gut sollte er es nicht haben; denn trotz alles Aufwandes machte ihm die übermüthige Natur seines Weibes stets nur Kummer, und es blieb ihm kein Dienstbote mehr im Hause, da sie es bei Monna Honesta kaum wenige Tage, geschweige länger, aushalten konnten. Dadurch entstand für Roderigo erst rechtes Ungemach; denn er konnte keinen Diener mehr finden, der sich seiner Sachen annahm, indem selbst jene Teufel, die er in Gestalt von Lakeyen mit sich nach Florenz gebracht hatte, es vorzogen, lieber in die Hölle zurückzukehren, und wieder im höllischen Feuer zu leben, als noch länger unter einer solchen Herrschaft auf der Erde zu bleiben.

Während nun Roderigo dieses unruhige und geplagte Leben führte, und durch die unordentliche Wirtschaft bereits den Rest seiner Habe aufgezehrt hatte, fing er an, von der Hoffnung seines Gewinns aus der Levante und dem Occident zu leben, und, da er noch guten Credit hatte, zur Fortsetzung seines glänzenden Hauswesens auf Wechsel zu borgen. Seine Umstände waren dadurch schon in hohem Grade bedenklich geworden, als noch obendrein vom Orient und Occident die Nachricht einlief, daß der eine Bruder der Monna Honesta Roderigo's ganzes Eigenthum verspielt habe, und der andere bei seiner Rückkehr sammt dem mit

Waaren beladenen und gänzlich unvericherten Schiffe zu Grunde gegangen sey. Diese Kunde hatte sich kaum verbreitet, als Roderigo's Gläubiger zusammentraten, und, da sie einsahen, daß er durchaus ruiniert sey, obgleich sie gegen ihn nicht sofort einschreiten könnten, weil der Zahlungstermin noch nicht abgelaufen war, es für das Beste hielten, ihn vor der Hand mit aller Strenge zu beobachten, damit er ihnen nicht entweichen könne. Roderigo sah seinerseits kein Mittel mehr, seiner Lage abzuhelfen, und, eingedenk der Pflichten, zu denen ihn die höllischen Satzungen zwangen, blieb ihm nichts übrig, als auf was immer für eine Art seine Flucht zu bewerkstelligen. Er warf sich daher eines Morgens auf ein Pferd, und machte sich, da er ohnehin in der Nähe der Porta al Prata wohnte, durch dieselbe aus der Stadt. Seine Abreise wurde aber nicht sobald wahrgenommen, als die Gläubiger Lärm schlugen, zu Gericht liefen, und sich anschickten, ihn nicht bloß mittelst Frohnboten, sondern durch gemeine Streife zu verfolgen.

Als sich der Tumult hinter seinem Rücken erhob, war Roderigo erst eine Meile weit von der Stadt, und weil er sah, daß er hart bedrängt würde, entschloß er sich, um unbemerkter fliehen zu können, die Deersstraße zu verlassen, und querfeldein sein Heil zu suchen. Allein da ihn hieran die vielen Gräben, die das Land durchkreuzten, hinderten, über welche sein Pferd nicht kommen konnte, so mußte er sich bequemen, seine Flucht zu Fuße fortzusetzen, und, nachdem er sein Thier auf der Straße stehn gelassen, eilte er von Feld zu Feld, gedeckt durch die Weinberge und Rohrbüsche, welche in jener Gegend sehr häufig sind, bis er nach Peretola zu dem Hause des Giovanni Matteo del Bricca, einem Diensthauer des Giovanni del Bene, gelangte, den er auch glücklicher Weise daheim antraf, da derselbe eben Dachs Futter nach Hause führte. Er bat den Giovanni Matteo um seinen Schutz, indem er ihn reich zu machen versprach, wenn er ihn aus den Händen seiner Feinde, die ihn verfolgten, um ihn in ewiger Gefangenschaft umkommen zu lassen, retten würde, und versicherte ihn, er wolle ihm, ehe er von ihm scheidet, gewiß eine solche Bürgschaft seines Versprechens geben, daß er ihm Glauben schenken könnte; wo nicht, so sey er es zufrieden, wenn er ihn mit eigener Hand in die Gewalt seiner Gegner auslieferte. Obgleich Landmann, fehlte es dem Giovanni Matteo doch durchaus nicht an Muth, und da er einsah, daß er nichts dabei verliere, wenn er es über sich nehme, ihn zu retten, so versprach er, ihm seinen Beistand, steckte ihn in einen Misthaufen, der vor seinem Hause lag, und überdeckte ihn mit Schilf und andern Unrath, den er zum Verbrennen hergerichtet hatte. Roderigo war kaum in Sicherheit gebracht, als seine Verfolger schon ankamen, und obwohl sie dem Giovanni Matteo durch Drohungen Schrecken einzujagen suchten, so konnten sie doch von ihm nicht herausbringen, daß er Roderigo'n gesehen habe; daher sie unverrichteter Dinge wieder abzogen, und, nachdem sie den Roderigo vergeblich denselben und den andern Tag gesucht, ermüdet nach Florenz zurückkehrten.

Als der Sturm vorüber war, zog Giovanni Matteo seinen Schützling aus dem Schlupfwinkel hervor, und verlangte nun von ihm die Lösung seines Wortes, worauf dieser zu ihm sagte: Lieber Freund, ich bin dir sehr verpflichtet geworden, und will auch meine Schuldigkeit auf alle mögliche Art abtragen; damit du aber glaubest, daß ich mein Versprechen auch halten könne, so will ich dir eröffnen, wer ich bin. Hierauf machte er ihn mit seinem eigentlichen Wesen bekannt, mit den Obliegenheiten, die er bei seiner Ausfahrt aus der Hölle übernahm, so wie mit der Geschichte seines Ehestandes, und sagte ihm zuletzt das Mittel, wodurch er ihn reich machen wollte, welches kürzlich darin bestand, daß, wann Giovanni Matteo von einer Frauensperson hören würde, welche besessen wäre, er überzeugt seyn solle, daß er es sey, welcher der Person inwohne, und daß er nicht eher ausfahren würde, als bis Matteo käme, um ihn auszutreiben, wodurch dann derselbe Gelegenheit erhalte, sich von den Aeltern der Besessenen nach Gefallen belohnen zu lassen. Mit dieser Uebereinkunft schied Roderigo von ihm.

(Schluß folgt.)

Aberglauben und dessen schreckliche Folgen.

Vampyr nennt man einen Todten, der sein Grab zur Nachtzeit verläßt, um die Lebenden zu quälen. Oft saugt er ihnen das Blut aus, zuweilen schnürt er ihnen die Kehle zu, so daß er sie fast erwürgt. Diejenigen, welche auf diese Weise von einem Vampyre umgebracht worden, werden ebenfalls Vampyre nach ihrem Tode.

Dieser Aberglaube ist noch herrschend in Syrien, Polen, Ungarn und der Türkei, und wer das Daseyn des Vampyrs läugnet, würde dort für einen gottlosen und unmoralischen Menschen gelten.

Ein Franzose erzählt in seiner Reisebeschreibung durch Syrien darüber folgende Thatsache. Im Jahr 1816 hatte er eine Fußreise durch Bergosanz unternommen und er übernachtete auf derselben in dem kleinen Dorfe Warboska. Sein Wirth war ein reicher Morlacke, ein lustiger Mann, der den Wein liebte; er hieß Buk Roglonowisch. Seine Frau war jung und noch schön, und seine Tochter, ein Mädchen von sechszehn Jahren, höchst lebenswürdig. Der Franzose wollte einige Tage in dem Hause verweilen, um Trümmer von Alterthümern in der Nachbarschaft zu zeichnen; man räumte ihm gastfreundschaftlich ein Zimmer ein, ohne Geld dafür zu nehmen. Dafür mußte er aber oft seinem Wirthes Gesellschaft leisten. In Syrien gibt es gewöhnlich nur ein gemeinschaftliches Schlafzimmer. Der Franzose war noch mit seinem Wirthes im Gespräch, während sich schon die Frauen in das Schlafzimmer begeben hatten, da erscholl plötzlich ein fürchterliches Geschrei aus diesem Zimmer. Beide Männer eilten bewaffnet in solches, und wurden durch ein schreckliches Schauspiel erschüttert. Die Mutter, bleich, mit verwirren Haaren, hielt die ohnmächtige Tochter, die noch bleicher auf dem Stroh, das ihr zum Lager diente, ausgestreckt lag, und rief wiederholt: „Ein

Vampyr! ein Vampyr! meine arme Tochter ist todt!“ — Diese wurde indeß bald wieder zur Besinnung gebracht, und sie sagte nun aus, daß ein blasser Mensch, eingewickelt in sein Leichentuch, zum Fenster eingestiegen sey, sich auf sie geworfen, sie gebissen und fast erwürgt habe; auf ihr Geschrei sey er entflohen, sie aber in Ohnmacht gefallen. In dem Vampyr habe sie einen Menschen des Orts, Namens Wircznany, der vor 14 Tagen gestorben sey, zu erkennen geglaubt. Am Halse hatte sie einen kleinen rothen Fleck, wahrscheinlich der Stich eines Insekts. Als der Franzose diese Vermuthung äußerte, stieß ihn der Vater unfreundlich zurück, die Tochter weinte und rang die Hände, indem sie ohne Unterlaß rief: „Ach, daß ich so jung und unverheirathet sterben muß!“ Die Mutter sagte dem Fremden Schmähworte, nannte ihn einen Ungläubigen und versicherte, sie habe den Vampyr mit ihren Augen gesehen und in ihm den Wircznany erkannt. Alle Amulette, die sich nur im Hause und im Dorfe befanden, wurden dem Halse des Mädchens umgehängt, und der Vater schwur, daß er am folgenden Morgen den Leichnam des Wircznany ausgraben und in Gegenwart aller seiner Verwandten verbrennen lassen wolle. In Unruhe verging die Nacht, nichts konnte die Menschen besänftigen.

Mit Tagesanbruch war das ganze Dorf in Bewegung; die Männer bewaffnet mit Flinten und Säbeln, die Weiber mit glühend gemachten Werkzeugen, und die Kinder hatten Steine und Stöcke. So begab man sich nach dem Gottesacker, unter Geschrei und Schmähungen auf den Todten; der Franzose konnte sich nur mit Mühe durch die wüthende Menge drängen und bis an das Grab gelangen. Das Ausgraben währte sehr lange, denn Jeder wollte daran Theil nehmen, und so war Einer dem Andern im Wege; selbst Unheil würde daraus entstanden seyn, wenn nicht endlich die Aeltesten bestimmt hätten, daß nur zwei Männer den Leichnam ausgraben sollten. In dem Augenblick, als das Tuch, das den Leichnam bedeckte, weggenommen wurde, erkönte ein so furchtbares Geschrei, daß dem Reisenden die Haare sich sträubten. Es kam von einer ihm zur Seite stehenden Frau, deren Worte: „es ist ein Vampyr, die Würmer haben ihn nicht gefressen!“ sogleich von hundert Menschen auf einmal nachgeschrien wurden. Zugleich erfolgten 20 Flintenschüsse, die den Kopf des Leichnams zerschmetterten, und der Vater, so wie die Verwandten des Mädchens, zerstückten den Körper selbst mit ihren langen Messern. Weiber fingen auf Leinwand die rothe Flüssigkeit auf, die aus diesem durch Schüsse und Stiche zerstückten Körper floß, um damit den Hals der Kranken zu reiben. Darauf ward der Leichnam von mehreren jungen Leuten, nachdem er vorzüglich auf einen Fichtenstamm befestigt worden, auf einen dem Hause des Roglonowisch gegenüber errichteten Holzstoß gebracht, und unter Tänzen um solchen, und unter Geschrei verbrannt. Der widrige Geruch, den dies veranlaßte, zwang den Reisenden, sich bald zu entfernen, und er kehrte zu seinem Wirthe in dessen Wohnung zurück. Das Haus war mit Menschen angefüllt, die Männer mit ihren Pfeifen im Munde, die

Frauen aber alle zugleich redend und die Kranke mit Fragen bestürmend, die noch ganz leichenblaß war, und nur mit Mühe antworten konnte. Ihr Hals war mit dem in die rothe Flüssigkeit getauchten Linnen verhüllt, die mit den halb entblößten Schultern der armen Jungfrau einen schauerhaften Abstand bildeten. Bald verließ sich jedoch die Menge, und der Franzose blieb der einzige Fremde in dem Hause zurück. Die Krankheit des Mädchens war langwierig. Sie war wohl eine Folge des Glaubens an einen Vampyr. Sie fürchtete sich sehr vor den Nächten, und wünschte, immer Jemanden um sich zu haben, der bei ihr wachen möchte. Da die Eltern, ermüdet durch die Arbeiten des Tages, sich kaum bei Anbruch der Nacht aufrecht erhalten konnten, so bot der Reisende seine Dienste als Krankenwärter an, und dies wurde dankbar angenommen. Bei den Morlaken fand man darin nichts Unziemliches, aber dem Franzosen waren diese Wachen sehr peinlich. Wenn der Fußboden knarrte, der Wind an das Haus schlug, bei dem geringsten Geräusch, fuhr das Mädchen zitternd zusammen. War sie eingeschlummert, so hatte sie schreckliche Träume und erwachte dann mit einem furchtbaren Angstgeschrei. Zuweilen, wenn sie merkte, daß ihre Augen sich schließen wollten, sagte sie zu ihrem Wächter: „Schlase nicht ein, ich bitte Dich. Nimm den Rosenkranz in die eine Hand und Deinen Säbel in die andere und bewache mich.“ Zuweilen wollte sie nicht einschlafen, bis sie ihre beiden Hände fest an seinen Arm geklammert hatte. Nichts konnte sie von dem finstern Wahn abbringen, der sie marterte. Sie hatte vor dem Tode eine große Furcht und hielt sich unwiderrüchlich verloren, trotz der Tröstungen, die man ihr sagte. Nach einigen Tagen war sie auffallend mager geworden; ihre Lippen waren ohne Farbe und ihre großen schwarzen Augen schienen noch glänzender zu seyn. Es war ein schrecklicher Anblick! Der Franzose wollte es versuchen, auf ihre Einbildungskraft günstig zu wirken, indem er sich stellte, als theile er ihren Wahnglauben. Aber sie hegte kein Vertrauen zu ihm, da er sich früherhin über ihre Leichtgläubigkeit und ihren Aberglauben lustig gemacht hatte. So gelang ihm sein Versuch, sich für einen Zauberer auszugeben, durchaus nicht, er schadete ihm vielmehr und sie wurde von dieser Zeit an immer kränker. Die Nacht vor ihrem Tode sagte sie: „Es ist meine Schuld, wenn ich sterbe. Es wollte mich Jemanden entführen (nämlich um sie zu heirathen; auf solche Weise werden viele Ehen unter den Morlaken geschlossen), aber ich wollte nicht, und verlangte zuvor eine silberne Kette; er ging nach Mocoëska, um eine zu kaufen, und während der Zeit ist der Vampyr gekommen. Doch,“ fügte sie hinzu: „wenn ich nicht im Hause gewesen wäre, würde er vielleicht meiner Mutter den Tod gebracht haben, und so ist es besser.“ —

Den andern Morgen ließ sie ihren Vater zu sich rufen und sich von ihm versprechen, daß er selbst die Kehle ihr abschneide, wenn sie gestorben sey, damit sie nicht auch ein Vampyr werde; von einer andern Hand sollte dies nicht geschehen. Bald nachher verschied sie.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 12. May 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 19.

Der Teufel als Ehemann.

Novelle aus dem Italienischen des Nicola Machiavelli.
(Schluß.)

Es vergingen wenige Tage, so verbreitete sich auch schon das Gerücht durch ganz Florenz, daß eine Tochter des Messer Ambrogio Amadei, welche an Buonajuto Tebalducci verheirathet war, mit dem Teufel behaftet sey. Die Eltern und Verwandten verkehrten nicht, jene Mittel anzuwenden, welche bei ähnlichen Zufällen gebraucht werden, indem sie ihr das Haupt San Zanobi und den Mantel des San Giovanni Gualberto über den Kopf legten, was jedoch Roderigo alles zu vereiteln wußte. Und damit ja Niemand zweifeln konnte, daß das Uebel, an welchem das Mädchen litt, wirklich ein böser Geist und keine Ausgeburt der Phantasie sey, sprach dasselbe Latein, disputirte über philosophische Gegenstände, und offenbarte die heimlichen Sünden vieler Menschen, so daß Jedermann dadurch in Erstaunen gerieth. Hierüber war Messer Ambrogio sehr betrübt, und da alle Mittel bereits umsonst versucht waren, gab er schon alle Hoffnung auf, seine Tochter je wieder geheilt zu sehen, als Giovanni Matteo zu ihm kam, und ihm versprach, sie gesund zu machen, wenn er ihm fünfhundert Gulden zum Ankauf eines Landgutes in Peretola geben würde. Messer Ambrogio ging den Handel ein, worauf Giovanni Matteo, nachdem er vorher einige Messen lesen ließ, und verschiedene Ceremonien beobachtete, um der Sache einen bessern Anstrich zu geben, sich dem Ohre des Mädchens näherte, und sprach: Roderigo, ich bin gekommen, um von dir die Erfüllung deines Versprechens zu verlangen. Hierauf antwortete Roderigo: Ich bin es zufrieden; allein damit wirst du noch nicht reich; ich will daher, wenn ich dies Haus verlassen habe, in die Tochter des Königs Karl von Neapel fahren, und nicht eher von ihr weichen, bis du kommst. Du kannst dir dann deinen Lohn nach Herzenslust ausbedingen; mußt mich aber in Zukunft nicht mehr plagen. Dies gesagt, wich er wirklich von dem Mädchen, zur Freude und Verwunderung von ganz Florenz.

Es stund auch nicht lange an, so verbreitete sich durch ganz Italien die Kunde von einem ähnlichen

Zustande, der die Tochter des Königs Karl befallen habe, und da das Mittel der h. Brüder auch hier nicht anschlagen wollte, so ließ der König, der von Giovanni Matteo Nachricht erhalten hatte, ihn von Florenz herbeiholen, und er kam nach Neapel, und heilte nach einigen Ceremonien, die er wieder zum Schein machte, auch die Prinzessin. Allein Roderigo, ehe er von dannen schied, sagte zu ihm: Du siehst, Giovanni Matteo, ich habe dir mein Versprechen, dich reich zu machen, gehalten, und bin dir nach Erfüllung meiner Schuldigkeit zu nichts mehr verbunden. Du wirst also gut thun, wenn du mich in Zukunft in Ruhe laßest; denn sonst werde ich dir von nun an nur Schaden bringen, wie ich dir bisher nur Gutes erwiesen habe. Giovanni Matteo kehrte hierauf als ein sehr vermöglicher Mann nach Florenz zurück; denn er hatte vom Könige mehr als fünfzigtausend Dukaten erhalten, und gedachte dieses Reichthums in Frieden zu genießen, indem er nicht glaubte, daß er von Roderigo mehr etwas zu besorgen hätte. Allein diese Meinung wurde plötzlich durch die Nachricht getäuscht, daß eine Tochter Ludwig des Siebenten, Königs von Frankreich gleichfalls vom Teufel besessen worden sey, worüber Giovanni Matteo gänzlich seinen guten Muth verlor; denn er erinnerte sich der großen Macht dieses Königs, und der Worte, welche ihm Roderigo gesagt hatte. Der König, als er kein Mittel finden konnte, das seiner Tochter helfen wollte, und von der Kunst des Giovanni Matteo hörte, ließ ihn zuvörderst durch einen Boten zu sich rufen. Da jedoch Matteo eine Unpäßlichkeit vorschützte, sah er sich genöthigt, die Obrigkeit anzurufen, durch welche Giovanni Matteo gezwungen wurde, Folge zu leisten. Er begab sich daher ganz trostlos nach Paris, und stellte anfangs dem Könige vor, wie er zwar bisher durch gewisse Mittel die Besessenen geheilt habe, jedoch darum noch nicht alle zu heilen verstände und vermöchte, indem es einige von so tückischer Natur gebe, daß sie weder durch Drohungen, noch durch Beschwörungen, noch durch eine Religion gebändigt werden könnten; demungeachtet wäre er bereit, seine Schuldigkeit zu thun, müße aber zum Voraus um Verzeihung und Nachsicht bitten, wenn ihm

die Sache nicht gelingen sollte. Der König wurde hierüber sehr zornig, und drohte, daß er ihn hängen lassen würde, wenn er seine Tochter nicht heilte. Dies machte dem Giovanni Matteo großen Kummer; dennoch faßte er guten Muth, ließ die Besessene vor sich kommen, und indem er sich dem Obre derselben näherte, flehte er Roderigo'n gar demüthlich um Gnade an, ihm die Wohlthat zu Gemüthe führend, die er ihm erwiesen hätte, und welch beispielloser Undank es wäre, wenn er ihn in einer solchen Noth im Stiche ließe. Roderigo aber sagte: Ei du nichtswürdiger Schurke du! wagst du es, mir noch einmal so vor die Augen zu kommen? Glaubst du vielleicht, dich rühmen zu können, daß du durch meine Hände reich geworden bist? Ich will dir und allen deines Gleichen beweisen, daß ich zu geben und zu nehmen verstehe, wie es mir gerade beliebt!

Giovanni Matteo, welcher einsah, daß auf diesem Wege keine Hilfe möglich sey, gedachte jetzt auf andere Weise sein Heil zu versuchen, ließ daher die Besessene wieder wegführen, und sprach zum Könige: Sire! es gibt, wie ich euch gesagt habe, viele Geister, die so böshaft sind, daß ihnen schwer beizukommen ist, und davon ist dieser einer. Gleichwohl will ich noch einen letzten Versuch wagen. Gelingt er, so ist mein und Euer Majestät Wunsch erfüllt; gelingt er aber nicht, so bin ich in Euren Händen, und Euer Majestät mögen dann Mitleid mit mir haben, wie es meine Unschuld verdient. Lasset demnach auf dem Platze von Notre-Dame eine große Bühne aufschlagen, geräumig genug, um eure Barone und die ganze Clerisey der Stadt zu fassen; diese Bühne werde mit Teppichen von Seide und Gold geschmückt, und in deren Mitte ein Altar errichtet; am nächsten Sonntag Morgens begeben sich dann Euer Majestät, von der Geistlichkeit und allen Fürsten und Baronen begleitet, im königlichen Pompe und mit festlichem Gewande angethan auf die Bühne, wohin auch, nach gehaltener feierlicher Messe, die vom Teufel Besessene geführt werde. Neben dem sollen sich auf der einen Seite des Platzes wenigstens zwanzig Personen einfinden, welche mit Trompeten, Hörnern, Trommeln, Sackpfeifen, Cymbeln, Schallmeyern und andern lärmenden Instrumenten aller Art versehen seyn müssen, und, wenn ich meinen Hut schwingen werde, unter Handhabung der Instrumente gegen die Bühne anrücken sollen. Diese Anstalten, in Verbindung mit einigen andern geheimen Mitteln, werden, wie ich denke, jenen bösen Geist wohl austreiben.

Sogleich wurde von dem Könige Alles angeordnet, und als der Sonntagmorgen kam, erfüllte sich das Gerücht mit Vornehmen und der Platz mit Volk, und nach gefeierter Messe wurde die Besessene an den Händen zweier Bischöfe, und begleitet von vielen andern Herren, auf die Bühne geführt. Als Roderigo so viel Volk versammelt sah und alle die Zubereitungen, wurde er darüber schier verblüfft, und sprach zu sich selbst: Was zum Henker hat dieser Bengel von einem Bauer im Sinne? glaubt er mich mit diesem Pomp zu übertrüpfeln? weiß er denn nicht, daß ich mich längst daran gewöhnt habe, den Glanz des Himmels wie die Schreck-

nisse der Hölle zu schauen? Ich will ihn züchtigen dafür, gewiß! — Und wie sich Giovanni Matteo ihm näherte, und ihn bat, daß er weichen möchte, sagt er zu ihm: O das hast du gar fein ausgedacht! was glaubst du denn auszurichten mit diesen deinen Anstalten? glaubst du dadurch meiner Macht und dem Zorn des Königs zu entrinnen? Warte, Flegel! Bengel! ich will dich an den Galgen bringen, geh' es wie es wolle! — Als nun jener ihn von Neuem bat, und dieser ihm wieder nur mit Schimpfreden antwortete, gedachte Giovanni Matteo, daß er keine Zeit mehr zu verlieren habe, und auf das Zeichen, das er mit dem Hute gab, schlugen und bliesen alle, die um Lärm zu machen bestellt waren, mit ihren Instrumenten, und näherten sich unter einem Getöse, das bis zum Himmel drang, der Bühne.

Bei diesem Lärmen richtete Roderigo seine Ohren empor, und da er nicht wußte, was es zu bedeuten habe, stand er ganz verwundert, und fragte mit scheuem Blick den Giovanni Matteo, was es denn gäbe? Worauf dieser verwirrt antwortete: O weh, lieber Roderigo, dein Weib kommt und holt dich! — Es war nun gar verwunderlich anzuschauen, welche Gemüthsveränderung in Roderigo der bloße Name seines Weibes hervorbrachte. Denn, ohne nur zu überlegen, ob es auch möglich oder wahrscheinlich sey, daß sie da wäre, und ohne weiter eine Sylbe zu erwiedern, floh er entsetzt von dannen, und gab das Mädchen frei, indem er lieber wieder in die Hölle zurückkehren wollte, um dort über seine Sendung Rechenschaft zu geben, als sich von Neuem unter so viel Verdrüß, Schande und Gefahr in das eheliche Joch schmiegen. Und also legte Belphegor nach seiner Zurückkunft in der Hölle Zeugniß ab von den Nebeln, welche das Weib dem Manne mit in die Ehe bringt, und Giovanni Matteo, der das Ding besser wußte, als der Teufel, kehrte vergnügt nach Hause zurück.

Kunigunde, Gräfin von Kynast.

(Schlesische Sage von B. von Cölln.)

Eine Stunde von dem lieblichen Badeort Warmbrunn in Schlesien, dem Grafen von Schaffgotsch zugehörig, und sowohl wegen seiner Heilkraft als seiner schönen Anlagen, das berühmteste Bad Schlesiens, erheben sich auf einem ziemlich hohen Berge die Ruinen der ehemaligen stolzen Kynastburg. Der Geschichte nach baute sie der Herzog Bolko von Schlesien, im Jahre 1675 wurde sie vom Blitz getroffen, brannte wegen Mangel an Wasser gänzlich ab, und wurde nicht wieder aufgebaut.

Es war im Sommer des Jahrs 1812, als ich mit noch einigen guten Freunden, bei einer Vereisung des Riesengebirges, diese Ruinen von Warmbrunn aus besuchte; der Weg dorthin ist sehr angenehm, und nachdem man durch das herrliche Dorf Hermsdorf gegangen ist, steigt man allmählig den Berg hinauf. An dem noch ziemlich gut erhaltenen Thore angekommen, unweit dessen noch ein hoher Thurm emporragt, empfing uns ein alter munterer Mann, der hier oben wohnt,

um das, was noch steht, vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren; es wird dieser Verwalter gewöhnlich der Kommandant von Kynast genannt, und es ist immer ein Einwohner aus Hermsdorf, den der Graf von Schaffgotsch, dem auch die Ruine gehört, dazu bestimmt. Recht freundlich führte uns der Alte allenthalben umher, und endlich auch an die eine Seite der Burg, die einen ungeheuren Abgrund, die Hölle genannt, darbietet. Unsonst sucht das Auge die unten herrschende Finsterniß zu durchdringen, und schauernd vor dem gräßlichen Sturze da hinunter, weicht der Fuß schnell von der Mauer zurück. Hier stehen ein Paar Boller und für einige Grascen erlangten wir von dem Alten das Losseitern derselben; außerordentlich stark ist hier das Echo, es brauste der Schall wie furchtbarer Donner über die Thäler hin, und in den Abgrund der Hölle hinunter, aus dem er mit prasselndem Getöse wiederkehrt, an den Gebirgen wiederhallt und endlich, nachdem es fast fünf Minuten lang getobt hat, sich mit dumpfem Murren in die fernen Gebirge verliert.

Ziemlich ermüdet von dem Herumklettern setzten wir uns mit dem Kommandanten an den Platz nach Norden, der die weiteste Aussicht darbietet, langten aus unseren Jagdtaschen Wein und Proviant hervor, und luden auch den Kommandanten zum Mitgenuß ein. Dieser ließ sich so etwas nicht zweimal sagen, und nachdem er ein Paar Gläser geleert hatte, gab er uns eine Sage von der letzten Gräfin von Kynast zum Besten, die ich hier den Lesern mittheile:

Fest und stark, wie alle Burgen und Bauten der Zeit des Mittelalters, wo nur Kraft, Tapferkeit und Biederkeit galten, stühn auf dem Rande eines furchtbaren Abgrundes erbaut, strebten hier einst die Zinnen und Thürme der Burg Kynast empor. Menschenhände verjuchten vergeblich sie zu vernichten, bis Gottes Blickestrahl sie endlich in Trümmer daniederwarf.

Nach dem Tode ihres Erbauers herrschte hier ein mächtiger Graf, und so weit man hier sehen kann, war ihm Alles unterthan; gefürchtet in der Fehde war sein tapferer Arm, allein auch eben so sehr liebten ihn wegen seiner Güte und Milde alle Vasallen, und freudig opferten sie ihm Blut und Leben. Oft genug war dieß der Fall, denn die unruhigen schlesischen Herzoge, denen Graf Albrecht's Macht zu groß wurde, suchten ihn stets in Fehden zu verwickeln oder ihm ein Stück seines Eigenthums zu entreißen. Meistentheils blieb er jedoch Sieger, und dann hielten die hohen Fenstergewölbe des großen Rittersaales vom Klange der Bescher wieder, und die Harfner sangen fröhliche Lieder dazu.

Was des alten Grafen Glück noch vermehrte, waren zwei herrliche Söhne, Hugo und Albert, die ihm seine früh entschlafene Gattin Gertraud hinterlassen hatte, so wie eine liebliche Tochter Kunigunde. Beide Söhne hatten sich schon frühzeitig, sowohl in Turnieren als in ernsthafter Fehde ausgezeichnet, und sich die Ritterporen verdient, und die fünfzehnjährige Kunigunde versah mit musterhafter Sorglichkeit das Hauswesen, früh von der Mutter dazu angehalten, wie es

in jenen biederen Zeiten noch Mode war, statt daß jetzt unsere Fräuleins sich mehr mit Sticken, Malen, Spielen und Singen beschäftigen, und wohl gar Handschube anziehen, wenn sie zum Unglück einmal des Kochs Residenz betreten müssen. Viele Grafen und Ritter, unter ihnen manche dem Grafen Albrecht an Macht und Reichthum gleich, begehrten die herrliche Kunigunde zum ehelichen Gespons; doch vergebens war all ihr Werben, sie hing mit zu inniger Liebe an ihrem grauen Vater, als daß sie ihn hätte verlassen können; überdieß hatte Keiner von Allen Liebe in ihr rege zu machen gewußt, und so erklärte sie ein für allemal, bei Lebzeiten ihres Vaters sich nicht verheirathen zu wollen, und ward von diesem und ihren Brüdern um desto mehr geliebt, so daß das glücklichste Familienband sich nur immer fester knüpfte.

Doch ach! schon nahte die finstere Schicksalsgöttin, um auch über des Grafen Albrecht's Haus, wie in allem, die furchtbare Unglücksgeißel zu schwingen. — Der Graf wurde in eine neue ernsthafte Fehde mit dem Herzog von Sagan verwickelt, schnell bot er seine Vasallen auf, und da er selbst, vom Alter geschwächt, nicht mehr mitziehen konnte, so übergab er die Anführung der beiden Haufen seinen Söhnen. Fröhlichen Muths zogen diese dahin, und Anfangs lächelte ihnen auch das Glück so hold, daß sie in mehreren Gefechten des Herzogs Truppen zurücktrieben. Endlich kam es zu einem entscheidenden Gefecht; mit unermüdeter Anstrengung kämpften beide Heere, die Erde donnerte vom Hufschlag der Pferde, und weit umher ertönte die Luft vom Klirren der Schwerter, dem Klängen der Schilde und Panzer; doch vergebens waren diesmal alle Anstrengungen der beiden Haufen, sie begannen die beiden Brüder, um zu fliehen oder zu sterben, noch einmal in den Haufen der Feinde, Alles wich oder fiel vor ihren Schwertern, doch ach! zu weit hatte sie ihr Eifer geführt, sie wurden vom Feinde umringt, und bald hauchte das edle Brüderpaar die Heldenseele aus. Jetzt stürzten sich rachedürstend die beiden wiedergesammelten Haufen abermals auf den Feind, der furchtbarste Kampf begann um die Leichen der geliebten Anführer, ihrer Wuth mußte der Feind weichen, er wurde gänzlich geschlagen, aber trauernd zogen die beiden Haufen mit den Leichen der Brüder dem Kynast zu.

Festlich war schon der Saal geschmückt, die Pokale harrten der Ritter, und auf dem Hofe waren Fässer voll edlen Getranks für die Mannen aufgefahren; da nahte sich der Trauerzug, und eilig kalt fuhr es dem alten Grafen durch's Herz. Wer aber malt seinen Schreck, wer schildert seinen und Kunigundens Schmerz, als die Leichen der geliebten Söhne, der geliebten Brüder, von tiefen Wunden entstellt, vor ihnen lagen; besinnungslos mußten Vater und Tochter fortgetragen werden, und die Ritter besorgten das Nöthige zum stattlichen Begräbniß. Kunigunde erholte sich bald, um ihren Schmerz mit Kraft überwindend und die Thränen bekämpfend, dem Vater beizustehen. Erst der dumpfe Ton der Burgglocke, die zum Begräbniß läutete, er-

weckte diesen aus seinem bewußtlosen Zustande, und er verlangte die Geliebten noch einmal zu sehen. Auf die Schultern seiner Tochter und eines Ritters gestützt, wankte er nach der Schlosskapelle, wo eben der Geistliche die offen da stehenden Leichen einsegnete. Da sank der alte Graf noch einmal zum inbrünstigen Gebet zwischen beiden Särgen auf die Knie nieder, erhob sich dann, drückte den letzten Scheidefuß auf die Lippen der Erbkrone, und sie wurden hinuntergesenkt in die kühle Gruft zur Ruhe bei ihren Vorfahren.

Dede und still wurde es nun auf der sonst so fröhlichen geräuschvollen Burg, tief gebeugt bekümmerte sich Graf Albrecht nicht mehr um den Fortgang der Fehde, und kein Lächeln umzuckte seine Lippen mehr, als er die glückliche, für ihn vortheilhafte Beendigung derselben erfuhr; seine Freude ruhte im Grabe und nur mit thränenreichen Blicken betrachtete er die ihm übrig geliebene Kunigunde, die mit freundlicher Wehmuth ihn zu trösten stets bereit war.

So verfloß ein Jahr, Graf Albrecht hatte den harten Schmerz niedergekämpft und sich in den Willen der Vorsehung ergeben und allmächtig fing bereits an, Leben und Heiterkeit in die Burg zurückzuführen, da traf ein neuer und der furchtbarste Schlag die arme Kunigunde. Ihr Vater lustwandelte einst, wie er öfter zu thun pflegte, auf der Burgmauer umher; da kam er an die Stelle, wo sich der fürchterliche Abgrund in tiefe Finsterniß hinunterseufzt; hier erfasste den wandernden Greis plötzlich ein unüberwindlicher Schwindel, er konnte sich nicht halten, und hinab stürzte er in die grausvolle Tiefe, aus der nie mehr ein Gebein von ihm zum Vorschein kam. Lautjammernd brachte der Burgwart die schreckliche Nachricht Kunigunden, die leblos darniedersank und nur nach vielem Bemühen ihrer Josen erst wieder zu sich kam, um ein für sie schreckliches Daseyn zu verleben. Uebermals legte sie die schwarzen Trauerkleider an, verschloß sich noch mehr in stille Einsamkeit, und fürder wurde keinem Ritter mehr das Thor geöffnet.

So saß sie auch eines Morgens einsam in ihrem Klosett, theils mit schmerzlicher Erinnerung die an der Wand hängenden Bilder ihres Vaters und ihrer Brüder betrachtend, theils seufzend in die weite Gegend hinausschauend. Da bemerkte ihr Blick plötzlich einen in dem Strahl der Morgensonne hellglänzenden Zug, der sich von Warmbrunn aus dem Hynast näherte. Befremdend blickte sie unverwandt dahin, und bald war er nahe genug, um sie ihre Ritter und Vasallen erkennen zu lassen, die sich im höchsten Schmuck dem Thore naheten und Einlaß begehrten, um ihrer Gräfin etwas höchst Wichtiges vorzutragen. Auf diese an sie gelangte Meldung befahl sie sogleich den Ritteraal zu öffnen, und bat die Ritter, ihrer einen Augenblick dazselbst zu harren.

Bald hatte sich der Saal gefüllt, und ehrfürchtvoll in stummem Schweigen harrten die Ritter der Gebieterin. Da öffneten sich die großen Flügelthüren des Saals, und Kunigunde, tief in Trauerkleider gehüllt, gefolgt von einer ihrer Josen, trat, die Ritter

schmerzlich-freundlich begrüßend, herein. Ihr Anblick ergriff aller Ritter Herz, die sonst so herrlich blühende Kunigunde zeigte, obgleich nicht minder schön wie sonst, Spuren des tiefsten Grams in ihren Zügen. Nachdem sie auf einen erhöhten Sessel Platz genommen, fragte sie mit huldvoller Stimme nach der versammelten Ritter Begehr, und weßhalb sie in so stattlichen Zuge heraufgekommen. Der alte Ritter Gottschall, der für Kunigunden Vater so manche heiße Schlacht gefochten und so manche Wundenarbe aufzuweisen hatte, trat hervor, und begann im Namen Aller mit folgenden Worten:

„Gnädige Gräfin, des Landes Wohlfahrt führt uns her. So sehr wir auch Eure Trauer um den so unglücklich verlorenen Vater, unsern seligen Herrn Grafen, ehren, so verlangt doch auch das Volk Eure Fürsorge. Noch immer ruhen die alten Feinde nicht ganz, und so sehr wir uns auch mit allen unseren Kräften entgegenstellen, es wird nichts Ganzes ausgerichtet, denn es fehlt ein Oberhaupt. Darum, gnädige Gräfin, sind wir vom ganzen Volke abgesandt, Euch zu bitten, einen Gemahl zu wählen, und dem Lande in ihm einen neuen Herrn zu geben. Sey es wer es sey, auf den Eure Bahl fällt, dem wollen wir freudig huldigen und den Eid der Treue leisten, auch gern mit Blut und Leben für ihn bei jedem Angriff kämpfen.“ Hier schwieg der Ritter, und alle Ritter und Vasallen wiederholten einstimmig den vorgetragenen Wunsch. Nachdem die Gräfin Kunigunde eine Zeitlang nachdachte, dann begann sie: „Gerne will ich die Bitte gewähren, doch nicht allein, daß es mir schwer fällt, unter vielen edlen Werbern zu wählen, so habe ich noch eine Ursache, weßhalb ich eine Bedingung festsetzen möchte, und ich unumsstößlich nur desjenigen Gattin zu werden mich erkläre, der diese Bedingung erfüllt.“ Die ganze Versammlung bat sie nun, diese Bedingung sie wissen zu lassen. „Wohlan denn,“ erwiderte die Gräfin, „mein unglücklicher Vater stürzte, vom Schwindel erfaßt, in die schreckliche Hölle hinab; darum, damit mir einst ein eben solcher Fall mich wieder in Trauer und Schrecken versetze, schwöre ich bei Gott und allen heiligen, nur demjenigen meine Hand zu geben, der mit festem Schritt und unverzagtem Muth, bei der gefährlichen Stelle vorbei, die Mauer der Burg umrunden darf, dies ist mein Einschluss, von dem nichts auf der Welt mich abzubringen vermag.“ Hierauf entfernte sich die Gräfin und überließ die Ritter ihrem Nachdenken; die Ritter staunten ob der gräßlichen Bedingung, und da sie den Muth in sich fühlte, diesen lebensgefährlichen Versuch zu wagen, so zogen sie mit niedergeschlagenen Sinnen wieder davon.

Kunigunde triumphirte; sie hatte bei ihrem festem Entschlusse, nie zu heirathen, eine so abschreckende Bedingung festgesetzt, um, wie sich auch zu beweisenschien, die Ritter von ferneren Bewerbungen zurückhalten, und auf der Burg ließ sich auch kein einziger Bewerber mehr blicken; doch sie hatte zu früh gesprochen. (Schluß folgt)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 19. May 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 20.

Die Gründung des Thrones von Portugal,
oder:
das Statut von Lamego. *)

Die Beschlüsse dieser Versammlung sind, als eigentliches Grundgesetz der portugiesischen Monarchie zu betrachten. Der Aufstand der Portugiesen gegen die Spanische Herrschaft, durch welchen das jetzt regierende Haus auf den Thron erhoben wurde, stützte sich gleichfalls auf jenes alte Recht, und hat demselben eine neue Befestigung verliehen. Die hier folgende Uebersetzung derselben ist wörtlich nach dem Texte genommen, welchen Antonio Brandão in seiner Fortsetzung der Monarchia Lusitana por B. de Brito Lisboa 1632 T. III. L. X c. 14. El. 141 und hiernach A. E. de Sousa in der Historia geneal da casa real portugueza Lisboa 1730. Provas T. I. pag. 9 geliefert haben.

Die erste Versammlung des Königs Alphonso, des Sohnes des Grafen Heinrich, in welcher gehandelt wird von den Geschäften des Reiches und vielen andern Dingen von großem Gewicht und Bedeutung.

Im Namen der heiligen und ungetheilten Dreieinigkeits des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der untrennbaren Dreieinigkeits, welche niemals getheilt werden kann. Ich Alphonso, des Grafen Heinrich und der Königin Theresia Sohn, des großen Alphonso, des Beherrschers von Spanien Enkel, und durch die göttliche Liebe jüngst auf den königlichen Thron erhoben: Weil Gott es Uns gestattet hat, zu ruhen, und Uns Sieg gab über die Mauren, unsre Feinde, und Wir deshalb einiger Muße genießen, späterhin aber vielleicht keine Zeit haben dürften, so haben Wir nachfolgende Personen zusammenberufen: den Erzbischof von Braga, den Bischof von Biseu, den Bischof von Porto, den Bischof von Coimbra, den Bischof von Lamego — auch die Männer, die unter unserm Hofe (curia, Lehns Hof) stehen und Abgeordnete aus gutem Geschlecht von den Städten Coimbra, Gui-

marães, Lamego, Biseu, Barzelos, Dporto, Tranco-so, Chaves, Castoreal, Bouzela, Torres vedras, Sena, Covilhao, Montemayor, Esqueiro, Villareal; auch war dort zugegen eine Menge von Mönchen und Geistlichen, und wir waren versammelt zu Lamego in der Kirche der heiligen Maria Almacave, und der König saß auf dem königlichen Thron ohne königliche Insignien, und Laurentius Venegas, des Königs Procurator, stand auf und sagte:

Es hat euch versammelt der König Alphonso, den ihr gesetzt habt auf dem Feld Durique, daß ihr die guten Briefe des Herrn Pabstes sehet und saget, ob ihr wollt, daß jener König sey. Und alle sagten: Wir wollen, daß er König sey. Und der Procurator sagte: Wie soll er König seyn, sollen es auch seine Söhne seyn, oder soll er allein König seyn? Und Alle sagten: Er, so lange er lebt, und seine Söhne, wenn er nicht mehr lebt. Und der Procurator sagte: Wenn ihr also wollet, so gebt ihm ein Zeichen. Und Alle sagten: Geben wir es ihm in Gottes Namen.

Und der Erzbischof von Braga stand auf, und nahm aus den Händen des Abtes von Laubano, eine große goldene Krone mit vielen Perlen, welche herührte von den Königen der Gothen und welche diese dem Kloster geschenkt hatten, und diese setzten sie dem König auf. Und der Herr König mit dem bloßen Schwert in seiner Hand, mit welchem er im Krieg geschlagen hatte, sagte: Gelobt sey Gott, der Mir geholfen hat. Mit diesem Schwert habe Ich euch befreit und habe unsere Feinde besiegt, und ihr habt Mich zum König gemacht und zu eurem Genossen. — Da ihr aber also Mich dazu gemacht habt, so laßt uns Gesetze geben, wodurch unser Land in Frieden sey. Es sagten Alle: Wir wollen, Herr König, und es gefällt uns, Gesetze zu geben, welche Euch gut scheinen werden, und wir Alle sind mit unsern Söhnen und Töchtern, mit unsern Enkelinnen und Enkeln zu Eurem Befehl.

Als bald rief der König herbei die Bischöfe, die edlen Männer und die Procuratoren, und sie sagten unter sich: Wir wollen zuerst Gesetze machen über die Erbschaft des Reiches, und sie machten die nachfolgenden:

*) Die Cortes von Lamego sollen bekanntlich gegenwärtig wieder zusammenberufen werden, um Don Miguels Thronbesteigung zu sanktioniren.

Es lebe der Herr König Alphonsus, und er habe das Reich. Wenn er Söhne hat, so sollen sie leben und das Reich haben, also daß es nicht nöthig seyn soll, sie auß's Neue zu Königen zu machen. — Sie sollen auf diese Weise folgen: Wenn der Vater das Reich hat und stirbt, so soll es der Sohn haben, hernach der Enkel, hernach der Sohn des Enkels, und nachher die Söhne der Söhne in alle Ewigkeit und für immer.

Wenn der erste Sohn stirbt bei Lebzeiten des Königs seines Vaters, so soll der zweite König seyn, wenn der zweite stirbt, der dritte, wenn der dritte stirbt, der vierte, und endlich alle auf dieselbe Weise.

Wenn der König ohne Söhne stirbt, und wenn er einen Bruder hat, so soll dieser König seyn, so lange er lebt, und wenn er todt ist, dann soll sein Sohn nicht König seyn, wenn ihn nicht die Bischöfe und Procuratoren und die Edeln des königlichen Hofes dazu setzen. Wenn sie ihn zum König machen, soll er König seyn, wenn sie ihn nicht dazu machen, so soll er nicht König seyn.

Es sagte darauf Laurentius Venegas, der Procurator des Herrn Königs, zu den Procuratoren: der König spricht, Ob ihr wollt, daß seine Töchter auch in die Erbschaft des Reichs eintreten, und ob Ihr über sie Gesetze machen wollt? Und nachdem sie mehrere Stunden gestritten hatten, sagten sie: Auch die Töchter des Herrn Königs sind aus seinen Lenden entsprossen und wir wollen, daß sie eintreten sollen in das Reich, und daß darüber Gesetze gemacht werden. Und die Bischöfe und die Edeln machten Gesetze darüber in folgender Art:

Wenn der König von Portugal keinen Sohn hat, und eine Tochter hat, so soll sie Königin seyn, wenn der König gestorben ist, auf folgende Weise: Sie soll keinen Mann nehmen, als einen Edeln aus Portugal, und dieser soll nicht König genannt werden, als nachdem er mit der Königin einen Sohn gehabt hat, und wenn der Gemahl der Königin in der Versammlung ist, soll er ihr zur Linken gehen, und der Gemahl soll auf sein Haupt nicht die Kron des Reichs setzen.

Es soll dieses Gesetz für immer bestehen, daß die erste Tochter des Königs einen Mann aus Portugal nehme, damit das Reich nicht an Fremde komme, und wenn sie sich verheirathet mit einem fremden Fürsten, soll sie nicht Königin seyn, weil wir nicht wollen, daß das Reich von den Portugiesen abkomme, die wir durch unsere Stärke die Könige gemacht haben, ohne fremde Hülfe, durch unsere Stärke und mit unserm Blute.

Dieses sind die Gesetze über die Erbschaft unseres Reichs. Und es las sie Albertus der Kanzler des Herrn Königs Allen vor, und sie sagten: Sie sind gut, sie sind gerecht, wir wollen sie für uns, und für unsern Saamen nach uns.

Nachdem hierauf Gesetze über den Adel und die Gerechtigkeit gemacht worden, sagte der Procurator des Königs, Laurentius Venegas: Wollt Ihr, daß der Herr König zu den Cortes des Königs von Leon gehe, oder jenem Tribut gebe oder irgend Jemand anders, mit Ausnahme des Herrn Pabstes, der ihn zum König ernannte? Und Alle standen auf und

erhoben die bloßen Schwerter und sagten: Wir sind frei, und unser König ist frei, unsere Hände haben uns befreit und der Herr König. Wer darin einstimmt, der soll sterben, und wenn es der König ist, so soll er nicht regieren über uns. Und der Herr König stand mit der Krone wiederum auf, gleichfalls mit bloßem Schwert, und sagte zu Allen:

Ihr wißt, welche Kämpfe ich gethan habe für Eurer Freiheit, Ihr seyd Zeugen, mein Arm ist Zeuge und dieses Schwert; wenn Jemand in solches willigt, der soll sterben, und wenn es mein Sohn oder Enkel wäre, so soll er nicht regieren.

Und Alle sagten: Das ist ein gutes Wort. — Sie sollen sterben, und wenn der König also ist, daß er einwilliget in fremde Herrschaft, so soll er nicht regieren. Und wieder sagte der König: Also geschieht es.

Treue und Gedächtniß eines Hundes.

In Königsberg in Preußen besitzen die Fleischer in den verschiedenen Stadtvierteln eigene Schlachthäuser, wo das Vieh eingeführt und geschlachtet wird. Vor etwa zehn Jahren wurde in jeder Nacht sehr viel von dem daselbst aufbewahrten Fleische gestohlen, ohne daß man vermuthen konnte, wer der Dieb sey. An dem einen Ufer des breiten Flusses, welcher Königsberg durchströmt, liegt der altstädtische Schlachthof, aus dessen Innern eine wohl mannsdicke Röhre bis nach dem Wasser herunter führt, um das Blut und die Unreinigkeiten abzuleiten. Gerade gegenüber dem Ufer wohnte der Fleischermeister Schörke, dessen Hofraum auf der einen Seite vom Flusse bespült wird. Die oben bemerkten Diebereien nahmen kein Ende, und einige Meister beschloßen, eine Nacht zu wachen. Es schlägt 12 Uhr und die Wachenden vernehmen am Flusse ein Plätschern. Stöhnend windet sich ein Geschöpf mit unsäglichlicher Mühe die Reinigungsrohre herauf, und siehe, aus der Oeffnung derselben hebt sich der dicke Kopf einer Englischen Dogge. Sie kriecht völlig heraus und brummt, da sie fremde Leute wittert. Da diese sich aber still verhalten, geht die Dogge nach der Seite, wo das Fleisch aufgehängt war, reißt ein geschlachtetes Kalb vom Nagel, und indem sie dasselbe vor sich die Röhre hinabgleiten läßt, folgt sie auf demselben Wege. Die Anwesenden schauen zum Fenster hinaus und sehen den Hund über den Fluß, das Kalb im Maule, fortschwimmen, und am gegenseitigen Ufer, auf dem Hofe des Fleischermeisters, ans Land steigen. Am andern Morgen versigten sich die Fleischer, welche eine Zeitlang bestohlen waren, zu Schörke, erzählten ihm die Geschichte, und nun wird diesem klar, wie die vielen Knochen und Stücken Fleisches auf seinen Hof gekommen sind. Sein Kettenhund Türk, den man in der Nacht seiner Kette erledigt, hatte die Dieberei ausgeführt. Schörke mußte eine bedeutende Summe den Bestohlenen als Schadloshaltung bezahlen. — Er bittet über den Verlust, spricht er das Todesurtheil über den Hund aus, und bittet einen Bekannten, der sich eben bei ihm befindet, den Dieb zu erschießen. Dieser zeigt sich auch bereitwillig; die Flinte über die

Schultern hängend, den Türk an einer Leine mit sich führend, geht er vor's Thor, um die Exekution auszuführen. Dort begegnen ihm einige Polen. Einer von ihnen fragt, wo er mit dem Hunde hinwolle, und bietet ihm, da er hört, daß er erschossen werden soll, 3 Thaler. Man wird des Handels einig, der Pole nimmt den Hund, der Exekutor das Geld und kehrt mit der Nachricht zurück, daß der Uebelthäter seinen Lohn empfangen habe. In Schörke regte sich nun das Mitleid. Der Hund war von vorzüglicher Race und seinem Herrn immer sehr ergeben gewesen. Er zürnte mit sich selbst, daß er den treuen Hüter seines Hauses verkannt hatte. Doch geschehene Dinge lassen sich nicht ändern; er muß sich zufrieden geben. — Ein Jahr nach diesem Vorfalle macht Schörke eine Reise nach Polen, um dort fettes Schlachtvieh einzuhandeln. Zwei Meilen jenseits der Grenze, nicht weit von dem Städtchen Wisztyen, überfällt ihn die Nacht. Es war Ende Februars, das Wetter schlecht, und er bis auf die Haut durchnäßt. Er kehrt in einem abgelegenen Krug ein. Er tritt in die Wirthsstube, die von der Unreinlichkeit des Wesslers zeugt, und findet nur den Wirth nebst seiner Frau als Bewohner des Hauses. Nachdem er mit vieler Mühe ein spärliches Abendessen erhalten hat, bittet er, ihm seine Schlafstelle anzuweisen, und wird von dem Polen, der mit einem brennenden Riechspann vorleuchtet, eine Leiter hinauf nach einer Bodenkammer geführt, in der sich ein Bett befindet. Mit einer „gerühlsamen Nacht!“ verläßt der Wirth den Gast. Schörke befindet sich nun allein, brennt sein Pfeifchen zu und wandert in der Stube auf und ab. Indem er nun seine Begebenheiten des Tages überdenkt, fällt es ihm auf, daß unten in der Wirthsstube der Wirth mit seiner Frau oft im heimlichen Geflüster mit gierigen Blicken nach seiner um den Leib geschwallten Geldkatze geblickt hatten. Dies, das dazu schielende Gesicht des stämmigen Wirths, die Ablegenheit des Hauses läßt ihn Unheil ahnen, und er ist auf seiner Huth. Er untersucht die Kammer, die Thür hat keinen Riegel, das Schloß keinen Schlüssel. Er besieht das Bette, untersucht dasselbe, und findet — Blutflecke. Seine Ahnung, daß er in einer Mördergrube sey, wird zur Gewißheit; er will es versuchen, sich durch die Flucht zu retten, allein das Fenster ist ihm zu klein, um durch dasselbe zu entkommen. Ihm blieb nichts übrig, als sich auf seine derben Fäuste und sein Messer zu verlassen. Er wickelt ein Kopfkissen zusammen, bekleidet es mit seiner Schlafmütze, legt dies Bündel ins Bett, das etwas in Unordnung gebrachte Deckbett darüber spreitend, und nun das Messer in der Hand, geht er ans Fenster, betet inbrünstig zu Gott, ihn aus dieser Noth zu erlösen, und müßte er hier unter Mörderhänden verbluten, seine Frau und Kinder in Schutz zu nehmen. Durch diese Andacht gestärkt, erwartet er die kommenden Dinge. — Der Mond warf von Zeit zu Zeit sein mattes Licht durch die Wolken; der Regen und Schnee klapperten gegen die Fenster. Bei dem feinsten Geräusch umklammerte seine Faust fester das Messer. Es konnte halb Ein Uhr seyn, da hörte er auf der Treppe leises Geräusch und stellt sich hinter die Thür, und herein tritt der Wirth mit einer Flinte be-

waffnet. Leise schleicht er zum Bette; getäuscht durch das Dunkel der Nacht und durch des Fleischers Vorrichtung, glaubt er, Schörke selbst läge im Bette; er drückt sein Mordgewehr ab, der Schuß fällt. Nun springt aber Schörke hervor; Beide umfassen sich ringend, allmählig aber schwinden des Fleischers Kräfte. Huß! Huß! ruft der Pole und auf diesen Ruf springt ein großer Hund zur Thür herein, und mit einem Satz auf Schörken zu, um diesen niederzureißen. Plötzlich aber, mit entsetzlichem Gebell, wirft der Hund sich auf den Polen, reißt ihn zu Boden und sich über ihn mit feurig rollenden Augen stellend, stemmt er dem Gestürzten die Vorderfüße auf die Schulter. Froh wedelt er mit dem Schweif und stößt ein fröhliches Geschrei aus. — Türk hatte seinen Herrn wiedergefunden! — Schörke erkannte den treuen Hund, dem er den Tod bestimmt hatte, und der ihm jetzt das Leben rettete. Der Pole, vom wüthenden Hund und dem Messer des Fleischers bedroht, lag still, ohne sich zu rühren. Der Morgen grante, Reisende nahen der Herberge. Schörke rief zum Fenster hinaus nach Hülfe. Man kam herauf, — und der Wirth erhielt seinen Lohn für die Mordthaten, die er schon früher begangen hatte. Schörke ist vor einigen Jahren gestorben. Türk, zwar blind und von Alter entkräftet, lebte aber noch vor Kurzem bei dem Sohne desselben, und wurde von diesem so sorgfältig gepflegt, wie er es durch seine Treue verdient hatte.

Kunigunde, Gräfin von Rynast.

(Schluß.)

Graf Ludwig, ein junger, liebenswürdiger Ritter, hegte schon lange Zeit die heftigste Liebe für die reizende Kunigunde, und diese ließ ihn nicht rasten noch ruben; er beschloß also das Unmögliche zu wagen, und ließ sich, seine Absicht kundgebend, bei der Gräfin melden.

Heftig erschrak diese darüber, und ließ ihm sein Begehren rund abschlagen, ohne ihn vor sich zu lassen. Dennoch beharrte Graf Ludwig auf seinem Willen, und ließ die Gräfin an ihren Schwur erinnern, nach welchem sie ihm den Ritt nicht versagen konnte. Da ließ ihn Kunigunde zu sich rufen und beschwor ihn mit thränendem Blick, sein junges Leben nicht muthwillig aufzuopfern, indem er einem gewissen Tode entgegen ginge; das habe sie nicht gewollt, sie habe nur geglaubt, durch jenen Schwur alle Ritter abzuhalten, um sie zu werben. Doch ihre Thränen, ihre Bitten erhöhten nur ihre Schönheit und das Verlangen des Ritters nach ihrem Besitz, ohne den ihm das Leben eine Last und der Tod eine Wohlthat sey. Er eilte hierauf in den Schloßhof, ließ sich vom Schloßkaplan einsegnen, nahm Abschied von seinen Knappen, die ihm weinend nachblickten, bestieg sein munteres Roß und setzte freudig auf die Mauer. Mit sicherem Schritt ging es auf der gefährlichen Bahn langsam vorwärts, kein Schwindel ergreift den liebebeißigen Jüngling, schon hat er die Hälfte glücklich vollbracht — da wankte ein Stein — und Graf Ludwig war nicht mehr, zerschmettert fanden Roß und Reiter in dem dunkeln Schoos

der Hölle ihr Grab. Kunigunde hatte vom Fenster des Schlosses mit inbrünstigem Gebet dem kühnen Reiter zugehoben; so wie er stürzte, fiel auch sie besinnungslos in die Arme ihrer Dienerin. Lange Zeit fesselte ein heftiges hitziges Fieber sie an's Lager, und als sie endlich wieder genesen war, da, welche neuer Schrecken für die Arme, meldeten sich plötzlich drei Brüder aus einem der edelsten Geschlechter in Deutschlands Gauen, um den Ritt zu wagen, und ihre Hand zu gewinnen.

Vergebens war alles Beschwören der kaum wieder genesenen Gräfin, vergebens hielt sie den Tod des Grafen Ludwig ihnen als ihr Schicksal vor Augen, vergebens bat sie mit Thränen, doch ihrer zu schonen und nicht ihre Qual wegen des einen Geopferten zu vernichten; die drei Brüder bestanden auf ihrem Willen. Da bot Kunigunde ihnen alle ihre Besitzungen und Vasallen an, und erklärte sich bereit, in einem Kloster ihren überlittenen Schwur abzuhängen, nur sollten sie zu ihrem Vater zurückkehren, und nicht muthwillig einem ganzen edlen Geschlecht den Untergang bringen; auch dieses schlugen die Ritter aus, und Kunigunde sah sich gezwungen, den schrecklichen Ritt zu gewähren. Nur kurze Zeit verstrich, und schon hatte der gähnende Schlund zwei der Jünglinge in seinem finstern Schooße verborgen. Da wandte sich Kunigunde nochmals zum Dritten und bat ihn mit unaufhaltsam stürzenden Thränen, doch nur sein Leben zu schonen, und als letzter Sprößling zum unglücklichen Vater, der schon zwei herrliche Söhne eingebüßt, zurückzuführen; doch dieser erwiderte: „Wir schworen, uns einander im Leben und im Tode trenn zu bleiben, und ich halte den Schwur, sendet dem Vater die Nachricht;“ und damit gab er dem Koffe die Spornen und stürzte sich mit ihm in die grausende Schlucht.

Abermals warf eine tödtliche Krankheit die Gräfin auf's Lager, Tag und Nacht quälten sie fürchterliche Träume, und die Geister der durch sie Geopferten erschienen ihr im blutigen Gewande mit zerschmetterten Gliedern, und schienen ihr zu winken, ihnen zu folgen; und leises Geflüster derselben, so wie die drohende Stimme des Vaters glaubte sie um sich her zu vernehmen, so daß sie fast, einem Schatten gleich, herumwankte. Doch endlich siegte ihre Jugend auch über diese Krankheit und sie begann wieder aufzublühen; doch Gewissensbisse quälten sie noch immer, und ihre frühere Ruhe des Gemüths war für ewig verloren. Da entstand in ihrem Herzen ein Haß gegen die Männer, die ihren Frieden gestört hatten, und fortan ließ sie es ruhig und kalt zu, daß sich noch Mehrere zu dem Ritt meldeten, obgleich auch Alle ihren Tod dabei fanden, und nur allein den drei Brüdern weihte sie noch manchmal eine Zähre.

Schon hatten Viele das schauderhafte Grab errungen, da meldete sich abermals ein mit stattlichem Gefolge ankommender Ritter; auch ihn empfing sie kalt, doch als sich ihr Blick zu ihm erhob und den seinigen traf, zog ein wunderbares, noch nie empfundenes Gefühl durch ihr Herz, und die bis dahin noch nie gekannte mächtige Liebe besiegte auch sie. Alles bot sie nun auf, den Ritter von seinem Vorhaben abzubrin-

gen, doch auch hier war ihr Bitten vergebens, und Alles, was sie erlangen konnte, war ein Tag Aufschub.

Im herrlich geschmückten Saal wurde ein festliches Mahl bereitet, der Ritter entwaffnete sich darauf und griff zur Laute, und die gefühlvollsten Lieder der Liebe entglitten mit sanften eindringenden Tönen den Lippen des Sängers. Immer tiefer drang der Pfeil der Gräfin in's Herz, und kaum vermochte sie die Glut zu verbergen; die Nacht durchwachte sie unter Beten und Wünschen. Da bricht der Morgen hervor, die Gräfin schmückt sich zum Erstenmale wieder, und als der Ritter erscheint, da kann sie länger nicht mehr an sich halten, sie fällt ihm bittend an's Herz, gesteht ihm ihre Glut und daß sein Tod auch der ihrige sey. Doch der Ritter erwidert, sie umfassend: „Nicht eher geziemt mir Eure Liebe, bis ich sie, wie Ihr geschworen, erworben!“ Er empfängt vom Geistlichen den Segen und schwingt sich auf's Ross; wie es die Mauer besteigt, sinkt Kunigunde besinnungslos zur Erde nieder; doch bald erweckt sie der laute Jubelruf und das Schmettern der Trompeten, der Ritter hatte den gefahrvollen Weg glücklich vollbracht, und steht, umgeben von dem Freudengedrange der Seinigen, vor ihr. Sie steigt ihm an die Brust, vor Freude hoch erglühend. „So hat Gott dich beschützt, dein ist diese Hand, und der Kynast mit allen Vasallen wird als seinen Herrn und Gebieter dich ehren!“ Doch der Ritter macht mit strenger Miene sich von ihr los und spricht zürnend: „Nicht bin ich hieher gekommen, Gräfin, den Ritt zu wagen, um Eure Hand zu erwerben, nur die Rache führte mich hierher. Graf Ludwig und die drei Brüder, die Unglücklichen, waren meine innigsten Freunde. Wie ich ihren schrecklichen Tod vernahm, dem bald darauf der jammernde Vater folgte, da schwer ich es mir, sie zu rächen. Ich übte mein Pferd so lange, bis es auf dem schmalsten Stege sicher ging, dann erst begab ich mich hieher, hoffend, auch Euer Herz würde sich mir, dem noch kein Weib widerstand, in Liebe ergeben. Hoffnungslose Liebe in Euren Busen anzufachen, das sollte meine Rache seyn; Gottlob, ich habe meinen Schwur gelöst, drum verschließ dich in dein Kämmerlein, schöne Gräfin, dein Herz ist gebrochen, ich bin der Landgraf von Thüringen, und auf meinem heimathlichen Schlosse wartet meiner ein liebliches Weib mit blühenden Kindern.“ Hierauf sprengte der Landgraf mit seinem Gefolge von dannen.

Wahnstinn ergriff die arme Kunigunde, sie taumelt auf, blickte schauernd nach allen Seiten, eilte dann im Fluge zur Mauer hin, sah stieren Blicks hinunter; da schienen aus dem Abgrund die Zerschmetterten ihr die Arme entgegenzustrecken: „Ich komme, ich komme! ihr Mahner!“ rief sie mit gräßlicher Stimme, und bald zerschellte ihr Körper an dem zackigen Fels, und auch sie hatte der Abgrund begraben. —

Hiermit schloß der Kommandant seine Erzählung; noch einmal blickten wir schauernd in den Abgrund hinab, und kehrten dann in abendlicher Kühle nach dem gastlichen Warmbrunn zurück.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 26. May 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 21.

Canning.

(Von sehr achtbarer Hand mitgetheilt.)

Wenn es für einen Menschen kein erhebenderes Gefühl geben kann, als das, durch sein Streben und Wirken auf Jahrhunderte das Glück von Millionen begründet zu haben; so muß das Loos Cannings gewiß Eines der unglücklichsten und beklagenswerthesten genannt werden. Mitten in der Ausführung seiner großen Plane vom Tode überrascht, mußte er dieselbe Menschen überlassen, die sie entweder aus Schwäche nicht ausführen konnten, oder aus Haß nur so ausführen wollten, daß dadurch nur der Ruhm ihres Urhebers geschmälert werden konnte. Doch jemebr in unsern Tagen Neid und Bosheit es sich zum Geschäft machen, die Verdienste der Wenigen herabzuwürdigen, die über Eigennutz und Selbstsucht erhaben, ihr Leben dem Wohl der Menschheit weihen, desto mehr erfordert es die Pflicht der Dankbarkeit, ihren Ruf und ihre Ehre gegen die Angriffe ihrer Verläumder bei der Mit- und Nachwelt in Schutz zu nehmen. Werfen wir daher einen kurzen Rückblick auf die Reihe jener Begebenheiten, welche durch Cannings politisches Wirken herbeigeführt, oder auch von ihm zur Ausführung seiner großen Ideen benutzt wurden. Dieses allein wird hinreichen, sein System, so wie es seinem großen Geist vorschwebte, und wie er, wenn die Vorsehung nicht ein Anderes bestimmt, es wahrscheinlich ausgeführt haben würde, gegen jeden Vorwurf seiner Feinde und Neider zu rechtfertigen.

Als Canning zu der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten seines Vaterlandes berufen ward, war der letzte unglückliche Krieg zwischen Frankreich und Spanien, der in seinen Folgen für dieses so verderblich geworden ist, eben ausgebrochen. Vielleicht — Canning erkannte und gestand dieses später selbst — wäre es der Politik Englands angemessener gewesen, bei diesem Krieg nicht bloß müßiger Zuschauer zu bleiben. Allein Cannings Vorgänger hatte schon sein Wort darüber an Frankreich versprochen, so daß eine Zurücknahme desselben wohl als ein Treubruch hätte erscheinen können. Canning richtete daher seine ganze Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand, der mit

Englands Lebens-Princip, dem Handel, in der innigsten Berührung stand. — Es war leicht vorherzusehen, daß, wenn in Spanien jene wüthende Parthei, welcher das Schicksal den Sieg bestimmt hatte, gänzlich die Oberhand gewinnen sollte, sie ihrer Rache kein Ziel setzen und das Land in eine Wüste verwandeln würde. Woher konnte es also in diesem Falle seine Verluste ersetzen und auch nur die nöthigsten Hilfsquellen herziehen, als aus den Colonien? An die Erhaltung oder Wiedereroberung dieser Colonien mußte es also Alles setzen. Auf der andern Seite aber konnte man leicht denken, daß am Ende Frankreich die Kosten des Kriegs nicht umsonst getragen haben wollte. Allein wodurch konnte das erschöpfte, von allen Hilfsmitteln entblößte, Spanien ihm einen Ersatz geben, als durch Abtretung eines Theils dieser Colonien? Cannings Scharfblick erkannte hieraus wohl, daß nach Beendigung des Kriegs wohl eine Bedingung des künftigen Friedens die seyn könnte, daß Frankreich, gegen die Verpflichtung die spanischen Colonien durch Gewalt der Waffen wieder der Botmäßigkeit des Mutterlandes zu unterwerfen, einen Theil derselben als Entschädigung erbielte. Allein die Erhaltung dieser Colonien als unabhängiger Staaten, war für den brittischen Handel von der höchsten Wichtigkeit. Schon während des Continental-Systems hatte sich das alte Europa der englischen Fabrikate zum großen Theil entwehnt, und sie durch einheimische Erzeugnisse ersetzen gelernt. Nach den großen Fortschritten, welche die Fabrikation dadurch auf dem Continent gemacht, und bei dem regen Wetzeifer aller Nationen Europa's läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vorhersehen, daß die Canäle, welche die Erzeugnisse des brittischen Handels und Kunstes nach Europa führen, in der Folge immer matter und matter fließen werden. Allein in den Staaten von Südamerika eröffnet sich für dieselben ein neuer unermesslicher Markt, der, so viel menschlicher Scharfsinn vorherzusehen vermag, noch viele Jahrhunderte für sie hinreichen wird. Schon das eigene Interesse dieser neuen Staaten nöthigt sie, mehr auf den Anbau ihres Bodens als auf Beförderung der Fabriken Bedacht zu nehmen, und eben darum sind sie die erwünschtesten Kunden für ein Land, dessen Thätigkeit mehr auf die Veredlung und Verfei-

nerung als auf die Erzeugung roher Produkte gerichtet ist, und das dabei, schon der climatischen Verschiedenheit wegen, gerade die Produkte entbehrt, die der Boden von Südamerika in Fülle hervorbringt. Es wäre daher ein Verbrechen gegen sein Vaterland gewesen, wenn ein englischer Minister, der diese Verhältnisse kannte, dem Untergang dieser Freistaaten ruhig zusehen hätte. Eben darum erklärte Canning gleich bei seinem Eintritt ins Ministerium, daß England sich zwar in die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Spanien nicht mischen, daß aber, wenn bei dem künftigen Friedensschluß ein Theil der amerikanischen Colonien als Kriegsschädigung an Frankreich abgetreten, oder sonst auf irgend eine Art darüber verfügt werden sollte, England dagegen einschreiten würde. Allein seit den letzten Verwaltungsjahren von Canning's Vorgänger war man so sehr gewöhnt, England bei allen politischen Begebenheiten, die außerhalb seiner Grenzen vorkamen, müßig zuschauen zu sehen, daß es scheint, man habe jene Erklärung Canning's für eine leere Drohung, die nie in Erfüllung gehen würde, noch könnte, gedeutet. Wenigstens wurde späterhin, (als schon der vollendete Sieg der aristokratischen Parthei über Spanien alle die Leiden gebracht hatte, worunter es noch seufzt), von mehreren englischen Blättern die Nachricht mitgetheilt, daß zu Madrid zwischen Spanien und Frankreich eine Uebereinkunft zu Stande gekommen, worin Frankreich sich anbeischig gemacht hätte, eine bedeutende Macht nach Südamerika zu schicken, um die abtrünnig gewordenen Colonien wieder für Spanien zu erobern, wogegen es einen Theil derselben als Kriegs-Entschädigung für sich erhalten sollte. Man habe sich, setzten jene Blätter hinzu, um die Sache geheim zu halten, absichtlich eines minder bekannten Diplomaten als Unterhändlers bedient. — Die Wahrheit dieser Thatsache ist von keinem der Betheiligten je geläugnet worden, und ohne daß je Etwas Amtliches über dieselbe bekannt geworden wäre, hat der Erfolg selbst sie bestätigt. Nämlich nur sehr kurze Zeit nach der Bekanntmachung derselben überraschte Canning Europa mit der Erklärung, daß England die neuen Freistaaten von Amerika anerkannt habe. — Durch dieses einzige Wort war nicht allein die Unabhängigkeit dieser Staaten und Englands Handel gerettet, sondern von diesem Augenblick an war es offenbar, daß die ganze Politik Europa's von jener Richtung, die sie damals unaufhaltsam genommen zu haben schien, über kurz oder lang werde ablenken müssen. Canning selbst fühlte es tief, was ihm sein Vaterland und vielleicht die gesammte Menschheit für diese einzige That verschulde. Als er voll dieses Gefühls bei einer späteren Gelegenheit, um dem Vorwurf, daß er Spanien an Frankreich hingegeben, zu begegnen, im Parlament sagte, er habe unter den Titeln des Königs von Spanien vorzüglich den eines Herrschers beider Indien ins Auge gefaßt, und statt des in Europa untergegangenen Spaniens ein neues in Westindien geschaffen, brach die Versammlung in den lautesten und allgemeinsten Beifall aus.

Doch nicht allein für die Dauer der Jahrhunderte wollte Canning den Wohlstand seines Vaterlandes be-

gründen, sondern ihm auch für die Gegenwart den Rang unter den übrigen Staaten erhalten, der ihm gebührt, und den es durch große politische Versehen nicht zu verlieren in Gefahr stand. Canning gehörte nicht zu den Staatsmännern, welche die Macht einer Nation einzig nach der Masse der materiellen Hülfsmittel, worüber sie gebietet, der Ergiebigkeit der Finanzen, der Stärke der Flotten und Armeen u. s. f. berechnen; sondern seinem großen Geist leuchtete es deutlich ein, daß die Achtung, welche eine Nation bei den übrigen genießt, auch einen Theil dieser Macht ausmacht, und daß mit dem Verlust dieser Achtung auch ihre Macht einen bedeutenden Stos erleide. In dieser Hinsicht stand aber die Macht Englands nie tiefer, als in dem Augenblick, wo Canning ins Ministerium trat. Nach den Grundsätzen, die damals in einem großen Theil von Europa obgesiegt, stand die Staatsverfassung Englands als eine antieuropäische, fast verbrecherische Anstalt da, so daß Alles suchte Englands Einfluß und selbst dessen Beihülfe fern von sich zu halten. England, nachdem es dem Riesen, der außer ihm fast alle Länder Europa's bezwang, glorreich Stand gehalten, war im Begriff einem Zwerg zu erliegen, hätte es nicht in dem entscheidenden Augenblick einen Mann an das Steuerruder des Staates gerufen, dessen Genius durch die Größe der Gefahr mehr gereizt als geschreckt wurde. Canning selbst gestand und beklagte öffentlich, daß England seinen Einfluß auf die Politik von Europa fast ganz verloren habe. Um ihm denselben wieder zu verschaffen, wählte er ein Mittel, welches vielleicht langsamer, aber sicherer als die größten Triumphe zum Ziele führen mußte. Portugal, ein Land, welches durch frühere Verhältnisse auf das niedrigste an Großbritannien gekettet, und durch die Ausschweifungen derselben Parthei, die in Spanien obgesiegt, zu fast gleichem Elend herabgesunken war, erhielt, höchst wahrscheinlich durch Canning's Rath und Einwirkung, eine Verfassung, welche der englischen sehr ähnlich ist. Durch den Kontrast zwischen Spanien und Portugal sollte die Welt kennen lernen, was sie von Frankreich, und was von England zu erwarten habe. Da die portugiesische Verfassung offenbar von dem legitimen König und aus dessen freier Wahl ausgegangen war, so war den Feinden derselben jede gerechte Einwendung dagegen benommen. Allein Canning durchschaute die wahren Absichten und Gesinnungen derjenigen, die sich in den neuesten Zeiten gegen jede Verfassung aufgelehnt, zu sehr, als daß er gehofft hätte, sie würden sich durch Rücksichten auf Gerechtigkeit und auf das allgemeine Wohl abhalten lassen, alle Mittel zum Umsturz der Verfassung in Bewegung zu setzen. Doch eben so sehr als ihre Bosheit kannte er ihre Schwäche. Er wußte sehr wohl, daß ohne einen großen Aufwand von militairischer Macht ein bloß moralisches Schreckbild hinreichen werde, ihre Wuth zu zügeln oder wenigstens ihre Pläne zu vereiteln. Im Vertrauen darauf, und dem Grundsatz getreu, daß Eine Nation kein Recht habe sich in die innern Angelegenheiten der andern mit gewaffneter Hand zu mischen, enthielt er sich jeder gewaltsamen und selbst jeder unmittelbaren Einwirkung zur Aufrechthaltung der

portugiesischen Verfassung. Als derselben von außenher der Untergang angekündigt ward, flog er zwar zur Rettung seines Allirten; allein er erklärte dabei un-
verhohlen, daß er nur Portugal gegen seine äußern Feinde schützen und nicht ihm eine Verfassung, die es vielleicht nicht möge, aufdringen wolle. Alles traf so ein, wie Canning es erwartet hatte. Ohne daß die Englischen Truppen auch nur Einen Schuß gethan, ja noch ehe sie an den Küsten Portugals gelandet, flohen vor dem geringsten Widerstand diejenigen, die, weil sie die gemeine Meinung vertheidigten, die Welt und sich selbst überreden wollten, daß die allgemeine für sie wäre. Der Triumph der Verfassung schien hierdurch auf immer gesichert, und Portugal wäre, ohne die neuesten Ereignisse, sicher einer glücklichen, vielleicht glorreichen Zukunft entgegen gegangen. — Wenn unter Cannings Nachfolgern die Sorge für die Verfassung zu wachen Menschen anvertraut ward, deren ganzes Leben ein beständiger Krieg nicht allein gegen jede Verfassung, sondern gegen jede rechtmäßige Ordnung gewesen ist; ist dieses Cannings Schuld? Wenn man jetzt zu Ausführung seiner großen Plane Maßregeln anwendet, wodurch sie scheitern müssen, sind sie darum unausführbar, und würde sein großer Geist nicht die Mittel getroffen haben, sie zu ihrer Vollendung zu führen? Ist es ein Beweis, daß er den Sinn der Nation und die wahren Mittel, sie ihrer Erniedrigung zu entreißen, verkannt, wenn jetzt, nachdem den Bessern der Nation alle Mittel, sich zu erkennen und zu vereinigen, benommen, nachdem dem Pöbel und pöbelhaften Gesinnungen auf alle Arten Vorschub geleistet worden, jetzt dieser wüthende, von wüthenden Pfaffen verküßte und gehegte Pöbel mit wildem Geschrei den Untergang der Verfassung verlangt? — (Schluß folgt.)

Napoleon auf den Vorposten vor Baugen, oder: wer ist der Kaiser?

In der Nacht vom 21. auf den 22. März 1813 bekam die französische Armee Befehl, sich auf eine Schlacht bereit zu halten. Die Soldaten erwarteten mit Ungebuld den Tag, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. „Wenn wir siegen,“ sagten sie, „so sind die Oesterreicher unser, und der Friede soll uns für die langen Strapazen des Krieges entschädigen.“

Ich befand mich auf Vorposten mit dreißig Uhlanen, hinter einem Hügel, einen Pistolenschuß weit von den Kosaken. Um drei Uhr Morgens kam der Adjutant des Kaisers, General Labruyere, und brachte mir folgende Ordre: Die Soldaten sollen nicht die geringste Bewegung machen, welche die Erscheinung des Kaisers verrathen könnte. Sie sind des Salutirens überhoben, und mögen sich ihrer Gewohnheit nach beschäftigen. — Um halb vier stellten sich zwei Schwadronen Lanciers in Schlachordnung auf, in einer Entfernung von einer halben Viertelstunde von meinem Posten, und vier Männer zu Pferde, sich von den Schwadronen trennend, ritten im Schritt auf uns zu. Die Kosaken uns gegenüber schienen es nicht zu bemerken, und fuhren fort, ihre Pferde aus der Hand zu füttern, oder promenirten ruhig in der grünen Saat des Fel-

des. Bald ward ich des Kaisers gewahr; er trug einen grauen Oberrock, nebst einem kleinen dreieckigen Hut, ohne alle weitere Auszeichnung, und ritt einen Falben. Ihm zur Seite befanden sich die Marschälle Berthier und Ney und unser Divisions-General Labruyere, Neffe des Ersteren. Sie schlüpften mit ihren Pferden hinter den Hügel, und da sie weder Ordnung, noch Bediente bei sich hatten, mußte mein Fouzrier ihre Pferde halten. Zufolge des Befehls, den ich meinen Soldaten mitgetheilt, thaten diese, als wenn sie ihre Gäste nicht bemerkten; mehrere hielten sich an ihre Pferde, andere an's Feuer, und einige tranken Bier. Ich promenirte längst dem Hügel, meine Pfeife rauchend, grüßte den Kaiser, indem ich die Hand an das Czafot legte, und ging dann weiter auf und ab. Meine vier Gäste setzten sich auf die Erde nieder hinter einem Felsblock; Berthier rollte eine Charte auf und Napoleon nahm ein Fernrohr zur Hand. Nachdem sie einige Minuten gesprochen und die Charte zu Rathe gezogen hatten, ließ sich Labruyere mit einem Knie zur Erde nieder, und Napoleon, das Perspektiv auf seine Schulter lehrend, hielt sich gebückt eine Viertelstunde lang, indem er bald die feindliche Stellung, bald die Stadt Baugen uns gerade gegenüber, bald die mit Russischen Kanonen und Soldaten gespickten Anhöhen recognoscirte. Darauf setzten sich alle Viere wieder auf die Steine am Boden hin, und Napoleon winkte mir, näher zu kommen.

„Dienen Sie schon lange?“ frug er mich.

Es ist mein Handwerk, Sire! Ich hatte schon mit sechszehn Jahren Pulver gerochen.

„Was halten Sie von den Kosaken?“

Sie haben viel Feuer, Sire! und sind vortreffliche Soldaten für den Felddienst; aber in geschlossener Schlachordnung nützen sie nicht viel.

„Das ist wahr. Haben Sie schon einmal einen Angriff zu machen gehabt auf Russische Infanterie?“

Ja, Sire! die Russische Infanterie ist vortrefflich, und durch ihre Unererschrockenheit wohl würdig, gegen die tapfere Infanterie Eurer Majestät zu sechten.

„Er hat Recht!“ sagte Napoleon, zu Ney gewendet, — und fuhr dann weiter fort zu mir: „Ihr Polen redet ja eine Sprache, die mit der Russischen viel Aehnlichkeit hat.“

In der That, Sire! wir verstehen uns untereinander, wie sich die Schweden und Dänen, die Deutschen und Holländer verstehen können.

„Apropos! Sprechen Sie Deutsch?“

Ja, Sire!

„Nun, so steigen Sie zu Pferde, und holen Sie mir aus dem Dorfe dort den ersten besten Bauer, den Sie finden; ich übernehme unterdessen das Commando Ihres Postens.“

Mein Pferd war gefattelt; ich schwang mich auf dasselbe und flog im Galopp dem Dorfe zu. Beim Anlangen daselbst sah ich an dem einen Ende Russische Jäger, die Grüße kochten; auf dem andern gingen Französische Carabiniers ruhig von einem Hause zum andern. In dem Theile des Dorfes, wo ich mich befand, trat so eben ein Bauer, fast im Hemde, aus der Thür; ich sprengte auf ihn zu, und frug ihn: Name-

rad! willst Du von unserem General Geld verdienen?
„Geld? Sehr gern. Aber was muß ich darum thun?“

Nichts, als reden mit ihm, vier bis fünf Minuten.
Der Bauer fragte sich hinter den Ohren. „Aber,“ sprach er, „er wird mich als einen Boten (guide) da behalten wollen?“

Keineswegs, ich schwöre es Dir auf Ehre! er schießt Dich gleich wieder zurück. Uebrigens mache keine Umstände, Alter; steige zu mir auf, oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf! (Ich zog, um ihn zu schrecken, ein Pistol aus dem Halfter.)

„Ich gehe schon, ich gehe schon!“ rief, bleich vor Schrecken, der Bauer, und bockte hinter mir auf. Mein Pferd brachte uns wie ein Blitz wieder an die Stelle des Rendezvous.

„Bravo!“ rief mir Napoleon zu, da wir ankamen. „Ich danke Ihnen.“ — Der Bauer machte seine Complimente und erwartete die Folgen seiner Entführung. Napoleon, ihm den Rücken kehrend, richtete durch Beihülfe Ney's nachstehende Fragen an denselben.

„Freund! ist der Bach dort tief, der sich in den Hohlweg da rechts ergießt?“ (Es war am linken Flügel der Russen.)

Er geht bis an die Knie, antwortete der Bauer.

„Kann man ihn mit Wagen passiren?“

Immer, außer im Herbst und im Frühjahr, wo großes Wasser ist.

„Ist die Furth überall gleich?“

Nicht überall; an gewissen Stellen ist der Grund steinig; doch von der kleinen Brücke an, die man dort sieht, bis eine Viertelmeile von der Stadt, ist das Sandbett gleich und bequem.

Napoleon war mit den Antworten meines Bauers außerordentlich zufrieden, und schien bei sehr guter Laune zu seyn. Er verlangte Geld von Berthier, und nahm eine Hand voll Louisd'or aus dem Bortel, welche er dem Bauer gab, indem er sagte: „Da, trink' eins auf's Wohl des Kaisers der Franzosen!“ — Der Alte wollte sich ihm zu Füßen werfen. — „Halt!“ rief Napoleon: „kernst Du den Kaiser?“ — Ach mein Gott, nein! antwortete Jener; ich möcht' ihn für mein Leben gern einmal sehen! — „Nun denn, sieh ihn an!“ fügte der Kaiser hinzu, indem er auf Ney hinwies; „hier ist er!“ — Der Bauer warf sich alsobald nieder vor Ney, der so eben seine goldgestickte Uniform aufgedeckt hatte — und wollte dessen Füße küssen. — Ney aber hielt ihn zurück, und sprach: „Der Herr hat Dich zum Besten, — der Kaiser steht hier!“ und damit wies er auf Berthier hin. Der Bauer stürzte alsobald vor diesem nieder. Berthier, der sich nur schlecht Deutsch ausdrücken konnte, wies mit dem Finger auf Labruyere, und sagte: „Der Kaiser — hier!“ Der arme Bauer wollte noch einmal zu Boden, — Labruyere jedoch hielt ihn auf, und sprach: „Ich bin zu jung, um Kaiser zu seyn; warum aber machst Du Deine Reuerenz nicht vor dem, der Dir das Geld gab?“

Der Bauer erwiderte: „Das ist auch wahr!“ und da ihm Napoleon die Hand reichte, küßte er sie und rief: „Das ist die ächte Goldhand!“

Man lachte herzlich und schickte den Bauer heim.

Darauf stiegen meine Gäste vom Hügel herab. Napoleon hieß jedem meiner Soldaten einen Louisd'or geben, was in einem Augenblick geschah.

„Berthier!“ sagte Napoleon, „schreiben Sie den Namen des Offiziers auf!“ und, zu Pferde gestiegen, fügte er, zu mir gewendet, hinzu: „Ich habe so eben mit Ihren Leuten von Ihnen gesprochen; ich bin zufrieden, recht sehr zufrieden. Im Nothfall kommen Sie gerade zu mir; Sie haben mich nur an unser Zusammenreffen auf den Vorposten bei Baugen zu erinnern. Adieu! Ich wünsche, daß Sie bald Capitain werden!“

Ich verbeugte mich ehrerbietigst, und die Viere ritten zu der Abtheilung der Garde-Lanciers hin, die unterdessen zu Pferde geblieben war. Nach einer Stunde ward ich von meinem Posten durch die Jäger zu Pferde abgelöst. Ich begab mich zu meinem Regiment, und das erste Wort, womit mich mein Oberster empfing, war: „Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Capitain!“ Dem ganzen Regiment war bereits die Orde meiner Beförderung bekannt gemacht worden; meine Freunde theilten meine Freude, einige Krüge alten Weins mit mir leerend, und vierzig Minuten später stürzten wir uns mit geschwungenen Säbeln in einen Kugelregen, der, leider! für Capitaine eben so wenig Respekt hat, als für Fähnriche oder gemeine Soldaten.

Die Fahne des Propheten.

Es dürfte in diesem Augenblick nicht unpassend seyn, an die gewaltige Wirkung zu erinnern, welche die Ausstellung dieses heiligen Paniers in neuester Zeit, im Juni 1826 bei Vernichtung der Janitscharen, hervorbrachte.

„Der Augenblick ist gekommen, sagte der Sultan zu Hussein Pascha, die Feinde des Throns zu vertilgen. Auf, ziehe dein Schwert und werde mein Rocheengel. Entweder müssen alle Janitscharen umkommen, oder der Pflug muß über Konstantinopels Trümmer gehen.“

Der Sandgeal-Scherif, oder die Fahne Mahomets, auf welche kein Christ, bei Todesstrafe, die Augen werfen darf, und die nur ausgestellt wird, wenn sich das Reich in Gefahr befindet, wurde entwickelt. Der Mufti, umgeben von den Ulema's, den Kadis und den Derwisch-Vorstehern, ließ dreimal die Worte erschallen:

„Im Namen des höchsten Gottes, im Namen Mahomets des größten Propheten, und auf Befehl des unüberwindlichen Sultan Mahmud, sind die Janitscharen außer dem Gesetz erklärt. Tod jedem Rebellen! Heil und Glückseligkeit Denen, die zur heiligen Fahne schwören!“

Sogleich machte es sich jeder männliche Einwohner Konstantinopels zur Pflicht, diesem Beschele Gehorsam zu leisten. Die Bewohner jedes Stadtviertels, mit ihrem Iman an der Spitze, marschirten zum Hippodrom. Auch aus Skutari und allen Dörfern am Bosporus trafen beträchtliche Kontingente ein, und die Zahl der Thronvertheidiger war bald sehr groß, und bildete einen wohlbewaffneten, ungeheuern Volksheeren.

(Solchen Enthusiasmus erregte diese Aufforderung, da es sich doch um ein altes nationales Institut handelte; was darf man erst erwarten, wenn es gegen den Erbfeind des Reiches gehen soll? —)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 2. Juny 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 22.

Canning.

(Schluß.)

Doch Canning fand beim Antritt seines Amtes eine noch schwierigere Aufgabe, als die Wiederherstellung Portugals vor. Schon mehrere Jahre hindurch erscholl aus Südosten an alle Potentaten Europas das Hülfsgeschrei eines zertretenen christlichen Volks, um es gegen die Wuth seiner asiatischen Zwingerherren zu schützen. So sehr auch die Menschlichkeit, so wie alle großen Erinnerungen der Vorzeit zur Rettung der Unglücklichen aufforderten; so schienen doch auch politische Gründe von der allerhöchsten Wichtigkeit es einem Großbritannien Minister fast zur Pflicht zu machen, die Unglücklichen ihrem Schicksal zu überlassen. Wenn, wie leicht geschehen konnte, in Folge des Kampfs, der sich hier entzündete, die asiatischen Barbaren aus Europa vertrieben wurden, so konnten ihre Besitzungen nur die Beute einer Macht werden, deren jegige Ausdehnung und Größe schon manchem Staatsmann Bedenken erregt, welche dadurch nicht allein in den unumschränkten Besitz des Handels auf dem schwarzen Meere, sondern, was noch mehr ist, den goldenen Schlüssel zum Handel des Osten und Westen der alten Welt, das herrliche Byzanz, erhielt.

Um diesem zuvorzukommen, hatten schon viele Staatsmänner ihr Ohr vor der Stimme der Menschlichkeit verschlossen. Doch Cannings größeres Talent fand Mittel, die Pflichten gegen sein Vaterland mit dem, was er der Menschheit schuldig war, zu vereinigen. „Wenn, so war, (falls es für einen Privatmann nicht zu kühn ist, Cannings Pläne nach seinen Einsichten zu deuten) seine Ansicht, wenn alle Mächte Europa's Konstantinopel erbeben, so haben endlich auch alle über das Schicksal von Konstantinopel zu entscheiden. Wenn dann, über den Trümmern des untergegangenen Reichs der Osmanen, sich unter dem Schuß aller Mächte Europa's ein neues Kaiserreich des Osten, oder ein neuer griechischer Staat, unter welchem Namen es seyn mag, erhebt, so ist nicht allein Europa von den Barbaren, die schon seit drei Jahrhunderten seinen Boden besaßen, befreit, sondern die Gefahr, daß Eine Macht

sich von dieser Seite mehr als es für die Sicherheit aller zulässig wäre, vergrößern könnte, ist nicht allein für den Augenblick sondern für immer entfernt.“ Statt daher dahin zu wirken, daß alle Mächte sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Osten enthielten, lud er Alle zu einer gemeinschaftlichen Theilnahme an denselben ein. So ward endlich zu London die berühmte Convention vom 6. Juli v. J. geschlossen, die den Stoff zu dem großen Drama lieferte, dessen erster Akt die Welt an die Flammen von Moskau erinnerte, und dessen völliger Entwicklung sie mit ängstlicher Erwartung entgegensteht. — Doch, wenn uns nicht Alles trügt, so schwebte Canning hierbei noch eine andere Ansicht und ein anderer Plan vor, wodurch selbst im schlimmsten Fall, wenn Konstantinopel in die Hände einer rivalen Macht fallen sollte, England doch eine volle Entschädigung gesichert blieb. — Unter allen Ländern der Erde möchte es wohl keins geben, welches für die Erhaltung der englischen Handels suprematie von einer größern Wichtigkeit wäre, und welches England mit größerer Eifersucht in den Händen einer andern Macht sehen möchte, als Egypten. Dasselbe trennt das mittelländische Meer von dem rothen nur durch eine sehr schmale Landenge (die von Suez), deren Durchstreuung bei dem jetzigen Zustand der Hydrotechnik und bei Englands Hülfsmitteln eben kein riesenmäßiges Unternehmen genannt werden kann. Diese Verbindung führte England, ohne daß es nöthig hätte, Afrika zu umschiffen, auf einem nur halb so langen Weg zu seinen entferntesten Besitzungen in Ostindien; durch eine Kette fester Positionen, die von Gibraltar über Malta, und mit einem kleinen Umweg über die sieben Inseln nach Egypten hinläuft, würde Egypten näher an das Mutterland angeschlossen, und dieses erhielte dadurch die Herrschaft im Mittelmeer und die über den Handel der ganzen Welt. — Schon Napoleon hatte in den ersten Jahren seines aufstrebenden Talents diese Wichtigkeit Egyptens für England erkannt. Man weiß aber auch, welche Anstrengungen und welche Opfer England es sich hat kosten lassen, um seinen Erbfeind von diesem Punkt, wo er ihm so gefährlich werden konnte, zu vertreiben. In der neuesten Zeit hatte das

(nun gekürzte) französische Ministerium mit dem Vice-König von Egypten Verbindungen angeknüpft, die Canning unmöglich unbekannt seyn konnten, und die er ohne Zweifel als brittischer Minister durchaus nicht dulden zu dürfen glaubte. Doch auch hierbei blieb er den Grundsätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit getreu, die er sich zur unabänderlichen Richtschnur seiner Handlungen vorgezeichnet hatte. Er lud Frankreich ein, der zwischen England und Rußland zum Schutz der Griechen bestehenden Uebereinkunft beizutreten. Die damaligen Minister Frankreichs, welche in der Nation keinen Stützpunkt hatten, sahen, um sich von den großen Mächten nicht zu isoliren, sich genöthigt, dem Traktat vom 6. Juli beizutreten, und so wurden dann endlich bei Navarin, zu Griechenlands Rettung, durch das Feuer der französischen Kanonen eben jene Freigatten zertrümmert, die man zu Griechenlands Unterjochung dem Vice-König in den Häfen Frankreichs zu bauen erlaubt hatte. Der Vice-König konnte hier lernen, daß, bei Englands Feindschaft, Frankreichs Freundschaft nur geringen Schutz gewähre. Derselbe hatte, nachdem er Alles angewendet, um in seinem Staat die Civilisation einzuführen, zu einer für ihn vielleicht unglücklichen Stunde sich bereden lassen, seine Streitkräfte herzugeben, um diese Civilisation in Europa zu unterdrücken. Er hat dadurch die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich und sein Land gelenkt, und, wenn am Ende des Kampfes, der sich jetzt entwickelt, für große Opfer, die gebracht werden, große Entschädigungen nöthig werden sollten, so dürften wohl Viele der Meinung seyn, daß sie in den Staaten des Vice-Königs am leichtesten und gerechtesten zu holen seyen. — Doch, wie auch immer die Würfel fallen mögen — der Sieg Griechenlands und der Civilisation ist gewiß — so wollen wir nicht vergessen, daß Canning es war, welcher die Politik Europa's zuerst aus ihrem Todesschlummer weckte; daß alle jene großen Begebenheiten, welche uns die nächste Zukunft enthüllen wird, von ihm vorbereitet und herbeigeführt wurden; daß endlich eben der Mann, der mit fester Hand die Angelegenheiten des Westens und Ostens ordnete, im Kleinen wie im Großen gleich erhaben, in seinem Vaterland die Vorurtheile des Sekteneigthes bekämpfte, und, hätte ihn der Tod nicht übereilt, Millionen seiner Mitbürger in den vollen Genuß ihrer bürgerlichen Rechte gesetzt haben würde, so daß man von ihm sagen kann, was Einer der größten Schriftsteller, den Deutschland hervorgebracht, als das höchste Ideal menschlicher Weisheit und Tugend aufstellte: er habe seine Familie mehr als sich selbst, sein Vaterland mehr als seine Familie, und das menschliche Geschlecht mehr als sein Vaterland geliebt.

Die Pflgetochter.

(Aus den Papieren eines russischen Offiziers.)

Immer furchtbarer wurde das Wetter; der heulende Wind trieb uns den nassen Schnee gerade in's Gesicht, so daß wir nicht drei Schritte vor uns sehen konnten, und wie in einem unbegrenzten Meere fuh-

en. Die Ermattung meiner Pferde durch den grundlosen Weg, und die einbrechende Nacht, ließen bei dem bösen Wetter nichts Gutes erwarten. Mein Bedienter ging vor den Pferden, um den Weg nicht zu verfehlen, welcher indessen oft genug verloren, aber immer glücklich wieder gefunden wurde. Die widrigen Töne eines ungeschmierten, uns begegnenden Bauerwagens (mir harmonische Klänge in dieser Lage) erregten nicht geringe Freude. „Führt dieser Weg nach T...?“ fragte ich den Bauern. „Ja,“ war die Antwort, „nur müssen der Herr sich vorsehen; eine halbe Meile von hier, biegt der Weg links ab, von wo Ihr nur noch ein Viertel Meilen bis T... habt.“ Wer war froher wie ich, so nahe am Ziele zu seyn? „Cymnaù!“ rief ich meinem Kutscher zu, und hüllte mich tief in meinen Mantel ein. Aus der halben Meile mußte längst eine ganze Meile geworden seyn, und immer noch accompagnirten die Peitschenhiebe meines Kutschers, Herrn Boreas nicht freundlichem Gesange. „Wo führst Du uns hin?“ rief ich, durch die heftigen Stöße der Britschka bitterböse geworden, meinem wachenden Käufer zu. „Ja, das weiß nur der liebe Gott, denn hier ist die Welt aus!“ und — plötzlich standen die Pferde. — Es fand sich, daß wir den Weg verloren, und einen hohen Gartenzaun vor uns hatten. „Land!“ rief ich jubelnd. In Begleitung meines Bedienten umtappte ich den Zaun bis zu einer niedrigen Mauer, die wir übersprangen, und nach wenigen Schritten stand ich vor der Thüre eines großen Hauses. Bescheiden klopfte ich an, allein — obgleich ich bis zur höchsten Unverschämtheit überging, so erschien doch niemand. „Wir müssen eine andere Thüre suchen,“ brummte ich verdrüsslich, „sieh zu, Ivan, wo du eine findest.“ Der Gehorchende hatte kaum seine Entdeckungsreise angetreten, so verschwand er mit einem Salto mortale; auf seiner Angstrief ihm zu Hülfe eilend, stürzte ich ebenfalls über etwas, das frachend unter mir zusammen brach; meinen Feind erfassend und betastend rief ich: „memento mori!“ Nun begriff ich die Stille in dem großen Hause. „Muth gefaßt!“ rief ich dem Lebendigbegrabenen zu, der Tod ist immer dem Leben nah; wir werden gleich unter Dach seyn.“ Nachdem ich zu seinem Aufstehen behülflich gewesen, stolperten wir über Leichensteine und morsche Kreuze, einem eben gewahrenden matten Lichtscheine entgegen. Ein zweiter Sprung über die Mauer brachte uns glücklich in den Pfarrhof, und einige rasche Schritte in die Pfarrstube. Ein vorlauter Spitz, der jeden hier Erscheinenden seiner Kritik unterwarf, übergeiferte alle Erklärungen des Begehrens und Gewährens so gewaltig, daß die Unterhaltung sich nur auf Kraftfüße und freundlich geschnittene Gesichter beschränken mußte, bis der Pfarrer der nichts weniger wie unpartheiischen, und seit Jahr und Tag immer gleichtönenden Recension, endlich überdrüssig, das kleine Unthier mit seinem langen Pfeifenrohr berührte, welches, magische Kraft äusernd, den Kläffer heulend unter das Sopha trieb. In fließender, durch Zähnklopfen interponirter Rede, erzählte ich jetzt mein Reiseabenteuer, und die gegenwärtige Verlegenheit als Folge dessen. „Liebe Jette!“ rief der Pfarrer zu einer Thüre hin-

ein, „Martin wird hinter dem Garten eine Equipage finden, er soll sie hieher leiten, und Sorge für sie tragen, und du, mein liebes Mädchen, schaffe uns recht schnell Feuer in den Kamin, Pfeifen und Thee.“ Gehaltvolle Worte für mich, dem, am ganzen Leibe von kalter Nässe Zitternden. „Ihrer Uniform nach, gebören Sie zu der 6ten Division,“ sagte der Pfarrer, „in welchem Regimente dienen Sie? wenn ich fragen darf?“ Im R—schen; ich stand bisher in dem Reservebataillon, und bin zu den Feldbataillons versetzt, wohin meine Reise jetzt geht.“ Meine Antwort schien eine unangenehme Erinnerung bei dem guten Alten zu wecken; nach einer kleinen gedankenvollen Pause, fragte er: „Kennen Sie den Adjutanten, Baron F.—?“ — „Aus den Registern bloß dem Namen nach, er dient erst seit zwei Jahren in unserm Regimente, während dieser Zeit waren die Bataillone immer getrennt.“ — „Wenn Sie ihn sehen, so grüßen Sie ihn von dem Pfarrer in R—; er war in den zehn Monaten, die sein Regiment in dieser Gegend cantonnirte, unser täglicher Gast. Während dieses Gesprächs, hatte eine Magd Feuer im Kamin angemacht, Stühle und Tisch hingetragen, und legte mit einem vollständigen Thee- und Tabaks-Apparat besetzt. Der jetzt von ihr getragenen dampfenden Theemaschine, folgte eine blasse, interessante Gestalt, die bei meinem Anblick in Verwirrung gerieth. „Meine Pflgetochter,“ sagte der Pfarrer, mit einer leichten Verbeugung, und lenkte das Gespräch rasch auf den von mir verschulden Weg. Ich blinzelte durch meinen Tabakschleier nach der Pflgetochter hin, um wo möglich zu entscheiden, ob mein himmelblauer Uniformfragen, oder meine, mit einer andern Gestalt vielleicht im Rapport stehende Figur, diese Verwirrung bei ihr bewirkt hatte. Einen Blick aus ihren großen, mit unserer Divisionsfarbe geschmückten Augen, sah ich an meinem Krage flüchtig vorüberstreichen, und dann — blieben diese schönen Augen für den ganzen Abend niedergeschlagen. Das öftere, obgleich höhere Aufwallen ihres Busenthuhs, war mir in Beweis ihres tief ergriffenen Gemüths; um dieses nicht durch eine vielleicht unpassende Frage oder Bemerkung, noch stärker zu verwunden, verläugnete ich für einen ganzen Abend meine militairische Natur, die mir gerne eine nähere Bekanntschaft mit der interessanten Blondine angeknüpft hätte. Früh, den folgenden Morgen, schied ich mit dem herzlichsten Dank von meinem gastfreien Wirthe, und langte nach 6 Tagen glücklich bei dem Regimente an. Das Nachtlager in R— machte mich auf die Bekanntschaft des Baron F.—s neu-erig gemacht, und durch das ihm von den Kameraden allgemein gesprochenen Lob wurde sie mir noch ansehenswürdiger. Auch meine Achtung und Liebe erwarb er sich sehr bald durch sein lebenswürdiges, beneidenswertes Betragen, welches bei seiner schönen Gestalt und seinem Reichthum noch einen besondern Werth erhielt; aber eine gewisse Verschlossenheit seines Charakters machte ein freundschaftliches Verhältniß unmöglich. Immer mehr und mehr fühlte ich mich zu ihm bingezogen, wozu seine sanfte Melancholie, glaube ich, das Meiste beitrug. Endlich, nach einem Jahre,

bot mir der Zufall freundlich die Hand, daß ich ihm einen wesentlichen Dienst erweisen konnte, und seine Dankbarkeit führte mir in ihm einen treuen Freund zu. Um diese Zeit erhielt unser Regiment Ordre über die Grenze zu marschiren; der Zug ging nach Warschau, wo wir den 26. Oktober anlangten, und unsere Quartiere in der Vorstadt Praga erhielten. Während des Marsches hatte ich mehrere Male meines Nachtlagers in R— gegen F— erwähnt, er hörte aber immer still zu, und schien meine Anspielungen nicht zu verstehen, welches mich denn doch zuletzt auf den Gedanken brachte, daß er in keinem nähern Verhältniß zu der seufzenden Blondine stehe. Drei Wochen hatten wir in Praga zugebracht, da kam ich an einem Abend meinen lieben F—, er möchte mit mir nach der Stadt gehen, wo ich mir einen Säbel kaufen wollte. Auf der Brücke begegnete uns der Regimentsadjutant; er rieth uns umzukehren, weil der Divisions-Commandeur, General Sedmorazky, so eben den Befehl ertbeilt habe, die Offiziere sollten die Stadt meiden, indem unsere Vorposten sich zurückgezogen hätten, und die Franzosen im Anmarsch wären. Mit den Worten: „um so nothwendiger ist mir ein Säbel! nach einer halben Stunde sind wir zurück,“ eilte ich am Arme meines Freundes vorwärts. Ein guter Säbel war in dieser Hauptstadt des Säbellandes bald gefunden, und rasch traten wir den Rückweg an. Auf F—s Rath, kehrten wir, um meinen brennenden Durst zu stillen, in einem Salaterieladen ein, und nachdem ich der sehr geschmückten Eigenthümerin meine Bitte zu Füßen gelegt hatte, hob sie das Ladebrett auf, und mit einem „prozem Pany,“ wies sie uns durch die Thüre auf einen erleuchteten Gang, der in ein — Wirthshaus führte. Kaum waren wir eingetreten, so sahen wir uns von 30 bis 40 halbrunkenen Polen umringt, die die gefüllten Gläser mit einem brüllenden Vivat, auf das Wohl Napoleons und der Franzosen zusammenstießen. „Trinkt mit!“ schrieten sie uns zu, und rasselten dabei gewaltig mit ihren Säbeln. Den mir dargereichten Pokal ergreifend, rief ich mit starker Stimme: „vive l'Empereur!“ F— that ein gleiches, wofür ein schallendes Bravo uns dankte; daß wir unsern Kaiser gemeint hatten, fiel ihnen bei dem französischen Toast gar nicht ein. Wohl eine Stunde mußten wir unter diesen Wölfen heulen, bis es uns endlich gelang davon zu schleichen; ihre immer mehr zunehmende Trunkenheit begünstigte unsere Flucht. Froh waren wir, wie wir die erleuchtete Gasse nach der Weichsel hinunter gingen, aber wie viel froher noch, da wir Praga erreichten, und ein Commando mit den Vorbereitungen zur Verbrennung der Brücke beschäftigt sahen! Schon nach zwei Stunden stand sie in Flammen. Den folgenden Morgen hatten wir das Piquet zu sehen, und zwei Tage später, bezogen wir bei Dembe, 5 Meilen von Warschau, ein Bivouac. Mir, der ich nie die Ehre gehabt hatte, ein so großes Logis zu bewohnen, kam die neue Lebensart einer ganzen Division Kinder im Vaterhause, höchst amüsam vor. Auf dem Parquet von 7 Gr. Reaumur liegend, lernte ich den großen Werth einiger Dinge kennen,

als: brennende Holzstöbe und dampfende Pfeifen bei dampfendem Thee, den wir der Mode wegen ohne Rahm tranken, und dazu von Schlachten, Wunden, hölzernen und emaillirten Kreuzen phantastirten; dieses der Jugend so gemüthliche Leben währte aber nur 3 Tage, dann wurden wir in den wenigen Häusern von Sirozff eingeschickt. Die Franzosen, unsere treuen Nachbarn, ließen noch am nämlichen Abend ihr „qui vive?“ an den jenseitigen Ufern des Bug und der Narew ertönen.

(Schluß folgt.)

Der auferstandene Todte.

Kyau, ein preußischer Offizier, war in einem Städtchen einquartirt, dessen Bewohner ziemlich viele Aehnlichkeit mit den berühmten Krähwinflern hatten. Ihm wurde hier die Zeit lang, und bloß aus lieber langer Weile, machte er einen Spaziergang ins Reich der Todten. Sein treuer Schwankgehülfe und Reitknecht Jacob brachte es durch unzählige Pfiffe und Kniffe so weit, daß man im ganzen Städtlein seinen Herrn für todt hielt und die ernsthaftesten Anstalten zum Begräbniß machte.

Die Geistlichen des Orts begleiteten, unter dem Chorgefang der Schüler, die angebliche Leiche zur Gruft, und der Kirchhof war mit neugierigen Zuschauern angefüllt. Indem man aber den Sarg hinab senkte, und der Todtengräber eben eine Schaufel voll Erde darauf geworfen hatte, stieß Kyau mit Ungestüm den Deckel auf, und sprang, wie ein Eichhörnchen, aus dem Grabe.

Der Prediger, der eben den Segen sprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieser raffte sich, trotz seiner schwerfälligen Corporalenz, blüßschnell wieder auf, und warf fliehend, gleich einer gewaltigen Postkugel, die alle Reune stürzt, die ganze erste Klasse zu Boden. Die fallenden Primaner schlugen die Secundaner nieder, und so purzelte schichtweis die ganze löbliche Schule, wie die Wände eines umgeblasenen Kartenhäuschens, über einander. Ein buntes Quodlibet von Hüten und Mänteln, bepuderten Perücken und Büchern, lag umher. Die schwarzen Männer und Männerchen nahmen sich aber keine Zeit, ihre Habseligkeiten aufzuheben, sondern feichten unaufhaltsam nach dem Thore des Kirchhofs zu, und richteten unter dem gedrängten Klumpen der Zuschauer und Zuschauerinnen eine noch possierlichere Niederlage an, als sie vorher selbst erlitten hatten; denn manche Dame verlor ihre Schuhe, andere ihre Arbeitsbeutel, und einige purzelten gar in einen Graben, worin aber zum Glück kein Wasser war.

Der Wiederauferstandene, der ein gewöhnliches Todtenhemd trug, verfolgte den fliehenden Haufen, obgleich die Damen, die nicht so gut laufen konnten, wie die Schnell-Läuferin, Demoiselle Braun, ach und weh! schriegen, und manches Mütterchen sich kreuzigte und und segnete, und jagte alle, wie der Herbststurm die raschelnden Blätter, vor sich her. Niemand unterstand sich, ihn anzureden, und er selbst blieb eben so stumm.

Endlich wagte es doch der Todtengräber, ihm mit bender Hand die Schaufel vorzubalten, und zu fragen: Bist Du ein guter, oder ein böser Geist? —

Kyau schlug ein lautes Gelächter auf, und antwortete: Ich habe gar nicht die Ehre ein Geist zu seyn, sondern bin ein lebendiger, vollkommen gesunder Lieutenant. Sagt mir nur, was habt ihr mit mir vor? habt? Ich glaube gar, ihr habt mich begraben wollen! — Der staunende Todtenbettmeister konnte das nicht läugnen. — Wie? fuhr Jener fort zu schmälen: Was begraben? Unerhört! Entsetzlich! So verfährt ihr mit ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein paar Tage oder Stunden ihn Ohnmacht zu liegen? Wartet ihr dummes Volk, das soll euch theuer zu stehen kommen! —

Während dieses Wortwechsels hatte die Schaar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte neugierig, wie die Gänse beim Wetterleuchten die Hälse hoch empor. Der Todtengräber eilte herbei, drängte sich bis in den Mittelpunkt, wo eine Rathsglieder standen, und erzählte die seltsame Sache. Die ehrwürdigen Väter der Stadt sahen sich mit lauten Gesichtern an; denn sie erkannten auf der Stelle mit Bestürzung, daß man das Begräbniß übereilt, und dadurch die landesherrlichen Verordnungen übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Ertodte möchte entblasen, und ihnen ein Notabene, von oben herab, ziehen; deswegen beschloßen sie, ihm ein Sühnopfer bringen, und noch diesen Abend zu seiner Ehre ein Schmaus anzustellen.

Nach dieser gefasteten Entschließung gingen die Weisheiten dem Schalk im Sterbelittell entgegen, und schuldigten den unangenehmen Vorfall, und erlaubten sich seine Gegenwart beim decretirten Gaßmahl, nahm die Einladung an, und unterhielt während der Tafel die werthe Gesellschaft mit der Beschreibung seiner abentheuerlichen Reise, die seine Seele unter Zeit, als sein Körper starr und fühllos gewesen in die Sterne gemacht haben sollte. Dabei sprach der Flasche so fleißig zu, und war so lustig und schaffhaft, daß ein unvernagelter Kopf ihn gewiß nicht einen, erst vor wenigen Stunden erwahten Scheintoten gehalten hätte. Einige ahnten auch den Possen den man ihnen gespielt, andere aber merkten keineswegs, daß sie gefoppt waren, sondern freueten sich über die glückliche Beilegung der Sache, und schwankten einem Käuschchen zufrieden nach Hause.

Die guten Herren hatten jedoch einen nützlichen Griff in ihre Kasse gethan; denn sie entgingen dadurch der befürchteten Rüge ihres Polizeifehlers nicht, sondern erhielten bald nachher, da die Sache ruhbar worden war, eine Nase von der größten Sorte, ein gnädigstes Rescript eingepackt. Es waren auch zugleich gutdenkende Leuten aufgetreten, die aus Auferstehung von den Todten mit so geschickten Farben bei Hofe geschildert hatten, daß er mit stungsarrest in Spandau dafür bestraft ward.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. Juny 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 23.

Die Pflөгtochter.

(Aus den Papieren eines russischen Offiziers.)

(Schluß.)

Es hatten sich bei mir an einem Abend gegen 15 Offiziere versammelt, und indem wir eben mit stillem Ernst, der nur durch das Geräusch der wandernden Silberrubel unterbrochen wurde, beschäftigt waren, das Glücksblättchen unter den samösen 52 zu treffen, pfliff eine Musketenkugel durch das Fenster herein, und den Arm des Lieutenants Sachnow streifend, rief sie uns die Warnung zu: dem Feinde gegenüber, verhängte man bei beleuchteter Stube die Fenster. Der Vorfall gab viel zu lachen, und nachdem wir dem leicht Verwundeten ein wenig Grog-Extract geopfert hatten, setzten wir unsere philosophischen Betrachtungen, über Glück und Unglück, fort. Auf die Nachricht: die Franzosen dringen über Kastelsk vor, marschirte unsere Division nach Pultusk; dort den 14. Dezember angelangt, trafen wir das Tobolskische Regiment, bei welchem mein Freund, der Baron Rosen, diente; er war aber, wie ich erfuhr, nach der Stadt geritten; ich erhielt einen kurzen Urlaub, ihn dort aufzusuchen, fand ihn aber in dem einzigen Wirthshause nicht. Verdrüsslich über den vergeblichen Ritt, trat ich zum Kaminfeuer, und verlangte Kasse; da fielen plötzlich Kanonenschüsse. Der Tumult im Hause wurde fürchterlich! Alles stürzte hinaus, und schwang sich auf die Pferde. Mein Gaul — war verschwunden; ich lief in der Angst hin und her, bis endlich der Rittmeister Baronowsky vom Tataren-Uhlanenregiment mir zurief: „dort im Gehöft steht ein gesatteltes Pferd, Roth kennt kein Gebot, mache daß Du fortkommst!“ Mit gutem Gewissen konnte ich es nehmen, denn es war — mein eigenes. In gestreckter Carriere erreichte ich das Regiment, wo man eben die Suppe aus den Kesseln goß, und die durch den Geruch gestärkten Leute, zu dem beginnenden Tanze arrangirte. Neben uns hatten wir des Obristen Basiljew's 2 Kompagnien schwere, und des Grafen Merlin reitende Artillerie, die einen so höllischen Lärm machten, daß mir, dem daran nicht Gewöhnten, und am Flügel Stehenden, das Trommelfell

zu springen drohte. Mit einem stolzen Gefühl sagte ich mir: nun bist du endlich auch in einer Schlacht, und um meinen Muth näher zu prüfen, fand sich bald die schönste Gelegenheit. Das Tulasche Regiment mußte sich zurückziehen. Das Tulasche Regiment mußte sich zurückziehen, und wir nahmen seine Stelle am linken Flügel ein. Nach einer halben Stunde, die uns viel Leute gefosset hatte, wurden wir vom Wilnaschen Regimente abgelöst, und wateten durch einen dicken Erdbrei in die letzte Linie zurück. Der rechte Flügel meiner Kompagnie lehnte sich an eine Windmühle; ich bestieg sie, um das furchtbare Trauerspiel besser zu übersehen, und wirklich glaubte ich, gerade in die Hölle zu schauen. Rechts brannte ein sehr großes Dorf; vor mir sah ich zwei ungeheure parallele Bergen, deren Gluten verderblich auf einander wirkten, und zwischen denen Wolken von Pulverdampf wie aus siedenden Kesseln empor waften; links, das gräßlich geröthete Pultusk; über mir, den rabenschwarzen Himmel; unter mir bildeten die Willkarden mit Wasser gefüllten Fußstapfen, von dem brennenden Dorfe erleuchtet, ein Feuermeer; hinter mir ließ sich das Leuchten und Wimmern der Sterbenden und Verwundeten hören, obgleich die Erde vom Donner des Geschüßes erbebte. Ein eifriger Regen schien uns Bewohner dieser Hölle kühlen zu wollen, und zwang mich, die Mühle zu verlassen. Kaum war ich heruntergestiegen, so bot sich mir ein noch gräßlicherer Anblick dar. F —, mein theurer F —, wurde aus dem Schlachtgewühle zu uns getragen; er war im Gefolge des Grafen Ostermann-Tolstoy, von einer Kugel getroffen, die ihm die Brust durchbohrt hatte; noch lebte er, und hatte noch die Kraft, mir die Hand zu reichen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen zu sprechen, brachte er endlich sylbenweise die wenigen Worte hervor: „von Heinrich (so hieß sein Bedienter) mein Taschenbuch Dank für —.“ Hier versagte ihm die Stimme ganz, und nach wenigen Minuten hielt ich den Geliebten als Leiche in meinen Armen. Von meinem Gefühl kein Wort —, nur wen ein gleiches Schicksal traf, kann einen richtigen Begriff davon haben. Gegen 9 Uhr Abends fielen die letzten Schüsse, die Gewehre wurden zusammengestellt, und hinter diesem Sitter sorgte Jeder, von

Hunger und Strapazen erschöpft, sich eine Schlafstelle, so gut wie es sich thun ließ, zu bereiten. Mir war aller Schlaf vergangen, ich setzte mich auf eine Trommel, und erwartete das nach Holz abgegangene Commando. Unvergeßlich für immer, wird mir diese auf der Trommel zugebrachte schreckliche Stunde seyn! mir schien es, als wäre ich ganz verlassen, und als könne mir in diesem Leben nie wieder eine Freude blühen.

Wie der Morgen anbrach, marschirten wir in Colonnen nach Roschan. Eine Meile hatten wir vielleicht zurückgelegt, da überzeugte ich mich von der Wahrheit, daß Hunger der beste Arzt für Leib und Seele ist; er weckte mich aus meiner düstern Stimmung, und zwang mich, Diesen und Jenen um ein Stück Brod anzusprechen; Ach!-Aucken war die allgemeine Antwort, indessen sagte man mir, es folge ein Marketenderwagen unserm Regimente. „Hast Du Brod?“ fragte ich den Juden. „Nein!“ — „Hast Du Schnaps?“ — „Ja!“ Mit Wohlbehagen trank ich den Kräger, und verlangte etwas zum Nachbiß, da reichte mir der Jude einen Häring, den ich, zu meiner Kompagnie eilend, mit großem Appetit verzehrte. Neu belebt fühlte ich mich durch dieses frugale Frühstück, allein es währte nicht lange, so quälte mich ein schrecklicher Durst. In der Hoffnung, bald ein Dorf zu erreichen, ertrug ich ihn standhaft; doch, da nach einer Stunde sich auch in der Ferne noch kein Dorf zeigte, und die Füße mir schon den Dienst versagten, da mußte ich mich bequemen, mit der hohlen Hand das Wasser aus den Schmutzlöchern, die Hinz und Krutz getreten hatten, zu schöpfen; bei dieser Operation wünschte ich den Juden mit seinen Häringen, unter die Räder der voranziehenden Kanonen. Zehn Meilen von Pultusk, bei Strolenka, wo die ganze Armee mehrere Tage bivouacirte, fanden wir erst unsere Packpferde, die mit allerlei Mundprovision beladen waren, und dadurch alles ausgestandene Elend bald vergessen machten. Der betrübtte Heinrich brachte mir, auf mein Verlangen, seines Herrn Taschenbuch, in welchem ich einen an mich überschriebenen Brief fand; mit Ungeduld brach ich das Siegel, und — fand meine frühere Vermuthung bestätigt. Der Inhalt lautete: „Wird mein Wunsch zu sterben erfüllt, so vergib, mein theurer G! dem Todten den Ver-rath, den er im Leben an der Freundschaft beging. Ihr erstes Gesetz ist: Offenherzigkeit dem Freunde, doch — Schaam fesselte meine Zunge. Ich hatte die feste Ueberzeugung, Du müßtest mich verachten, wenn Du meine Schwachheit in ihrer ganzen Größe kennen lerntest. Wisse! Deine Ahnung eines nähern Verhältnisses zwischen Henrietten und mir hat Dich nicht getäuscht. Drei Jahre sind es, wie ich sie bei ihrem Pflegevater in K— kennen lernte. Ihre interessante Gestalt weckte in mir ein Gefühl, das ich für Liebe hielt, und mich so selbst täuschend, brauchte ich alle Eroberungskünste, um auf ihr Herz zu wirken. Ach! mir zu sehr gelang mir dieses! — Schon nach wenigen Monaten konnte ich nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln, und — welcher Liebe! — jedes Wort, jede auf mich sich beziehende Handlung, verrieth die Glut ihres Herzens. Mein besseres Selbst sträubte sich

lange gegen eine Erklärung, bis endlich an einem kleinen Fest, dem Geburtstage ihres Pflegevaters geweiht, wo sie mir besonders reizend erschien, ich meiner Sehnsucht nicht länger widerstehen konnte, und sie mit einer kurzen Liebeserklärung in meine Arme schloß. Die Ueberraschte wand sich schnell los, und blieb zitternd vor mir stehen; schweigend blickte sie mich an; Röthe und Blässe wechselten in ihrem Gesichte; der Athem flog hörbar, und — schwankend sich ihrer nicht mehr mächtig, stürzte sie mit dem Ausruf: „August!“ an meine Brust; ein Thränenstrom machte ihrem krampfhaft gepreßten Herzen Luft, und nach wenigen Augenblicken küßte ich ihr das Geständniß ihrer Liebe von den blassen Lippen. Daß ich höchst übereilt gehandelt hatte, leuchtete mir schon am folgenden Morgen ein, denn, eines Pfarrers unbemittelte Pflgetochter, deren Vater zum Handwerksstande gehört hatte, konnte meinen Eltern unmöglich eine willkommene Schwiegertochter seyn; mein damaliger jugendlicher Leichtsin ließ indessen die Sache ihren Gang gehen, und dachte: kommt Zeit, kommt Rath. Einige Wochen später nahm ich, aufgefordert dazu von meinen Eltern, auf 4 Monate Urlaub. Der Abschied von Henrietten war so tragisch, daß mir im Ernst bei dem Gedanken an die Zukunft bangte. Eine Cousine von mir, Fräulein Pauline M—, die im Hause meiner Eltern mit meinen jüngern Geschwistern erzogen war, sah ich jetzt, nach 4 Jahren, als ein wunderschönes Mädchen wieder; schon ihr erster Anblick machte einen lebhaften Eindruck auf mich, und täglich fand ich mich immer mehr durch ihren gebildeten Verstand, ihren Wig und ihr liebenswürdiges Wesen gefesselt. Das unglückliche Vergleichen wurde mir ein Abendgeschäft im einsamen Zimmer, wodurch Henriette natürlich sehr viel verlor, und das Band, welches mich an sie knüpfte, immer lockerer machte. Obgleich meine Eltern mit Wohlgefallen meine Neigung zu Paulinen bemerkten, so war ich doch zu ehrlich, ein neues Bündniß zu schließen, aber wie ein Verbrecher zitterte ich vor dem Wiedersehen in K—. Daß ich erst jetzt wirklich liebte, gestand ich mir unter bangen Sausern in den durchwachten Nächten. Mein Urlaub war um, ich mußte fort! Paulinens verweinte Augen waren mir ein Beweis, daß auch ich ihr nicht gleichgültig geblieben war. Unter andern Umständen hätte ich mich selig gepriesen, jetzt warf mich diese Entdeckung zu den Verdammten. Mit völliger Resignation auf zeitliches Glück, schied ich im stummen Schmerz, meiner trüben Zukunft entgegen eilend. Henriettens grenzenlose Freude bei dem Wiedersehen übersah manches an mir, aber bald genug bemerkte sie die Veränderung. „August!“ sagte sie mit sanfter Stimme, „Du bist nicht mehr wie Du warst!“ — Ja wohl war es anders mit mir geworden, obgleich ich sie vom Gegentheil zu überzeugen suchte. Nach 2 Monaten, in welcher Zeit mich mehreremal der grause Gedanke an Selbstmord überfiel, erhielt unser Regiment Marsch-Ordre. Henriette war wie vernichtet. — „Wir sehen uns nie wieder!“ sprach sie im prophetischen Ton, „mein Leben hängt an Deiner Liebe, hast Du keine mehr für mich, so ist es um mich geschehen! — Bei

dem Abschiede wurde sie ohnmächtig, — der Pfarrer trug sie auf das Sopha, und rief mir mit feierlichem Ernst zu: „Herr Baron! warum haben Sie uns das gethan? Gott geleite Sie! — mir war zu Muth wie dem niedrigsten Verräther. Die rauschende Feldmusik, und die wirbelnden Trommeln thaten meiner, von Gewissensbissen gefolterten Seele wohl; Kanonendonner wäre mir noch lieber gewesen; denn Betäubung war das Einzige, wonach mir jetzt verlangte. Mehr wie ein Jahr verging, und ich hatte nichts von Henrietten gehört; eine Correspondenz hatte ich mit ihr nicht verabredet, in der Hoffnung, die Zeit würde hier das Beste wirken; diese wohlthätige Mittlerin hatte mein Gewissen so ziemlich eingeschlafert, und ich wagte es schon zu hoffen, daß auch sie vergessen hätte. Da erschienst Du bei dem Regimente; durch Deinen Bedienten erhielt ich von Henrietten ein Billet, welches Martin ihm zur Bestellung an meinen Heinrich abgegeben hatte; es enthielt bloß die Worte: „August! hast Du kein freundliches Wort mehr für Deine Henriette?“ — Diese wenigen Worte, und Deine Erzählungen von ihrer Blässe, ihrem sichtbaren Gram — weckten mein schlummerndes Gewissen mit furchtbarer Stärke, aber das Billet ließ ich unbeantwortet, weil es mir unmöglich ward, sie noch länger zu täuschen, denn eine Verbindung mit ihr, ohne die Einwilligung meiner Eltern, und die heisse Liebe zu einer Andern im Herzen, verabscheute ich. Nacht — grause öde Nacht, umschleierte von nun an mein Leben; daß ich es nicht frevelnd von mir warf, danke ich Deiner Freundschaft. Kommen diese Zeilen in Deine Hände, so ist mein Wunsch zu sterben, erfüllt. Du wirst den nicht mehr verachten, der im Leben Dir mit treuer Liebe ergeben war, und seinen jugendlichen Leichtsinnschwer gebüßt hat. Der letzte Freundschaftsdienst, den Du mir erweisen kannst, ist, wenn Du meinen Eltern von meinem Tode Nachricht gibst, nach beiliegendem Register meinen Nachlaß vertheilst, und meine Leute mit Allem, was nicht im Register bemerkt ist, nach Hause abfertigt. Lebe wohl, Geliebter! entzündigt sehe ich Dich wieder.“ — „Mein theurer unglücklicher August!“ seufzte ich laut, nachdem ich lange im dumpfen Hinbrüten den offenen Brief angestarrt hatte, „ja, schwer hast Du gebüßt, indem Du Deine Liebe als Sühne, einer Verwirrung des Herzens zum Opfer brachtest! Viele, ach! die Meisten unseres Standes, hätten die ganze Begebenheit für ein Kantonirungs-Späßchen genommen, und keine schlaflose Nacht darüber gehabt.“ Die sich jetzt rasch folgenden Kriegs-Ereignisse, in denen unser Regiment immer mit debutirte, waren ein wohlthätiger Balsam meinem, durch den Verlust des Freundes, verwundeten Herzen; überdies wurde der Geist mit den Mitteln zur eigenen Lebensfristung vollauf beschäftigt, daß Kartoffeln, die sehr oft unser ganzes liebes tägliches Brod ausmachten, immer seltener wurden; des Gemüthes Barometer zeigte Freude und Schmerz, nur durch satt und hungrig an. Nicht ahnend, daß diese Campaigne von so kurzer Dauer seyn würde, nahm ich aus dem Bivoual bei Heilsberg, Urlaub, und reiste nach Königsberg, um

von dort aus, den Wunsch meines lieben F — zu erfüllen. In dem erwähnten Register hatte er seine Brustnadel, und eine ersparte Summe von 850 Ducaten, Henrietten bestimmt. Die schöne brillantene Brustnadel packte ich zu den Holländern, und begleitete das Päckchen mit einem so zarten als möglich, von mir abgefaßten Brief, an den Pfarrer nach K—. Aus Königsberg kaum zurückgekehrt, wurde mir die Ehre, der Franzosen nächster Nachbar in dem Walde bei Sternberg zu werden, und 14 Tage später schlugen wir uns bei Gutfstadt, an der Pasarge, und endlich am 29. Mai bei Heilsberg, wo mein Heldenleben sich endigte, und zwar nur durch Verweisung ins Lazareth; dort hatte ich Muße genug über die letzten, an Begebenheiten so reichhaltigen 9 Monate nachzudenken. Zur völligen Heilung meiner Wunden nach Esthland beurlaubt, verließ ich das große Lazareth in Kerstimon, und machte mich auf den Weg; er führte nur 5 Meilen von K— vorbei. Der Wunsch, das jetzige Wesen dort zu schauen, zog mich gewaltig hin; ich suchte mich daher zu überreden, daß eine Erkundigung nach dem aus Königsberg abgefertigten Gelde, mir diesen Abstecher zur Pflicht mache. Es war gleich nach Mittag wie ich in K— anlangte; eine öde Stille empfing mich, kein menschliches Wesen ließ sich erblicken, auch der Spiz und die Kanarienvogel waren verschwunden, mir ward sonderbar zu Muth. Wohl eine Viertelstunde verging, bis ich die Magd über die Hausflur kommen sah, die, mich erkennend, des Brodberrn Nachmittagsschläfchen zu stören eilte. Kaum hätte ich den biedern Alten erkannt, so sehr hatte er sich in den 2 Jahren verändert; wie ich ihn um die Ursache fragte, da seufzte er tief, und meine Hand schüttelnd, sagte er: „Ja — mein lieber Herr von G—! seit unserer Trennung war in diesem Hause keine Freude! Den Grund brauche ich Ihnen nicht zu nennen, indem Ihr Brief mir die Ueberzeugung gibt, daß Ihr Freund für sie kein Geheimniß hatte; nach diesen Worten verließ er das Zimmer, und erschien nach einigen Minuten mit dem mir wohlbekanntem Königsberger Päckchen wieder. „Nehmen Sie dieses zurück,“ sagte er, „meine Zette, der es bestimmt war, bedarf dergleichen nicht mehr.“ Um Gotteswillen!“ rief ich, „erklären Sie sich deutlicher.“ „Getäuschte Liebe wirkte zerstörend auf sie,“ sprach er langsam. „Also todt — o schrecklich!“ seufzte ich. Seine Festigkeit, mit der er sich meinen Bitten, das Päckchen zu behalten, widersetzte, zwang mich, es zurückzunehmen, um es F—s Eltern zu übersenden. Der Boden in der Pfarre brannte mir jetzt unter den Füßen; es schien mir, als hätte ich Theil an der Schuld, die das Glück der Bewohner dieses Hauses zerstörte; ich eilte fort, und nach einigen Tagen erreichte ich K—, wo ich 2 Wochen blieb, um meiner Wunde wegen den Rath des würdigen Doctors F— zu benutzen, mich zur weitem Reise zu stärken, und zugleich, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen. Dieses letztere führte mich kurz vor meiner Abreise, in Gesellschaft einiger andern verwundeten Offiziere, in das Irrenhaus, wo mich der Anblick des Flettlieutenants Heiser, mit dem ich 10 Jahre

früher auf einem Schiffe gedient hatte, sehr erschüt-
terte; aber — ich hatte keine Ahnung von dem Schreck-
lichen, das meiner wartete! Unserm Führer folgend,
gingen wir jetzt zu den Weibern; er öffnete ein Ge-
mach, in welchem ich eine abgekehrte Gestalt mit ge-
senktem Haupte, auf dem Bette sitzend erblickte; der
Führer redete sie an — langsam hob sie den Kopf —
mir schwindelte, von eiskaltem Schauer durchbebt —
es war — Henriette!

M ä n n e r w a h l .

Wenn wir die Männer recht betrachten,
Wir Weiber, kommt uns Grauen an,
Die Beste sieht man oft nicht achten
Vom bärenhaften Ehemann.
Drum glaubt, was die Erfahrung spricht:
Heirathet nicht! —

Ein schlimmes Ding ist's mit der Ehe,
Doch wieder auch ein gutes Ding;
Denn wenn ich manches Pärchen sehe,
Beglückt durch den goldnen Ring,
Dann freilich fällt's auch mir wohl ein,
Bald Frau zu seyn! —

Wer kann dem Männervolke trauen! —
Man kennt sie ja seit Adam schon;
Gar wenig Tugend ist zu schauen,
Der Fehler Zahl heißt — Legion.
Drum, dem mein Lied das Stübchen bricht,
Den nehmet nicht! —

Der Euch mit schlichten, biedern Worte
Sein ganzes Herz und Leben weicht,
Euch führt zur goldnen Estandspforte
Mit festem Sinn und Redlichkeit,
Nie liebt, Luftschlösser nur zu bau'n,
Dem könnt Ihr traun! —

Doch der mit süß verliebten Mienen
Und stetem Lächeln Euch nur naht,
Um bloß der Geiznerci zu dienen,
Und Nichts beweiset durch die That,
Nur Schmeichelworte zu Euch spricht,
Den nehmet nicht! —

Der Euch mit Lügen nicht betrüget,
Und wär' die Hochzeit morgen schon,
Doch heut die Sinnlichkeit bestreget,
Dem werde treuer Liebe Lohn;
Wer so vermag ein Held zu seyn,
Den mögt Ihr freun! —

Doch der nach allen Mädchen rennet,
In jede Schürze sich verliebt,
Und alle leichte Waare kennet,
Sich jeder Leidenschaft ergiebt,
Dem, — flieht, o flieht den saubern Herrn! —
Dem bleibet fern! —

Der auf des Lebens kurzer Reise
Auf seinen Schöpfer fest gebaut,

Nach ächter Frommheit schöner Weise
Im Leid des Himmels Trost vertraut,
Ein Christ ist ohne Frömmelci,
Dem bleibet treu! —

Doch der die Augen stets verdrehet,
Mit Salbung aus der Bibel spricht,
Und nimmer deren Sinn verstehet,
Trotz seinem frommen Angesicht,
Dem glaubt, o Mädchen! nicht ein Wort,
Den jagt nur fort! —

Und wer im Kreise lust'ger Freunde
Sein Gläschen Wein mit Ehren trinkt,
Und gern vergibt die Schuld dem Feinde,
Und froh ist, wenn die Freude winkt,
Doch trauert, sieht er fremden Schmerz,
Dem schenkt das Herz! —

Doch wer dem Trunke sich ergiebet,
Beim Glase sitzt bis Mitternacht,
Und so dies schnöde Laster übet,
Dass es zum horst'gen Thier ihn macht,
Den, kommt er, Euch zu freun, in's Haus,
Den werft hinaus! —

Der Mann, der stets mit Geistesadel
Sich über das Gemeine hebt,
Verachtend schlechter Leute Tadel,
Nach Höher'm aber ringt und strebt,
Den, bietet Hand und Herz er Euch,
Den — freit sogleich! —

Doch wer nur stets den Fuchschwanz streichet,
Sich tief auch vor dem Schurken bückt,
Wenn er nur seinen Zweck erreicht, —
Niemandem frei ins Auge blickt,
Dem — o Ihr Mädchen, trauet mir! —
Dem weist die Thür! —

Wer Ordnung in dem Hausstand führet,
Des Geldes Werth zu schätzen weiß,
Doch gern da gibt, wo sich's gebühret,
Dem Mann gehört der Liebe Preis,
Den führt zum hochzeitlichen Tanz,
Dem reicht den Kranz! —

Doch der nur Gold zusammensparet,
Und es den Zweck des Lebens heißt,
Fest hinter Schlössern es verwahret,
Sich selber als den Reichsten preißt,
Dem nie des Wohlthuns Freuden blühen,
Den sollt Ihr fliehn! —

Doch Jeder zeigt sich als ein Engel,
Rennt er ein Mädchen jetzt noch — Braut;
Erst später finden sich die Mängel,
Als es als Frau ihm angetraut;
Drum — prüft zuvor den Engel fein,
Und dann — schlägt ein! —

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. Juny 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 24.

Der Spieler.

(Eine Novelle von Leontio.)

„Sie müssen“ — sprach der Graf — „Ihr merkwürdiges Glück benutzen, und indem Sie ein Sümmchen wagen, versuchen, ob es sich im königlichen Pharao vermehrt. Sie können nicht glauben, welch wunderbaren Reiz das Spiel dem Menschen bietet, und da Sie so viel Glück haben, so ist keine große Gefahr dabei.“ — Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Sinn: folge seinem Rath. Meine Kasse war bedeutend geschmolzen; ich konnte also nicht zu viel verlieren, und im entgegengesetzten Fall ein gewonnenes Sümmchen gut brauchen. — „Sehr gern“ — erwiderte ich — „dennoch möchte ich mich dem Geschick vertrauen und schon aus Neugierde ein größeres Spiel eingehen; aber da hier die öffentlichen Banken nicht existiren, und die privaten, bei strengem Verbot, zu heimlich sind, so weiß ich nicht, wo ich dies Gelüst befriedigen soll.“ — „Bestimmen Sie mir“ — antwortete der neue Freund — „einen beliebigen Abend, so will ich Sie an einen Ort führen, wo in einer respectablen Gesellschaft mehrere Male in der Woche gespielt wird.“ — „So wollen wir gleich hingehen“ — sagte ich; — „ich liebe, Alles, was ich thue, rasch zu vollführen.“

Der Graf schien mit diesem Vorschlag sehr zufrieden, und nachdem wir noch nach meiner Wohnung gegangen waren und ich meine Baarschaft zu mir gebracht hatte, begaben wir uns in ein bekanntes Caffehaus, in welchem ich selbst schon oft gewesen, nie aber bemerkt hatte, daß dort Hazardspiele im Umschwung waren. Durch einige Wohnzimmer des Wirthes gelangten wir in eine nicht zu geräumige Stube, welche hinter uns zugeriegelt ward. Stumm grüßten mich Einige von den um einen grünen Tisch herumstehenden Herren, während die Andern nicht ausblickten und begierig den Worten des Banquiers zuhörten, welcher mit kaltblütigem Tone sein perd et gagne über die Tafel rief.

Man reichte mir ein Buch, und nach einigem Wechsel hatte ich bald ein Sümmchen von zwanzig Louisd'ors vor mir, während mein Nebenmann, der Graf,

fortwährend verlor. Er hörte auf, zu spielen und raunte mir zu: mich mit dem Gewinne zu entfernen. Unser Weg führte uns natürlich in ein Weinhaus, die Champagner-Pfropfen flogen und mir wurde von meinem Freunde gratulirt, einen so angenehmen Anfang gemacht zu haben. Ich erkundigte mich nach den Mitspielern. „Der Banquier ist nicht von hier“ — sagte der Graf — „es ist der Steuerrath Herr von . . . Er spielt nicht mit zu großem Glück, doch da er stets Bank legt, so ist er schon dadurch meist gesichert, weil der Banquier einen Vortheil von 25 pro Cent hat. Der Mann neben ihm, welcher stets über seinen Verlust klagte, ist ein Rittmeister außer Diensten, ein armer Teufel, der sich aber nie durch den Gott des Spiels etwas verdienen wird, eben weil dieser nur dem gibt, welcher schon hat, dem aber, der nichts oder doch nicht viel hat, noch das Wenige nimmt. Die drei nächst folgenden Leute waren Studenten, und die übrigen Offiziere und praktische Juristen, von welchen Ihnen ja selbst Mehrere bekannt zu seyn schienen. Ganz an der Ecke aber werden Sie einen kleinen Mann mit magerem Gesicht, großer Nase, buschigen Augenbraunen und dunklem schwarzen Haar bemerkt haben; es ist der sogenannte Spielpapa, einer der merkwürdigsten Sonderlinge, welche existiren. Da er noch nie verloren hat, also wahrscheinlich die Kunst besitzt, die Karten zu berechnen, so ist es doch zu bewundern, daß er nie des Abends mehr, als drei Louisd'or setzt, welche er denn auch gewinnt. Hierauf sieht er ganz ruhig zu, bis das Spiel geendet ist, setzt ein paar Mal auf eine verdeckte Karte va banque, grinst, wenn er, wie natürlich, gewinnt, und freut sich über die Verwunderung der Herumstehenden, ohne doch je im Ernste die Bank zu sprengen.“

Erstaunt schüttelte ich den Kopf. „Abgesehen von der Kunst der Berechnung“ — sagte ich — „welche mir doch immer wie ein Stein der Weisen vorkommt, der stets gesucht aber nie gefunden wird, — vor ist denn dieser Sonderling, von dem Sie so Unheimliches erzählen?“ — „Ja, wer dies wüßte, erwiderte der Graf — „schon längst haben wir hin und her gerathen; wir sind ihm nachgeschlichen; aber stets ver-

schwand er vor unsern Augen in irgend ein Haus, wo denn am folgenden Tage Niemand etwas von der spuckhaften Erscheinung wissen wollte. Er selbst aber hat noch Keinen der Mitspielenden gesprochen, und, jeder Frage wo möglich mit Achselzucken bezeugend, mit seiner schnarrenden Stimme auf die unausweichlichen kurz und abbrechend geantwortet. Die ganze Gesellschaft begünstigt diesen Geheimnißvollen, weil er, trotz seiner Fremdartigkeit in seinen kleinen Augen, in dem freundlichen Lächeln, welches freilich mehr Grinsen ist, eine gewisse Gutmüthigkeit offenbart, und zugleich Jeder hofft, die Räthsel, welche ihn umgeben, über kurz oder lang, entschleiert zu sehen.“ —

Mich wunderte der Ernst, mit welchem der Graf diese Erzählung vortrug, und seine lauernden Augen machten mich plötzlich in der fröhlichen Champagner-Laune verstimmt, so daß ich, augenblickliche Kopfschmerzen vorschüßend, nach Hause ging. Dennoch aber hatte mich die Geschichte von diesem wunderlichen Spieler neugierig gemacht, und ich beschloß daher, Alles anzuwenden, um seine bürgerlichen und anderweitigen Verhältnisse zu erforschen. Deshalb war ich denn am folgenden Tage zur festgesetzten Stunde im Kaffehause und schlich mich in den verhängnißvollen Schlupfwinkel. Bald setzte man sich zum Spiel; ich aber zog es vor, stehend zuzusehen, und stellte mich dem Kleinen, welcher mich mit freudlichem Grinsen anblinzelte, zur Seite. Er sah dem Spiel aufmerksam zu, zog in drei verschiedenen Taillen drei Karten, besetzte jede mit einem Louisd'or und gewann dieselbe, ohne weiter zu gehen. Doch spielte er verdeckt, indem der Banquier ihn darum ersucht hatte, um der Gefahr zu entgehen, daß die Uebrigen ihm die Karten nachsetzten, obwohl, wenn dieses geschah, das Geschick sich jedesmal gegen den Alten aussprach, mit dem es so eng verbunden zu seyn schien. Da ich nicht mitspielte, hatte ich Muße genug, die verschiedenen Aeußerungen der Gemüthsbezugungen bei den Spielenden zu beobachten, und dies war wirklich ein interessantes, für den Unbefangenen aber betäubendes, Schauspiel. Denn je mehr die Nacht verging, je mehr das Glück sich dem Einen zu dem Andern abwandte, desto blässer wurden die Wangen, desto krampfhafter zuckten die Lippen und desto starrer blickten die halbgebrochenen Augen auf die kleinen Blätter hin, welche in sich des Besitzers Heil oder Unglück enthielten. Fürchterliche Wirkungen der verderblichsten Leidenschaft, welche den Menschen verführt, Alles daran zu setzen, Haus und Hof, Weib und Kind zu vergessen, um einige Thaler zu gewinnen! So dachte ich bei mir, und doch stand ich auch dort, und doch fühlte auch ich den unwiderstehlichsten Drang, mich einzulassen in den Kampf, und von der trügerischen Glücksgöttin Gewinnst zu suchen. Von Jugend auf war mir diese Leidenschaft eingepflanzt, und wie in meinem Busen jedes Gefühl zur mächtigen Flamme ward, so fing auch jetzt bald wieder der fertige Zunder Feuer und es war ausgemacht: ich mußte spielen. Gleich den unglücklichen Thierchen, welche dem offenen Rachen der Klapperschlange nicht entfliehen können, wenn sie von den Augen dieses Ungeheuers gefesselt werden,

fühlte ich in mir die Zuckungen des Widerstandes und — konnte dennoch dem Rachen nicht entgehen!

Indes ließen mich meine bisherigen Beobachtungen des seltsamen Kleinen wenig mehr erfahren, als der Graf mir von demselben erzählt hatte. Indem ich jedoch seine Worte auf's genaueste bekräftigt fand, wuchs die Neugierde immer mehr, den Schleier zu heben, welcher Jenen umgab.

Um Zwölf kam der Graf und eilte mit erstaunten Blicken auf mich zu, indem er mich fragte, weshalb ich mein gestriges Glück nicht heut benutzen und im Spiel fortfahren wolle. Da ich ihm antwortete: ich würde sogleich anfangen, setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Platz nieder und begann zu pointiren, worauf ich seinem Beispiele folgte. Aber ich sollte sogleich bestraft werden dafür, daß ich meinem eigenen abmahnden Gefühl nicht Gehör gegeben hatte. Während der Graf nämlich mit ausgezeichnetem Glücke spielte, schien dies mich gänzlich verlassen zu haben, und mein gestriger Gewinn war bald verloren. Da ich nun in Hitze gerieth, war auch bald meine übrige Baarschaft verschwunden, und ich wollte mich eben entfernen, weil ich wußte, daß der Graf aus Aberglauben im Spiel nichts verleihe, als der Kleine, dies bemerkend, mir mit schnarrender Stimme zwanzig Louisd'or anbot. Alles staunte über diese Anerbietung, Niemand aber mehr, als ich, da ich der Erste war, welcher den unzugänglichen Mann zu einer Aeußerung gegen einen der Mitspielenden bewogen hatte. Dennoch aber konnte ich nur verneinend antworten, weil ich zu Hause kein Geld hatte, um, im Falle des Verlustes, jene Summe wieder zu bezahlen. Ich danke ihm also höflichst für seine Güte, und zog mich vom Spieltische zurück, fest entschlossen, den Kleinen bei'm Weggehen anzureden, und nicht zu verlassen, da er mir Gelegenheit dazu gegeben hatte. Der Banquier schloß gegen Zwei das Spiel und ich machte mich unter irgend einem Vorwande vom Grafen los, kehrte aber sogleich um und erreichte glücklich den Spielpapa, welchen ich nicht an den Augen gelassen hatte.

„Sie sind“ — so begann ich — „vorher so gütig gewesen, mir eine bedeutende Summe anzubieten, um so bedeutender, da ich, als Ihnen fremd, nicht die geringste Sicherheit darbot; nehmen Sie dafür meinen aufrichtigsten Dank; aber verzeihen Sie meiner Neugierde die Frage: Was hat Sie zu einem Schritte bewegen, welcher um so auffallender ist, weil ich aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, hier auch nur die kleinste Summe ohne hinlängliche Bürgschaft aufzutreiben?“ — „Sie gefallen mir, junger Mann“ — entgegnete Jener — „deshalb that ich Ihnen jenen Vorschlag, und, ehrlich gestanden, wollte ich Sie mir dadurch verpflichten, um sich in der Zukunft vor dieser Hölle der Jugend in Acht nehmen zu können. Denn da Sie sicher auch dies Geld verloren haben würden, so hätte meine Ermahnung an Sie wohl etwas gefruchtet, wenn Sie nach einem leichtsinnigen Annehmen jenes Darlehns mir dasselbe nicht so bald hätten wieder erstatten können. Desto mehr freute mich Ihr besonnenes Ausschlagen, und ich kann um so zuverlässiger

her die Bitte wagen: nicht wieder zu spielen, wenn Ihnen Ihre irdische und himmlische Seligkeit nicht entgehen soll; fliehen Sie diese fürchterliche Leidenschaft.“

„Aber um aller Welt willen“ — sagte ich — „wie können Sie mir denn diesen Rath ertheilen, Sie, dessen komischer Beiname es schon beweist, daß Sie selbst diesem sogenannten Laster nur allzusehr fröhnen? Weshalb folgen Sie selbst denn nicht den guten Ermahnungen, die Sie mir so eben ertheilen? Weshalb wählen Sie gerade mich aus zur Rettung? Weshalb endlich zeigen Sie nicht den Ort der heimlichen Zusammenkunft der Polizei an, wenn ein so reiner Eifer Sie besetzt?“

„Forsche nicht darnach“ — sprach er dumpf in sich hinein, das fremde Sie in das trauliche Du umwandelnd — „daß ich spielen muß. Bin ich denn nicht eben der Spielpapa, und sitzt denn nicht in mir der Spielteufel auf ewig fest? Doch, Du siehst, wie ich mein Glück nicht mißbrauche, und diesen blutsaugenden Banquiers nur einen Theil, und zwar einen kleinen, ihres Raubes wieder abjage. Eben, weil ich spiele und spielen muß, warne ich Dich, mein Sohn; ich beschwöre Dich: entziehe Dich dem Teufel des Spiels, denn er ist mächtig, und wen er angreift, den läßt er nicht wieder aus seiner schrecklichen Umarmung.“ Die Uebrigen sind schon verdorben oder können doch, mit kaltem Blut spielend, weniger leicht in den Abgrund stürzen, den Du schwerlich vermeiden würdest; denn Dein feuriges Gemüth reißt Dich mit sich fort und besiegt oft den hellen Geist; einmal gelockt kannst Du der Versuchung nur gewaltsam widerstehen. Darum, flehe ich Dich an, folge meinem Rathe!“ — Dies sprach er mit so rührendem Tone, daß ich glaubte, einen andern Menschen vor mir zu haben.

„Nun gut, Väterchen!“ — antwortete ich — „ich verspreche —.“ „Versprich mir nichts, mein Kind!“ — fiel er, mich unterbrechend, ein — „denn ach, wenn Du versprichst und hältst das Versprechen nachher nicht, dann ist es ja noch schlimmer!“ — „Ich habe noch nie mein Wort gebrochen,“ alter Mann!“ — fuhr ich zürnend heraus — „wer gab Euch das Recht, daselbe zu bezweifeln? Doch ich bin ein Thor, mich den Grillen Eurer Einbildungskraft hinzugeben und mich ihnen gefügig zu unterwerfen!“ — „Siehst Du, Stechlicher!“ — rief der Alte — „siehst Du, wie schwach Du bist, und wie Du, das Gelüst zu befriedigen, die eigene Stimme unter beleidigtem Ehrgefühl verdeckst? Nun, so gehe hin und sündige weiter, bis die bittere Reue, als Strafe Deiner Frevel, Dich peitschen wird, und dann gedenke des kleinen Spielpapa's, o Jünglein!“

Dies sprach er, an einem kleinen Hause in der ... Straße stehen bleibend, indem er ruhig aufschloß und mit einem kurzen: „Gute Nacht!“ verschwand er. Ich wartete eine Zeitlang, um zu sehen, ob nicht irgendwo Licht erscheinen würde, aber vergeblich; so zeichnete ich mir denn die Nummer des Hauses in meine Brieftasche und begab mich nach meiner Wohnung, etwas verwirrt über das Abenteuer und zugleich ärgerlich über den erlittenen Verlust.

Die wenigen noch übrigen Stunden der Nacht ver-

gingen unter Grübeln, und ich stand daher recht mißmuthig am Morgen auf. Ich konnte mir nicht abläugnen, daß der Papa sehr recht mit seiner Warnung hatte; denn erhielt ich auch gerade alles Nöthige von meinem Vater ausgefetzt, so war es eben nur dieses, und nichts Ueberflüssiges, und es blieb mir nur sehr wenig zu meinen Vergnügungen übrig, wenn ich nicht bald in eine unangenehme Lage gerathen wollte. Es waren mir daher stets die kleinen Gewinne in dem Spiel, welches ich bei Bekannten gemacht hatte, recht angenehme Unterstützungen, und mein dortiges Glück schien mich zu ermuntern, dem Spiele mehr anzuvertrauen, um mehr dadurch zu empfangen. Dies war der Grund der Einladung an jenem Abende, welche der Graf mir machte, und die mich veranlaßte, mit ihm das verhängnißvolle Kaffehaus zu besuchen. Jetzt hatte ich Alles verloren und befand mich durch diesen Verlust in nicht geringer Verlegenheit. Mein strenger Vater, dessen Rechnung stets aufs ordentlichste stimmen mußte, hätte mich mit Vorwürfen überhäuft, wenn ich so bald um Zuschuß gebeten hätte, und meine Bekannten und Freunde, obwohl nicht arm, doch viel brauchend, konnten meinem Bedürfnis keine hinlängliche Hülfe spenden. Es blieb mir daher nichts übrig, als aus der Noth eine Tugend zu machen und zu Hause den Studien, welche ich in der letzten Zeit ziemlich versäumt hatte, wieder obzuliegen, indem ich bei mir beschloß, dem Rathe meines kleinen Pappas zu folgen. Zugleich aber drängte mich nicht allein die Neugierde, sondern wirkliche Theilnahme an dem Geschick des seltsamen Mannes zur Nachforschung, trotz dem, daß mein Herz mir sagte: ich solle das Geheimniß ehren, welches ihn umhüllte.

Deshalb ging ich, in aller Frühe, nach der Straße, in welcher ich ihn gestern verlassen hatte, und erkundigte mich bei mehreren Bewohnern des Hauses nach dem Alten, ohne aber das Geringste erfahren zu können. Unverrichteter Sache ging ich also nach Hause, wo mir mein Wirth folgendes Billet, mit fünfzig dabei liegenden Louisd'ors, übergab:

„Mein Herr!“

Da Sie selbst mir gestern mittheilten, daß Ihnen nach Ihrem gestrigen Verlust kein Geld mehr übrig geblieben, und dies Sie natürlich in eine sehr unangenehme Verlegenheit setzen muß, so nehme ich mir die Freiheit, beifolgende Friedrichsd'or Ihnen zu übersenden, und zum beliebigen Gebrauche zu überlassen, bis Sie im Stande seyn werden, es mir zurückgeben zu können. Zugleich aber erlaube ich es mir, Sie nochmals dringend an meine gestrigen Worte zu erinnern.

Der Spielpapa.“

Im höchsten Erstaunen über diese mir so unerwartet kommende Hülfe verbrachte ich den ganzen Tag fast unruhig, voller Erwartung auf den Abend, an welchem ich im Kaffehause den Alten zu treffen hoffte. Kaum war daher die gewöhnliche Spielstunde gekommen, als ich auch aufs schnellste an den Ort hineilte, wo ich den Mann zu finden glaubte, welcher mich ohne mein Zuthun so vertrauensvoll behandelte. Doch

vergeblich. Es war Niemand von allen Mitspielenden dort, weil der Banquier plötzlich hatte verreisen müssen, und so die Gesellschaft auf einige Zeit zersprengt war.

Alle meine eifrigen Nachforschungen waren vergeblich, und ich konnte am Ende mich nur dem Zufall anvertrauen, der mir allein Gelegenheit zu verschaffen vermochte, die Schuld, welche meine Umstände und die unverhoffte Weise des Anbietens mir aufgebürdet hatten, wieder abzutragen.

Indeß zog ich mich allmählig von meinen früheren Bekannten fast ganz zurück, und enthielt mich aller der rauschenden Vergnügungen, an denen ich in ihrer Gesellschaft sonst Antheil zu haben pflegte. Allen, und eines Theils mir selbst, war diese Veränderung unerklärbar; denn wie konnte mein ganzes Wesen so umgestimmt werden, durch eine, freilich seltsame, doch nicht unnatürliche Begebenheit, daß ich, sonst die Munterkeit selbst, jetzt in meiner stillen Stube sitzend, jede Gesellschaft floh, und trüben, melancholischen Träumereien nachhing. Andern Theils wurde sie dadurch erklärlich, daß mein erster Schritt von der rechten moralischen Bahn, ohne bestimmte Ueberlegung veranlaßt, so bitter bestraft und ich einem, mir ganz fremden Sonderlinge verpflichtet worden war, ohne zu wissen, wie ich die mir aufgelegte Last abwälzen könne. Da alle meine sorgfältigen Erkundigungen nichts fruchteten, so blieb mir nichts anderes übrig, als die schuldige Summe aufzubewahren, um sie, im Fall der Alte wiedererschiene und dieselbe zurückforderte, sogleich auszahlen zu können.

So vergingen mehrere Monate, als ich eines Abends aus dem Theater kam, welches jetzt gewöhnlich der einzige Vergnügungsort für mich war, und an der Ecke der ...straße neben einem ohnmächtig hingefunkenen Mann ein junges Mädchen knien sah, das unter Schluchzen und Weinen die kläglichen Worte: „Ach Gott und ihr Heiligen; mein armer Vater! er ist todt!“ ausstieß. Ich trat hinzu und hob von einem der, durch die Klagen der Weinenden versammelten, Menschen unterstützt, den Mann auf. Während mein Gefährte nach einem Wagen eilte, gelang es mir, den Unglücklichen wieder zu sich zu bringen, und mit Hülfe des Mädchens aufrecht zu erhalten, welches, unbekümmert um die sich neugierig aufdrängende Menge, nur für den geliebten Vater die zärtlichste Sorgfalt hegte und mit einem ausdrucksvollen Blick, den ich, beim Schein der Laterne, aus ihrem scheuen Auge auffing, den Helfenden belohnte. Doch die Ungeduld des Vaters ließ ihn nicht denjenigen erwarten, welcher den Wagen besorgte, er trieb uns mit Winken fort, und da er so weit zu sich gekommen war, daß er langsam fortgehen konnte, auch die Tochter meinte: er wohne nicht mehr zu weit, so führten wir ihn behutsam nach seinem Hause. Eine geheime Ahnung hatte gleich beim ersten Anblick des Ohnmächtigen mich ergriffen, doch sein blondes Haar machte mich irre. Als wir nun aber vor dem nämlichen Hause stehen blieben, wo damals der Spielkapa verschwunden war, stand es mir klar vor der Seele, daß der Geführte und jener Räthselhafte ein und dieselbe Person seyen.

Merkwürdiges Schicksal! Es mußte derjenige, nach welchem ein unwiderstehliches Sehnen mich so lange umhergetrieben, den ich so lange vergeblich gesucht hatte, mir durch eine einfache Veränderung der künstlichen Haare verborgen bleiben, und nur durch eine zufällige Ohnmacht mir in die Arme geführt werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Der getäuschte Enthusiast.

(Aus Charakter-Bilderchen unserer Zeit.)

Bei einer jener bezaubernden Gesangs-Vorstellungen der, von Teutonien's Mannheit angebeteten, hochberühmten Gesangs-Königin, der Götter-Jungfrau — Henriette Sontag, auf einer der nordischen Hauptbühnen, konnte fogar, aus Mangel an Billetten (man sagt, auf zehn Theater-Enthusiasten wäre kaum ein Billet gekommen) keine Theater-Abend-Kasse Statt finden. Teutonien's Jünglinge weinten, weinten Thränen eines heiligen, patriotischen — Schmerzes, und Theater-Billet-sehnsüchtige Blicke flogen heißverlangend und spekulirend um Thaliens überfüllten Bonnetempel. Da erschien plötzlich nach dreiviertel auf sechs Uhr ein kleiner Mann in dottergelbem Schwalbenschwanz (zu deutsch: Frack) und hielt — man denke sich den Sturm unter Deutschlands hochkräftiger Mannheit des neunzehnten Jahrhunderts! — hielt — ein Sperrsiß-Billet in der Hand. Da begann der fürchterliche Kampf. — Ich sage fürchterlich, denn es galt nicht etwa, wie in der seichten Vorzeit der Väter, nur des Volkes Recht, Ehre oder Freiheit, nein! des Volkes Sperrsiß. — Endlich gelang es der Polizei Ruhe in diese für das Heiligste begeisterte Masse zu bringen. Der Sturm legte sich, das Aufbieten — ward schwächer, das Ueberbieten fing an.

Ein süddeutscher Graf bot 2 Rthlr. in Gulden-scheinen, ein norddeutscher Steuerrath 10 Thaler in Tresorscheinen, ein westdeutscher Lieferant 20 Rthlr. in Lieferungs-scheinen, und ein ostdeutscher jüdischer Schöngest 40 Rthlr. in Bancoscheinen. Ihm wurde es endlich zugeschlagen, und er eilte auf Flügeln überseligen Entzückens seinem heldenmüthig errungenen Plage zu. Doch Ach! — O schreckliches Schicksal! — An der Theater-Controlle zeigt sich's mit Schaudern: das Billet ist nachgemacht! ist falsch! — Der Helden-Jude protestirt, wird aber von der Polizei zur Ruhe verwiesen; er schreit, wird arretirt; schreit stärker, und wird — Traure Deutschland!! zum Tempel hinausgeworfen.

Witziges Wortspiel.

Frau von C... war die Geliebte des Marschalls von Ancre. Sie verlor ihren Gatten, und die Damen machten darüber ihre Glossen, daß sie nicht, wie es Sitte war, als Wittwe, einige Zeit über verschleiert ging. „Bedenken Sie doch, meine Damen,“ sagt der Graf von **: „ein Schiff, das vor Anker liegt, (qui est à l'ancre) zieht keine Segel auf.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 23. Juny 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 25.

Der Spieler.

(Eine Novelle von Leontio.)

(Fortsetzung.)

Wir traten in das Stübchen des Alten; ärmlich aber reinlich war das Aussehen desselben. Man sah, daß ein weibliches Geschöpf, mit der ganzen wunderbaren Ordnungs- und Putz-Liebe seines Geschlechts, versucht hatte, die altmodischen Meubles durch fortwährendes Reinigen glänzend zu erhalten, und so viel es in ihrer Macht stand, das enge Stübchen auszuschnücken.

Als sie Licht angezündet hatte, und mich mit den dunkelblauen Augen so unschuldig und kindlich anblickte, als sie mit dem reizendsten Tone mich um Entschuldigung bat, daß sie mir, dem Ketter ihres Vaters, wie sie mich nannte, nichts darbieten könne, als den herzlichsten wärmsten Dank, da ward es mir in meinem Herzen heiß und eine Stimme sprach: diese oder keine muß Dein werden. Die Liebe, mit aller ihrer Zauber Macht, hatte mich zum ersten Mal wahrhaft gefesselt, und das ganze Gefolge ihrer Freuden und Schmerzen hielt mit der triumphirenden Königin den Einzug in mein bewegtes Herz. — „Ich bin außer mir vor Vergnügen, Mademoiselle“ — sagt' ich dem Kinde — „daß ich endlich den Mann gefunden habe, welchem ich so dankbar verpflichtet bin, und der so lange sich meinen Nachforschungen entzogen hat. Wie freut es mich, ihm einen kleinen Liebedienst erwiesen zu haben und zugleich Sie, seine liebenswürdige Tochter, dadurch kennen zu lernen.“ — Das Mädchen schwieg erröthend, und blickte forschend auf ihren Vater, welcher schweigend vor sich hinsah, und indem sein Blick endlich auf mich fiel, wie aus einem Traum erwachte. „Sind Sie es, mein werthgeschätzter Herr v. D.“ — begann er mit der mir wohlbekanntesten schnarrenden Stimme — „dem ich die Samaritische Sorgfalt zu danken habe? Nun, sehen Sie, jetzt ist ja Ihr Wunsch erhört; Sie haben den alten“ — hier stockte er einige Augenblicke und sah mit der zärtlichsten Besorgniß und ausdrucksvollsten Miene nach seinem Kinde — „ja, Sie haben den alten Papa gefunden; doch hoffe ich, daß Sie als

Mann von Ehre nicht meine wenigen Tage in diesem sündhaften Erdenleben stören, und mich der leichtfertigen Brut Ihrer sogenannten Freunde verrathen werden. Ich stelle Ihnen“ — fuhr er, mich nicht zu Worte kommen lassend, fort — „hiermit meinen einzigen Reichtum, mein liebes, theures Kind Eugenia vor; überliefern Sie es nicht diesen Wölfen und Verderber der Unschuld und seyen Sie der Freund des Kindes, wie des Vaters.“ — Hiermit nöthigte er mich zum Niederstigen und befahl dem lieben Mädchen, Thee zu machen, welches sie dann auch mit der reizendsten Anmuth sogleich that. — „Ich habe schon seit längerer Zeit so unangenehme Zufälle“ — sprach er weiter, — „und befürchtete stets, daß mir ein solches Unglück passiren würde; jetzt ist es wieder für einige Monate vorüber und es freut mich nur, daß ich gerade Ihnen die Hülfe zu danken habe.“

Als die Tochter das Zimmer einige Minuten verlassen hatte, schien es aber, als wenn sein Friedensengel von ihm gewichen wäre, und mich mit blickendem Aug' ansehend, stieß er leise die Worte aus: „Schweig, junger Mensch, um Gottes Willen schweig vor diesem unschuldigen Lamme von den Gräueln der Außenwelt, schweig von dem Schreckensorte, wo Du den unglückseligen Vater getroffen hast, und sammle nicht auf Deinem Haupte die Verwünschungen eines Mannes, welcher, seine ganze Seligkeit verlierend, nur dies einzige theuere Kleinod hat!“ — „Ach, welch' ein Kleinod,“ — rief ich aus, — „welch' einen Schatz besitzt Ihr theurer Vater; wo ist denn wohl Seligkeit, als in ihrer Nähe?“ — Er sah mich forschend an und sagte: „Du bist gut, aber leichtsinnig; ich weiß es, daß die Gefühle und Worte, welche Du jetzt sprichst, in reinem Sinne gesprochen sind; aber Mensch, ich wünsche nicht, daß sie sich jemals verändern mögen; denn eine fürchterliche Rache sollte Dich greifen. Ich scheue kein Gesetz, ich scheue keine Strafe; denn wer sein ewiges Heil verloren hat, wie sollte der dies erbärmliche Bißchen Leben, welches ihm noch vergönnt ist, schonen, wenn es gilt, den Raub des Einzigen zu strafen?“ — „Aber, Mann“ — rief ich — „wie könnt Ihr so reden, wie könnt Ihr so bestimmt von

der ewigen Verdammniß sprechen, da Ihr doch wißt, daß Gott barmherzig ist; und was habt Ihr denn so Großes und Schreckliches gethan, daß Ihr seinen Zorn auf diese Weise fürchten müßt?“ — „Was ich gethan habe, fragst Du? Was anders, als mich dem höllischen Laster hingegeben, der unsinnigen Spielwuth; was anders, als mich mit diesen Räubern des Vermögens und der Ruhe Anderer verbunden; was anders, als den Freund und die Gattin gemordet;“ so murmelte er dumpf und schmerzlich vor sich hin.

Ich fuhr zusammen bei dieser schrecklichen Rede; mir graute vor dem Unglücklichen, dessen ganzes Wesen zerrüttet ward, durch eine Leidenschaft, welche mich mit aller ihrer Macht zu beherrschen gedroht hatte, und der ich durch die Sorge und Ermahnung eben dessen entrißen ward, welcher an ihren Folgen litt, und dessen Tochter mein Herz für ewig und ungetheilt gewonnen hatte. Stumm saß ich neben dem Unglücklichen, als das Mädchen hereintrat. Sie hatte sich in ihre Hauskleidung geworfen und erschien als das Bild der reizendsten, frömmsten Unschuld. Ein graues Griechisches Gewand umgab den schlanken Körper, dessen Taille mit einem schlankern Gürtel gehalten ward; ein einfacher weißer Krager entzog den Blicken den schönsten Hals, welcher jedoch durch die Weiße des oberen Theiles verrathen ward; blonde Locken umgaben das Madonnengesichtchen, in dem zwei dunkelblaue Sterne dem entzückten Liebenden erglänzten. Als sie das Theezug von alterthümlichem geblühten Porzellan auf den Tisch gesetzt hatte, umfaßte sie mit den kleinen Händchen das Haupt des Vaters, und gab ihm mit der zärtlichsten Kindesliebe einige Küsse auf die welken Lippen. Ach, wie beneidete ich den Mann; wie gern hätte ich meine rothen für seine blassen Lippen eingetauscht, wenn ich Engeniens Mund an den meinigen hätte pressen dürfen!

O wunderbare Macht des andern Geschlechts auf die Sinne des stärkeren! Welch ein Reiz wohnt den weichen gerundeten Formen inne, daß er uns so bezaubert! Welchem Paradies entlehnte es den sanften schmelzenden Ton der Stimme, welcher Sonne dies unwiderstehliche Feuer der Augen? Wodurch wird es Euch möglich, Frauen, alle die wilden Dämonen, welche oft in unserer Brust hausen, zu besiegen, und auf Erden uns die himmlische Seligkeit genießen zu lassen? Es ist der Geist, es ist die Macht der Liebe, deren Feuer Euch beseelt; Liebe ist Euer eigenthümliches Element, und sey es die Liebe zum Gatten, zu den Kindern, zu den Eltern, bei Euch tritt sie stets in der reinsten heiligsten Weise hervor. Des Mannes stürmisches Gemüth vermag nicht, sie zu umfassen; sein Flammengestirb verträgt sich nicht mit diesem sanften Gefühl, und es erhält bei ihm stets eine Beimischung. Ihr seyd die Offenbarerinnen der Liebe, das heilige Gefäß der erhabensten und herrlichsten Empfindung. O, möchtet Ihr doch nie Eure Bestimmung vergessen! — Der tiefste Schmerz schien bei dem Kusse des schönen Mädchens den Alten zu durchzucken. Eine heiße Thräne entfiel dem kleinen Auge, und indem er die theure Tochter an sein kummervolles Herz drückte, lächelte er

und rief: „o Gott! habe ich ein so liebes gutes verdient?“ — „Verzeihen Sie“ — wandte er sich mir — „verzeihen Sie den unverbehten Ausbruch der kindlichen und väterlichen Liebe; wir haben gegen einander nie zu verstellen gelernt, und wenn diese schwere Kunst der eiteln Welt zu Gefallen ausübe, so vermag ich in diesem stillen Stübchen nicht mehr, nicht mehr vor meiner Eugenia. Doch kränke Sie, Sie sind ja unser Freund; nicht Sie sind es?“ — Ich vermochte nicht, zu antworten, sondern drückte ihm schweigend die Hand, während Eugenia die schönsten Thränen der Rührung vergoß.

Nachdem wir Thee getrunken und der Alte gleichgültige Dinge gesprochen, wir beiden jungens aber nur selten zur Unterhaltung etwas beigetragen hatten, bat mich jener, ihn jetzt, als der Ruhe bedürftig, zu verlassen, und ihn morgen wieder zu besuchen. Eugenia leuchtete mir hinaus, und als ich beim Abschied stumm die heißen Lippen auf ihre Hand presste, fühlte ich einen leisen Druck; selig stürzte ich nach unten und kühlte die glühende Brust am offenen Fenster, die dunkle Nacht hinausschauend. Mein Blut war fiebrisch und mein Sinn war verwirrt. Was war geschehen? Ich liebte das reizendste, unschuldigste Mädchen mit aller Gluth der ersten innigen Liebe. Wer war dies Mädchen? Die Tochter eines prästern Spielers, die Tochter eines Mannes, welcher sich selbst der fürchterlichsten Frevel anklagte, und die Ruhe mehr vor dem Stachel seines Gewissens suchte, als vor dem Scharfsein der Strafe. Doch was geht dies das unschuldige Mädchen an, was kann sie für die Sünden des Vaters und bestehen diese nicht vielleicht mehr in seiner unspannten Einbildungskraft? Was wird Dein Vater einer solchen Liebe sagen; wird er die Vorurtheile der Geburt und des Ranges aufgeben und seine Einwilligung zu einer Verbindung mit der Tochter eines Spielers geben? Solche und andere Gedanken störten den erquickenden Schlaf von meinem brennenden Auge, bis das wunderholde Bild der geliebten Eugenia vor mich hintret, und mich wie ein verführerischer Engel anschaute mit den sanften zärtlichen Blicken, welche für mich ein heilender Balsam waren. Ich schlummerte ein, gewiegt von entzückenden Gedanken, in denen ich, das Mädchen in meinen Armen haltend, die ganze Sonne der Gegenliebe genoß.

Einige Zeit verlebte ich jetzt die glücklichsten Stunden. Immer deutlicher wurde mir die Liebe der holden Eugenia; ihr schönes Auge strahlte mit sanftem Schimmer immer glänzender, je öfter ich kam; ihre Sorgfalt und Aengstlichkeit für mein Wohlergehen nahm täglich zu, und der Alte that, als wenn er die wachsende Zärtlichkeit seiner Tochter und die feurige Liebe von meiner Seite nicht bemerkte. Unbekümmert um uns, schwand er jeden Abend, indem er seine gewöhnliche blonde Perücke mit einer schwarzen vertauschte, um die schrecklichen Leidenschaft zu fröhnen, welche ihn unerbittlich beherrschte. Eugenia wußte nichts von diesen Gängen; sie glaubte, der Vater besuche den Clubb, mit welchem ihn frühere Verhältnisse verbunden hätten, dessen Daseyn der Regierung verborgen war.

und somit Geheimhaltung nöthig mache. Dies hatte ihr Vater ihr erzählt, und sie war viel zu aufrichtig, als daß sie dessen Worten den Glauben versagen konnte. Die lange Gewohnheit hatte ihr jede Furcht vor der Gefahr benommen, von welcher sie früher den geliebten Vater bedroht wähnte. Eben so wenig wußte sie von dem ziemlich beträchtlichen Schatze, welchen derselbe, durch sein fortwährendes Spielglück, gesammelt haben mußte, und auch mir antwortete der Sonderling nur mit Achselzucken, als ich ihn um die Ursache dieses zurückgezogenen Lebens befragte, indem ich meinte: er könne doch bestimmt von seinem Gewinn ein gutes Haus ausmachen. Er gab mir zu verstehen, daß er über diesen Gegenstand nicht zu sprechen wünsche.

Eines Abends, als ich von meinem theuern Mädchen nach Hause zurückgekehrt, und noch voll der süßen Wonne war, welche ich in ihrer Gesellschaft genossen hatte, trat zu meinem großen Erstaunen mein alter Bekannter, der Graf, herein. „Wissen Sie denn, mein Bester,“ — begann er nach einigen Entschuldigungen, mich so spät gestört zu haben, — „daß ich neulich wieder mit unserm Spielpapa zusammengerathen bin? Er hat noch ganz die alte Weise, sich zu verhalten, aber es scheint nicht die alte Ruhe in ihm zu seyn. Er begnügt sich nicht mehr mit drei Louisd'ors, sondern fängt an, odentlich zu spielen, wie unser Einer, wobei denn freilich die Banquiers nicht zum Besten gefahren sind. Warum haben Sie uns denn so ganz verlassen? Hat Sie der erste Schuß so erschreckt?“ — „Nein“ — erwiderte ich, — „dies keineswegs; jedoch erlauben es meine Geschäfte nicht mehr, eben so wenig wie mein Geldbeutel, mich dem Gange nach Vergnügungen hinzugeben.“ — „Mir zu Liebe,“ — rief Jener, — „kommen Sie nur noch einmal hin, und helfen Sie mir endlich den Aufenthalt dieses alten Fuchses ausfindschaffen. Meine Maafregeln sind so gut getroffen, daß er mir diesmal nicht entgehen wird. Morgen ist große Jagd.“ Nachdem ich ihm versprochen, zu erscheinen, entfernte er sich, und man kann leicht denken, welchen Schrecken mir seine Reden eingestößt hatten. Ich selbst sollte dazu beitragen, den alten Mann in die Schlinge zu locken, ich, der ich so eng mit ihm verbunden war, und dem durch seine Verborgenheit die schönste Blume erblühte? Deshalb eilte ich sogleich den nächsten Morgen nach der Wohnung des Alten, um ihn von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, der er sich aussetzte, wenn er den Abend seinen gewöhnlichen Gang machen wollte. Angekommen, finde ich die Thür verschlossen, und Jeder kann sich mein Erstaunen, meinen Schrecken denken, wenn er hört, daß ich die fürchterlichen Worte, mit Kreide an die Thüre geschrieben lese: Ich bin heute Nacht abgereist. Der Wirth hat Briefe für den Herrn Studiosus v. Außer mir eilte ich zu diesem, und fand folgende Zeilen:

„Mein bester Freund!

Dringende Umstände bewogen mich, heute Nacht abzureisen, und den Ort zu verlassen, an welchem mir nur Gefahr drohte. Ich begeben mich in ferne Gegenden, und werde Sie daher wohl nie wieder

sehen. Der Tod wird mir nicht mehr lange erlauben, dem Laster zu fröhnen, dem ich mich verkauft habe. Trösten Sie sich wegen der Entfernung meiner Tochter. Die Verhältnisse trennten Sie Beide, nicht ich, und vergessen Sie nie das Versprechen, welches Sie mir gaben, nicht zu spielen.

Ewig

Ihr Freund E.“

In demselben Couvert lagen die Abschiedsworte meiner geliebten Eugenia, welche, noch feucht von ihren Thränen, davon zeugten, was für ein Opfer sie der kindlichen Liebe gebracht hatte. Sie schrieb:

„Mein theuerster, innigst geliebter Heinrich!

Welch ein unglückliches Geschick mußte uns zusammenführen, um uns die Freuden und Entzückungen der reinsten Liebe kennen zu lehren, und die darauf folgende Trennung nur desto fürchterlicher zu machen! Mein Vater muß von hier, — von hier, wo mein einziges Glück weilt, wo mein Herz so fest gebunden ist! Er kam die Nacht ganz verstört aus seiner gewöhnlichen Gesellschaft, packte Alles, was fortzubringen war, zusammen, schenkte dem Wirth unser geringes Meublement, und eilt mit mir nach — ach Gott, weiß ich denn, wohin? Und ich soll mich auf ewig von Dir trennen! — Er hat es mir angekündigt. — Muß ich nicht dem geliebten Vater, der ja so unglücklich ist, mich erhalten, mich, den einzigen Besitz auf dieser Erde, welcher ihm noch geblieben ist? Wäre dies nicht, o mein Heinrich! ich überlebte nicht diese schrecklichen Stunden des Scheidens. — Ich werde nicht mehr lange seyn. Der Schmerz und der Kummer wird mich bald zu meiner geliebten Mutter geleiten; dort ist es, wo wir uns wiedersehen; ja mein zärtlichst geliebter Freund, dort wollen wir uns der Liebe freuen, welche jetzt ein graufames Geschick trennt. Lebe wohl, mein Geliebter! — Lebe auf ewig wohl! — Vergiß nicht

Deine

Eugenia.“

Wie vernichtet stand ich da; ein scharfer Schnitt fuhr durch meine Brust, und ich eilte hinweg aus dem Hause, welches früher ein Heiligthum, mir jetzt eine Hölle war. Sie war mir entrisen, sie, für welche alle meine Pulse schlugen, und deren Liebe mich zu einem andern, besseren Menschen gemacht hatte. Und wohin? Niemand wollte etwas wissen; auf der Post hatte Keiner ähnliche Leute gesehen, als ich sie mit lebhaften Farben schilderte. Ich war dem Wahnsinn nahe. —

In der Stadt konnte ich nicht mehr bleiben; ich fuhr sogleich weg, indem ich meiner Wirthin den Auftrag gab, den sich nach mir Erkundigenden zu antworten: mein Vater habe mich plötzlich zu sich beschieden. Zu ihm reiste ich aufs Schnellste. Konnte ich auch versichert seyn, daß er mir über mein Betragen starke Vorwürfe machen würde, so war ich doch gewiß, Theilnahme bei ihm zu finden, wenn sich der erste Zorn gelegt hatte, und dies war jetzt mein sehnlichster Wunsch. Doch ganz anders, als ich es erwartet hatte, fiel die erste Begegnung aus. Als ich hereintret, kam der Vater mit ernstem, aber nicht zürnenden Blick auf

mich zu, und indem er mich in seine Arme schloß, rief er mit gerührter Stimme: „Ach mein lieber guter Heinrich; ich erwartete Dich wohl, doch nicht so eilig!“ — „Also Du erwartetest mich, theurer Vater“ — sagte ich erstaunt — „wie war dies möglich, da —?“ — „Nimm diesen Brief“ — erwiderte der Vater — „und sieh, wie ich Dein Geschick kenne.“ — Mit diesen Worten übergab er mir einen Brief vom alten C., in welchem er meinen Vater um seine Gesinnungen hinsichtlich meines Verhältnisses zu seiner Tochter befragte. „Und Du antwortetest?“ — fragte ich unter Zittern. — „Natürlich, mein Sohn, setzte ich dem Mann auseinander: wie wenig sich Dein Stand zu dem seiner Tochter schicke, wie Du noch zu jung und ganz ohne Brod farest, und somit nicht auf meine Einwilligung zu einer Heirath rechnen könntest. Du weißt, ich bin nicht stolz“ — fuhr er fort — „aber Du mußt bedenken, daß ein Mann von meinem Range diesem wenigstens so viel schuldig ist, seinen Sohn nicht der Tochter eines armen unbekanntem Menschen geben zu dürfen, dessen Unbekanntheit und Geheimmissträmerei ihn nur verdächtig machen kann. Du bist erschüttert; aber, mein Sohn, Du wirst Dich fassen zu Deinen Studien, und Deine zu jugendliche Liebe vergessen.“ — „Nie, beim Himmel, ich schwöre es mit dem heiligsten Eide, nie wird dies geschehen, mein Vater! Ich muß dem harten Schicksal, welches mich von diesem Engel auf immer trennt, weichen; ich will meinen ungeheuern Schmerz in meine Brust begraben, aber das Andenken an sie, an die Reize, an die Lebenswürdigkeit, Frömmigkeit, an die unermessliche heiße Liebe, mit welcher sie mich beglückte, dies will und kann ich nimmer vertilgen!“

Der Vater schien tief bewegt; er umarmte mich und verließ das Zimmer; ich aber, indem ich einige flüchtige Abschiedsworte auf einen Zettel warf, kehrte zurück nach B...., um in tiefster Einsamkeit, unter Büchern vergraben, meine trüben Tage zu vertrauern. Wo ich ging und stand, trat ihr wundersames Bild vor meine Seele; stets sah ich den sanften Blick ihrer schönen Augen, und überall fehlte sie mir. Zu sehr ward mein Herz bewegt, als daß ich dem nagenden Kummer lange hätte widerstehen können. Ein heftiges Nervenleiden warf mich darnieder, drohte meinem Leben ein Ende zu machen, und so den sehnlichsten Wunsch, welchen ich in lichten Augenblicken hatte, zu erfüllen. Aber meine starke Natur überwand die Gewalt der Krankheit, und der Frühling hatte so eben seine ersten schönen Tage den Bewohnern B....'s gesandt, als ich es wagte, das so lang gebütete Haus zu verlassen, und mich des lieben Sonnenlichtes wieder zu erfreuen.

(Schluß folgt.)

Die türkische Marine.

(Deren Nest gegenwärtig bei der Mündung des Bosphorus liegt.)

Die türkische Marine befindet sich in dem kläglichsten Zustande, den man sich denken kann. Vor der griechischen Revolution befand sich die Flotte fast aus-

schließlich in den Händen der Griechen, die um so thätiger sind, jemehr die Muselmänner sich träg und schlaff zeigen. Die gegenwärtigen Schiffskapitäne sind vielleicht die unwissendsten Menschen auf der Erde. Sie werden von italienischen Steuermännern unterstützt, die irgend eines Verbrechens wegen ihr Vaterland haben verlassen müssen, und die sich den Türken auf dieselbe Weise verkaufen, wie sie dem Teufel sich mit Leib und Seele verschreiben würden.

Die Schiffsbemannung besteht aus dem Auswurf des gemeinsten Gefindels, das man in der Hauptstadt und den Provinzen zusammengerafft. Die meisten davon sind Straßentränber, die ihren Gefängnissen entsprungen sind, Armenier, Juden und überhaupt solche Menschen, die keinen bestimmten Zufluchtsort haben, und sich ungestört auf den Straßen herumtreiben, wo sie aufgegriffen und auf die Flotte geschickt werden, die ihnen zum Kerker dient. Von Zeit zu Zeit rafft man auch in den Gebirgen des türkischen Asiens die männlichen Bewohner mehrerer Dörfer zusammen und schiffet sie ein, obgleich sie nie vorher das Meer gesehen haben.

Mit einer so seltsamen Organisation kann man sich wohl denken, welches die Ordnung und die Regelmäßigkeit des Manövers auf einem türkischen Schiffe seyn mag. —

Eine Abtheilung der Flotte sollte dem Kapitän Pascha folgen, der kurz vorher abgesehelt war. Ungefähr 10 große Fahrzeuge hatten die Anker gelichtet. Der Anführer der Abtheilung befand sich stolz an der Spitze. Plötzlich fuhr er tief in den Schlamm dem Pallaste des Sultans gerade gegenüber. Er blieb 10 Tage darin stecken, und wurde von allen vorbeisegelnden Kauffarthenschiffen aufs bitterste verspottet, während Mahmud vor Zorn zerbersten wollte. Das abergläubige türkische Volk erblickte in dieser Begebenheit ein trauriges Vorzeichen.

Endlich gab der Großherr den gemessenen Befehl, entweder das Schiff wieder flott zu machen, oder es zu verbrennen. Die Türken bemühten sich umsonst, das Fahrzeug gerieth immer tiefer in den Schlamm, bis ein fremder Steuermann sich erbot, es gegen eine bedeutende Summe wieder frei zu machen, was ihm auch in Kurzem gelang. Der Sultan wollte, daß dem türkischen Kommandanten für seine Ungeschicklichkeit „die Haut über die Ohren gezogen werde,“ ein Uthteil, das sogleich an ihm vollzogen wurde.

Kurzer Eheprozeß.

Zwei Eheleute, die drei Kinder erzeugt hatten, wollten sich scheiden lassen. Es entstand unter ihnen ein nicht leicht zu entscheidender Streit wegen der drei Kinder. Die Uneinigen legten den Streit einer bejahrten Tante zur Beurtheilung vor. Die gute Alte hörte sie an, schüttelte den Kopf und sprach: „Eurem Bedenken ist bald abgeholfen. Da sich drei Kinder nicht unter Zweien theilen lassen, so geht heim und erwartet das vierte, dann wird es leichter gehen.“ Die Eheleute beherzigten dies, und sie wurden wieder einig.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 30. Juny 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 26.

Der Spieler.

(Eine Novelle von Leontio.)

(Schluß.)

Kaum war ich aber nach Hause zurückgekehrt, als ich einen Brief meines Vaters vorfand, in welchem er mir gebot, sogleich zu ihm zu kommen, weil er mir wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Natürlich eilte ich demnach, so schnell ich vermochte, in seine Arme. Er empfing mich mit Ernst und väterlicher Güte.

„Du hast, mein lieber Sohn“ — sprach er zu mir — „die Entbehrung und Entfagung, welche ich Dir nach meiner Einsicht bisher auferlegt hätte, mit aller geistigen Ueberwindung zu tragen gesucht, welche einem Manne zukommt. Deshalb will ich Dich jetzt um desto mehr belohnen.“ Mit diesen Worten öffnete er die Nebenthüre, und die holde Eugenia flog an meine Brust. Ihre heißen Thränen fielen auf mein Gesicht, ihre Küsse erstickten meine Fragen, und in dem herrlichen Genuße des Wiedersehens verlossen die ersten Minuten.

„Doch wo ist“ — begann ich — „wo ist Dein Vater, mein liebes, theures Mädchen, wie kommst Du hieher in das Haus des meinigen?“ — „Mein Vater“ — erwiderte Eugenia, indem die Thränen der Freude sich in Thränen des Schmerzes verwandelten — „hat uns auf ewig verlassen. Eine schreckliche, unnatürliche That hat seinem Leben ein Ende gemacht. — Er ist ermordet!“ —

„Ermordet“ — rief ich mit schauerndem Erschrecken — „ermordet! Wer übte diese schreckliche That aus? Was war die Ursache eines solchen Frevels?“ — „Ich werde“ — sagte mein Vater — „Dir die Umstände der unglücklichen Begebenheit mittheilen, mein Sohn. Der alte C. war übrigens nicht der eigentliche Vater Deiner lieben Eugenia, wie sich nach seinem Tode erwiesen hat. Sie ist die Tochter des Majors v. L., und C. hatte nur, aus Freundschaft und gerechtem Dankgefühl zu demselben, die Erziehung Eugeniens übernommen.“ — Diese Worte, so schrecklich auch die Ankündigung vom Tode des alten Papas war, thaten mir eigentlich wohl. Ich fühlte mein Herz be-

schwert von der Last des Mitwissens, daß der Vater des besten, frömmsten Mädchens ein unverbesserlicher Spieler sey, und sich selbst verbrecherischer Thaten anflagte.

Eugenia umarmte mich mit der schmerzlichsten Miene, und indem sie sagte: „er war mir stets ein treuer, liebender Vater,“ schien sie mich an weiteren Neuerungen verhindern zu wollen. Wir verbrachten einige Tage, in glücklicher Gemeinschaft der Liebe, und mein zärtlicher Vater gab sich alle mögliche Mühe, diese Zeit durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens zu verherrlichen. Endlich durfte ich meine geliebte Braut zum heiligen Altar führen, und der Priester knüpfte das glückliche Band, welches uns auf ewig fesselte, und mir den ganzen seligen Himmel der Ehe öffnete. —

Mehrere Wochen nach unserer Vermählung übergab mir mein Vater folgende Fragmente aus der Biographie des alten C. mit dem Bemerkten: sie meiner Frau nicht mitzutheilen, um ihre Ruhe nicht zu stören, indem er ihr nur einige mündliche Eröffnungen über das Schicksal ihres Pflegevaters gemacht hatte. Georg Friedrich von C. war der Sohn eines polnischen Obristen, und erhielt die, dem Polnischen Adel im achtzehnten Jahrhundert gewöhnliche, Erziehung. Sein rasch auffassender Geist machte ihn bald mit der Lateinischen, Französischen und Russischen Sprache bekannt, und obwohl sein kleiner Körper ihn verhinderte, in den ritterlichen Übungen der Jugend seines Vaterlandes ein Heros zu werden, ersetzte doch seine Gewandheit die fehlende Kraft fast gänzlich.

Wenn der junge Georg aber so in den Eigenschaften, welche dem Geiste und dem Körper aus der Erziehung erwachsen können, durch die Pflege seines Vaters, Fortschritte machte, so war dies keineswegs der Fall mit der Ausbildung seines Gemüthes und seines Charakters. Ihm fehlte das liebende Herz der Mutter, welche bald nach seiner Geburt gestorben war, und so geschah es, daß die raube Härte seines Vaters die weichen Gefühle in ihm ersticke.

Als er herangewachsen, sandte ihn sein Vater auf Reisen, in Gesellschaft eines französischen Hofmeisters,

welcher seinen Jüngling natürlich sobald als möglich nach seinem Vaterlande führte, in dessen Hauptstadt sich dem jungen Georg ein weites Feld, die Welt kennen zu lernen, öffnete.

Dort angekommen, nahm der schlaue Franzose die Maße der Ordnungsliebe und des Ernstes ab, welche er heuchlerisch bei Georgs Vater angenommen hatte; er führte den Jüngling in leichtsinnige Gesellschaften ein, schritt nach und nach zu lieberlichen, und weichte ihn auf diese Weise dem unvermeidbaren Verderben.

Georg wandte die reichlichen Hülfquellen, welche ihm sein Vater theils mitgegeben, theils nachgesandt hatte, dazu an, die Ausschweifungen, in welche er mit dem befreundeten Hofmeister sich stürzte, auf den höchsten Punkt zu treiben, und erschöpfte so endlich seinen Credit, als er eines Abends an eine Spielbank gerieth, und hier, vom ungeheuersten Glück begünstigt, sich neue Mittel zur Verschwendung erwarb. Nun verschwelgte er die Nächte zur Hälfte, verspielte die übrige Zeit, bis er plötzlich nach Polen zurückgerufen ward, weil der Tod seines Vaters die Regulirung seiner Angelegenheiten erforderte.

Der junge Georg sah sich jetzt im-Besitz eines ansehnlichen Vermögens, und hatte nicht mehr nöthig, sein Glück im Spiel zu versuchen; aber dieses war ihm schon zur Leidenschaft geworden, und verstrickte ihn mehr und mehr in seine Netze, vorzüglich, weil er nach augenblicklichen, oft bedeutenden Verlusten gewöhnlich bald nachher um so mehr gewann.

Der Sommer des Jahres 1788 hatte ihn, wie so viele der polnischen Edelleute gewöhnlich, nach Karlsbad gezogen, um dort das winterliche Glanz- und Spiel-Leben fortzusetzen. Hier lernte er die Tochter eines reichen, sächsischen Edelmannes, des Herrn von P., kennen, ein Mädchen, geschmückt mit allen Reizen des Körpers und des Geistes, mit der feinsten Erziehung und dem sanftesten Charakter. Georgs lebenswürdiges, seiner Nation und den in Frankreich üblichen Sitten gewöhnliches Betragen, gewannen auch ihr Herz, und bald ward eine Verbindung zwischen den jungen Leuten geschlossen, welche freilich, bei des Mannes Leidenschaft, für die Frau nicht glücklich seyn konnte.

Bald bemerkte sie, daß ihr Gemahl unter den äußeren Vorzügen ein rauhes Herz verberge, und daß das fürchterliche Laster des Spiels ihn unwiderstehlich beherrsche. Wie groß ihr Leid, ihr stiller Kummer war, kann man kaum ermessen; aber alle ihre Thränen und dringenden Bitten fruchteten nichts bei Georg, welcher zwar augenblicklich bewegt ward, doch gleich nachher ihre Warnungen vergaß. Der Bruder der jungen Frau, der Lieutenant von P., besuchte einst seinen Schwager, und als fröhlicher, lustiger Militair schloß er sich bald an denselben an, indem er die Aeußerungen seiner Schwester für Ernst hielt, welche ihr trauriges Aussehen einer Kränklichkeit zuschrieb; und das höfliche Betragen Georgs gegen seine Gattin dieser nur glückliche Tage zu bereiten schien. Zwar stimmte er keinesweges mit dem Schwager in der Meinung hinsichtlich des Spiels überein, und warnte ihn, sich demselben so sehr zu überlassen, doch hielt er diese

Leidenschaft für nicht so eingewurzelt, als sie es in der That war.

Kaum hatte er Polen wieder verlassen, als das Glück, welches Georg bis jetzt begleitet hatte, ihn auf einmal zu verlassen schien. Er verspielte nach und nach nicht nur sein eignes Vermögen, sondern fast auch das seiner Frau, bis diese dem Kummer, welchen sie in ihrer Brust verbergen mußte, und der um so stärker wirkte, unterlag. Auf dem Todtenbette beschwor sie den Gatten, ihrer zu gedenken, das fürchterliche Spiel zu fliehen, und mit den Trümmern seiner Glücksgüter sich begnugend, die übrigen Tage seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Doch vergeblich.

Georg verkaufte die wenigen, größtentheils verschuldeten Güter, raffte so Alles zusammen, und eilte wieder nach Paris, wo indessen die schrecklichste aller Begebenheiten, die Revolution, ausgebrochen hatte. Hier schien sein alter Glückstern wieder aufzugehen; er trat mit mehreren Spielern von Profession zusammen, und indem er das sichere Bank-Legen dem Pointiren vorzog, vermehrte sich sein Vermögen von Tag zu Tag, aber auch mit diesem die ungeheure Reizung zu dem Spiele, zum Luxus und zur Verschwendung jeder Art, wobei denn auch sein Gesundheitszustand sich immer mehr verschlimmerte.

Eines Abends hielt er wie gewöhnlich in seinem Hause große Bank, als einer seiner Spielgenossen ihm einen Mann zuführte, dessen Angesicht dem Georg ein Spiegel seines eigenen war. Er schauderte zurück, als er dies Ebenbild seiner Person sah, und allen Anwesenden fiel diese seltsame Aehnlichkeit auf. Der Fremde trat zum Spieltische, setzte hohe Summen, und auf einmal seine Brieftasche mit großen Wechseln hervorziehend, krächzte er ein fürchterliches „va banque!“ — Alles schrak zurück. Georg schlug mit zitternder Hand weiter, und die verhängnißvolle Karte entschied nach einigen Abzügen zum Vortheil des Pointeurs. Dieser bat mit hämischer Stimme um Verzeihung, das Vergnügen gestört zu haben, und rief seine zwei Bedienten herbei, denen er befahl, das Geld in seinen Wagen zu tragen, worauf er von der Gesellschaft Abschied nahm und davon fuhr. Diese trennte sich in größter Bestürzung.

Georg indes war außer sich; der schmerzliche Verlust des größten Theils seines gewonnenen Vermögens an sich mußte ihn schon angreifen; aber noch weit mehr geschah dieses durch die schreckliche Aehnlichkeit mit seinem Widersacher. Er verfiel in ein heftiges Nervenfieber, und schwebte mehrere Wochen am Rande des Todes. Verlassen von fast allen Bekannten — denn wie konnte er Freunde haben — wäre er wahrscheinlich unterlegen, wenn nicht zu seinem großen Glück sein Schwager, der nunmehrige Major v. P., zufällig nach Paris gekommen, dem Unglücklichen Beistand geleistet, und ihn auf alle Weise gepflegt hätte. So besetzte er sich endlich; aber sein voriger Leichtsinm war vorüber; eine tiefe Schwermuth hatte dessen Stelle eingenommen, und die Furcht, seinen ähnlichen Gegner irgendwo anzutreffen, bewog ihn, seinem Schwager nach Sachsen zu folgen. Hier lebte er auf dessen Gute eine

Zeitlang in Ruhe, bis der alte Hang zum Spiel ihn forttrieb. Es war ihm nach und nach klar geworden, daß er von diesem Laster sich nicht mehr befreien könne, und ein schrecklicher Traum, in welchem sein Doppeltgänger ihm steten Gewinn versprach, wenn er sich ihm auf ewig übergeben wollte, und wo er sich verlocken ließ, ihm zu folgen, entschied sein Loos unwiderstehlich. Herr von P. suchte seinen Freund zu befehlen, doch vergeblich — er hatte dem Teufel Gehör gegeben, — ein bestiger Streit entspann sich, ein Duell war die Folge, und der Major fiel von der verbrecherischen Hand des unglücklichen Georg. Doch war er nicht gleich todt, und hatte noch so viel Zeit, dem Thäter zu vergeben und ihm sein einziges Kind, die kleine Eugenie, zu empfehlen, bei welcher Vaterpflichten zu erfüllen, er mit einem furchtbaren Eide beschwören mußte. Doppelt furchtbar und heilig, in einem solchen Momente geleistet! Georg erfüllte die gelobten Vaterpflichten mit aller Treue; er vermied es, durch das Spiel Andere unglücklich zu machen, da er nach seiner imaginären Verbindung stets gewinnen mußte, und begnügte sich mit Kleinigkeiten.

So hielt er sich in den verschiedenen Hauptstädten Deutschlands auf, lebte still und eingezogen mit seiner Pflegetochter, und frequentirte fortwährend die heimlichen Zusammenkünfte der Spieler, indem er jedoch dem lieblichen Kinde sein Leben von dieser Seite verheimlichte, um ihr frommes unschuldiges Gemüth nicht zu trüben —

So weit gingen die mir von meinem Vater übergebenen Fragmente, und man konnte demnach aus ihnen ersehen, daß die furchterliche Erscheinung jenes Fremden, mit Georgs Spielwuth vereint, ihm den Traum zur Wirklichkeit gemacht und verführt hatten, sich für den Spielteufel verfallen zu halten, in welchem Wahn ihn sein sonderbares Glück unterstützte. Ueber seinen Tod aber erfuhr ich nur so viel, daß er eines Abends an der Thüre seiner Wohnung mit Stichen durchbohrt gefunden worden, und die Nachforschungen nur Selbstmord ahnen ließen. Was ihn dazu getrieben, ist nicht bekannt, noch weniger, ob nicht doch vielleicht eine fremde verbrecherische Hand ihn getroffen; wenigstens fand man nichts von Geld bei ihm, welches er doch gewöhnlich bei sich zu führen pflegte. Zugleich aber widersprach ein Brief an meinen Vater dieser Vermuthung, in welchem er ihn um die Aufnahme der geliebten Pflegetochter bat, und die obigen Fragmente übersandte, welche ein neues Zeugniß der Verderblichkeit der Spielwuth enthalten.

Ein Kapitel über die Hausfreunde.

(Aus einem Berliner Blatte.)

Wie viele Ehemänner gibt es doch, welche von ihrer Autorität, oder von ihrem Späherblick, oder von ihrer Liebenswürdigkeit so eingenommen sind, daß sie glauben, es sey kein anderer Mann im Stande, sie aus dem Herzen ihrer Frau zu verdrängen, und es deshalb als etwas ganz Unschädliches betrachten, sich einen oder mehrere Hausfreunde zu halten! Freilich ist ein Haus-

freund im edelsten Sinne des Wortes eine sehr achtungswerthe Person; aber da diese Art von Freunden schon so oft Proben von ihrer Unredlichkeit gegen den Hausherrn an den Tag gegeben hat, — wenn anders es nicht vielleicht mitunter als höchste Freundschaft angesehen wird, daß der verheirathete Freund Alles, also auch seine Frau, als Gemeingut mit dem Hausfreunde habe, — so sollte sich doch der verheirathete Theil des männlichen Geschlechts weniger mit Hausfreunden befassen, als es geschieht, indem in den meisten Fällen solche Intimität zu nichts Gutem führt. Daß größtentheils der Ehemann selbst die Hausfreunde an schafft und einführt, ist unläugbare Thatsache; viel seltener geschieht es durch die Frau. Wenn nun, wie schon erwähnt, der Hausfreund ein bewährter Wiedermann ist, — zu dessen Auffinden auch ein kluger und sehr rechtschaffener Ehemann gehört, — so ist ein solcher Freund nicht zu verachten; dieser wird aber auch seine Besuche jedesmal so einrichten, daß der Nachbarn wegen, jeder Schein von einem besondern Verhältnisse zwischen ihm und der Ehefrau wegfällt. Doch solche Freunde sind so selten, wie der Vogel Phönix. Großentheils sind die Hausfreunde von der Art Vögel, mit welchen der Ehemann in seinem früheren freien Stande manchen Ausflug machte und von einem Neste zum andern flatterte. Es wird diesem bei seiner Verheirathung dann schwer, sich von einem so treuen Genossen seiner Thorheiten und Schwärmereien zu trennen, und er ist wohl so mit Blindheit geschlagen, daß er glaubt: eben so gut, wie er sich jetzt vorgenommen, ein anderer Mensch zu werden, müsse diesen Voratz auch sein gleichgestimmter Freund gefaßt haben. In der ersten Zeit, so lange der Gatte gegen seine Gattin zärtlich und aufmerksam ist, hat er freilich nichts zu befürchten. Diese Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit verringert sich aber gewöhnlich nach dem ersten Jahre oder dem ersten Ehejahren bedeutend, und in eben dem Grade steigt oft die Zuverlässigkeit des Hausfreundes, welche also dem leichtsinnigen Ehemanne jetzt nicht mehr so auffallen kann, als es geschehen würde, wenn sie zu einer Zeit käme, wo er seiner Gattin noch die größte Aufmerksamkeit widmete, bis endlich die Vertraulichkeit des Hausfreundes mit der Ehefrau einen so hohen Grad erreicht, daß dem Ehemanne der Staaß gestochen wird, das friedliche Verhältniß seiner Ehe vernichtet ist, und er, leider zu spät, in dem gewählten Hausfreunde einen Haussteusel erkennt. Oft auch liegt der Ursache, daß ein Hausfreund gehalten wird, weiter nichts zum Grunde, als daß dieser irgend ein Talent besitzt, welches dem Manne oder der Frau zusagt, und wozu hauptsächlich das Talent der Musik, sollte es auch nur Pfuscherthum seyn, zu rechnen ist, und gerade dann gehören die Hausfreunde zu den gefährlichsten ihrer Art, besonders wenn ein solcher und die Ehefrau die Musik gemeinschaftlich betreiben. Es ist wirklich possiblich mit anzusehen, wenn, in Gegenwart des Ehemannes, dessen Gattin und der Hausfreund in einem Duette sich einander Liebe zusingen und zuschwören und die Gefühle ihrer Herzen auf den Gesichtern zu lesen sind, der Erstere aber einen ganz gleichgültigen Zu-

schauer dabei abgibt. Es ließe sich über diesen Artikel noch gar Vieles sagen, und ich könnte eine Menge von Beispielen anführen, die das Vorstehende bestätigen; weil aber solche Geschichten sehr häufig vorkommen, auch eine mit der andern zu viel Ähnlichkeit hat, so möchte ich nicht, daß verschiedene Leute glaubten, sie seyen insbesondere gemeint; auch halte ich's für gewiß, daß mein Aufsatz ohnehin klar genug ist, um Manchem die Augen zu öffnen, und empfehle also in der Wahl von Hausfreunden die möglichste Vorsicht; da aber auch die möglichste Vorsicht nicht vorsichtig genug seyn kann, so thut der größte Theil der Ehemänner wohl am besten, gar keine Hausfreunde zu erziehen.

Eine eindringliche, türkische Untersuchung.

Als der Graf von Nevers und andere französische Abgeordnete bei Bajazet waren, trat den letztern ein armes Weib in Thränen an, und bat um Gerechtigkeit gegen einen von dessen Dienern.

„Ich wende mich an Dich selbst, Sultan! sagte sie: als meinen Oberherrn, und beklage mich über einen Deiner Diener, der, wie ich höre, Deiner Person nicht unfern steht. Er kam diesen Morgen in mein Haus, bemächtigte sich mit Gewalt der Ziegenmilch, die ich für mich und meine Kinder angeschafft hatte, und trank sie wider meinen Willen aus. Ich sagte ihm, daß ich mich deshalb bei Dir beklagen würde, kaum hatte ich aber dieses gesprochen, als er mir zwei heftige Schläge gab, und ob ich es ihm gleich in Deinem Namen befohl, doch mein Haus nicht verlassen wollte. Sultan, gewähre mir Gerechtigkeit, wie Du geschworen hast, ste Deinen Unterthanen zu verleihen, damit mir Gerechtigkeit geleistet, diese Beleidigung gestraft und Jedermann kund werde, daß Du nicht willst, daß auch dem geringsten Deiner Unterthanen Unrecht geschehe.“

Des Sultans strenger Wille war es, daß alle Ungehörnisse in seinen Staaten aufs härteste bestraft werden sollten, er hörte der Frau daher aufmerksam zu, und schwur ihr Recht zu verschaffen. Dann befahl er, daß der Diener vor ihn gebracht und mit der Frau zusammengestellt werde. Diese wiederholte ihre Klage. Der Diener, der sich vor Bajazet fürchtete, suchte sich zu entschuldigen, und behauptete, es sey alles unwahr. Die Frau wiederholte ihre Aussage abermals und versicherte die Wahrheit. Der Sultan hieß sie schweigen und sagte: „Frau, überlege Deine Anklage wohl, denn wenn ich finde, daß Du gelogen hast, so mußt Du sterben.“ — „Herr! entgegnete diese: das bin ich zufrieden.“ Darauf befahl der Sultan, daß man den Diener greife und ihm den Leib öffne, weil man auf eine andere Art nicht gewiß seyn könne, ob er die Milch getrunken habe, oder nicht. Man fand deren noch, denn der Magen hatte noch nicht Zeit genug gehabt, sie zu verdauen, und als dieß der Sultan sah, sagte er zu der Frau: „Du hast recht geklagt, gehe jetzt, denn das Unrecht, das Dir geschah, ist bestraft worden.“

Eine bewundernswerthe Methode, nach gestohlenem Gute zu suchen! War der Diener schuldlos, so wäre

eine so überzeugende Art, seine Unschuld zu beweisen, gewiß für sein verletztes Gefühl höchst genügend.

Staatsarzneikunde.

Es hat sich jemand den Spas gemacht, die Gebrechen, woran Europa im Allgemeinen, und gewisse Staaten dieses Welttheils insbesondere, leiden, medicinisch zu klassifiziren. Diesem nach herrscht, was Europa im Allgemeinen betrifft, noch immer, und zwar stärker als je,

1. die debilitas vera (die Entkräftung),
2. die cholosis (Lähmung),
3. die allgemeine mania (Wahnsinn),
4. die cephalitis insolatis (der Sonnenstich), so wie
5. die verschiedenartigsten convulsiones (Zuckungen), und vorzugsweise
6. das allgemeine miserere.

Unter den einzelnen Staaten grassiren:

In Frankreich.

1. das febris intermittens (Wechselfieber),
2. der Schwindel (vertigo),
3. die colica flatulenta (Windkolik) und
4. das strophulus volaticus (Flugfeuer).

In England.

1. Die haemorrhoides fluentes ani (der sogenannte Goldaderfluß) — und
2. die Selbstschwächung — (onanismus).

In Rußland.

1. Das Hautbrennen — (uredo).

In der Türkei.

1. Die mania (Tobsucht), und jetzt vorzugsweise
2. die plethora sanguinis (Vollblütigkeit).

In Spanien.

Noch immer die melaena (schwarze Krankheit). —

Hundesteuer.

Als im März d. J. in der kaiserlichen Ständekammer das Gesetz wegen Einführung einer Hundetaxe verworfen wurde, stieß ein Anhänger des Bestehenden den frommen Seufzer aus: „Ach wenn nur alle Stände so sicher vor neuen Auflagen wären, als die Hunde!“

In derselben Kammer wurde auch der Antrag abgelehnt, die Abschaffung der überflüssigen und schädlichen Hunde durch andere, polizeiliche Maßregeln zu bewirken. „Die Kammer ist türkisch gestimmt,“ sagte der Professor.....: „dort ist man gegen kein Geschlecht so menschlich, als gegen die Hunde, mit Ausnahme der Christen-Hunde, versteht sich.“

Und er soll dein Herr seyn.

In der Pommerschen Bibel, erzählt Bernhard in seiner „curiosen Historie derer Gelehrten“ sind die Worte: „und er soll dein Herr seyn“ übersetzt: „und bei schall des pinigen und des schloan.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. July 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 27.

Treue bis in den Tod.

Unter denen, welche als Mitschuldige des am Kaiser Albrecht durch Johann von Schwaben begangenen Mordes angeklagt und gerichtet wurden, befand sich auch der Freiherr von der Wart, obgleich derselbe nach dem einstimmigen Zeugnisse der frühern oder spätern Geschichtschreiber an der That unmittelbar nicht Theil genommen. Er wurde lebendig auf's Rad geflochten. Seine Gattin Gertrud verließ den Unglücklichen auch in seinen letzten Stunden nicht, und schildert diese schrecklichen Stunden selbst in folgendem Briefe an Margarethe Freienstein, der sich in dem Buche, Gertrud von der Wart, oder Treue bis in den Tod, eine wahre Geschichte aus dem 14. Jahrhundert, von J. C. Appenzeller, Harlem bei F. Bohn befindet, und also lautet:

Ich betete unter dem Gerüste, wo mein Mann lebendig auf das Rad geflochten war, und ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Darnach richtete ich mich wieder auf, und baute mir von diesen Stücken Holz eine Treppe, wodurch ich an das Rad steigen konnte, legte mich über sein lebendes Haupt und Glieder, und strich ihm die Haare aus dem Gesichte, die es durch den Wind bewegt, bedeckten. — Ich bitte dich, gehe weg von mir! O ich bitte dich! — rief er anhaltend. — Wenn der Tag anbricht und man dich hier findet, — was wird dann dein Loos seyn? und welches neue Elend wirst du über mich bringen? Ist es möglich, o Gott! daß du meine Leiden noch vermehren kannst.

Mit dir sterben will ich; deswegen komme ich her, darum soll auch keine Macht mich von dir entfernen! — sagte ich, und breitete meine Arme über ihn aus, und flehte Gott um meines Rudolfs Tod.

Der Tag brach langsam an, da sah ich gegen uns über viel Menschen sich bewegen; ich brachte die dicken Stücke Holz wieder an den Ort, wo ich sie gefunden hatte. Es war die Wache, die bei meiner Erscheinung die Flucht genommen hatte; aber doch in der Nähe geblieben war, und wie es schien Bericht abstaten ließ, von dem, was vorgefallen war; denn mit Tagesanbruch kam alles Volk, Frauen und Kinder, aus der Stadt herbeigeströmt.

Ich erkannte nun unter diesen Menschen auch den Kerkermeister, der mich den vorigen Abend an v. Landenberg übergeben hatte. Das Gerücht mußte ihm ebenfalls zu Ohren gekommen seyn, daß ich bei meinem Gatten gewesen war, denn er näherte sich mir kopfschüttelnd, und sagte: Frau! so war es nicht gemeint, da Landenberg dich gestern holte!

Indem sich immer mehr Volk näherte, sah ich auch einige mir bekannte Frauen, — auch die Frau des Amtmanns Hugo von Winterthur; ich grüßte sie und flehte um Fürsprache bei ihrem Gatten, auf daß er dem Scharfrichter befehlen möchte, ein Ende zu machen den grausamen Leiden meines Gatten.

Er darf nichts an mir thun! — seufzte Wart auf dem Rade, indem er in diesem Augenblicke wieder seinen Kopf bewegte, und mit seinen geschwollenen Augen auf mich herablickte. — Er darf nichts thun; die Königin sprach das Urtheil, der Amtmann muß deshalb schweigen; sonst hätte ich es wohl an ihm verdient, daß er mir diesen Liebesdienst erwies.

Einige brachten mir Brod und Backwerk, und wollten mir Wein zur Erfrischung anbieten, ich konnte aber nichts genießen; denn die Thränen, die geweint wurden, und das Mitleid, welches in aller Menschen Herzen wohnte und geäußert wurde, war mit die angenehmste Erquickung. Da es mehr Tage wurde, vermehrte sich das Volk; ich erkannte auch den Landvogt Steiner von Pfungen mit seinen beiden Söhnen, Konrad von Datlikon und eine Frau von Nestenbach, welche für uns betete.

Der Scharfrichter kam auch; darnach Lamprecht der Beichtvater; der erste seufzte: Gott, erbarme dich über diesen Unglücklichen und tröste seine Seele! Der letzte fragte Rudolf, ob er noch nicht bekennen wollte? Wart wiederholte mit fürchterlicher Anstrengung aller seiner Kräfte die nämlichen Worte, welche er zu Brugl vor dem Landgericht der Königin zugerufen hatte. Der Priester schwieg.

Auf einmal hörte ich rufen: Plag! Plag! und es kam ein Haufen Reiter zu Pferde mit geschloffenen Visiren.

Der Scharfrichter kniete nieder, der Beichtvater legte die Hand auf die Brust, die Reiter hielten an.

Väter und Mütter hielten ihre Kinder in die Höhe, und die Wache schloß mit ihren Lanzen einen Kreis, indem der größte von den Reitern sich auf seinem Pferde in die Höhe richtete und den Scharfrichter fragte: „Wo sind die Krähen hingeflogen, daß er seine Augen noch behalten hat;“ und dieß war der Herzog Leopold.

Mein Herz hörte auf zu klopfen, da ein anderer Ritter mit einem spottenden Lachen sagte: „Laß ihn zappeln, so lang' es ihm juckt! aber dieses Volk muß weg, das verfluchte Gesindel! dies Seufzen und Weinen macht mich rasend! Hier darf kein Mitleiden Platz finden, und die da, die das Geheul so vermehrt, wer ist die? Was will dieses Weib? Weg mit ihr!“

Jetzt erkannte ich die Stimme der Königin. Agnes war es in Ritterkleidung und Panzer, es war eine weibliche Stimme, dieß bemerkte ich gleich, und es ist gewiß, daß es Agnes war.

Es ist Wart's Gattin! — hörte ich einen dritten Ritter sagen. — Gestern Nacht, da das Urtheil ausgeführt wurde, nahmen wir sie mit uns nach Kyburg. Sie entlief uns, und hier muß ich sie so wieder finden, wir dachten, daß sie in Verzweiflung in den Schloßgraben gesprungen wäre. Wir suchten sie schon von frühe Morgens an. — Gott, welch' eine treue Liebe! Laßt sie, da ist nichts zu machen.

Ich erkannte hier wieder den sanftmüthigen Jüngling von Landenberg. Wie gut machte er es jetzt für mich; ich hätte ihm zu Füßen fallen mögen.

Run Gertrude! — rief ein Vierter mir zu, — willst du noch keinen vernünftigen Rath annehmen? Ermorde dich selber nicht! Spare dich selber für die Welt; es wird dich nicht gereuen!

Wer war diese? Margaretha! Ich zitterte; es war dieselbe, die mich zu Brugg überreden wollte, daß ich den Missethäter Wart seinem Schicksale überlassen sollte, um mit ihr goldne Tage zu durchleben. Da hätte ich auch beinahe ausgerufen: „Gott! dies ist zu viel! höre auf!“

Agnes winkte einem Knappen, daß er mir aufhelfen, und von dem Blutgerüste wegholen sollte. Dieser näherte sich, aber ich schlang meinen Arm um dasselbe, und flehte um meinen und meines Gatten Tod. Doch vergeblich! Zwei Männer schleppten mich fort. Ich flehte den Himmel um Hülfe, und es wurde mir gewährt.

Noch einmal wagte es von Landenberg — sonst ein treuer Diener Oesterreichs — für mich zu sprechen. „Laßt ab von ihr! solche Treue wird auf der Erde nicht gefunden, Engel müssen sich hierüber freuen; es würde aber gut seyn, wenn das Volk weggejagt würde.“

Man ließ mich wieder los; die Ritter zogen wieder ab; Thränen kamen aus Lamprechts Augen; streng hatte er nach seiner Pflicht gehandelt und den Willen der Königin ausgeführt, nun konnte er auch der Stimme der Natur Gehör geben und mit mir weinen. „Ich kann nicht mehr, edle Frau! ich bin besiegt; dein Name soll mit Glanz unter den Heiligen im Himmel genannt werden, denn diese Welt würde solches verges-

sen. Sey getreu bis in den Tod, und ich will die Krone des Lebens darbiehen!“ sagte er, reichte mir die Hand und ging fort.

Alles ging weg vom Gerichtsplatze, ausgenommen der Scharfrichter und die Wache; es wurde Abend, endlich stille Nacht; es erhob sich ein Sturmwind, und dessen Rauschen vereinigte sich mit meinem lauten und anhaltenden Beten, welches ich zum Ewigen hinauf schickte.

Nun brachte mir einer von der Wache einen Mantel, um mich damit gegen die Kälte zu schützen, weil es Nacht war; ich stieg aber auf das Rad, und deckte denselben über die nackten und gebrochenen Glieder meines Gatten; mit seinen Haaren spielte der Wind, seine Lippen waren ganz trocken; ich holte ihm in meinem Schuh Wasser, welches uns beiden ein Labsal war. Ich weiß nicht, meine theuerste Margaretha, wie es möglich war, solche zerschmetternde und grausame Stunden leben zu können!

Aber ich lag, wie durch Gottes Engel und die lieben Heiligen bewacht und wunderbarlich gestärkt, anhaltend betend neben dem Rade, auf welchem meine ganze Welt ruhte.

Während dieser Zeit waren meine Gedanken bei Gott. So oft sich ein Seufzer aus der Brust meines Rudolfs ergoß, war es als ein Delchstich in mein Herz; aber ich dachte an die heil. Jungfrau, wie die unter dem Kreuze von ihrem Sobne auch gelitten hatte, und tröstete mich mit der Hoffnung, daß nach einer kurzen Zeit von Leiden die ewige Freude des Himmels mein Theil werden sollte, und dieses gab mir Muth zu leiden; ich wußte auch für wen ich litt, und dieß verschaffte mir Stärke im Kampfe, so daß ich es aushielt bis auf's äußerste Ende.

So sehr Wart früherhin mich gebeten hatte, daß ich doch durch meine Gegenwart seine Schmerzen nicht vermehren sollte, so sehr dankte er mir jetzt, daß ich ihn nicht verlassen hatte; in meinem Flehen zu Gott fand er Trost und Erquickung, und es war ein Labsal für seine Seele, wenn ich betete.

Wie der letzte fürchterliche Morgen und Mittag zu gebracht wurde; — erlaube mir es nicht hinzuzufügen. — Wenig Stunden bevor es Abend wurde, bewegte Rudolf zum letztenmal sein Haupt; ich richtete mich nach ihm in die Höhe. Er stammelte sehr schwach, aber mit lächelnder Liebe auf seinen Lippen, noch diese Worte: Gertrude, dieß ist Treue bis in den Tod, und verschied. — Knieend dankte ich Gott für die Gnade, die er mir erzeigt hatte, bis an's Ende treu zu bleiben.

Z u s p ä t !

Erzählung von Heinrich Burdach.

„Mußt Du denn immer und ewig zu spät kommen mit allen Deinen schönsten Wünschen und Hoffnungen? armer, armer Junge!“ — rief die Räthin Willibald ihrem Heinrich, dem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge zu, der sein von den Stürmen der Welt empörtes und durch die Dornen des Lebens tief verwundetes Herz

an dem treuen mütterlichen Busen zu retten und zu heilen suchte: „sollst Du denn immerdar des schönsten Lebensglücks entbehren und ein Spielball der veränderlichen Laune des Schicksals seyn?“ —

Heinrich Wilibald, der edelste und feurigste unter den Jünglingen seiner Vaterstadt, war in den großen Kampf der Deutschen für des Vaterlandes Ehre und Freiheit ausgezogen; mit Löwenmuth hatte er in allen Schlachten den Feind bekämpft und manche schöne Wunde in glorreichem Kampfe davongetragen. Immer siegreich, hatte er unter Lützows tollkühner Schaar den einst so gefürchteten Eroberer auf seiner schnellen Flucht über des Vaterlandes Grenzen verfolgt, und mit seinen gleichgestimmten Brüdern sich selbst den Lorbeer des Ruhmes und dem Vaterlande die Palme des Friedens errungen. Triumphirend war er heimgekehrt auf Flügeln der Liebe, um den Siegerdank aus den Händen der Geliebten zu empfangen, deren Bild ihm im wilden Schlachtgewühl als ein Genius der Lichts in reinster Glorie umschwebt und ihn zu dem feurigsten Muth begeistert hatte, sein Leben für des Vaterlandes Glück und Ruhm und — für seine Liebe zu wagen.

Wenige Stunden Zeit und Raum — die ihm so viele Minuten zu seyn dünkten, trennten den sehnsüchtig Verlangenden noch von seiner Vaterstadt, deren Thürme er in nebeliger Ferne über die Waldspitze herüber ragen sah. Der schönen Zukunft Morgenroth verklärte sanft und lieblich das heitere Blau an seinem Lebenshorizonte. Mit jenem edlen Stolze, den das Gefühl erfüllter Pflicht dem tapfern Vaterlandvertheidiger eingab, begrüßte er die heimatliche Erde; frohlockend schritt er durch das vor ihm sich öffnende Stadthor hindurch, und ehe er noch der geliebten Mutter den ersten Friedensgruß nach der glücklichen Heimkehr brachte, flog er zuvor zu der Wohnung seiner Allwina, um nach der langen Trennung in ihren Armen den ersten süßen Augenblick der wiedergeschenkten Lebensfreuden zu feiern.

Sein Weg führte ihn an der Kirche vorüber; das Bogen einer zahllosen Volksmenge hielt ihn auf, Glockengeläut erkönte von dem hohen Thurm. Er war überrascht zu dieser ungewöhnlichen Zeit — die Sonne stand eben hoch im Mittage — eine religiöse Feierlichkeit wahrzunehmen. Die Neugier trieb ihn, den hohen Dom zu betreten; mühsam drängte er sich durch die gaffende Volksmenge, — und o Himmel! was erblickt er! — seine Allwina kniete mit seinem vormaligen Jugendfreunde Lindor an dem Traualtar, und empfing an der geweihten Stätte des Priesters Segen! —

Hinstürzen wollte er zu den Stufen des Altars, seine Allwina, sein Eigenthum wiederzufordern aus der Hand des Frevlers, der ihm sein Alles geraubt hatte; denn wie ein Donnerschlag aus hellem Himmel warf dieser Anblick den Schrecklichgetäuschten von der Höhe des Glückes herab, auf der er sich schon selig wie ein Gott zu seyn dünkte. Da war die Ceremonie geendet und das entscheidende Wort ausgesprochen! da fiel der Ton der Orgel mit rascheren Schlägen, brausend und stürmend, nach der eingetretenen Stille wieder ein

und riß seine überströmenden Gefühle mit sich fort; bewußtlos folgte er der Menge, die aus der Kirche strömte, denn er war wie vernichtet und unfähig zu handeln, und mochte die Ungetreue nicht mehr sehen, die sein redliches Herz so grausam verrathen hatte. Fort trieb es ihn, wie wenn der Sturmwind die Blüthen zerstäubend und unaufhaltsam in die Lüfte führt. Fort stürmte er zum Stadthor hinaus, durch welches er hereingekommen war, um im Sturm der Welt und des feindlichen Lebens die Ruhe wieder zu suchen, die ein rascher Augenblick ihm, — dem nur einen Augenblick zu spät Ankommenden — so plötzlich geraubt hatte.

Nur noch einmal schaute er — wie er wähnte, zum letztenmale — hin auf die verlassene Vaterstadt; da kehrte das klare Bewußtseyn in seine Seele zurück. — Bist du nicht ein Thor? — so rief er sich selber zu: daß du vor dem Unglück fliehst, du, der du so oft schon dem Tode die eiserne Stirn geboten hast? und hast du nicht noch eine Mutter, eine unaussprechlich liebende Mutter, die deinen Schmerz mit dir theilen wird? —

Rasch kehrte er abermals um, und fastete sich ein Herz, dem Unglück getrost unter die Augen zu treten; und schon fühlte er seinen Schmerz milder werden, noch ehe die Tröstungen der mütterlichen Liebe den Weg zu seinem Herzen finden konnten. Mit ruhiger Fassung des Gemüths, betrat er die mütterliche Wohnung; unbemerkt trat er ein, denn er wollte die Theure unversehrt überraschen mit der Freude des Wiedersehens; alles war still in ihren Zimmern. Da erblickte er sie auf dem Sopha ruhend — sie war entschlummert — mit dem blassen Antlig, das ein Trauerflor umhüllte, saust auf einen Arm gelehnt; ihr verweintes Auge zeigte von so manchen schlaflos durchträumten Nächten und von tiefem Herzensgram.

Gott! was ist das? — rief er aus, und breitete die Arme ihr entgegen — welches Unglück ist Dir begegnet, theure, geliebte Mutter! seit mich das Schicksal aus Deinen treuen, mütterlichen Armen riß? — Ich suchte Trost und Frieden bei Dir für mein verwundetes Herz, und — vielleicht bist Du selbst des Trostes bedürftiger als ich! —

(Schluß folgt.)

Der Prozeß um ein Lotterielos.

Ein junges Mädchen, das nach Paris gekommen war, um dort ein Unterkommen zu finden, erhielt auch eine Herrschaft. Die Frau, welche sie gemiethet hatte, war sehr jähzornig und geizig. Des Mädchens, noch unbeholfen, hatte das Unglück, eines Abends ein Geschirre zu zerbrechen. Die Frau gerieth außer sich vor Zorn und stieß das Mädchen, schon in der eilften Stunde der Nacht, unbarmherzig aus dem Hause.

Sie irrte nun verlassen auf den Straßen umher, und wußte nicht, wo sie ein Obdach finden sollte. Ein junger Mensch begegnete ihr, hörte ihr Seufzen und Schluchzen, blieb stehen, und gewahrte beim Laternen-schimmer ein niedriges weibliches Gesicht in Thränen

schwimmend. Er fragt die Verstoßene, was ihr fehle, sie klagt ihm ihr Unglück, er bezeigt ihr seine Theilnahme.

„Ach!“ seufzte sie: „ich habe keinen Sous, wenn ich nur einen Thaler hätte, so würd' ich schon eine Herberge und ein Mittel finden, hernach einen andern Dienst zu bekommen, und nach meiner Nahrung zurück zu kehren.“

Der junge Mensch lobte ihren Vorsatz, Paris wieder zu verlassen, und machte ihr den Vorschlag, mit ihm zu gehen, erst bei ihm etwas zu genießen, dann würde sich schon Rath zu dem gewünschten Thaler finden.

Die Arglose ist voll Freude und Dankbarkeit über eine so unerwartete Rettung; sie nimmt den Vorschlag an, und geht mit ihm. Er bewirthe sie aufs Beste, schenkt ihr auch reichlich Wein ein, stellt ihr dann vor, daß es viel zu spät sey, um in einer Herberge noch eingelassen zu werden, und beredet sie, die Nacht bei ihm zuzubringen; am andern Morgen solle sie den Thaler von ihm haben. Nach einigem Weigern gibt sie, halb gezwungen, seinen Wünschen nach, und der Morgen bricht an.

Jetzt soll der Verführer sein Versprechen wenigstens wahr machen; aber er hat kein Geld, nur ein Lotterielos. Um ihrer los zu werden, gibt er ihr dies, bringt sie aus dem Hause auf die Gasse, versichert ihr, daß sie zu dem Loose leicht einen Käufer finden werde, sagt ihr Lebewohl, und macht sich aus dem Staube. Das arme Mädchen ist so verlassen und hilflos, wie gestern, sie steht an einer Straßenecke und weint bitterlich. Eine Goldschmiedsfrau, die einige Häuser davon wohnt und zufällig vor die Ladenthür tritt, wird sie gewahr; ihr jammert die Weinende, sie winkt sie zu sich. Das Mädchen geht zu ihr, ihr Aeußeres spricht zu ihren Gunsten, und nachdem sie der Goldschmiedsfrau ihr Schicksal erzählt hat, entschließt sich diese mitleidig, sie in ihren Dienst zu nehmen. Das Mädchen ist folgsam und lernbegierig, die Dankbarkeit für ihre Erretterin verdoppelt ihren Eifer und die Letztere gewinnt das Mädchen lieb.

Nach einigen Tagen sagt die Goldschmiedsfrau zu ihrem Manne, er möchte sich doch erkundigen, ob ihr Lotterielos heraus gekommen sey. Das Mädchen erinnert sich bei dieser Gelegenheit des erhaltenen Looses und bittet den Herrn, hocherröthend, er möchte doch auch, wenn er Erkundigung über sein Loos einzöge, fragen, ob das ihrige gewonnen habe und er zeichnet die Nummer auf.

Er geht nun zu seinem Lotterieeinnehmer. Nach einer Stunde kehrt er heim, und sein ganzes Wesen verräth Freude. Die Frau fragt ihn: Sind wir glücklich gewesen? — „Nein!“ erwiderte er: „aber Susette hat das große Loos gewonnen!“

Beide wünschen dem Mädchen Glück und geben ihr den wohlgemeinten Rath, nun auch ihren Reichtum, den ihr Gott so unerwartet zufließen lassen, vollständig anzuwenden und einen guten Gebrauch davon zu machen. Sie gelobt dies und es werden darüber schon Pläne gemacht.

Gegen Abend kommt ein Fremder, ein junger Mensch, in den Laden des Goldschmieds, und verlangt,

das Dienstmädchen allein zu sprechen. Susette kaum den Menschen erblickt, so erkennt sie in ihm denjenigen, der ihr das Lotterielos gegeben hat, und die Goldschmiedsfrau ihr das Anliegen des Fremden bekannt macht, weigert sie sich, ihn allein zu sprechen. Sie wirft sich vor ihrer Wohlthäterin auf die Knie, erzählt ihr, was ihr mit dem jungen Mensch begegnet ist, ihr Erröthen und ihre Thränen ergänzen ihre oft zusammenhängenden Worte.

Jetzt tritt die Goldschmiedsfrau mit Susette in den Laden, und sagt: Hier ist das Mädchen, das Sie zu sprechen wünschen.

Er fordert sein Loos zurück, und als das Mädchen darauf provocirt, er habe es ihr geschenkt, ruft er frech aus: „Das ist nicht wahr! Du hast es gestohlen!“

Wie können Sie das behaupten? erwidert die Goldschmiedsfrau: ich weiß es besser. Machen Sie mir hier keinen Scandal, und packen Sie sich, sonst soll Ihnen mein Mann zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.

Der junge Mensch will sich nicht beruhigen, er wird noch ungestümer; der Goldschmied ergreift ihn am Arm, und wirft ihn zum Laden hinaus.

Ein solches Glück kann man nicht so leichten Kauf fahren lassen. Nach einigen Tagen wird Susette von die Gerichte geladen; der junge Mensch hat sie verklagt. Der Goldschmied übernimmt es, sie vor dem Gerichtshofe zu vertreten. Er führt die Sache des Mädchens mit so vieler Gewandtheit, verwickelt den Kläger in so viele Widersprüche, daß endlich über den wahren Zusammenhang der Sache kein Zweifel mehr bleibt.

Der junge Mensch wird verurtheilt, ihr den ausgesprochenen Thaler zu bezahlen, dagegen Susette, ihn den Einkaufspreis des Looses zu ersetzen, der etwas mehr als einen Thaler beträgt, dahingegen ihr der Gewinn des großen Looses zuerkant.

Die Kosten wurden compensirt. Susette erklärt sich aber bereit, sie alle zu tragen und dem Kläger überdies noch als ein Geschenk eine nicht unbedeutende Summe zu zahlen.

Einer der Richter meinte: für ein solches Benehmen verdiene der Kläger solche Großmuth nicht.

„Gut,“ sagte Susette: „so will ich dies Geld den Armen schenken, wenn ich mein Wort noch zurücknehmen kann.“

Dawider protestirte der junge Mensch und auch einige Richter meinten, da Susette's Anerbieten schon gerichtlich zu Protokoll genommen wäre, so müsse es dabei verbleiben.

So endigte sich dieser sonderbare Rechtsbandel. Susette war jetzt eine vortheilhafte Partie; sie fand Viele, die sich um ihre Hand bewarben, sie überreichte sich aber nicht, und zog die Goldschmiedsfrau, die sie wie eine zweite Mutter verehrte, stets zu Rathe. Nach einigen Jahren fühlte sie Neigung zu einem jungen Goldarbeiter, einem weitläufigen Verwandten des Goldschmieds. Diesem gab sie ihre Hand und sie hatte keinen Grund, ihre Wahl zu bereuen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. July 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 28.

Zu spät!

(Schluß.)

Da schlug die Rätbin Wilibald die Augen auf, und erhob sich bei dem Anblick des Eintretenden von ihrem Sige — und — mit einem lauten Schrei sank sie fast ohnmächtig zurück.

Bin ich denn zum Unglück heimgekehrt? — rief Heinrich aus: — daß mein Anblick Dich in tödtliches Schrecken versetzt, geliebte Mutter?

Da erkannte die Rätbin ihren Sohn, der lebend und gesund vor ihr stand, und breitete ihre Arme aus, ihn an das Herz zu drücken.

Ist's möglich? — rief sie aus: — so bist Du wirklich zurückgekehrt aus dem Reiche der Geister?

Noch bin ich unter den Lebenden, und wieder glücklich bei Dir! — erwiderte der Todtgeglaubte, und sank mit freudigem Ungestüm der Verlangenden in die offenen Arme.

Jetzt erst schloß sich das Räthsel auf, welches dem Heimgekehrten bisher ganz unerklärlich war. — Die gute Mutter hatte ihren Sohn schon längst unter den Todten geglaubt; denn Heinrich Wilibald — so hieß es in den Todtenlisten, welche im Vaterlande verbreitet wurden — sey in den Reihen der tapfersten Krieger den schönen Tod des Helden gefallen. — Seitdem hatte die verlassene Mutter den Todten beweint, in dem sie die letzte Stütze in ihrem Alter zu finden gehofft hatte. Und dieser Todtgeglaubte war nun glücklich dem Schlachtgewühl entronnen und zu den vaterländischen Fluren heimgekehrt; denn der in der Schlacht gefallene Heinrich Wilibald war ein anderer gleichen Namens, ein entfernter Verwandter unsers Heinrich, welcher dagegen von einer feindlichen Streifpartie verwundet und gefangen, bisher in einem entlegenen Militärhospital der fernen Normandie, von aller Welt vergessen und von theilnehmender Hülfe entblößt, krank gelegen hatte. Erst nach hergestelltem Frieden war er ausgewechselt, und jetzt nach dem Rückzuge der Verbündeten aus Frankreich endlich seinem Vaterlande wiedergegeben worden.

Mit jubelndem Entzücken hatte Heinrich das Weichbild seiner Vaterstadt betreten, um die Geliebte seines Herzens, die liebliche Gespielin seiner Kinderjahre, mit aller Innigkeit der ersten Liebe in die Arme zu schließen, und vielleicht bald, wenn der Himmel seinen Plänen und Hoffnungen baldiger Beförderung günstig wäre, zum Brautaltar zu führen; aber zu spät! denn sie hatte schon, wie wir oben gesehen haben, dem Jugendfreunde Wilibalds, dem reichen Lindor, Herz und Hand geschenkt.

Was war zu thun? Sollte er das Band wieder trennen, das durch eine arge Täuschung des Geschickes geschlossen worden war? — Dazu dachte er zu edel und zu gewissenhaft; auch konnte er es eben so wenig seiner Allwina, als seinem Freunde vergessen, daß sie so schnell nach seinem muthmaßlichen Hinscheiden ihre Verbindung gefeiert hatten. Denn ob er gleich Beide keiner wirklichen Treulosigkeit beschuldigen konnte, so war es ihm doch sehr schmerzlich, so bald von ihnen vergessen worden zu seyn. Doch — die Liebe verträgt und duldet alles, und so war er denn schon jetzt milder und sanfter gestimmt, und geneigt zu verzeihen, da er es ja sehr erklärlich fand, daß ein zwar natürlich gutes, dabei aber ein wenig eitles und selbstgefälliges Wesen sich geschmeichelt fühlen mußte, als Lindor, der Reichere und Angesehener, der einen bedeutenden Posten bei der Landesregierung begleitete, sich der Einsamen, Verlassenen annahm, und ihr Loos an das seinige knüpfte, und daß dadurch das Bild des Hingeshiedenen, den das Glück bisher noch zu keinen Ehrenstellen erhoben hatte, zurück in den Hintergrund ihrer Seele trat.

Wilibalds Vater, der erfahrenste und gewissenhafteste Rechtsgelehrte der ganzen Provinz, hatte bei seinem zu frühen Hinscheiden eine trostlose Wittwe hinterlassen, welche die erste Frucht einer höchst glücklichen, aber leider nur kurzen Ehe, unsers Heinrich, unter dem Herzen trug. Der Verscheidende tröstete sich und seine geliebte Gattin mit dem Gedanken, daß eine ansehnliche Erbschaft von einem reichen Oben, dessen Ende nahe bevorstand, nach seinem Tode seinem geliebten Weibe und Kinde nicht entgehen könne. Aber

— der Oheim starb zu früh und plötzlich, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sein Testament zu machen und die Willibald'sche Familie darin zu bedenken; und durch eine ungerechte Auslegung der Gesetze und Statuten jenes Oheims, welche nur die schon zur Welt gebornen Abkömmlinge einer Familie der Erbschaft fähig erklärten, waren die Ansprüche der Verlassenen verloren gegangen. Heinrich wurde nur einen Tag zu spät geboren, und Lindor, der nächste Erbe nach ihm, trat an die Stelle des noch Ungeborenen, und erbte allein des Oheims Güter. Denn von einem andern Oheim, dem Bruder des jüngst Verstorbenen, welchem eigentlich die ganze Erbschaft zugefallen wäre, wußte man nur so viel, daß er mit einem Ostindienfahrer zu Schiffe gegangen, und daß das Schiff mit der gesammten Mannschaft in einem Sturme untergegangen sey.

Heinrich, der als der Erbe des verdienten Nachruhms seines Vaters, und als ein tapferer Streiter für das Vaterland, die besten Versprechungen einer baldigen Beförderung erhalten hatte, harrte nur des Augenblickes, der seine Wünsche, dem Vaterlande zu dienen, und mitten unter den Berufsgeschäften in einem bestimmten Wirkungskreise seinen Verlust zu verschmerzen, mit einem glücklichen Erfolge krönen sollte. Ohne übrigens auf das veränderliche Glück zu bauen, wollte er zugleich sein Heil im Spiele des Glückes versuchen. Ein Bekannter, der ein Lotterie-Collecteur war, bot ihm ein noch vakantes Loos — das letzte in der bevorstehenden Ziehung — an. Eben wollte er es in Empfang nehmen; da wurde er plötzlich zu dem Minister beschieden, der seiner Anstellung wegen sich für ihn zu verwenden versprochen hatte; und er verzagte das Loos abzuholen, einzig mit dem Gedanken an den zu erlangenden Posten im Staate beschäftigt.

Der Minister empfing ihn sehr freundlich und sagte ihm: er solle nur noch vierzehn Tage sich gedulden, binnen welcher Zeit seine Angelegenheit gewiß entschieden sey, und sein Wunsch in Erfüllung gehen müsse.

Als er am folgenden Tage den Lotterie-Einnehmer besuchte, um das bestellte Loos abzuholen, kam ihm dieser mit den Worten entgegen: „Es ist zu spät, mein Bester! So eben habe ich es einem Andern verkauft, da ich auf Ihre nicht ganz bestimmte Zusage nicht mehr rechnen konnte, und ich von einem Freunde sehr darum gebeten wurde. — Doch — haben Sie Geduld, ich verschaffe Ihnen sogleich ein anderes Loos, auf welches Sie gewiß gewinnen werden.“ — Aber Willibald ging mit den Worten verdrießlich fort: er habe nun die veränderlichen Launen des Glückes genug erprobt, und möge nicht noch einmal versuchen, es sich geneigt zu machen!

Die Zeit war verfloßen, binnen welcher sein Schicksal entschieden werden sollte; er ging daher zu dem Minister, um das Endurtheil zu vernehmen. Aber mit Achselzucken kam dieser ihm entgegen und sagte: „Es ist zu spät, ich kann leider für jetzt nichts mehr thun; der Präsident hat einen Andern, dessen Ansprüche schon älter sind, so dringend empfohlen, daß man nicht un-

hin gekonnt hat, ihm das erbefene Amt zu conferiren; ich bleibe Ihnen indes für die Zukunft gewogen.“ —

Wie ein Donnerschlag traf ihn diese Nachricht, da er sich dadurch in seinen schönsten Erwartungen getäuscht sah; und — um das Maß seines Aergers voll zu machen — erblickte er, als er auf dem Rückwege bei dem Hause des Lotterie-Collecteurs vorbei kam, die Nummer seines fehlgegangenen Looses mit großen Buchstaben angeschrieben, und darunter: Hunderttausend Thaler! bemerkt. — Doch er war noch zu sehr mit dem Gedanken an seinen einmal vereitelten Lebensplan erfüllt, als daß ihn dieser neue Verlust — den er ja noch nicht einmal für wirklichen Verlust halten konnte, weil er das Glück noch nicht in den Händen gehabt hatte — noch heftiger hätte erschüttern mögen.

„Auch hier zu spät?“ rief er aus, und kehrte mit dem Gedanken, daß hier kein Glück für ihn beschieden sey, zu seiner Mutter zurück, die nun ihn tröstend in die Arme schloß, und ihn zur Ruhe und Geduld und zur Hoffnung besserer Zeiten verwies.

Heinrich hatte aber von nun an weder Ruhe noch Rast; er glaubte nichts Besseres thun zu können, als — zu seinen verlassenen Kriegsgefährten zurückzukehren und abermals Dienste zu nehmen, da er bei seinem bisherigen Mißgeschick und einigen bitteren Bemerkungen über Parteilichkeit und Zurücksetzung der Verdienste um das Vaterland, sich das Mißfallen der höheren Behörden zugezogen hatte, und sobald nicht wieder sich mit neuer Hoffnung gewünschter Anstellung schmickeln durfte.

Seine früheren Vorgesetzten, welche den edlen, feurigen und verdienstvollen Jüngling kannten und schätzten, dessen Vorsatz nunmehr fest stand, sich dem Militärstande auf immer zu weihen — nahmen ihn mit Bereitwilligkeit auf; und bald wurde er von einer Stufe zur andern befördert, und er fand in der Liebe und Zuneigung seiner Beschützer reichen Ersatz für das, was das Schicksal ihm geraubt hatte. Dennoch konnte er die Leere, welche in seinem Herzen entstanden war, nicht ganz wieder ausfüllen, noch auch den innern Gram, der an seinem Leben nagte, aus seiner Brust verbannen. Sein unruhiger Gang trieb ihn zu Abenteuer mancherlei Art, und dennoch blieb sein Herz kalt und leer, und sein Geist verödet, wenn auch das Glück seinen Unternehmungen und Wagnissen fast immer zulächelte, denn der Liebe Freude war aus seinem Herzen entflohen, und tief wurzelte der Gram im innern Herzensgrunde, wie eine giftige Pflanze, die den schönen, kräftigen Lebensbaum früher oder später zu zerstören drohte.

Da nahm er einst Urlaub von seinem Regimente, um einen beliebten Badeort zu besuchen, um sich aufzuheitern, oder wenigstens zu zerstreuen. Mehrmals war er hier mit einem interessanten Fremden zusammengetroffen, dessen Aeußeres ihn dermaßen anzog, daß er am liebsten in seiner Gesellschaft verweilte, dessen Inneres aber ihn noch mit unwiderstehlicheren Banden magisch an sich fesselte. Sein hoher gebildeter Verstand, sein Scharfblick, sein kühner Unternehmungsgeist, sein feiner Takt in allen Verhältnissen des geselligen

Lebens, vor allem aber sein edles, zart und fein fühlendes Herz, erfüllten ihn mit der innigsten Ehrfurcht und Bewunderung, und er hielt den Tag für verloren, an dem er nicht auf Stunden oder wenigstens Augenblicke seines Umganges sich erfreuen konnte.

Bald wurde dieser Umgang ihm noch unendlich viel werther, denn ihn begleitete eine Tochter, ein Mädchen von der edelsten Bildung, — geistreich, gewandt, und empfindungsvoll, — in deren Gesellschaft ihm Stunden gleich Minuten entflohen.

Die Schöne scherzte oft mit Wilibald über sein trübseliges Aeußeres, über sein dumpfes Hinbrüten in dunklen Träumereien eines halb bewußtlosen Gemüthszustandes, und nannte ihn den einsylbigen und stummen Freund, an dessen verfeinertem Wesen ein zweiter Pygmalion seine Kunst beweisen solle. — Der Alte verwies ihr die muthwillige Laune, weil es den edlen Jüngling kränke und noch trüber stimme; da ward das Mädchen wieder so weich und blickte so mitleidvoll und himmlisch mild mit den hellen, reinen, blauen Augen ihm in das düstere Angesicht, daß alle seine Sorgen schwanden und er kein edleres Geschenk vom Himmel sich erstehen zu können glaubte, als dieses wunderliebliche Geschöpf.

Einst, in der letzten vertraulichen Abendstunde vor dem nahen Scheiden, als eben die Fremden sich zu der morgenden Abreise anschickten, und die Freunde noch einmal, in lebhafter Erinnerung der hier genossenen Freuden, die frohe Vergangenheit in der glücklichen Gegenwart fest zu halten suchten, und einander die Geschichten und Auentheuer ihres Lebens erzählten, begann der Alte seine Erzählung folgendermaßen: wie er einst in frühen Jugendtagen, die beschränkenden Verbältnisse des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens verschmähend, und um der kalten, trockenen Beschäftigung mit den Wissenschaften, denen er unter der Behandlung geistloser, handwerksmäßiger Lehrmeister keinen Geschmack abgewinnen können, zu entgehen, das Vaterhaus verlassen und mit einem Schiffe nach Ostindien absegelt sey; wie dasselbe Schiffbruch erlitten habe und an der Küste von Madagaskar an's Land geworfen worden sey; wie er aber bald darauf ein Schiff gefunden habe, auf dem er das Ziel seiner Wünsche erreichen können, wie er durch Fleiß und Geschicklichkeit und durch tapfere Thaten gegen die eingebornen Seeräuber zu dem Range eines Schiffskapitäns sich emporgeschwungen habe und durch kluge Benutzung des Augenblickes zu großen Reichthümern gelangt sey; nun aber immer ein unwiderstehliches Verlangen empfunden habe, sein Vaterland und seine Familie wieder zu sehen, von der er seit so vielen Jahren keine Nachricht erhalten und nicht wisse, ob noch Jemand derselben am Leben sey. —

Man hatte bisher nicht nach den gegenseitigen Namen gefragt; jetzt bat Heinrich den Seecapitain um die Mittheilung des Seinigen.

„Ich heiße Wilibald,“ erwiderte dieser.

Freudig erstaunt und fast erschrocken rief Heinrich aus: „Das ist ja auch der meinige! so sind Sie in Wahrheit mein verloren geglaubter Dheim?“

„Der bin ich! erwiderte der Alte: und Du mein Kesse, mein lieber Sohn! — Verzeih', daß ich Dich so nenne, allein Dein Gesicht schien mir bekannt und Dein freundlicher Blick sagte mir's schon längst, daß wir uns näher angehören!“

„Und Sie, meine theure, schwesterliche Freundin! rief Heinrich dem holden Mädchen zu: darf ich hoffen, Sie werden mir noch mehr als Schwester seyn?“ —

Emmeline schlug schamerröthend die Augen nieder; dann reichte sie dem Freunde mit Graziananmuth die Hand zum Bunde der Liebe und Treue, und sank hochentzückt in des Freudigbegeisterten Arme.

Daß die Abreise nun aufgeschoben wurde, errathen wohl alle meine lieben Leser und Leserinnen von selbst, da der Gang der Begebenheiten sich so glücklich entwickelt hatte. Der Alte kaufte ein herrliches Landgut und lebte froh und selig im Kreise seiner Kinder und Enkel.

„Noch eine Stunde Zögerung, rief der junge Wilibald einst in einer schönen Stunde seiner Emmeline zu: und es war vielleicht zu spät, und unsere Herzen verstanden sich nicht, und ich mußte, so nah schon dem Hafen des Glückes, mit meinen schönsten Wünschen und Hoffnungen Schiffbruch leiden!“

„Es kommt nie zu spät, fiel der alte Seecapitain zurechtweisend ein: es kommt nie zu spät, das Glück, womit der gütige Himmel die frommen Wünsche seiner guten Kinder krönt!“

Drei Abdrücke eines Kusses.

(Ein Stückchen aus der Residenz.)

Des Schicksals Wege sind dunkel. Jede Unthat kommt endlich an's offene Licht der Sonne, und es thäte Noth, daß man sich gar nichts Unrechtes zu Schulden kommen ließe in der Welt, weil man nie sicher seyn kann, nicht einmal ertappt oder verrathen zu werden, oft auf die unverhoffteste Weise, die man sich denken kann.

Ich wohne auf einem großen, freien, viereckigen Plage dieser Stadt, und kann aus meinem Fenster so ziemlich alle drei Seiten des Plazes übersehen. Die Außenseite der Gebäude, so hübsch diese auch sind, hat übrigens wenig Anziehendes für mich; desto mehr aber das Innere. Es ist zwar gewiß, daß ich mit meinen offenen, freien Augen nicht hineindringen kann; doch mit Hülfe meines trefflichen Dollonds, der vierzig Male im Durchmesser vergrößert, bin ich, so zu sagen, in allen Stuben meiner Platz-Nachbarn und Nachbarinnen wie zu Hause, und mache manchem reizenden Kinde, wenn es Abends allen äußeren Plunder von sich gethan, einen geistigen Besuch mit meinem Fernrohr; daß mir zuweilen dabei recht warm wird, begreift sich.

Aber auch andere Dinge, die sonst keinem sterblichen Auge nahe kommen, gelangen auf diese Weise zu meiner Kunde. So z. B. wohnt in der Häuser-Reihe mir zur Rechten Herr F., ein Mann von vielem Gelde und vieler Häßlichkeit, — übrigens in seinen besten Jahren, kaum etwas über Fünfzig. Er hat vor

einiger Zeit seine zweite Frau genommen, die, wenn gerade nicht mehr ganz blutjung, doch noch so ziemlich blutwarm ist. Bei dieser Wärme ihres Herzens möchte sie in den oben skizzirten Qualitäten ihres Ehemann eben nicht hinreichende Rechnung finden, wenn nicht eine Art von Buchhalter, ein blonder ein und zwanzigjähriger Junge, ihrem Schönheitszinn zuweilen Entschädigung böte. Ich erinnere mich noch mit wahrhafter Lust, wie sie dem blöden Teufel, der gewöhnlich in der Stube neben der ihrigen arbeitet, Anfangs mit Blicken, dann mit Lächeln, darauf mit Bartstreicheln, Muth machte, (verstehst dich, Alles zu sicherer Zeit,) bis er endlich Courage bekam zu Dingen, die ich mit meinem rechten Auge sah, die ich aber, als unrechte, gar nicht beschreiben will. Die Sache wäre noch lange so fortgegangen, da sie so ziemlich geschickt behandelt wurde, und kein Dritter was darum wußte, als ich, — der aber keine Lust hatte, da zu lächeln, wo es ihn nicht brannte. Aber der Teufel hat manchmal sein Spiel.

Der kleine Blonde hat einen, zwar noch schwachen, aber ihm um desto lieberem Bart, weil er ihm auf der Oberlippe mit der Zeit ein martialisches Ansehen zu geben verspricht. Um diesen Theil des Beweises seiner Männlichkeit desto brillanter hervorzuheben, läßt er den übrigen Bart alle Sonnabend abrastrén, und zwar in einer benachbarten Barbierstube. So geschah es denn auch letztthin, als er eben in aller Hast von Hause kam, wahrscheinlich weil er sich verspätet hatte. Seine Hast und Unruhe mochten Ursache seyn, daß ihn der Barbier ein wenig in das glatte Gesicht schnitt, dicht über dem linken Mundwinkel, ungefähr einen achtel Zoll hoch in der schiefen Richtung gegen das Ohr. Der Bartkünstler legte ein Stückchen Schwamm auf die winzige Quelle des Bluts, und der Buchhalter ging an sein Geschäft und war recht fleißig. Da muß es dem Herrn K. einfallen, durch das Aufwartmädchen seine Frau zu sich rufen zu lassen, vermuthlich um ihr etwas Wichtiges zu sagen. Der Weg der Warmblütigen nach dem Bureau des Gemahls führte durch die Schreibstube des Blondens. Kinder, wenn sie an etwas Süßem vorübergehen und sich nicht bemerkt glauben, naschen gern, und wir Großen sind oft noch naschiger, als die Kleinen. Was Wunder, daß Madame K. sich in Vorübergehen nicht enthalten konnte, dem süßen Blondens einen Morgenkuß zu geben, in aller Eile und leise, daß der im Nebenzimmer beschäftigte K. nichts davon höre. Alles wäre übrigens auch diesmal gut abgegangen, wenn der Kuß, um nicht laut zu werden, nicht allzu innig hätte gerathen müssen. Diese zu große Innigkeit hatte nämlich das aufgelegte Schwämmchen von der Rastwunde am Mundwinkel des Blondens weggeschoben, und das vorquellende Blut drückte auf den rechten Mundwinkel der Näschlerin ein Exemplar der Wundumrisse ab, was jedoch die Verwegenen in der Eile des Werks nicht im Mindesten gewahr wurden. Madame K. trat nun zu Herrn K. in die Stube, that freundlich, als wenn gar nichts weiter vorgefallen wäre, und applizirte dem Ehemanne den schuldigen Tribut eines gleichfalligen Morgenkußes; ob mit

gleicher Innigkeit, weiß ich nicht zu sagen. Das war aber ein Unglückskuß; denn Herr K., der dabei von seiner Beschäftigung wegsehen mußte, bemerkte nach dem empfangenen Beweise ehelicher Zärtlichkeit das rothe Wundmaal auf der Wange der Getreuen, und frug, wie ich aus seiner besorgten Miene wahrnahm, wo sie sich beschädigt habe? Da sah die Süße auch den Abdruck des Maales auf dem linken Mundwinkel des Gatten, aber schon schwach, wie nach der dritten Auflage wohl zu erachten. Beide Gatten erschöpften sich wahrscheinlich in Muthmaßungen, wo das Blut auf ihren beiderseitigen Wangen hergekommen, indem weder auf seinem, noch auf ihrem Gesichte eine Wunde zu entdecken war, — da muß der Zufall den Blondens reiten, daß er hereintrete mit einem Papiere in der Hand, um die Unterschrift des Prinzipals zu verlangen. Auf den ersten Blick gewahrt Herr K. das nun wieder ziemlich stark roth gewordene Wundmaal über dessen linken Mundwinkel; und im Vereine mit dem zweiten auf dem rechten seiner Zärtlichen und mit dem dritten im Spiegel auf seinem eigenen wird ihm der Zusammenhang der Dinge so klar, wie er es mir war und wie er es nun den Lesern ist. Gehört habe ich nicht, was dabei gesprochen wurde; denn mein Deliond hat, leider! nicht die Eigenschaft, fern hörig zu seyn; aber aus den Thränen der Schuldigen, aus dem Verschwinden des Blondens auf länger denn vierzehn Tage aus dem Hause urtheile ich, daß es heftig zugegangen seyn müsse. Endlich jedoch erschien der Buchhalter wieder am Schreib-Bureau, aber nicht mehr in der mittleren Stube, sondern in der letzten, wo sonst Herr K. arbeitete, während dieser sein Hauptquartier im ehemaligen Departement seines Commis aufschlug. Ob's wohl geholsen haben mag? —

Ein Jude ging von Frankfurt a. M. nach Bonn, nachdem er für zweihundert Gulden Baare dort verkauft hatte. Zwei Räuber packten ihn auf und erschlugen ihn, doch fanden sie sein Geld nicht, weil er es in Frankfurt deponirt hatte. Als man diese Geschichte erzählte, sagte ein Dritter ganz naiv: „Der Jude hat sie gut erwischt!“

Eine Grabchrift, wie man sie selten findet.

Eine sehr böse und ausschweifende Frau war gestorben. Ihr Mann, reich und hochmüthig, ließ ihr eine Urne von Marmor auf ihr Grab setzen, mit einer pomphofsten Inschrift in vergoldeten Buchstaben.

An das Fußgestell dieser Urne fand man aber bald darauf einen Zettel geklebt, mit folgenden Worten:

Sib, Wanderer, Dir keine Mühe,
Den langen goldnen Salm zu lesen;
Denn was im Leben sie gewesen,
Erfährest Du doch dadurch nie.
Kürzer kann ich's Dir verkünden:
Hier liegt aller Laster, Sünden
Encyclopädie!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. July 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 29.

Russische Sitten im 19ten Jahrhundert.

Die Modehändlerin.

(Aus dem Russischen des Herrn von Bulgarin.)

Motto:

Lüg' der Franzos zerschmettert auch zu Boden,
Die Welt beherrscht' er doch — durch seine Moden.

Diesen Morgen öffnete sich die Thür meines Zimmers mit Geräusch und ich sah einen meiner ältesten Mitschüler eintreten, den ich seit einigen fünfundzwanzig Jahren aus dem Gesicht verloren hatte. Anfänglich ward es uns schwer, uns wieder zu erkennen; als wir uns aber gegenseitig an die Thaten unserer ersten Jugend erinnerten hatten, dachten wir bloß darauf, den Umstand zu benutzen, der uns zusammengeführt hatte. Wir erzählten uns unsere Abentheuer. Sie hatten eine sonderbare Aehnlichkeit. Ach! es ist so wahr, daß sich auf unserm einförmigen Planeten Alles ähnlich sieht!

„Du weißt“ — sprach er zu mir — „daß die Philosophen die Welt ein Drama nennen; nachdem ich fünfzig Jahre auf dieser Welt bin, befinde ich mich jetzt im dritten Akte meines Stück. Der erste ward in der Schule und in den Feldlagern gespielt. Ein guter Artillerist war ich, jung und stolz; dies ist mir der liebste Theil meines Drama's. Meinen Dienst versah ich bald gut, bald schlecht; ich spielte, tanzte, hatte Liebeshändel, war zuweilen ein lockerer Bursch, aber immer rechtlich gesinnt. Von Zeit zu Zeit unterhielt ich mich, auf meinen Laffetten sitzend, mit Lectüre, und indem mir so die Zeit verging, sah ich Alles in einem schönen heitern Lichte. Meine Kugeln trafen, zum großen Schaden der Türken und Franzosen, immer richtig ihr Ziel. Schon befand ich mich auf dem Wege, der zu Ruhm und Ehrenstellen führt und das Zeichen der Tapferkeit ward mir mit dem Grade eines Staboffiziers verliehen; schon zeigte mir die Hoffnung (freilich in anständiger Entfernung) die glänzenden Epauletts des Generals, als plötzlich ein ungeschickter Französischer Chasseur (es war ein Marsseiller, ich glaube, ein Vetter von Mirabeau) mir das Bein zerschmetterte, mit Einem Mal alle meine Täu-

schungen vernichtete und mich zwang, hier meinen ersten Akt zu endigen.

„Man brachte mich nach meinen Gütern, wo ich mich anfänglich dem Kummer überließ. Der Ehrgeiz quälte mich mehr, als meine Wunde. Aber eines Tages überlegte ich, daß man bei guten Absichten selbst auf dem Lande glücklich seyn könne, sobald man sich um die Menschheit verdient mache, und daß man selbst auf diese Weise noch fähig sey, dem Staate zu nützen. Das ist ein Gedanke, wie es viele gibt.

„Ich beschloß, an dem Wohle meiner Bauern zu arbeiten, deren Vormund ich bin, und zuweilen auch ihr Vater. Hier fängt der zweite Akt meines Drama's an. Ich verbesserte meine Ländereien; ich legte in den Umzäunungen meiner Bauern Baumgärten an; ich vermehrte ihre Heerden; ich verringerte den Grundzins (ich hatte damals Geld); ich gründete eine Schule; ich baute eine Kirche; ich fand einen sehr verständigen Prediger, denn ich habe immer Glück gehabt; — mit Einem Worte, ich that Alles, was in meinen Kräften stand, zum Wohle dieser guten Leute, welche nicht lasterbast sind, wenn man es nicht haben will. Die Lectüre der Griechischen, Römischen und Französischen Autoren verschönerte meine Mußstunden, und die zehn Jahre, die ich so verlebe, dünkten mich kaum zehn schöne Tage.

„Ich bekam Lust, mir eine Gefährtin zu wählen. Das platte Land gleicht einer wüsten Insel, und es gibt in der Welt weiter Niemand, als diesen Schwächling, den Robinson, der, auf seine Insel beschränkt, nichts weiter mehr wünschte, als er seinen Freitag erhalten hatte. Die Jahre verstrichen, ohne daß ich eine Entscheidung wagte, und ich schob diese immer noch auf, als einer meiner Seitenverwandten in meiner Gegenwart erklärte, daß er mein Schloß demoliren und meine Schule schließen lassen würde, wenn ich mich zu seinen Ahnen gesammelt hätte. — Ich grüßte wiederholt und auf das Freundlichste die Tochter meines Nachbarn, und drei Tage darauf gebot mein wackerer Pfarrer ihm, mir zu geben, was ich nicht erlangen konnte. Ich fand, daß meine Frau schön, gut, geistreich, unbefangen und so weiter war. Und nun be-

gann der dritte Akt meines Lebens. Aristoteles, ich bitte Dich auf den Knien um Verzeihung. So klaffisch ich auch durch und durch bin, so spielt mein Drama doch länger, als vierundzwanzig Stunden, und ich bin darüber nicht böse.

„Seit zehn Jahren besitze ich diesen Schatz. Ich liebe sie wie ein Narr, und glaube von ihr auch wieder so geliebt zu werden. Ein Pariser würde sagen, der Glaube rettet die Seele. — Nun, ich weiß all' ihre Tugenden zu schätzen, all' ihre liebenswürdigen Eigenschaften; aber die Färtlichkeit hindert mich nicht, auch alle Fehler zu sehen, die sie besitzt; besonders wenn ich übler Laune bin, fallen sie mir recht in's Auge; — üble Laune gibt den Männern ein Vergrößerungsglas in die Hand. Wir sind übrigens Alle schwach, Alle denselben Gesetzen der Liebe unterworfen, und erst nach der Hochzeit fangen wir an, die schlimme Seite des angebeteten Gegenstandes kennen zu lernen. Und sie? „Oh! wenn ich schon einmal Frau gewesen wäre, mich hätte keiner wieder bekommen sollen!“ — Man sagt, daß alle Weiber so handeln wollen und doch nicht können. Genug!

„Bernimm also, daß meine Frau zu jenen lustigen Geistern gehört, die in der Nacht, bei Tage, alle Augenblicke träumen; sie ist eine jener wachen Somnambulen, die beständig in der Einbildung leben, in einer zum Vergnügen geschaffenen Welt, wo das Blatt sich mit dem sterbenden Strauch unterhält, wo der Geist in einer ununterbrochenen Trunkenheit schwimmt. Man sieht da — wahrhaftig ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll — man sieht da — so viel, aber solche Dinge, daß die Sprache sie nicht auszudrücken vermag. Diese privilegierten Wesen erschüttert der Todeskampf eines Insekts, nur, damit sie die süße Fähigkeit, erschüttert zu werden, nicht verlieren, und darüber vergessen sie sogar, daß ihre Gäste, hungrige Reisende, harren, daß die Tafel gedeckt werden möge. In harten Wintern beklagen sie am Meisten die armen kleinen Vögel, die weder Nest, noch Speise haben. Für Menschen entleert sich ihre Thränendrüse nicht Mit Einem Worte: meine Frau, die in einem Strudel romantischer Schwärmerien erzogen wurde, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit Idyllen auf die Welt gekommen, mit Balladen gefängt, und mit Romanen gefüttert worden.

„Meine Frau, die Alles leidenschaftlich liebt, was elegant ist und von gutem Geschmacke zeugt, wie alles Schöne, hat eine unendliche Begierde nach Roben, Hüten, und im Allgemeinen nach Allem, was man Moden nennt. Dies ist der einzige Punkt, in welchem auch sie den menschlichen Schwächen ihren Zoll entrichtet — auf Ehre! Meine Seitenverwandten berauschen sie auch mit Aufmerksamkeiten und Huldigungen. Vergebens hab' ich den Versuch gemacht, sie dieser traurigen Leidenschaft zu entziehen; ich sah' es lieber, daß sie ganz romantisch wäre; aber Worte, Rathschläge, Bitten — Alles ist vergebens. Indes hat sie mir versprochen, sich bessern zu wollen, und schon fängt sie an, mich nicht mehr unaufhörlich mit ihren Gesuchen zu bestürmen. Aber darin liegt eben die List! Wenn

sie vor einem Puzladen vorüber geht, stößt sie schwere Seufzer aus oder spricht von verschiedenen Anzügen mit einer berechneten Kaltblütigkeit; sie lobt solche Roben, solche Hüte, die sie bei Andern gesehen hat; sie sagt mich bei der Eitelkeit; das Alles betreibt sie mit einer solchen Feinheit und nimmt dabei eine so resignirte Miene an, daß ich mich bewegen lasse, und, Alles vergessend, sie dahin führe, wohin sie gehen will. Das geschah noch vor zwei bis drei Tagen.“

Als mein alter Kamerad diese letzten Worte gesprochen hatte, hob ich maschinenmäßig meine Mütze auf dem Kopfe in die Höhe. „Ah! ich verstehe!“ — er wiedererte er lächelnd — „ich bin eine gute Nachtmütze? nicht wahr?“ — „Eine Nachtmütze? Wahrhaftig, Du bist aber auch recht weich, wirklich recht geschmeidig.“ — „Von Adam's Zeiten an, mein Bester, waren alle Menschen, mich mit eingeschlossen, Opfer ihrer Schwäche und werden es immer seyn. Dem sey nun, wie ihm wolle; so lange ich die Puzladen bloß aus dem Lustspiele Krylos's kannte, hatte ich keinen Kopfeken Schulden; jetzt aber, wo ich sie aus Erfahrung kennen gelernt habe, komme ich hieher, mein Freund, um mein Gut zu verpfänden; Du siehst daraus, daß das Romantische nicht allein die Literatur ruiniert.“ — „Deste schlimmer! Aber kann ich Dir in irgend einer Hinsicht nützlich seyn?“ — „Nein! doch ich will Deine Willfährigkeit benutzen. Du sollst mir in einer anderen Gelegenheit einen Rath geben. Meine Frau unterließ nie, mich zu begleiten, wenn ich nach Moskau reiste; sie würde mir also gern auch nach Petersburg gefolgt seyn; da sie sich aber gesegneten Leibes glaubt (wenn das nämlich nicht wieder eine List ist!), so wollte sie auf dem Lande bleiben, und hat mir ihre Aufträge ertheilt. Ich will eine Wanderung durch die Puzladen antreten, um sie für ihre Schwangerschaft zu belohnen. Willst Du mich begleiten?“ — „Dies würde ich mit dem größten Vergnügen thun; aber ich gestehe Dir offen, daß ich von solchen Einkäufen nichts verstehe.“ — „Schadet nichts, Du sollst mich bloß begleiten. Ich würde den Muth nicht haben, allein in ein solches Gewölbe zu treten. Es würde mir vorkommen, als vertiefte ich mich in die Böhmischn Wälder. Ah! diese schönen Magazine haben mich schon über dreitausend Birken und vierhundert Bauern weggefressen!“

Es war zehn Uhr des Morgens, als wir, die Perspektive der Newa durchwandernd, fast an jedem Hause lasen: Modes et Robes, ohne daß mein Kamerad ein einziges Mal still stand. Endlich nahm er seufzend nach einem großen viereckigen Fenster seine Zuflucht, hinter welchem Spitzen, Federn und Bänder von größter Schönheit glänzten. Da — befanden wir uns plötzlich im Tempel des Geschmacks. Vier bis fünf junge Mädchen ordneten die Verzierungen wieder, und eine von ihnen sang recht artig eine Arie aus den Nymphen Russelli, einer National-Oper: „Schwärme von Jünglingen fliegen, flattern um unsere Spur.“ — Ein junger Mann mit kastanienbraunem Haar und Gebürden, die man in schlechter Gesellschaft elegant finden würde, mit einer etwas ernsten Miene, hervorspringenden Backenknochen, wie man sie bei den Tata-

ven findet, saß hinter einem mit Gläscheiben versehenen Bureau, auf ein Comptoirbuch gestützt; er stand auf und machte uns eine leichte Kopferbeugung. Platonof (so heißt mein Freund) fragte nach der Besizerin des Magazins; der junge Mann trat vor, kündigte uns an, daß er der Mann der Modistin sey, und bat uns, einige Augenblicke zu warten, bis seine Frau kommen würde. „Ich möchte“ — sprach er — „Ihre Fragen nicht beantworten können; nur meine Frau besorgt diese Details; ich beschäftige mich bloß mit politischer Oekonomie.“ — Er nahm eine ernste, würdevolle Miene an und kehrte nach seinem Kabinett zurück. Mein Gefährte setzte sich. Ich nahm neben ihm auf einem hübschen sammetnen Tambouret Platz. Platonof zog einen Brief aus seiner Tasche und las die am Rande bemerkten unentbehrlichen Sachen, welche seine Gemahlin wünschte; obgleich er aber das Französische gründlich erlernt hatte und seit der Restauration über zwei Jahre in Paris gewesen war, so verstand er doch nicht das allermindeste davon, weil die Technologie der Moden ihm fremd war. Er unterschied auf der Note allerlei Thiere, Romanhelden beiderlei Geschlechts, Titel von Lustspielen, Dramen, Farcen, chemische und mineralogische Ausdrücke; aber dies war so mit den Worten Band, Capot, Federn, Gut amalgamirt, daß er den Erfindungsgeist der Franzosen nicht genug bewundern konnte. Der Mann der Modistin vergaß seine politische Oekonomie und betrachtete uns in dem Maße mit einer immer achtungsvolleren Miene, je länger mein Freund seine Vitane herbrummte. Er bat um Entschuldigung, daß Madame Faveur auf sich warten lasse, und bemerkte, sie sey doch bestimmt um neun Uhr von dem Landhause weggefahren, das sie unweit Gatschini auf fünf Jahre gemiethet habe; schon seit einer starken halben Stunde warte das Frühstück auf sie.

Während der junge Mann uns diese Details mittheilte, hielt ein schöner, mit zwei Pferden bespannter, Wagen vor der Thür. Eine Frau von mittleren Jahren stieg, in einem reichen Negligé, in einen weißen Cachemir-Schawl gehüllt, den Tritt herab. Der Mann der Modistin eilte dieser Dame, die er auf das ehrerbietigste grüßte, entgegen.

Anfänglich glaubten wir, daß diese Dame eine der besten Kunden des Magazins sey; aber an der graziosen Verbeugung, die sie uns mit einem feinen Lächeln machte, konnten wir sogleich in ihr Madame Faveur, die Modistin, erkennen.

Als Platonof die Sorgfalt des Mannes gewährte, und bemerkte, wie er die Rolle eines demüthigen, ergebenen Dieners bei seiner Frau spielte, so freute er sich ungemein darüber, und tröstete sich über die, welche er selbst in meinen Augen spielte. Am Allgemeinen macht es uns Vergnügen, unsere Schwächen in Andern wieder zu finden.

Sobald die Dame durch ihren Mann die unendliche Menge von Gegenständen erfahren hatte, welche mein Freund kaufen wollte, verdoppelte sie ihre Höflichkeit, und bat uns, in ihre Privatzimmer zu treten und an ihrem Frühstücke Theil zu nehmen. Der Mann

kehrte nach seinem Bureau zurück, und ohne weiter tief zu träumen und zu grübeln, ließ er Alles vorbereiten und die Stoffe auslegen.

Während wir einen trefflichen Kaffee aus Porzellan von Sevres tranken, erschien ein junges Mädchen, das eine Robe von Perkal und eine Mütze von sehr einfachem Petinet brachte, welche ein Diener für seine Gebieterin haben wollte.

Ich fragte Madame Faveur, warum sie auch in so gewöhnlichen Stoffen arbeite, wie Perkal und Petinet seyen? „Was verschlägt mich das?“ — war ihre Antwort — „Jedes hat seinen besondern Geschmack; ich würde ihnen, wenn sie es verlangten, drei Reihen Hörner auf ihre Hüte setzen; mich kümmert bloß die Façon.“ (Schluß folgt.)

Der Tod des jungen Mungo Park.

Der Tod hört nicht auf, nach und nach alle die unerschrockenen Reisenden, welche das Innere Afrika's durchforschen, niederzumähen. Wir waren voll Hoffnung, endlich einmal bestimmte Nachrichten über die geheimnißvolle Stadt Tombuktou, über einige andere noch unbekannte Gegenden, so wie über die Quellen oder den Lauf mehrerer Flüsse zu erhalten, die für uns in den Wüsten verloren sind, und unsere Erwartungen werden auf eine wahrhafte Trauer erregende Weise in dem Augenblicke getäuscht, wo wir uns so nahe an der Erfüllung derselben wähnten. Die Befürchtungen, welche man den Häuptern der im Innern Afrika's lebenden schwarzen Völkerschaften eingebläst hat, die gegenwärtig in jedem Europäischen Reisenden nur einen Spion sehen, der von den Weissen abgeschickt wurde, um Nachrichten einzuziehen, vermöge deren ihnen die Eroberung Afrika's erleichtert wird, — diese Befürchtungen, welche die Arabischen oder Maurischen Kaufleute an den Küsten zwar nicht theilen, aber es doch ihrem Interesse für zuträglich halten, zu nähren, werden unsern gelehrten Forschern noch lange hinderlich seyn, ehe sie von diesen ungeheuern Landstrichen Kenntniß erhalten. Vielleicht gelangen wir erst dann dazu, wenn in einer fernern Zeit der menschenfreundliche Plan in Erfüllung geht, daß einige junge, in Europa erzogene und gebildete Meger in das Innere von Afrika geschickt werden können, und die Kosten ihrer Bildung uns durch willkommene gründliche Notizen über jene unbekannteten Gegenden abtragen. Jetzt, wo wir wieder den Tod des Majors Laing und des Kapitäns Clapperton und so vieler anderer Reisenden beklagen, müssen wir auch noch das bedauerenswerthe Ende Mungo Parks hinzufügen. Dieser interessante junge Mann hatte eine Reise in die Gegenden unternommen, welche sein Vater einst besuchte, um bestimmte Nachrichten über seinen Tod einzuziehen und das zu beendigen, was jener begonnen hatte. Er war glücklich bis nach der Küste von Akimbo, südöstlich von Accra, gekommen, und wollte südwestlich in das Innere dringen. Während seines Aufenthalts in Akimbo, wo er einige Zeit verweilte, um eine zureichende Kenntniß der Sprachen des Landes zu erlangen, fand das jährliche Fest statt,

welches Nam genannt wird. Die Schwarzen hatten sich, der Sitte gemäß, auf einer großen Ebene versammelt, wo sich ein Baum befand, der ein Fetisch war, dem sich nur die Priester nähern durften. Der junge Park stieg auf diesen Baum, der für heilig gehalten wurde, (oder, wie Andere behaupten, bloß auf einen in der Nähe stehenden Baum) um von der versammelten Menge eine Zeichnung zu entwerfen. Als der König sein Vorhaben bemerkte, mühte er sich, ihn davon zurückzubringen, und versicherte ihm, daß sein baldiger Tod gewiß sey, wenn er sich einer solchen Entweihung schuldig mache. Herr Park bestand auf seinem Sinne und lebte nur noch zwei Tage. Die Priester des Fetisch, die ohne Zweifel für ihre Macht und ihre Würde Besorgnisse hegten, wenn eine solche Gottlosigkeit nicht bestraft würde — vergifteten den unglücklichen Park. — Der junge Mann war schon auf neunzig Meilen tief eingedrungen und schien mit dem Erfolge seiner Reise zufrieden seyn. Er war negermäßig gekleidet, und trug einen Schurz um die Lenden; täglich salbte er sich auch mit Palmöl ein, und trug weder Strümpfe, noch Schuhe.

Edle That.

Am 9. Juli bei der anhaltenden Wärme ward der Herr Graf v. Bockholtz der jüngere, Lieutenant im 4. Königl. Preuß. Kürassier-Regiment, commandirt, die Pferde der Eskadron in der Alme — einem Flusse bei Neuhaus ohnweit Paderborn — spühlen zu lassen. Einer der Kürassiere gerieth unerwartet in eine solche Tiefe, daß sofort Pferd und Reiter verschwanden; ersteres kam bald, jedoch ohne Mann, wieder zum Vorschein. Der Herr Graf, welcher mit seiner Mannschaft noch am Ufer hielt, sah es, sprang flugs vom Pferde, warf Rock und Stiefel ab, stürzte sich in jene, 15 Fuß messende Tiefe, ergriff den schon mit Todesangst kämpfenden am Kopfe, und zog ihn glücklich ans Ufer, wo er sich bald wieder erholte.

Hat man Worte des Danies für eine solche That? —

Wer ist ein Narr?

Die Mädchen lieben, doch in allen Ehren,
Das wird die Bibel selber uns nicht wehren,
Und der ist ein Philister nur,
Der nie betrat der Liebe Spur;
Doch wer da hinter jeder Schürze rennet,
Die wahre Liebe aber nimmer kennet,
Der ist ein Narr! —

Ein Gläschen Wein zur Stärkung für den Magen,
Wer's haben kann, verschonet manche Plagen
Und manchen körperlichen Schmerz,
Und es erfreut das Menschenherz;
Doch wer, klingt ihm kein Groschen in der Tasche,
Nicht leben kann, sieht er nicht bei der Flasche,
Der ist ein Narr! —

Ein Spielchen machen nach des Tages Mühen,
Ist wohl recht schön, denn manche Sorgen ziehen

Vorüber, wird ein Phomberehen gemacht,
Wobei man denkt und munter scherzt und lacht;
Doch wer nur spielt, nicht eben aus Vergnügen,
Kein, aus Gewinnsucht und um zu betrügen,
Und wer da glaubt, er spielt sich reich,
Der ist ein Narr und Schuft zugleich.

Es ziemt sich wohl, vor Höhern sich zu bücken,
Und sich in manch Verhältnis höflich schicken,
Fällt es zu Zeiten auch wohl schwer;
Doch hüde Dich nicht allzu sehr,
Und kriech nicht; denn wer den Speichel lecket,
Aus Höflichkeit die Biere von sich strecket,
Der ist ein Narr! —

Es ist recht schön, mit Kleidern paradiren,
Stets elegant und fein zu figuriren,
Denn öfters macht das Kleid den Mann,
Wie man von Vielen sagen kann;
Doch wer nur trägt die nie bezahlten Kleider,
Und prellt dabei mit Lust den armen Schneider,
Der ist, sey's wer es immer sey,
Ein Narr und schlechter Mensch dabei! —

Ein froher Scherz erheitert unser Leben,
Er kann uns über manches Leid erheben,
Was schon, wenn es von fern sich zeigt,
Den trüben Murrkopf niederbeugt;
Doch wer, stets fern von ernsteren Gefühlen,
Nur immer strebt, gut den Hanswurst zu spielen,
Der ist ein Narr! —

Nie gebt Euch her zum Stichelblatt sader Wige,
Sonst ziert Euch bald die bunte Schellenmüge,
Kein! daß ein Wigbold uns nicht beißt,
Ist's gut, daß man die Zähne weißt;
Doch wer den kleinsten Scherz nicht mag vertragen,
Und stets nur liebt, mit Fäusten drein zu schlagen,
Der ist ein Narr! —

Der Frau gefällig seyn, wie sich's gebührt,
Wenn sie mit Sanftmuth den Pantoffel führt,
Das, glaubt mir's oder glaubt es nicht,
Ist jedes Mannes erste Pflicht;
Doch wer sich wie ein Pudel willig füget
In Alles, was Kantippchen nur vergnüget,
Der ist ein Narr! —

Ein gutes Buch zur Unterhaltung lesen,
Ist Keinem ja noch je verwehrt gewesen;
Wer dafür zeigte niemals Sinn,
Den lasset laufen immerhin;
Doch wer nur lebt in steten Bücherträumen,
Um sein Geschäft darüber zu versäumen,
Der ist ein Narr! —

Sein Steckenpferdchen mag ein Jeder reiten,
Läßt die Vernunft er sich dabei begleiten;
Wer hat wohl nicht ein Steckenpferd,
Das ihm besonders lieb und werth! —
Doch wer daran sich ganz allein ergöhet,
Und seine Pflichten dabei stets verlethet,
Der ist ein Narr! —

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 28. July 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Nro. 30.

Russische Sitten im 19ten Jahrhundert.

Die Modehändlerin.

(Schluß.)

„Mit Erlaubniß, wie viel kostet eine solche Robe von Perkal?“ — fragte Platonof.

„ — Fünzig Rubel.“

„ — Ist das möglich?“ riefen wir zu gleicher Zeit aus; — „und warum fünfzig Rubel?“ fuhr mein Gefährte fort. — „Der schönste Perkal kostet in den Boutiken des Bazars fünfzig Kopeken; Sie haben zu dieser Robe höchstens neun Arschinen gebraucht, was 22½ Rubel macht. Fügen wir für die Arbeit noch 8 Rubel hinzu, so beträgt das Ganze 30½ Rubel.“

„ — Für die Arbeit nehmen wir nichts, mein Herr, sondern bloß für die Façon.“

„ — Finden Sie nicht, Archipp“ — sagte er zu mir — „daß die Façon in St. Petersburg eine sehr theure Sache ist?“ hierauf zu der Modistin gewendet: „und wie viel kostet dieser sehr leichte Hut?“

„ — Nur vierzig Rubel.“

Platonof berechnete sogleich, daß die Gaze, die Blumen, das Band und der Draht in Allem nicht zwanzig Rubel kämen. „Zwanzig Rubel für die Arbeit, nein, für die Façon! — Was ist denn eigentlich der wahre Sinn dieses Wortes?“ — fragte er.

„ — Ich glaube mich zu erinnern, daß die Französische Akademie dieses Wort erklärt: die Form, die Gestalt, der Anblick, den ein Künstler oder ein Handwerker seinem Werke giebt.“

„ — Das ist allerdings der gewöhnliche Sinn des Wortes“ — erwiderte Madame Faveur; — „aber bei uns hat er noch eine technische Bedeutung, von welcher die Herrn von der Akademie ohne Zweifel nichts wissen.“

„ — Haben Sie die Gewogenheit, sie uns zu erklären.“

„ — Mit Vergnügen; aber geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mir Ihre sämtlichen Aufträge zukommen lassen wollen. Ich schwöre Ihnen übrigens auf die Ehre einer Modehändlerin, daß Sie nirgends bil-

liger kaufen werden; denn“ — fügte Sie mit vieler Feinheit hinzu —: „die Façon existirt überall durch die Façon selbst.“

Wir gaben unser Wort als ehrliche Leute und die Dame begann Ihre Definition. Ich wage es nicht, irgend ein Wort daran zu ändern. Folgendes ist sie:

„Die Façon bedeutet erstlich die Hausmiete, die Unterhaltung der nothwendigen Leute und Dienerinnen, die Subscription auf die Pariser Modell's, Fingerringe, Zwirn, Seide, Nähnadeln, und zweitens, werthvolle Meubeln, eine Loge im Theater, Equipagen, Schlitten, Pug, Kleidungsstücke, Vergnügungen; drittens ein Kapital, welches uns in den Stand setzen soll, nach Frankreich zurückkehren zu können und uns eine Art von Wohlstand zu verschaffen, wenn wir, ach! einige Jahre unter 59° 56' 2" nördlicher Breite zugebracht haben.“

„ — Werke von Marmor und Bronze sind auch theuer“ — erwiderte Platonof; — „aber sie dauern Jahrhunderte, während Ihre Gagen, Ihre Lüks, Ihre seidenen Zeuge nur eine ephemere Existenz haben, und es gehört bloß ein wenig gesunder Menschenverstand dazu, um einzusehen, daß es verdammt ist, Ihnen für ein Kapital von 3 Rubeln 37 Kopeken, 21 Rubel 63 Kopeken Zinsen zu zahlen.“

„ — Ei! so rechnen Sie also für nichts die Combinationen des Geschmacks, die Arbeit des Geistes, die erforderlichen Anstrengungen der Einbildungskraft, um aus schlechten Lappen diese Gegenstände der Mode und des Luxus zu bilden, welche den Stanz der Schönheit erhöhen und das Zurückstößende der Häßlichkeit mildern, Aufmerksamkeit erregen und die Blicke der besten Gesellschaft dieser Hauptstadt fesseln? Die Produkte der Mod. sind Schöpfungen des Genies, und verdienen nicht minder Ihre Achtung, als die Arbeiten des Dichters, des Malers und des Bildhauers. Hier, wie bei diesen, sind Talent, Einbildungskraft Alles, und der Stoff ist nichts. Der Geist, die Talente, die Kenntniß des menschlichen Herzens werden überall belohnt; oft thut man noch mehr, und ehrt sie sogar. In jeder Gattung von Handel und Wandel ist der Geist die Form, welche über die Gröblichkeit den

Sieg davon trägt; er ist das Wesentliche der Waare, er ist es, welcher die contrahirenden Theile überredet und bestimmt. Auch das ist wieder der Geist, welcher bewirkt, daß ich vorzugsweise und mit Glück auf die Schwächen des schwächsten Theils des menschlichen Geschlechts spekulire. Darin bin ich viel geschickter, als die Dichter, welche immer auf den Geist der Uebri- gen rechnen! Es leben die Moden! Dies sind Gegenstände, welche die Augen überraschen. Wohl zusammen passende Farben, Neuheit und ein hoher Preis verbür- gen uns einen sichern und großen Absatz. Fügen Sie noch eine gewisse Kunst, zu schmeicheln, hinzu, die uns eigen ist. Eine Dame probirt einen Hut auf; sie hat nicht viel Lust, ihn zu kaufen; sie ist häßlich und geizig. „Ah! wie schön dieser Hut Madame steht!“ ruft mein Mann aus. „Charmant! köstlich!“ — sage ich meiner Seite. Und sehen Sie, so kauft die häßlichste Dame meinen häßlichsten Hut. Eine Andere sieht einen vollständigen Anzug. „Die Gräfin“ — sage ich — „oder die Prinzessin N. N., die immer die ersten Moden trägt, hat mir vor etwa drei Tagen die Anfertigung desselben aufgetragen; sie hat es vergessen, ihn gestern abholen zu lassen. In einigen Tagen kann ich sechs andere zum Verkauf ausstellen. Diese Worte sind elektrisch; man will der Prinzessin wenigstens ein- mal zuvorkommen. Ich mache einige Schwierigkeiten; man ist Weib, man spricht, man redet mit zu, ich gehe nach, und meine Gefälligkeit, oder vielmehr meine Industrie, wird reichlich bezahlt. Jetzt, meine Herren, begreifen Sie das Wort Façon.“

„ — Hier haben Sie meine Note, Madame; ich nehme keinen Anstand, sie Ihnen einzuhändigen. Ich bin Ihnen sogar Dankbarkeit für den Unterricht in der praktischen Philosophie schuldig, den Sie mir mit einer Freimüthigkeit erteilt haben, die ich bewundere.“

Mit der Note händigte Platonof der Modistin 500 Rubel auf Abschlag ein. Diese gab eine Quittung darüber, welche boshaft genug mit den Worten anfangt: „Auf Rechnung der Façon von u. s. w. u. s. w.; aber sie versprach in ihrer Rechnung möglichst mäßige Preise zu stellen. Wir gingen fort.“

„D Ihr Weiber!“ — rief Platonof aus.

„D Ihr Männer!“ — erwiderte ich

„D Ihr klugen und pffigen Franzosen!“

„D Ihr tausendfältig geduldigen Russen!“

„Sie haben Recht; ich sollte die Franzosen eigent- lich nicht anklagen. Ich begreife jetzt sehr gut, war- um sie den Engländern so leicht ihre Amerikanischen Colonieen, Isle de France und Ostindien abtraten. Wozu nützen Frankreich Colonieen? Was für Mühe, für Arbeit, um ein wenig Zucker oder Indigo zu ge- winnen! Welche Kosten, um eine Flotte, Festungen, Garnisonen u. s. w. zu unterhalten! Existiren nicht überall Französische Colonieen, wo die Moden Ihr glänzendes Reich ausgedehnt haben? Ist der Ertrag der Moden von minderer Wichtigkeit, als das Gold Potoff's, die Diamanten Solconda's und der Kabeljau von Terre-neuve zusammengenommen? Unser Bazar ist in Wahrheit eine ergiebige Mine! aber die Moden- Magazine sind die Schmelzöfen, wohin unsere köstli-

chen Gold- und Silberstangen strömen, und das reine Gold, welches sich von rohen Stoffen sondert, ergießt sich bald wie ein reisender Strom nach Frankreich. Ich werde in meinem Leben das Wort Façon nicht vergessen, und wenn ich mein Kind verheirathe (im Fall mich nämlich meine Frau nicht täuscht), so werde ich es ihm als einen wichtigen Gegenstand für die Hauswirthschaft erklären.“

„Herr v. Platonof“ — sagte ich, meiner Seite auch scherzend — „überall, wo die Menschen unter einander in Verbindung stehen, spielt die Façon eine große Rolle. Wir Alle, so viel wie unser seyn mö- gen, hören von der Wiege bis zum Grabe nicht auf, mehr oder weniger zu empfangen oder zu bezahlen für die — Façon.“

Gottlieb Leichtschub's Irrfahrten.

Römische Erzählung nach einer wahren Begebenheit von Ferdinand August Oldenburg.

Erstes Kapitel.

Wohlthätigkeit des Riesens.

„Kein Topf ist so schief, daß sich nicht ein Deckel dazu fände!“

Du niesest, lieber Leser! möge es Dir wohl bekom- men! Es ist eine Anzeige, daß ich die Wahrheit ge- sprochen, wie Du mir auch gewiß selbst gern bezeugen wirst, denn es gibt wirklich gar wundersam schiefe Töpfe in der Welt, und doch finden sich Deckel dazu. Ich selbst z. B. bin ein solcher. Doch lies nur weiter, oder besser gesagt, laß mich nur anfangen, denn man kann bekanntlich nicht wohl weiter sprechen oder schreiben, wenn man nicht zuvor angefangen hat.

Meine verstorbene Großmutter, die mich als eine frühe Waise erzog, war eine umsichtige Frau, und sah mich immer bedenklich und kopfschüttelnd an, wenn ich ihr meine leere Börse zeigte oder ihr ein neuer unter- warteter Schuldschein von irgend einem meiner Gläu- biger zur Bezahlung eingereicht wurde. „Du bist ein Teufelsjunge,“ hub sie dann allemal an, „der mich nur auf eine listige Art um's Geld bringt! Denn die Geschichten sind doch alle nicht wahr, die Du mir zu Deiner Entschuldigung da hererzählst. Einmal hast Du einem falschen Freunde Geld vorgeschossen, welcher da- mit in die weite Welt kutschirt ist; ja, ich kann ihm nicht nachreisen, um zu erfahren, ob dem so sey! — Ein Andermal hast Du Deinen ganzen Vorrath an harten Thalern aus Mitleid — einem Unglücklichen geschenkt, welcher in einer Feuersbeunst und sonstigen Unfällen all seine Habe verloren hatte; ja, ich kann Dir nicht in's Herz schauen, welches Gefühl Dich in dem Augenblicke besetzte. Ein Drittesmal hat Dir der Sturmwind den Geldbeutel aus der Hand in das Wasser geführt, als Du auf der Brücke einem Armen Almosen geben wolltest. Nun frage ich aber: er muß doch schon sehr leicht gewesen seyn, daß Dir das be- gegnen konnte? Du dagegen versicherst, es seyen nur Ducaten darin gewesen, und die hätten bekanntlich ein leichtes Gewicht. — Wenn ich wie ein Perlenfischer

oder Hallore in den Fluß tauchen könnte, würde ich aus lauter Neugierde auf den Grund fahren, mich zu überzeugen, ob Dein Geld wirklich daselbst zu finden sey, woran ich bis dahin doch sehr zweifeln möchte, u. s. w.“

Nachdem ich schon viele dieser Sermonen angehört hatte, wobei ich freilich oft sehr in die Klemme gerieth, denn meine vorgebliche Wahrheit hinkte zuweilen ganz entsetzlich, so begegnete es mir einst, daß ich nach Beendigung einer solchen, höchst unwahrscheinlichen Nothlüge sammt meiner Großmutter a tempo gewaltig niesen mußte; — „Gott stärke Dich, mein Söhnlein, und lasse es Dir gedeihen!“ war zu meinem Erstaunen die einzige und sehr freundliche Antwort derselben, statt aller von mir im Geiste schon wieder vorausgesehenen und gefürchteten Vorwürfe, worauf sie alsobald dem gewiß zweihundert Jahr alten stark beschlagenen Geldkasten das eiserne Schloß vom Munde lösete, und einen Theil seiner silbernen Eingeweide in meine Hand rollen ließ. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, und fürchtete immer noch, eine bittere Nachkost verzehren zu müssen; aber nein, sie entließ mich höchst liebevoll, ohne auch nur ein Wort weiter zu äußern, was einem Vorwurfe ähnlich geklungen hätte.

In zwei Monaten wagte ich mit keiner neuen Nothlüge in's Feld zu rücken, so hatte mich die ungewöhnliche Güte meiner Großmama konfus gemacht. Die Sache blieb mir dunkel, da sie mir keine Erklärung darüber gab und ich auch nicht darum bat. Auf einem Spaziergange nach dieser Zeit aber geschah es, daß einige Schwabhasen vor mir bergingen, deren Gespräch ich, wider Willen, zum Theil mit anhören mußte. Eine von den beiden, ich erinnere mich ihrer noch ganz genau, socht mit Händen und Füßen, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben und ihre Gegnerin verstummen zu machen, der das Unglaubliche ihrer Rede gar nicht einleuchten wollte, welches doch der Anderen so klar zu seyn schien. Da wurde ihre Gegnerin, wahrscheinlich weil sie zu starr in die Sonne gesehen hatte, zum plötzlichen Niesen gezwungen. Diesen Moment ergreift die Andere, gleich einem schlauen Feldherrn, der den Feind bei der schwächsten Seite faßt, und drang nun mit doppeltem Ugestüm auf sie ein. — „Sieht Sie, Frau Nachbarin!“ — begann sie fast kreischend, — „daß ich die Wahrheit gesprochen habe, Sie hat es bezeugt!“ worauf sie noch hinzufügte: „Gott stärke Sie, daß sie Ihr wohl gedeihen!“ — worauf denn auch augenblicklich jeder Einwand von Seiten der Ungläubigen verstummte.

Die letzten Worte riefen mir den ganzen Auftritt mit meiner Großmutter in's Gedächtniß zurück, und ich kam daher auf den Gedanken, ob wohl auch ihr zufälliges Niesen, verbunden mit dem meinigen, schuld wäre, daß sie meine ziemlich unbeholfene Lüge für Wahrheit angenommen hatte. Einen leichteren Versuch konnte es nicht geben, als dies zu erforschen. Ich holte mir etwas Niespulver aus der Apotheke, mischte es unmerklich in die Schnupftabakdose meiner Großmutter, und begann nun, da ich wieder in Finanzverlegenheit war, die erste beste Geschichte meiner Rechtfertigung

zu erzählen. Da die gute Alte die Gewohnheit hatte, alle Viertelstunde regelmäßig zweimal eine Prise zu nehmen, so war es mir ein Leichtes, die Wirkung meines Niespulvers zu berechnen und danach meine Erzählung einzurichten.

Wie ich vermutet, so geschah es. Am Ende meiner Geschichte stellte sich der Nieser ein, und ich affectirte einen Dito. Die schon früher beschriebenen Ceremonien erfolgten hierauf abermals, und ich trug den silbernen Lohn in meiner Tasche davon.

So oft ich nach dieser Zeit in Geldverlegenheit kam, welches sich zu wiederholten Malen ereignete, nahm ich allemal meine Zuflucht zu dieser Kriegslift, den Aberglauben meiner Großmutter benutzend, und ließ sie — niesen.

Der Tod hat sie nun schon seit langen Jahren in die Ewigkeit abgerufen. Möge sie sanft unter dem Hügel ruhen, über welchem der Frühling schon so oft hingelegen ist, seit sie darunter schläft!

Ich wurde der Erbe ihres Geldes, aber nicht ihrer Sparsamkeit. Der Henker mag wissen, wie es zugeing; die geerbten Gold- und Silberstücke bekamen bei mir eine unaufhaltsame Reiselust. Die Adler auf den harten Thalern müssen lebendig geworden seyn, das lasse ich mir nicht ausreden, denn sie sind alle in die weite Welt geflogen und bis jetzt habe ich vergebens auf ihre Rückkunft gewartet.

Zweites Kapitel.

Die Folgen bleiben nicht aus.

Vier Jahre hatte ich so recht, wie man zu sagen pflegt, in Floribus gelebt, so daß nach dieser Zeit von meiner großen Erbschaft nicht mehr als ein Kapitälchen von ein paar hundert Thalern übrig war, welches bei einer Wittwe stand, der ich es bisher aus Mitleid nicht aufkündigen mochte; aber endlich mußte es doch auch über die Klinge springen und denselben Weg wandern, den das Uebrige eingeschlagen hatte. Das heißt, es wurde richtig an den Mann gebracht.

Was nun thun? — Wo Etwas hernehmen, ohne zu stehlen? — Das war ein verzweifelttes Problem, zumal da alle meine sogenannten Freunde, nun sie nicht mehr bei mir schmarozten konnten, mir den Rücken drehten. Tausend Ideen kreuzten sich in meinem Kopfe, wovon nach reiflicher Ueberlegung die Eine mir immer weniger werth erschien als die Andere, und so konnte ich lange Zeit durchaus zu keinem Schlusse kommen. — Sollte ich mich so weit erniedrigen, mit meiner Hände Arbeit mich zu ernähren (denn für Kopfarbeiten wollte Niemand Etwas bezahlen) an einem Orte, der mich in solchem Glanze gesehen hatte? — Dagegen stränkte sich mein Ehrgefühl mit Händen und Füßen. Endlich beschloß ich, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen. Gedacht, gethan! Ich schrieb meinen falschen Freunden rührende Abschiedsbriefe, worin ich ihnen erklärte, sie durch das Vorgeben meiner Armuth nur auf die Probe gestellt zu haben, die sie aber schlecht bestanden hätten; nahm in der Zeitung Abschied von Bekannten und Unbekannten, wegen einer vorhabenden Reise; veräußerte mein ganzes schönes Mobilar = Ver-

mögen, bezahlte mit dem nicht geringen Ertrag alle meine Schulden, bestellte mit dem Rest eine Postchaise, fuhr zwei Stationen ganz stattlich mit Extrapost-Pferden, nahm dann mein Bündel auf den Rücken und trat nunmehr auf neue Manier eine englische Fußreise an.

Die ganze Welt stand mir offen und ich wanderte auf gut Glück hinein. Die ersten Tage ging es so ziemlich; am dritten und vierten aber wurde mir das Gehen schon sehr sauer, und seufzend wünschte ich mir die schöne Zeit zurück, wo Wagen und Pferde zu meiner Disposition standen und ich nicht einmal zu Fuß in's Theater ging. Während ich unter solchen Betrachtungen und mit demüthig gesenktem Haupte die Schritte zählte bis zum nächsten Meilenzeiger, und mich herzlich freute, wenn wieder einer erreicht war, den ich abrechnen konnte, zog ein Trupp reisender Handwerker an mir vorüber mit dem lauten Gesange: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! u.“ — Bei diesen Worten entfuhr mir unwillkürlich der Ausruf: „Da sey Gott für, daß auch ich zu dem „Wir“ gehöre! Das wäre ja ganz entsetzlich, wenn es nicht wieder besser kommen sollte!“ Die muntere Melodie indes hatte doch meinen Trübsinn ein wenig erheitert und ich schöpfte freier Athem, schritt auch noch einmal so rasch vorwärts.

Drittes Kapitel.

Der Hausnarr.

So war auch der vierte Tag meiner Pilgerschaft beinahe geendet, die Schatten wurden schon lang und warfen ihr graues Kleid über die Natur, als eine elegante Carosse hinter mir rasselte und mich bald eingeholt hatte. Es wäre ein thörides Bemühen gewesen, wenn ich mit den beiden schlanken Füchsen, die davor gespannt waren, einen Wettlauf hätte eingehen wollen; ich bedauerte nur, so hinterdrein hinken zu müssen, allein der Himmel schien mit meiner Noth ein Einsehen zu haben. Die Straße führte nämlich über einen ziemlich steilen Hügel, wo sich die Pferde, da der Wagen mit sechs Personen besetzt war, nur langsam hinauf arbeiten konnten. Dadurch gewann ich Zeit, ihm wieder nahe zu kommen und hörte ein lautes Sprechen und Lachen in demselben. Um unbemerkt von der Unterhaltung Etwas zu profitieren, ging ich hinterher und sprang dann auf den für den Bedienten eingerichteten Tritt, welcher unbesetzt war, weil jener neben dem Kutscher auf dem Bocke saß.

„Papagen hat ganz Recht,“ — hört' ich nun ein Frauenzimmer im Wagen reden — „Leben ist des Lebens höchste Lust und erster Zweck! Ihr kennt doch die Worte meines Lieblings-Dichters?“

Jetzt fielen mir alle meine Sünden ein. Ich hatte auch gelebt und lustig gelebt, so lustig gelebt, daß mir Nichts mehr übrig geblieben war, nicht einmal so viel, um traurig davon leben zu können.

Eine andere weibliche Stimme im Wagen begann jetzt: „Auf unserem Schlosse könnte man nun aber vor Langerweile fast einschlafen, zumal im Winter. — Ach! die schöne Residenz mit ihren Freuden vergesse ich

nie! Da ist doch ein ganz anderes Leben! Ich möchte ewig dort bleiben, wenn's nur möglich wäre.“

„Ich auch!“ dachte ich bei mir selbst, indem ich den schallenden Seufzer des Mädchens mit einem leisen accompagnirte.

„Allein das geht nun einmal nicht, weil es Papa nicht leidet.“

„Und bei mir geht es auch nicht,“ dachte ich, „weil es mein Geldbeutel nicht leidet. Das muß wahr seyn,“ fuhr ich in meinen Gedanken fort, „es bleibt doch immer eine curiose Wirthschaft in der Welt! Der Eine kann und darf nicht; der Andere darf und kann nicht! Wer ist nun der Geplagteste? — Das ist schwer zu entscheiden!“ Doch ich werde mir den Kopf nicht darum zerbrechen; sollte es jemand Anderes bei Gelegenheit heraus calculiren, so bitte ich herzlich, mir das Facit mitzutheilen.

Eine männliche Stimme ließ sich jetzt im Wagen also vernehmen: „Ich brüte schon lange über einen Plan, den ich Euch jetzt mittheilen will. Wenn er ausgeführt wird, stehe ich Euch dafür, daß wir uns alle in Rücksicht der Unterhaltung gut dabei stehen werden. Von Euch beiden Mädchen, das sehe ich nun wohl ein, ist keine Fröblichkeit für mich mehr zu erwarten; der einen steckt ein Liebhaber in der Residenz im Kopfe, der anderen wo möglich ein ganzes Duzend, und die Bälle, Concerte, Theater und anderen Geschickchen dazu, da ist es kein Wunder, daß Ihr den Kopf hängen laßt, weil Ihr den bunten Kram alle zurücklassen müßt. Doch nur ruhig, Kinder! verteidigt Euch nicht. Euer Alter steht, Gottlob! noch mit beiden Augen ohne Brille; er weiß schon, was er weiß, und so mit Holla! — Habt nur Geduld, vielleicht kann mit der Zeit gegen Eure Leiden auch noch Rath geschafft werden; jetzt aber will ich fröhliche Gesichter um mich sehen, denn Eure Ach's und Oh's können mich nicht zum Lachen bringen, und ich will lachen, weil ich glaube, daß ich nicht zum Weinen auf der Welt bin. — Hier also, Kinder! ich will mir einen Hausnarr an schaffen, wie die Fürsten und Könige von ebedem sich Hofnarren hielten; einen Lustigmacher, der mir über Tische einige Duzend Leberreime macht und einen tollen Schwank nach dem andern ausführt, daß ich mir den Bauch halten muß. Les't nur Hufeland's „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“, so werdet Ihr bald auch die Nützlichkeit eines solchen Subjektes sehen. Mir wenigstens scheint es unumgänglich nöthwendig, um die Verdauung zu befördern und mein Leben noch um 40 Jahre zu verlängern. Es handelt sich nur noch darum, wo ich einen solchen hernehme, es fehlt in unsern Tagen freilich nicht an Narren, aber ich möchte über diese Duzendmenschen lieber weinen als lachen. Damit also ist es Nichts; sollte ich aber einmal einen finden, der mir behagt, der so ist, wie ich ihn wünsche, werbe ich ihn auf der Stelle an und lasse ihm eine Schellenkappe und Peitsche machen, mit allem Kopfschütteln und Staunen meiner Gutshäusler, die mich vielleicht selbst für närrisch halten werden, wenn sie meinen Spaßvogel oder lustigen Narr in dem Aufzuge erblicken.“

(Fortf. folgt)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 4. August 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 31.

Gottlieb Leichtschuh's Irrfahrten.

Romische Erzählung nach einer wahren Begebenheit von Ferdinand August Oldenburg.

(Fortsetzung.)

Wie dunkle Mitternacht, wenn sie von einem plötzlichen Blitzstrahle erleuchtet wird, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn es mir gelänge, der Spaßvogel des gnädigen Herrn zu werden? Ich wäre auf einmal versorgt und die verdammte Fußreise ohne Zweck wäre zu Ende, und besser ein lächerliches Amt haben als gar keines. Ein Augenblick war hinreichend, um dies zu überlegen, zu beschließen und den Beschluß auszuführen. — Wie der Wind war ich in der Höhe und lachte mit meinem, in den paar Tagen von der Sonne ziemlich braun gebrannten Gesichte über die zurückgeschlagene Chaise dem alten dicken Herrn dreist in's Gesicht, aus dessen Munde die letzte Rede geflossen war, welche mich so electrifirt hatte, und welcher sein Haupt mühsam zu mir herum drehte, als er das Geräusch vernahm.

„Halten zu Gnaden, Herr Baron!“ — begann ich nun. Ich wußte zwar noch nicht, ob der wohlbeliebte Herr ein Baron war, aber besser zu viel Ehre als zu wenig, dachte ich, und baronifirte ihn auf der Stelle. „Sie suchen einen Narren? Uebergeben Sie mir diesen Posten; auf Ihrem Rittergute so wenig als in der Residenz werden Sie schwerlich Jemand finden, der mehr Anspruch auf diesen Titel machen könnte, als ich, denn ich habe bis jetzt ein sehr närrisches Leben geführt, weshalb ich auch das Prädicat eines Narren schon von vielen meiner Bekannten zugelegt bekam, eh' ich noch dafür bezahlt wurde, einer zu seyn. Damals war es umgekehrt, da gab ich noch Geld zu; um so natürlicher aber werde ich meine Rolle bei Ihnen spielen, und öffne ich erst meine Witzadern, so stehen alle Satyriker in Gefahr, von dieser Fluth überschwemmt und in das Reich der Vergessenheit gezogen zu werden, und hätten sie auch noch spitzigere Federn als Müllner, Saphir und die Verfasser der Teufelszeitung. Darum versuchen Sie's mit mir!“

Alle Insitzer des Chaisenraumes wandten ihre Ge-

sichter in höchster Verwunderung zu mir, mich mit starren Augen fixirend; dann aber brach mein dicker Herr zuerst das Stillschweigen, indem er überlaut lachte und endlich die tröstlichen Worte von sich gab: „Nun das ist doch fürwahr die originellste Art, Jemand seine Dienste anzutragen, welche mir bis jetzt vorgekommen ist: auf der Landstraße, von hinten in die Chaise hinein, um eine Narrenstelle anzuhalten! Er, mein Freund, mag mir wohl die beste Fliege auch nicht seyn, aber sein Gesicht spricht für Ihn, und die Art, wie Er sich mir bekannt gemacht, lassen mich ein Talent in Ihm vermuthen, wie ich es allerdings gerade suche und brauchen kann.“

Jetzt blüdete mit einemmale mein Weigen wieder. „Mein Gesicht“ — begann ich darauf — „soll den Herrn Baron nicht betrogen haben, und was das betrifft, was der Herr Baron —“

„Ei, Bursche!“ — fiel mir hier mein dicker Gönner in die Rede — „wer sagt Dir denn, daß ich Baron? — Na, na, merke schon; besser zu viel als zu wenig Ehre. O, Dich schaue ich durch und durch! Als ob Du von Glas wärest, so seh' ich Deine Gedanken in Deinem Gehirne circuliren!“

„So werden Sie wenigstens keine Falschheit in meinem Blute bemerken.“

„Schon gut, schon gut! Für jetzt, mein nengebakter Hausnarr, setze Dich zu mir in die Chaise; wir wollen uns behelfen. Rückt zusammen, Kinder! Wir haben noch zwei Meilen zu machen, und das hält der arme Teufel nicht aus, so lange hintenauf zu stehen oder gar zu Fuße zu fahren.“

Die Gesellschaft in dem Wagen folgte dem Wunsch meines Gönners und ich wurde einrangirt, da wir denn freilich ein wenig gedrängt saßen; aber ich fühlte mich wie in einem Himmel und jetzt vollkommen die Wahrheit des Sprüchwortes, daß schlecht gefahren immer noch besser sey, als gut gegangen.

Nun hatte ich Muße genug, meine Umgebung zu mustern und von derselben wieder gemustert zu werden. Außer meinem vermeinten Baron, welcher, wie ich später in Erfahrung brachte, kein Baron, aber doch ein steinreicher Landedelmann war, und mit seiner

Tochter und Nichte aus der Residenz, wo sie den Winter zugebracht hatten, auf seinen Landsitz zurückfuhr, war noch ein Kammerkäschen in dem Wagen, neben welches ich zu sitzen kam. Es ist einmal in die Mode gekommen, daß die Kammermädchen verschmitzte, listige Creaturen seyn müssen, wie man aus vielen Romanen, und vorzüglich aus Theaterstücken abnehmen kann, wo ihre Klugheit in der Regel den Alten preßt, oder dem lästigen Liebhaber eine Nase dreht, oder ein Rendezvous veranstaltet u. s. w., kurz solche Dinge möglich macht, ohne welche an gar kein gutes Ende zu denken wäre. Vicin eben erwähntes leibhaftiges Kammerkäschen glich nun jenen poetischen so sehr, daß man hätte glauben können, ein zweiter Prometheus sey erstanden, und habe von dem gestohlenen himmlischen Feuer der Phantasie eines Lustspiel dichters ihr einen lebendigen Athem eingeblasen. — Sie schielte mit den schwarzen Augen unter dem weißen Strohhut so schelmisch hervor und blinzelte mich so verliebt an, daß mir ganz warm um's Herz wurde. Zum Glücke machte die einbrechende Nacht diesen Augen-Ambassaden, die ich natürlich von meiner Seite nicht unbeantwortet gelassen, ein Ende. Mein edler Gutsherr ließ mir bei meinem Eintritt in die vierrädrige Wohnung einige Gläser Wein reichen, welche mich wahrhaft erquickten, denn der Marsch von einigen Tagen in der Sonne war mir doch etwas gar zu Ungewohntes. Lisette, so hieß nämlich das dienende femininum, kredenzte sie mir mit einem „Wohl bekomm' es!“, daß sie mir dadurch noch einmal so gut schmeckten, als ich je in meinem Leben eine Weinsorte befunden hatte; doch ist's auch möglich, daß dies Letztere nur Einbildung war, denn nach der starken Motion hatt' es mir wohl auch ohne das „Wohl bekomm' es!“ behagt. Aber wir Menschen leben nun einmal gern in der Einbildung, also bleibe ich dabei: der Wein behagte mir noch einmal so gut durch die schöne Hand, welche ihn mir kredenzte, und den hinzugesügten Spruch.

Viertes Kapitel.

Alles schläft; der Schalk nur wacht.

Indeß war es völlig Nacht geworden und alles Gespräch abgebrochen; der dicke Herr begann zu schnarchen, nachdem er zuvor sein Haupt mit einer Schlafmütze bedeckt, welche er, wie ein Futteral, über beide Ohren zog und die halbe Nase damit unsichtbar machte; den Kopf in die rechte Ecke gedrückt, streckte er die Füße im schrägen Durchmesser in die entgegengesetzte linke, unter meinen Sitz, und seine von der Natur sehr in die Länge und Breite gezogene Figur nahm gut und gern die eine Hälfte des Wagens ein; die andere Hälfte theilten wir vier anderen unter uns: die Tochter meines Gönners mir vis-à-vis, die Nichte, das Käzchen und ich auf dem Rücksitz zusammengespreßt.

Nach einer halben Stunde schlief meine ganze Wagensgesellschaft, und ich hatte die schönste Muße, über die sonderbar schnelle Veränderung meines Schicksals in den letztverfloffenen Stunden gehörig nachzudenken. Daß ich mehr Glück als Verstand hatte, begriff ich

nun vollkommen. In früherer Zeit wollte mir dieser Spruch immer nicht recht einleuchten, wenigstens wollte ich ihn auf mich durch's nicht passend finden, obgleich ich sehr wahrheitsliebender Mensch mir es einmal versicherte; aber jetzt wurde es auch mir klar; ich strich daher die Segel und ergab mich dem Glauben auf Gnade und Ungnade. Aus dieser Recapitulation mit mir selbst führte mich auf einmal ein tüchtiger Kopfstoß, dem ein lautes „O weh!“ von mir, als dem dankbaren Empfänger, und ein dito „Au! Au!“ von Seiten der Geberin folgte; diese war nämlich die nette Lisette, welche ebenfalls eingeschlafen war und deren Kopf durch eine Erschütterung des Wagens mit dem meinen carambolirt hatte; dadurch war aller Schlaf von ihr gewichen und meine Gedankenfolge ganz gestört. Jetzt tröstete ich meine Schöne, so gut es in der Dunkelheit und an einem Orte von so beschränktem Raum nur möglich war, wo man noch dazu nur flüstern durfte, damit die herrschaftlichen Schläfer nicht erweckt wurden. Ich strich ihre Wangen und drückte mit der Bitte, meinen harten Kopf zu entschuldigen, ihre kleine, weiche Hand an meine Lippen. Im Grunde gefiel mir diese versteckte Art, sich zu verständigen, gar nicht übel; sie war mir neu und gar nicht unangenehm; ich hatte mich noch nicht darin versucht und doch, wie es schien, zur Zufriedenheit Lisettes darin debutirt. Dies machte mich glauben, daß ich Talent dazu besäße und vielleicht in diesem Fache noch mit Glück auftreten könnte. Eben war ich so recht im Zuge, und Willens, das einfache Thema etwas zu variiren, als ein halbes Duzend Hunde von verschiedener Größe, die Chaise heulend und bellend umgaben. Auch ein den Wagen erschütterndes Steinpflaster verrieth die Nähe von Wohnhäusern. Die sämtliche Wagensgesellschaft wurde dadurch aus dem Schlafe geweckt und sogar mein wohlbeleibter Herr küßte seine Rebellkappe und zog die Beine ein; ein losgesenerter Bombenfessel würde ihn vielleicht weniger im Schlafe gestört haben, als die Motion auf dem schlechten Dorf-pflaster. Bald darauf hielt der Wogen still, denn das Ziel unserer Fahrt war erreicht.

Die drei Mädchen hüpfen aus dem geöffneten Chaisenschlage so freudig, wie ein Vogel, dem Kästchen entflohen, seine Schwingen in der Luft entfaltet; größere Mühe aber machte es den herbeispringenden Bedienten, die Last des alten Herrn flott zu machen. Endlich kam die Reihe auch an mich; die Kerle machten große Augen, als sie mich erblickten, und wußten nicht recht, was sie thun sollten; wahrscheinlich sahen sie mich nicht für vollwichtig an, bis ein dominirender Blick von meiner Seite sie aus ihren Zweifeln riß. „Nun, Kinder, da wären wir wieder!“ begann der Herr von Freudenthal — denn es wird auch noch gerade Zeit, denselben bei seinem Namen zu nennen; aber da ich ihn erst jetzt von seinen Dienern erfuhr, so wird mir hoffentlich Niemand es übel nehmen, daß ich ihn bis jetzt verschwiege — „Wie geht es? Sind Haus und Felder gut bestellt? Hat Niemand Schaden genommen? Was macht meine Koppel? Ist die neue Scheune fertig?“ Nachdem er über Alles genügende

Auskunft erhalten, wandte er sich an die ihn umspringenden Hofhunde, ihre Liebkosungen durch Klopfen und Streicheln zu erwidern. — Die Damen waren indes verschwunden und ich sah sie auch vor dem andern Tag nicht wieder. Sie mochten auch wenig Vergnügen daran finden, das Examen mit anzuhören, wozu ich nun leider gezwungen war, denn ich hätte auch lieber an einer wohlbesetzten Tafel Platz genommen. Endlich aber kam der Augenblick, wo auch wir in das Haus eintreten sollten. Mein dicker Gönner ließ mir ein Zimmer anweisen, wünschte mir für heute eine gute Nacht und verschwand ebenfalls, indem er einen langen Gang hinunter wackelte, aus meinen Augen.

Fünftes Kapitel.

Gute Nacht!

„Wenn es dem Herrn gefällig wäre einzutreten!“ sagte ein alter Diener, indem er eine Thür aufschloß und, mit einem zweiarmligen Leuchter in der Hand unseren Pfad erhellend, vorausging. „Ein schönes Zimmer!“ dacht ich bei mir selbst, als ich meinem Führer schweigend gefolgt war. Es war in der That sehr elegant und geschmackvoll. Die Wandmalereien stellten einige Gegenden des Rheins dar. Hier war dieser Strom zu sehen, wie er durch den schönen Rheingau mit majestätischer Würde und Ruhe seine Wassermassen hinwälzt; die alte Burg bei Rüdesheim sah man sich darin spiegeln, rechts daneben in einiger Entfernung das Schloß und den Johannesberg. Eine andere Wand stellte denselben Strom dar, wie er, zwischen Felsen gezwängt, hohe Wellen schlägt. Auf einer Insel sah man das merkwürdige, einst feste Schloß, „die Pfalz“ genannt, auf welchem jeder Pfalzgraf das Licht des Tages zuerst erblicken mußte; im Hintergrunde war das Städtchen sichtbar, wo die Schlüssel zu diesem Gebäude verwahrt werden. Während ich nun diese schönen Landschaften in Augenschein nahm, beobachtete der noch anwesende Diener eben so wie ich selbst, das tiefste Stillschweigen. Es schien, als wolle er mich nicht stören; er nahm sogar ein Licht zur Hand, mir die Gemälde beleuchten zu helfen. Endlich faßte er doch das Herz, mich anzureden. Mit ängstlicher Stimme entschuldigte er sich, mir nicht den gebührenden Titel beilegen zu können, indem er ihn noch nicht wisse. Von meiner Seite wurde ihm hierauf in einem höflich-vornehmen Tone die gnädigste Verzeihung publicirt und versichert, daß sich das Dunkle in der Sache, worüber er jetzt mit Recht Klage führe, schon aufklären werde, aber aus Eigensinn und andern wichtigen Ursachen nicht heute Abend, sondern morgen erst; doch hoffentlich noch am Vormittage. Eigentlich war es immer meine Lieblings-Unterhaltung, eine dunkle Sache durch verblümete Redensarten noch dunkeler zu machen, mich dann an der Verwirrung und den zweifelhaften Blicken des auf diese Art Gefolterten zu ergötzen. So denn war ich eben recht im Zuge, ihn durch Reden, von denen er aber nicht mehr zu verstehen im Stande war, als wenn ich ihm meinen Lebenslauf in ägyptischer Hieroglyphen-Schrift aufgezeichnet hätte, über meinen Stand noch mehr in Ungewißheit

zu bringen, als eine andere dienstthuende Creatur mir mein Keiseränzelnchen angeschleppt brachte. — Nun aber machte der andere ein paar große Augen, denn er war schon im Begriff, hohe Dinge von mir zu glauben; die ganze Illusion war gestört, und ich von einem Incognito-Prinzen zu einem wandernden Genie zusammen gesunken (wie der Ränzel genugsam andeutete), dem der gnädige Herr aus Gnade auf kurze Zeit eine Freistatt gewährte. Um meine Verwirrung nicht vor ihren Augen gleichsam zur Schau zu stellen, drehte ich beiden schnell den Rücken zu, und schweigend entfernten sie sich. — Nun aber kam ich in eine neue Verlegenheit. Mein Magen war nemlich so leer, wie der Raum zwischen Himmel und Erde, wo die Luft nicht mehr bewohnt ist, jenseits der Sternschnuppen. Und womit sollte ich ihn füllen, wenn man mich etwa vergessen hätte, oder die Bedienten aus Keger es hintertrieben, daß ich gefüttert würde? — Eine halbe Stunde mocht ich mich mit diesen Gedanken wohl umhergetragen haben, als mir auch der Tisch gedeckt wurde. Nach einer recht schmachtigen Suppe kam ein halber Kapaun angefliegen, dann eine Kalbsbrust und angenehme Zuspeise. Diese delikatens Gerichte wurden von mir vollständig gebraucht, wozu sie gut waren, das will sagen, mit Stumpf und Stiel aufgegessen. Zwar mußte der Heißhunger, wovon ich ergriffen war, durch das Einnehmen einer solchen Quantität von Speisen gestillt seyn, doch fühlt ich noch immer eine gewisse Begierde, welche man sehr kunstreich mit dem französischen Worte *Appetit* bezeichnet hat; allein die Müdigkeit überbot die noch residirende Eglust, welche ihr jetzt nicht mehr pari stand, und so bat ich dringend, mir eine Schlafstelle nachzuweisen. Die Seitenthür sprang auf und ich verfügte mich hinein, die Natur in Allem zu befriedigen, welche, nachdem sie das eine Bedürfnis erlangt, schon wieder nach einem andern strebte, nämlich nach Ruhe. Ohne daher dieses Zimmer, wie das erste, mit meinen Blicken zu mustern, legte ich mich ohne Weiteres in das bereitstehende treffliche Bett. Hier wollte ich mir die seltsamen Ereignisse meines heutigen Lebens nochmals überdenken; aber der Schlaf hatte mir schon die Augen zugedrückt, als ich noch kaum den Anfang damit gemacht.

Sechstes Kapitel.

Ueble Narrheit thut nicht gut.

Selbst in meinen eigenen Betten, als ich deren noch eines besaß, welche noch dazu mit Eiderdunen gefüllt waren, erinnere ich mich nicht, jemals so gut geschlafen zu haben, als hier, wo ich von fremden Federn gewärmt wurde. Es mochte 9 Uhr des Morgens seyn, als der Bruder des Todes von mir wich, und mich dem Leben, der Besinnung und dem Wirken wieder schenkte. Mein Zimmer hatte die Aussicht nach dem Parke, welcher das Schloß umgab; die Dämmerung, welche in demselben herrschte, lies mich Anfangs vermuthen, es sey noch nicht ganz Tag geworden, doch bald überzeugte ich mich vom Gegentheile; ein sättender Weinstock rannte sich nämlich über beide Fenster meines Gemaches und wehrte dem freundlichen Son-

ne lichte, sich nach Gefallen zu verbreiten. Das Zimmer war ganz für einen Dichter gemacht. Gesner'sche Idyllen und arkadische Scenen ließen sich hier träumen; die Wände bildeten vom Boden bis zur Decke einen gemalten Wald, welcher nur selten einen lichten Punkt öffnete, wo ein blauer Berg, von der Sonne beleuchtet, durchschimmerte. Ein Bach goß von mäßiger Höhe sein Wasser in ein ungefünteltes Felsbecken und eilte dann durch Gebüsch weiter, bis er von alten Eichen und Buchstämmen bedeckt wurde, die das Ende seines Laufes dem Auge entzogen. Alles dies war von kunstreicher Hand gefertigt. Dazu das wirkliche Laub des Weinstockes, welcher das Tageslicht neidisch auffing, daß Alles in einem Halbdunkel schwebte. Es war eine recht zu poetischer Schwärmerei einladende Umgebung. Welche Nahrung aber sollte ein Hausnarr, wie ich war oder doch werden sollte, für seine Laune an einem solchen Orte finden? Die satyrische Muse wurde mit Gewalt von dem heimlichen Geiste, welcher das Zimmer bewohnte, verdrängt, und schon fand ich es für gut, mir ein meinem Wirken angemesseneres Local bei nächster Gelegenheit auszubitten, als neben oder unter meinem Fenster eine wahre Flötenstimme das bekannte Göthe'sche Liedchen: „Am schönsten Frühlingsmorgen ging die Schäferin und sang“ u. s. w. trällerte. Es war die muntere Lisette, wie ich mich bald überzeugte, als ich das Fenster öffnete, um nach der Sängerin umzuschauen. Eben die dichten Weinblätter aus einander bieugend, um eine freie Aussicht zu gewinnen, sah ich aus dem Fenster unter dem meinigen ihre schelmischen Augen zu mir heraufblicken und wahrscheinlich die meinigen suchend, doch als sie mich gefunden, in eiliger Flucht sich wieder zurückziehen.

„Ei über die kleine Schelmin!“ flüsterte ich halb laut vor mich hin. — Ja, ja, es geht Nichts über die Politesse der Weiber! Erst macht sie mich neugierig, die Sängerin zu sehen, und nun ich da bin, zieht sie das Köpfchen zurück! Aber warum? Bloß, damit ich nur noch gespannter werden soll. So machen's die Mädchen alle! Sie lassen gewöhnlich den ersten Antritt mißlingen, nicht um uns abzuschrecken, Gott bewahre! nichts weniger als das! sondern um uns erst recht in's Feuer zu treiben, damit wir mit Versprechungen so weit avanciren, bis an gar keinen ehrenvollen Rückzug mehr zu denken ist; denn die Natur hat ihnen eingegeben, was die Forscher des menschlichen Herzens herausgeflogelt haben, daß nämlich ein Gut, welches zu erlangen Schwierigkeiten macht, nur desto eifriger gewünscht wird. — O Weiber, Weiber! — Nun, ich will Nichts über sie gesagt haben, und was ich gesagt: „Die Winde tragen's hin, es soll nicht Wurzel schlagen in dem Herzen!“ — spricht Phaon zur Sappho des Herrn Grillparzer.

Lisette bekam ich für's Erste nicht mehr zu sehen; sie war fort und blieb fort.

Wunderbar ist es doch, wie sich die Verhältnisse ändern können! Sonst machte ich dem Fräulein die Cour, jetzt der Jose. Als ich noch reich war, machten viele Schmarozer, meinem Gelde und meiner guten La-

fel zu Liebe, mir die Narren; jetzt mußte ich ihn selbst machen. Während dieser Betrachtung stand ich am Fenster und zerpflückte in Gedanken eine Weintraube nach der anderen, die einzelnen unreifen Beeren in den Garten hinab werfend; da weckte mich plötzlich der Grundbaß des Gebieters aus meinen Träumereien.

„Ist der Herr nicht recht geschent? Nun habe ich dem Dinge lange genug zusehen!“ rief er mir herauf. Wenn Er so fortfährt, so bekomme ich ja von diesem Stocke nicht eine reife Traube zu essen, weil Er sie mir unreif schon alle an den Kopf wirft! — Ist mir in meinem Leben eine so curiose Art von Zeitvertreib vorgekommen? — Nein, Herr Narr, das ist mir ein zu närrischer Zeitvertreib! und nicht von der Art, daß er das Zwergsfell angenehm erschüttern könnte, sondern die Galle in das Blut zu jagen! — Meinen Lieblings-Weinstock! — Nein! das ist zu arg! — Dem wollen wir doch bei Zeiten vorbeugen, ehe mehr Unglück in meinem Hause und Garten geschieht.“

Ich stotterte einige Entschuldigungen, sprach von Geistesabwesenheit und dergleichen, und dabei schlug ich die Augen beschämt nieder; als ich sie wieder erhob, war der dicke Herr verschwunden. Ich blickte nach allen Seiten umher, und sah endlich nur noch seinen breiten Kockschopf hinter einer Jasminbede flattern.

(Schluß folgt.)

Das Blumenfest in Neapel.

So wie der erste Mai an vielen Orten Europa's eigene Gewohnheiten mit sich bringt, um den Frühling zu feiern, so ist es auch in Neapel der Fall. Unter die uralten Gebräuche gehört auch das feierliche Geschenk an Blumen, welches die Stadt Neapel durch ihre Stellvertreter, den Syndicus und die Decurionen, dem Könige zu Füßen legt. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags sah man einen Zug von Lastträgern durch die schöne Straße Toledo ziehen, die mehrere Fuß hohe Tempel, Kronen, Altäre, Triumphbogen u. von den mannigfaltigsten, sowohl Feldblumen als Gartenblumen, zusammengesetzt, auf den Köpfen trugen. Zu- erst erschienen vier solche Träger, welche eine, mehrere Fuß hohe, Nachahmung, in Blumen aller Farben, von dem Leuchthurm trugen, der am Eingang des Hafens zu Neapel steht. Dieser war gegen den höhern Theil mit Signal-Zahnen geziert, und durch die verschiedenen Gattungen und Farben der Blumen auch die Form und die Verzierung des Leuchthurms angedeutet. Alle diese Gegenstände wurden unter dem Ausdruck der fröhlichsten Gesinnungen der zahlreichen Zuschauer in das königl. Schloß getragen.

U n e k d o t e.

Ein Mann bildete sich viel auf seinen sogenannten englischen Garten in Duodezformat ein. „Sie müssen doch Sorge tragen, bemerkte ihm ein Wigbold, daß die Frösche in Ihrem Teichlein nicht verdursten.“ — O schlechter Wig, versetzte der Eigenthümer; Sie wissen ja doch, daß sich im verfloffenen Herbst eine Frau darin ersäuft hat. — „O! war die Antwort: die hat Ihnen nur schmeicheln wollen.“

Düsseldorf, Montag den 11. August 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 32.

Gottlieb Leichtschuh's Irrfahrten.

Römische Erzählung nach einer wahren Begebenheit
von Ferdinand August Oldenburg.

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel.

Abschied und neuer Willkommen.

Eine Stunde mochte wohl vergangen seyn; ich stand eben vor dem Spiegel und studirte mir das Gesicht ein, mit welchem ich vor dem gnädigen Herrn erscheinen wollte, als der alte Diener, welcher mir am Abend vorgeleuchtet, hereintrat und meldete: der gnädige Herr wolle mich zu einem andern schicken, der Wagen stehe schon bereit; ich solle mich deshalb fertig halten, um gleich abzureisen — und damit entfernte er sich wieder.

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Bald stand ich, bald lief ich mit großen Schritten im Zimmer hin und her und phantasirte über das menschliche Elend, wobei ich mich gebedrte wie ein Heldenspieler, der seine Rolle einstudirt, und mit grausamem Pathos, wie er jetzt auf unsern Bühnen Mode ist, recitirte ich Schillers Worte: „Menschen! Menschen! Falsche, heuchlerische Krokodillenbrut!“ u., und eben war ich bei der Stelle: „Mir aus den Augen, Du mit dem Menschen-gesicht!“ als sich die Thüre meines Zimmers von Neuem öffnete und der alte Diener mich zur Fortreise abholen wollte; doch als ich ihm, ohne mich stören zu lassen, entgegen schrie: „Mir aus den Augen! Hat Dich das Weib nicht geboren?“ wobei ich ihn beim Rock faßte und schüttelte, fuhr er erschrocken zurück, warf die Thüre hinter sich zu, drehte den Schlüssel um und entfernte sich, meines Pochens und Rufens ohnerachtet, mit der größten Schnelligkeit.

Es schien einmal Gottes Wille zu seyn, mich aus einem Labyrinth in das andere zu führen. Nach fünf Minuten hört' ich Fußtritte und Menschenstimmen meinem Gefängnisse nahen; die Bassstimme des Schloßherrn vermischte sich mit dem Tenor-Organ des alten Dieners, welchem noch mehrere Subjecte zu folgen schienen. Die Thüre wurde geöffnet und der Alte rief jetzt: „Faßt an, Ihr Leute, da steht der Verrückte!“

Indem sprangen einige Kerls hervor und hatten mich bei den Armen gepackt, daß ich mich nicht rühren konnte.

Jetzt wandte sich Herr von Freudenthal mitleidig zu mir: „Sag Er mir einmal, erklär' er ohne Umschweife, ob er wirklich verrückt geworden ist oder nicht!“ —

„Nichts weniger, gestrenger Herr!“ entgegnete ich. „Um so mehr muß ich mich aber über diese Behandlung wundern, deren Grund ich wirklich gar nicht begreife!“

„Was!“ — fuhr mich jetzt der alte Diener an — „Hat Er mich nicht beißen wollen, als ich ihn vorhin abholen wollte, wie es der gnädige Herr befohlen? — Bei der Brust hatte er mich schon gefaßt und zeigte mir sein ganzes Gediß, wobei er mich wüthend fragte: ob mich ein Weib geboren hätte, und das kann doch nur ein Verrückter bezweifeln!“

„Und auch Sie waren in dem Glauben? gnädiger Herr!“ fragte ich jetzt.

„Allerdings!“ — entgegnete dieser — „warum sollt' ich das nicht? Das Plündern meines Weinstocks und diese gleich darauf erfolgte Gewaltthätigkeit an meinem Diener machten wirklich, daß ich glaubte, der Herr habe den Verstand eingebüßt; — doch ist es möglich, daß ich mich geirrt. — Laßt ihn nur los, Ihr Leute! und geht Eurer Wege. — Nun aber erkläre man mir, warum der Herr den Alten da bei der Brust genommen und ihn so toll angefahren; so wie auch alles Uebrige, was vorgefallen?“

Bei diesen Fragen gerieth ich nun allerdings etwas in Verlegenheit. Um indes wenigstens den letzten Schein der Verrücktheit von mir abzuwälzen, sagte ich, daß ich einen Monolog aus dem Trauerspiele: „Die Räuber“ recitirt, und in dieser Begeisterung auch den Weinstock geplündert hätte. Der Herr ließ hierauf auch den letzten Diener sich entfernen, gebot mir noch einmal, mich sogleich reisefertig zu machen, und trollte sich brummend von dannen.

„Nun, meinewegen!“ rief ich, „geh' es wie es will; gut gehen thut es doch nicht!“ Mit diesem Ausruf komischer Verzweiflung eilte ich die Treppe

hinunter und fragte nach dem gnädigen Herrn. „Der ist nicht zu sprechen!“ sagte der Alte in höchst verdrießlichem Tone. — „Ich wollte ihn nur fragen, wie er dazu kommt, so plötzlich mich verschicken zu wollen?“ — „Ei!“ versetzte er, „will's der Herr nicht annehmen, so kann Er nach eigenem Gutdünken zu Fuße wandern.“ — Das schien mir denn doch noch weniger annehmbar, darum fragte ich weiter: „Wohin soll ich denn gesandt werden?“ — „Das wird Er schon erfahren, wenn es Ihm belibien sollte, den Wagenstiz dort Seinem eigenen Fahrzeuge vorzuziehen.“ — Dabei deutete er auf meine Füße.

Dieser Bescheid war kurz, aber sehr verständlich; die Wahl wurde mir auch nicht schwer, denn die Fellen der letzten Fußreise, die Müdigkeit aller Glieder, hatte ich noch nicht verschlafen, darum saß ich auch wie der Wind mit meinem Känzel im Wagen und fuhr von dannen.

„Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen!“ sagt der alte Wandsbeker Bote; vorzüglich wenn ihm so viel sonderbare Zufälle in den Weg krabbeln, als mir. Hatte ich doch in den letzten 24 Stunden mehr erlebt, als sonst in 24 Tagen! — Ein paar Meilen mochten wir wohl gefahren seyn, als mein Kutscher, um einem anderen Wagen auszuweichen, zu weit aus dem befahrenen Gleise lenkte, und ehe ich mir's versah, kippte der Wagen um und ich lag bis an den Hals in den schlammigen Graben eingebuddelt. Wie ich meine Sinne wieder gesammelt hatte, umgab mich eine tiefe Finsterniß, und mir war, als ob ich aus dem Schlafe erwacht sey; ich tappte mit den Händen herum, und nun gewahrte ich erst, daß ich statt der Bettdecke den Korbwagen auf meinen Füßen, und statt des Betthimmels den Kutschkasten über meinem Haupte hatte. Zum Unglück war es ein sehr heißer Tag, ich lag daher wie in einem Schwitzbade. Vergebens war meine Anstrengung, diesem Gefängnisse zu entschliffen, ich mußte eine Viertelstunde aushalten; endlich vernahm ich Menschenstimmen; es waren Bauern aus dem nächsten Dorfe, welche mit Hebebäumen und Stricken den Wagen und mich wieder auf die Beine brachten. Nun machte ich meinem Aerger Luft, nannte den Kutscher einen Esel, und war eben im Begriff, ihm noch mehrere Ehrentitel beizulegen, als derselbe meinen Zorn dadurch beschwichtigte, daß er mich zehn Schritte weiter noch einmal umzuwerfen drohete. Nun mußte ich wohl gute Miene zum bösen Spiele machen, und viel fehlte nicht, so hätte ich mich für das unverhoffte Schlammbad noch bedanken müssen.

Endlich war Alles wieder in Ordnung; ich setzte mich neben den Kutscher in die Sonne, um ein wenig abzutrocknen, wir fuhren weiter, und nach einer Fahrt von abermals drei Stunden war das Ziel erreicht. Jetzt erst dachte ich daran, die Aufschrift meines Empfehlungsbriefes zu lesen, den mir der Alte beim Einsteigen gegeben hatte; sie lautete: „Dem Herrn Baron Heinrich von Berggrün, Hochwohlgeboren.“ Sogleich fragte ich nach demselben, übergab ihm den Brief und suchte aus seinen Mienen beim Lesen den Inhalt zu errathen. Sein Mund verzog sich zum Lachen;

endlich am Schlusse schüttelte er den Kopf, indem er vor sich hinmurmelte: „Das ist eine kuriose Geschichte!“

„Ja wohl, sehr kurios, Ihre Gnaden!“ begann ich dazwischen zu reden, ohne zu wissen, was er eigentlich damit sagen wollte.

„Was ist sehr kurios?“ fragte der Baron.

„Ei nun, das, was Sie da so eben gelesen haben.“

„Wie? Weist Er denn, was in dem Briefe steht, mein Freund?“

Das will ich eben nicht behaupten, Ihre Gnaden! aber ich habe aus Ihren Gesichtszügen, als Sie denselben lasen, schon gemerkt, daß meine Geschichte von gestern und heute früh darin beschrieben steht.“

„Vor Allem muß ich Ihn sagen, daß Er mir ein drolliger, aber sehr durchtriebener Kauz zu seyn scheint;“ nahm der Baron wiederum das Wort. — „Ich schrieb an Herrn von Freudenthal, mir einen jungen Menschen aus der Hauptstadt mitzubringen; er schickt mir Ihn nun zur Probe her. Will Er es bei mir versuchen? Wenn Er nicht ungeschickt im Rechnen und Schreiben ist, und Zeugnisse seines Wohlverhaltens und vorzüglich seiner Ehrlichkeit aufzuweisen im Stande ist, so kann Er bei mir bleiben.“

„Euer Gnaden! die Zeugnisse bin ich nicht im Stande vorzuzeigen, außer meinem Passe, worin mir aber Nichts attestirt wird, als daß ich kein Spitzbube bin, der sich schon einmal ertappen ließ. Meine Auführung aber soll für mich sprechen, wenn Sie es gütigst erlauben wollen.“

„Nun gut!“ sprach der Baron. „Ich werde Ihn zuvörderst andere Kleider geben lassen; wenn Er sich umgekleidet hat, komme Er wieder zu mir; ich möchte wohl einen Theil seiner Lebensgeschichte hören. Aber bestinn Er sich indeß auf keine Lüge; soviel Er mir davon vertrauen mag, erzähl' Er aufrichtig, das Uebrige verschweig' Er. Adieu für jetzt.“ — Ich machte einen Kratzfuß und ging.

Achtes Kapitel.

Wie der Vater so der Sohn.

Das neue Habit, welches mir gereicht wurde, sah beinahe aus, wie eine Livree; wenigstens hatte es den Schnitt und die Hauptfarbe der Röcke, welche die Dienerschaft trug, die rothen Aufschläge allein fehlten noch; dadurch sah ich auch ein wenig vornehmer aus, als die Uebrigen, welche mich deshalb mit scheelen Blicken musterten, als wär' ich ein Kuckucksei in ihrem Neste.

Nach dem Abendessen lies der alte Herr mich rufen; ich fand ihn, eine Pfeife rauchend, auf dem Sopha hingestreckt. Er winkte mir, Platz zu nehmen; ich that es, holte dann recht ordentlich Athem, damit wir es nicht an Wind fehlen möchte, wenn etwa eine Nothlüge mit unterlaufen sollte, denn eine Lüge fordert noch einmal so viel Luft, als ein wahres Wort, und begann also:

„Mein Vater war ein Künstler, folglich ein armer Mann. Man sagte mir, er wäre in der Malerei sehr geschickt gewesen und hätte zuletzt viel Geld verdient. Ich weiß das nur vom Hörensagen, denn auf mich ist kein Pfennig vererbt, weil er selbst zu viel gebraucht;

natürlich war er ja erste Instanz. Die Phantaste ist lebendig; unumschränkte Freiheit ist das Element, in welchem die schöne Blüthe der Kunst zur größten Vollkommenheit reift, in welchem sie Früchte trägt für Mit- und Nachwelt! Wie könnte man also begehren, daß der Kunstjünger, welcher schon durch politische Verhältnisse gefesselt, die Hälfte seiner Freiheit verloren hat, und in den engbrüstigen sflavisch-furchtsamen Ansichten manches Staats-Representanten sich fügen muß, nun auch noch den Rest seines Willens dadurch begraben soll, daß er einer frohen Stunde entsage, um sich zwanzig von gewöhnlichem Schlage dadurch zu sichern? — Das Haus eines Kaufmannes in K., ein Stapelplatz für Kunst und Wissenschaft, und noch dazu der einzige im Orte und auf zwanzig Meilen in der Runde, wurde auch meinem Vater gastfrei geöffnet. Die Folge seiner zahlreichen Besuche war eine Liebesgeschichte mit der Tochter. — Schönheit und Kunst lieben einander, so wenigstens ging es hier. — Es entstand ein Lärm im Hause, wie in einer Straße, wo es brennt, als dies Verständniß zwischen den Beiden entdeckt wurde. Mein guter Vater glaubte einen mächtigen Löschzuber in Petto zu haben und alle Stürme zu beschwören, als er mit einem Heirathsversprechen an's Licht rückte; aber das hieß Del in die Flammen gießen. Der Lärm wurde noch einmal so groß; zwanzig alte Tanten streckten die Arme gen Himmel und erwarteten zum Wenigsten einen Kometen mit der strafenden Ruthe in der Hand, und noch lieber einen plötzlichen Wetterstrahl aus blauem Himmel, den Heirathslustigen auf der Stelle für diesen frevelhaften Wunsch auf dem nächsten Wege in die Hölle zu spediren. Mit der größten Höflichkeit wurde meinem Vater die Thüre gewiesen, wobei man ihn um die einzige Gefälligkeit bat, doch ja nie wieder zu kommen. Was war dabei zu thun? Das Mädchen wollte er doch nicht gern fahren lassen, und sie hegte dieselben Gedanken; also entschloß er sich kurz und gut, eine Entführung zu versuchen. Gedacht, gethan! Bei Nacht und Nebel ging er mit ihr davon, in ein anderes benachbartes Land, und so wurde sein einsiedlerisches Leben in ein zweisiedlerisches verwandelt. Als Folge dieses gewaltsamen Einbruches in die älterlichen Rechte wurde meine Mutter enterbt, und ein Glück noch war es, daß man ihnen Beiden weiter Nichts anhaben konnte, denn sie hielten sich lange weit außer der Schußlinie auf, und wagten es erst dann wieder, vorsichtig näher zu rücken, als sie hörten, daß der wider seinen Willen zum Schwieger- und Großvater gemachte erzürnte Alte im Herrn entschlafen sey; das weichere Mutterherz hofften sie leichter zu versöhnen, und zogen deshalb mit mir, der einzigen Frucht ihrer Liebe, in eine, der Residenz nahe gelegene Stadt. Aber alle Mühe war fruchtlos; die Pfeile des Angriffes waren ohne Erfolg. Darüber härmte sich denn meine Mutter sehr, und vielleicht war dies eine Ursache mit, ihrem Leben ein schleuniges Ende zu machen. Mein Vater weinte heiße Thränen auf ihrem Grabe und ich weinte mit. Auch meines Vaters Gesundheit nahm seit dieser Zeit merklich ab; er wollte sich der einzigen und letzten Sorge für dieses

Leben entledigen, das heißt mir eine gute Zukunft sichern, und wagte deshalb noch einen Versuch, seine Schwiegermutter zu versöhnen: ich wurde in Mäntel und Lächer einballirt und bei der guten Alten an's Land gesetzt. Das verfehlte denn auch seine Wirkung nicht; sie nahm mich lieblich auf, und ließ mich von dem Tage an nicht mehr aus ihrem Hause. Nach einem Jahre erfuhren wir, daß mein Vater auch gestorben. Ich erbe Nichts von ihm, als leichtes Blut und fröhlichen Sinn, der mich auch, trotz manchem Ungemach, bis auf diese Stunde nicht verlassen hat, und, will ich hoffen, mir auch fernerhin ein treuer Geleitsmann seyn wird. — Meine Großmutter ließ mir eine Erziehung geben, ihrem Vermögen und Stande angemessen, und hielt mir täglich selbst einige moralische Vorlesungen; aber lustige Gesellschafter machten einen Verschwender aus mir. Als daher meine Großmutter starb, hatte ich meinen Theil der Erbschaft bald verthan, obgleich er nicht ganz unbeträchtlich war. Jetzt sah ich meine Unvernunft gar wohl ein; aber es war zu spät, und das alte Sprüchwort: „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht!“ bewährt sich bei mir auf die brillianteste Weise. Heute aber hat mein Leid schon angefangen, sich bedeutend zu verringern, und wenn Sie, gnädiger Herr, mir gewogen bleiben, denke ich es bald ganz zu vergessen.“

Hier endigte ich meine Erzählung. Der Baron sah mich lange an, und fragte dann nach meinem Namen.

„Friedrich Leichtschub hieß mein Vater. Gottlieb Leichtschub bin ich getauft.“

„Ich glaube,“ — begann der Baron nun wieder — „dieser Name ist schon von schlimmer Vorbedeutung und verländer, daß der Bestzer den leichten Schub, den er mit auf die Welt gebracht, wohl bis zum Grabe beibehalten wird; doch immer besser noch, als wenn es ein böser Sinn wäre, der taugt noch weit weniger, obgleich ersterer mit letzterem nahe verwandt ist, und oft darin ausartet. Jetzt weiß ich genug. Uebermorgen reise ich, und wenn Du willst, Gottlieb, so kannst Du mich begleiten; Dein leichtes Blut bildet einen guten Gegensatz zu meinem schweren und kann mir in vielen Dingen nützlich seyn.“

„Und als was, gnädiger Herr, soll ich —“

„Nun, als mein Kammerdiener, oder, was Dir doch lieber seyn wird, Du sollst mein Gesellschafter seyn, und deshalb auch diesen Rock, welcher einer Livree so ähnlich ist, mit einem andern vertauschen.“

Ich rief ein freudiges „Ab!“ aus, machte einen tiefen Diener und entfernte mich mit dem dankbarsten Gesichte von der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Mord und Geburt zugleich.

Don Juan Zaldivar, fünfzig Jahr alt, lebte mit seiner Frau, Donna Juana Cendoya, in der Stadt Ojuna in Spanien seit sechsundzwanzig Jahren in einer glücklichen Ehe. Sie besaßen ansehnliche Glücksgüter, sowohl an liegenden Gründen, als in Baarem,

und hatten nur einen einzigen Sohn, Namens Jose Zaldivar. Dieser junge Mann verliebte sich in ein Dienstmädchen des Hauses, Namens Katharina, die nur ein Jahr jünger war, als er, und bald eine Frucht des verbotenen Umgangs mit ihm unter dem Herzen trug. Katharina verlangte von Jose, daß er solche anerkennen sollte; er weigerte es. Katharina wandte sich hierauf an den Richter, und machte ihr Recht geltend, indem sie versicherte, daß Jose Zaldivar ihr die Ehe versprochen, wenn sie seinen Wünschen nachgeben wollte.

Vor den Richter gerufen erklärte der junge Mann, daß er sehr geneigt sey, Katharina zu heirathen, weil sie ihm sehr wohl gefiele, und er eine aufrichtige Liebe zu ihr habe. Der Notar, welcher das Geschäft besorgte, ließ Katharina die Antwort Jose's wissen; und diese, die Aufrichtigkeit derselben nicht bezweifelnd, erklärte sich zufrieden damit.

Katharina und Jose setzten ihren vertrauten Umgang fort, und es herrschte zwischen Beiden die größte Eintracht; aber zu gleicher Zeit setzten sich die Eltern des jungen Mannes aus allen Kräften der Verbindung der Liebenden entgegen. Indes begann Donna Juana, nachsichtig wie eine Mutter, nachzugeben; aber der Vater, Don Juan, blieb unerweicht und unerschütterlich in seinem Vorsatze.

Katharina, welche den Familiennamen Sarravia führte, war wüthend geworden über den Widerstand, den der Vater der Ehe seines Sohnes mit ihr in den Weg legte. Am 23. August vorigen Jahres ging sie also zu Don Juan Zaldivar, und sagte zu ihm: „Herr ic., ich bin in Verzweiflung über den Unfrieden, den ich in Ihrem Hause verursache; ich wünschte wohl, demselben abzuhelfen; ich bitte Sie daher, mit mir wohin zu gehen, wo wir uns allein sprechen können, und ich will Ihnen einige Vorschläge thun, welche ohne Zweifel den Frieden in Ihrem Hause wieder herstellen werden.“

Don Juan Zaldivar ging mit Katharina aus, die ihn hinaus vor die Stadt führte, und ihm da plötzlich einen Dolch so ins Herz stieß, daß er augenblicklich todt niedersiel.

Die Mörderin machte einige Schritte, um sich zu entfernen; sey's aber, daß sie von dem eben begangenen Verbrechen zu heftig erschüttert worden, sey's, weil die Zeit da war — sie ward auf der Stelle von Wehen überfallen, und gebar einen Knaben. Unfähig, sich nach der Entbindung fortzubewegen, schleppte sie sich bis zur Stelle, wo sie so eben den Don Juan getödtet, hüllte ihr Kind in einen ihrer Röcke ein, und legte es auf die Leiche hin.

Die Unglückliche, außer Stande, den Schmerzen zu widerstehen, stieß jammernde Laute von sich. Einige Landleute, die nicht fern vorübergingen, näherten sich ihr, und wollten ihr Hülfe leisten. Sie aber stieß dieselben von sich, und sprach: „Ich bin unwürdig jedes Beistands; ich bin eine Mörderin; ich bin das verworfenste Weib auf der Welt; der Schmerz erpreßt mir mein Jammergeschrei; was ich aber wünsche, ist nur der Tod.“

Zuerst machten die Bauern nicht viel aus ihren Reden; sie beschränkten sich darauf, sie aufheben, und nach der Stadt bringen zu wollen; aber vergebens. In dem Zustand ihrer Schwäche schleppte sie sich nochmals zu der Leiche, wo ihr Kind war, nahm es in den Arm, und sank ohnmächtig hin.

Einer der Landleute, überrascht und erschrocken zugleich von dem Auftritt, eilte, die Obrigkeit davon in Kenntniß zu setzen. Der Alcademayor von Duna legte sich an Ort und Stelle, und verhörte die Katharina Sarravia. Diese bat ihn, sie mit ihrem Kinde zu Don Jose Zaldivar führen zu lassen. Man brachte sie auch wirklich hin, und zu gleicher Zeit den Neugeborenen nebst der Leiche des Don Juan Zaldivar. Angekommen im Hause, sprach sie zu Don Jose: „Ich habe Deinen Vater umgebracht; hier ist Dein Sohn — erkenne ihn für Dein Kind an!“

Man führte sie in das Hospital des Gefängnisses, und ihre Antworten auf die Verhörfragen des Alcaden stimmten vollkommen mit dem überein, was wir so eben berichtet. Der Alcade, nach allen genommenen Maßregeln und geführter Untersuchung, verurtheilte Katharina Sarravia zum Tode.

Die Sentenz ward von dem obersten Gerichtshof zu Sevilla bestätigt; allein, da Katharina wahnsinnig geworden, widerrief das Tribunal gleich darauf das Urtheil, und verurtheilte die Katharina zur lebenslänglichen Einsperrung im Irrenhause zu Sevilla, wohin sie am letzten 18. November abgeführt wurde.

M o n d s t r a ß e n .

Akermanns Repository of Arts ic. enthält über Gruithuisens Mondstraßen folgende Bemerkung: „Ein Münchener Professor soll kürzlich mit einem hundertfach vergrößernden Teleskop Hochstraßen im Monde entdeckt haben. Der Mond mag damals, wir nehmen eine runde Summe, 200,000 englische, (etwa 50,000 deutsche) Meilen von dem Auge des Professors entfernt gewesen seyn; diese mit 100 dividirt, gibt 2000 englische Meilen für die Entfernung, auf welche besagte Straßen mit dem bloßen Auge kenntlich seyn müssen. Welch' unermessliche Summe muß eine Chaussee gefest haben, die breit genug ist, um auf 2000 englische oder circa 500 deutsche Meilen sichtbar zu seyn! Glücklicherweise dürfen wir zu den dortigen Straßenbauarbeiten nicht beitragen, die schon für unsere, eine oder ein Paar Meilen schmälere Straßen hoch genug sind.“

Bei Franzburg in Pommern gibt es ein Echo, welches dreizehn Sylben wiederholt. Auf eine besonders anziehende Weise hört man die größern militärischen Commandos vollständig wiederhallen.

Die berühmte Sängerin Mad. Pasta hat ein Landgut in der Nähe von Florenz um 500,000 Frk. gekauft.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 18. August 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Nro. 33.

Gottlieb Leichtsuh's Irrfahrten.

Komische Erzählung nach einer wahren Begebenheit
von Ferdinand August Oldenburg.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Kritik über mich selbst.

Früher, als ich mich noch im Wohlstande befand, verwandte ich einen Theil meiner Zeit dazu, daß ich die schauerlich-romantischen Geschichten unserer neuen Dichter las, deren bloße Titel oft schon Einem die Haare zu Berge treiben. Obgleich man nun seine Zeit wohl besser anwenden könnte, so läßt sich doch nicht abläugnen, daß man Manches dabei lernt. Die Moral zum Beispiel sagt: Räuber und Mörder sind schlechte Menschen; in den erwähnten Romanen aber findet man doch häufig das Gegentheil. Die Meisten sind liebe, edle, große Menschen, welche den Geizhals nur deshalb bestehlen, um den Nothleidenden damit zu beschenken u. s. w. Den Hauptnuzen aber, welchen ich von dem Lesen dieser romantischen Schauer geschichten hatte, war die Bekanntschaft mit vielen deutschen Wörtern, von denen ich früher Nichts wußte. — Ein Dichter muß erfinden, das lehrt sein Name schon; daß aber ein Velletrist auch außer dem Zusammenstellen vorhandener Wörter, dieselben dadurch vermehren soll, daß er sie verschraubt und zwickelt, also aus den geraden Gestalten Mißgeburten macht, das war mir fremd. Der Vers entschuldigt Manches; da tritt die *licentia poetica* in ihre Rechte, wenn es mit Einschränkung geschieht; bei der Prosa aber entschuldige dies nicht; so alaubte ich sonst. Beispiele vorhandener neuer Särmen lehrten mich jedoch das Gegentheil und ich lasse mich gern unterrichten. Nun aber kommen die Leser dabei sehr in Verlegenheit, denen solche Ausdrücke noch nicht vorgekommen. Womit sollen sie diese Hieroglyphen entziffern? Sie sind in keinem vorhandenen Wörterbuche zu finden. — Deshalb nahm ich mir vor, ein neues Lexikon zu schreiben, worin ich die von einem Fouque, Hoffmann und anderen Dichtern erfundenen Mißgestalten aufnehmen wollte. Drei Jahre hatte

ich schon gesammelt, doch leider ging mir bei meinem sogenannten Banquerotte die ganze Sammlung verloren, und nur in meinem Gedächtnisse sind noch einige Ausdrücke der obigen Dichter aufbewahrt; z. B. „grauerlich“. Das Wort klingt wirklich recht schauerlich! Wahrscheinlich hat der gute Mann das Wort Grauen so fleetiren wollen, wie Schauer, und daraus ist denn das Urding: „grauerlich“ zur Welt gekommen. Ein zweiter Ausdruck ist: rafaunen“. Dabei muß ich nun aufrichtig gestehen, daß meine Kenntniß im Reiche des Unverständlichen nicht so weit gediehen ist, den Sinn dieses Worts erforschen zu können, und aus Angst, daß sich das Sprüchwort: „Alles zu wissen macht Kopfschmerz!“ auch bei mir bewähren möchte, will ich mich bescheiden und mich unter die Unwissenden aufnehmen lassen. Ein dritter dunkler Sinn liegt in dem Vergleiche: „daß eine Schöne Gardinen-Augen habe!“ — Um in der Sache zum Schlusse zu kommen, will ich nur den Himmel bitten, mir ja kein Mädchen mit Gardinen-Augen zu spenden, denn etwas Angenehmes kann ich mir unmöglich darunter vorstellen, ich mag's betrachten, von welcher Seite ich will. Eine Sammlung solcher verdrehter Wörter und unsinniger Redensarten wollte ich also sonst zu meinem Vergnügen, nun aber zu meinem Nutzen herausgeben, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß man heut zu Tage für ernsthafteste Dichtungen blutwenig zahlt, aber Unsinn desto mehr Liebhaber findet, und diese Wörter-Zusammenstellung wäre ja doch das Non plus ultra aller Unsinnigkeiten, der Superlativ aller schlechten Einbildungen und Geistesranken gewesen, hätte also enormes Furore machen müssen, und nach dieser Voraussetzung hätte ich allerdings auf ein brillantes Honorar rechnen können. — Nun aber müßte ich wenigstens ein Gedächtniß haben, wie weiland Kaiser Hadrian (welcher bekanntlich alle seine Soldaten bei Namen rufen konnte), um meine Idee jetzt noch zur Ausführung bringen zu können, und das ist leider nicht der Fall. Alle Werke jener Dichter aber noch einmal durchzulesen, wird mir Niemand zumuthen wollen; deshalb war ich auch doppelt erfreut, daß das Schicksal mir auf eine andere Art unter die Arme griff.

Nach Josephus Bericht war das Dach des Tempels zu Jerusalem mit unzählig vielen kleinen Spitzen versehen, damit sich die Vögel nicht darauf setzen konnten, der heilige Ort also, der beschränkten Aufklärung gemäÙ, unentweicht bleiben möge. — Jetzt drang sich mir der Gedanke auf, daß, wenn mein gererbter Geldschrank ebenfalls mit solchen kleinen eisernen Pallisaden versehen gewesen, ich jetzt wohl noch ein wohlhabender Mann wäre; denn eh' ich mir beim jedesmaligen Deffnen die Finger gespießt, hätte ich es wohl zu Zeiten lieber bleiben gelassen. Doch: Hin ist hin, verloren ist verloren! Hat sich doch mancher größere Mann schon trösten müssen, der höher gestanden, und noch tiefer gesunken, wie Christian der Zweite, König von Dänemark, Schweden und Norwegen, der der Tyrannei angeklagt und aus seinen Staaten vertrieben wurde. Es ließe sich zwar Vieles zu seiner Rechtfertigung sagen; so könnte man ihn z. B. mit einem Arzte vergleichen, der eine Operation auf Tod und Leben an einem Tiger vornahm, welchem jedoch die lieblose Cur, wobei Niemand als der Arzt und dessen Nachkommen gewinnen konnte, zu stark vorkam und den Operateur daher zerriß. Dem sey nun wie ihm wolle; auf der Flucht tröstete den König die Mutter seiner vergifteten Geliebten mit der Hoffnung, die Bürgermeisterstelle zu Amsterdam durch ihre Fürsprache zu erhalten, wenn er die drei Königreiche nicht wieder betreten dürfte! — Nun war aber meine jetzige Lage noch lange nicht so schlecht gegen meine sonstige, als die Christians des Zweiten auf der Flucht, welcher, in einer Tonne verborgen, im Schiffsraume eingepackt lag, und keinen Ersatz für drei Königskronen erwarten sollte, als die ungewisse Aussicht auf die Bürgermeisterwürde in Amsterdam. Dieses Beispiel aus der alten Geschichte richtete meinen gesunkenen Geist völlig wieder auf, denn ich fühlte wirklich eine Ähnlichkeit zwischen meinem Schicksale und dem des zweiten Christian, nur daß ich ungefähr so viele Thalervollen, als er Menschen zum Tode verdammt hätte.

Zehntes Kapitel.

Noch eine Biographie.

Der dritte Tag nach meiner Ankunft bei dem Baron war kaum angebrochen, die Sonne hatte ihren purpurfarbenen Schlasrock noch nicht ausgezogen, der himmlische Gärtner war noch damit beschäftigt, die Felder und Wiesen mit Thau zu erquickern, als ich mit meinem neuen Herrn über alle Berge fuhr. Nach fünf Tagen hatten wir H. erreicht und passirten hier die Elbe; von da ging es dem Nordpole immer näher auf den Leib, und hätten wir nicht ein gutes Stück Weges diesseits Posto gefaßt, wir hätten in drei Wochen Spitzbergen erreicht.

Der eigentliche Zweck dieser Reise war mir bis jetzt unbekannt geblieben, auch gab ich mir keine Mühe, denselben zu erfahren, weil ich nichts Arges vermuthete und dieselbe nur für eine Vergnügungsreise meines Herrn, um den schönen Sommer an andern Orten zu verleben, wie es die Reichen oft zu machen pflegen, hielt. Doch kaum waren wir in N. angekom-

men, als mich der Baron zu sich in's Zimmer rief, nach einer bedeutenden Pause, in der wir uns wechselseitig stumm anschauerten, auf einem Sopha Platz nahm, mir winkte, mich auf einen Stuhl zu setzen, und nun nach einigen Räuspern also zu sprechen begann:

„Gottlieb, ich habe Dich in der kurzen Zeit, daß Du bei mir bist, auf manche kleine Probe gestellt; Du hast sie gut bestanden. Ich fand in Dir, was ich zu finden wünschte, und deshalb kann ich Dir nun auch mein Vertrauen schenken. Ich theile Dir also folgenden Geheimniß mit:

„Im verwichenen Sommer besuchte ich, bloß zu meinem Vergnügen, das Marienbad in Böhmen. Dort lernte ich einen Engel von Weib kennen, welches mir die zärtlichste Liebe einflöste. Ich sprach sie acht Tage hintereinander, ohne bestimmt zu wissen, wer sie sey, und allen Nachforschungen ungeachtet konnte mir Niemand darüber genauen Aufschluß geben. Sie ging stets mit einer älteren Dame von vielem Anstande. In der Badeliste stand bloß: „Legationsrath von der Femer nebst Frau“, und darunter: Nanny von der Femer.“ Die Phantasie, des Menschen geschäftigste Sklavin seiner Wünsche, ließ mich sogleich errathen, daß die junge Schöne, Nanny von der Femer sey, die Aeltere dagegen die Frau Legationsrätbin. Ihren Herrn Gemahl hatte ich noch nicht gesehen, die Sicht hielt ihn zu Hause, und während derselbe sein Schlammbad gebrauchte, machten die Damen regelmäßig ihre Promenade, und ich vergaß nicht, mich eben so regelmäßig dabei einzustellen. Der trübe Ernst, den ich gleich am ersten Tage auf dem Gesicht der jungen Dame wahrzunehmen glaubte, nahm bald zu, und nur wenn ich ihr zuredete, zog sich ein liebliches Lächeln um ihre holden Züge, welches aber nur dem Sonnenblicke durch trübe Wolken zu vergleichen war und schnell wieder verschwand; ja ich bemerkte sogar Thränen in ihrem Auge, welche sie aber zu verbergen strebte. Was war nun wohl natürlicher, als daß ich die nähere Bekanntschaft einer Familie zu machen wünschte, in der ein solcher Edelstein glänzte. Es gelang mir glücklich; man kam mir auf halbem Wege entgegen. Ich war nun nicht wenig neugierig, zu wissen, in welchem Grade Nanny mit dem Alten verwandt sey, ob sie mir als Tochter vom Hause, als Nichte, oder als ein entferntes Glied desselben vorgestellt wurde, denn daß sie eine Verwandte sey, zeigte ja der Name hinlänglich.“

„Die Stunde war endlich da, wo ich bei dem Alten so zu sagen zur Audienz kommen sollte; die Frauen waren gerade nicht gegenwärtig und ich mußte viel Lob anhören. Er sagte mir nämlich, wie seine Frau und Schwester meine zuvorkommende Artigkeit gerühmt, daß er mir dafür verbunden sey, und lange schon sich das Vergnügen meiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht; wie er sich nun freue, daß ich seinem Wunsche begegne, und was der Dinge mehr waren; kurz, der Empfang ließ Nichts zu wünschen übrig. Nach einer kleinen Viertelstunde öffnete sich eine Reibthüre und die Damen traten ein. — „Meine Frau!“ sagte der Legationsrath, auf Nanny deutend; — ich glaukt: mich versehen zu haben und machte meine

Verbeugung der Alten. — „Meine Schwester!“ fuhr er dann fort, mir die Alte vorstellend, und nun erst erwachte ich aus meinen schönen Träumen. Wie eine Bildsäule stand ich da. — „Nanny ist also nicht Nanny?“ dachte ich bei mir selbst, „sondern die Frau des alten Podagrifen, und die alte Legationsrätthin ist Nanny!“ — Mir war der Gedanke unaussprechlich; es wollte sich in meinem Kopfe gar nicht zusammen reimen lassen. — „Wie kann nur die alte Dame Nanny heißen?“ fragte ich mich. In dieser Verlegenheit kam mir ein Zufall glücklicherweise zu Hülfe. Vor dem Hause nämlich rauchten sich ein paar Buben, und das lockte alle Welt an's Fenster; natürlich auch den Legationsrath und dessen Schwester; seine lebenswürdige Frau, die er Mathilde nannte, trat auch langsam hin, und so gewann ich meine Fassung wieder. „Also zu spät!“ — dachte ich bei mir selbst, als ich den Rückweg zu meiner Wohnung antrat. — „Es ist ein trauriges so Zuspätkommen! Wäre sie noch nicht sein Weib, keine Macht der Welt sollte sie mir entreißen; aber jetzt, was vermag ich zu thun? — Kann ich doch geschehene Dinge nicht ungeschehen machen!“ —

„Traurig verlebte ich den Tag, und ängstliche Träume ließen mir in der Nacht keine Ruhe; der Schlaf floh mein einsames Lager. Doch wiederholte ich bald den Besuch beim Legationsrath, und dann täglich, bis mir endlich angekündigt wurde, daß die Stunde der Trennung nahe sey; am Schlusse der laufenden Woche wollte die Familie den Rückweg zur Heimath antreten. So sehr ich auch darauf vorbereitet war, überraschte mich die Nachricht doch gewaltig. Am andern Tage traf ich Mathilden einmal allein; der alte Herr war mit seiner Schwester spazieren gegangen. Nun konnte mich Nichts mehr abhalten, mein Herz vor der Innigstgeliebten auszuschütten, und mit ungewohnter Güte, welche sichtbar aus einem Gesühle für mich entsand, nahm sie mein Geständniß auf. Das Schicksal hatte sich in der That grausam gegen uns bewiesen; es hätte uns entweder zwei Jahre früher, oder nie zusammen führen sollen. — Nach vielen dringenden Bitten vertraute sie mir endlich einen Theil ihrer Lebensgeschichte an. Daß die Wahl ihres Eheherrn nicht nach ihrem Willen und aus Neigung von ihr geschehen sey, war mir lange kein Geheimniß mehr; dazu brauchte man Nichts, als nur die verschiedenen Alter und die noch verschiedenere Körper-Constitutionen dieses Ehepaars zu betrachten. Mathilde, schlank wie Diana, mit dem Feuerblick der Jugend; — der Gemahl, ein wahrer Silen und noch dazu von der allergebrechlichsten Art. Wie ein alter Titan in den Armen der ewig jungen Aurora, so kamen mir die Beiden vor. — Der seltsamste Contract von der Welt hatte diese Ehe geschlossen. Zwei Freunde nämlich machten sich verbindlich, ihre Kinder mit einander zu verheirathen, wenn sie einst welche erzeugen sollten. Der Eine heirathete früh, und erhielt drei Söhne. Der Andere trat erst dreißig Jahre später in den heiligen Ehestand und bekam einen Sohn und eine Tochter. Diese Tochter war nun fünf und dreißig Jahre

jünger, als der älteste Sohn des Ersteren. Die Vater starben, die drei Söhne des einen erbten den schriftlichen Contract, und der älteste bestand auf der Erfüllung desselben. Mathilde, aus Liebe zu ihrem Vater, den nun das Grab bedeckte, erfüllte sein Versprechen, und — heirathete den Legationsrath.“

„Der Tag der Trennung rückte immer näher. Ich hatte mir die Erlaubniß erbeten, unsere angefangene Bekanntschaft schriftlich fortzusetzen; man gewährte mir, was man nicht abschlagen konnte, und so stand ich ein Vierteljahr mit dem alten Legationsrath in einem ziemlich unterhaltenden Briefwechsel. Plötzlich aber blieben die Antworten aus, und drei Monate vergingen beinahe, ohne daß ich irgend eine Nachricht von Mathildens Befinden erhielt. Da überraschte mich eines Tages ein Brief von ihrer eigenen Hand; sie meldete mir den vor sechs Wochen erfolgten Tod ihres Gatten!“ —

„Ich war außer mir vor Freude. Mein, im Herzen schon lang genährter Wunsch konnte ja nun doch noch in Erfüllung gehen! — Ich antwortete sogleich, bezeugte mein inniges Beileid, und ersuchte zugleich um eine baldige Rückschrift. — Fast wäre mir das Herz mit dem Kopfe davon gelaufen, und ich hätte die Reise selbst zu ihr gemacht, doch besann ich mich noch zu rechter Zeit eines Besseren. Es mußte ja tiefe Trauer in Mathildens Hause herrschen, und selbst die Trauer um einen ungeliebten Gatten muß doch wenigstens vor den Augen der Welt die gehörige Form haben; dann thut auch wohl die Gewohnheit das Ihrige und läßt einen solchen Verlust schmerzlicher empfinden, als man es für möglich hält. — Bald erhielt ich einen zweiten Brief von Mathilden. Angefaßt wurde er von mir beantwortet; zugleich aber ließ ich den Wunsch darin laut werden, sie bald persönlich zu sehen, da ich ohnedem eine Reise in jene Gegend machen würde. Ein halbes Jahr nach dem Tode des Legationsraths schrieb mir Mathilde, daß ein jüngerer Bruder ihres verstorbenen Gatten sich um ihre Hand bewerbe, obgleich das Trauerjahr noch nicht beendet sey. Derselbe berufe sich auf den Contract ihres Vaters, in dem nun zwar nicht ausdrücklich bestimmt sey, daß sie einen Bruder nach dem andern heirathen müsse; aber da sie die einzige weibliche Figur in beiden Familien sey, und eine Verwandtschaft laut Contract doch einmal bestehen solle, dieselbe aber durch den Todesfall des Bruders so zu sagen halb zerissen sey, müsse dieselbe wieder neu geknüpft werden; doch versicherte Mathilde mir, lieber in den Tod zu gehen, als noch einmal ohne Neigung ein Eheband zu schließen. Sogleich bot ich ihr im nächsten Briefe meinen ganzen Beistand an, und daß, wenn sie sich mir anvertrauen wolle, kein Mensch im Stande seyn solle, ihr den mindesten Zwang anzulegen, oder nur etwas zuzumuthen, was nicht mit ihren Wünschen im vollkommensten Einklang stünde.“

„Aha, jetzt errathe ich die ganze Geschichte schon!“ fiel ich ihm hier in die Rede. — „Sie, gnädiger Herr, sind hierher gereiset, sich für die junge, hübsche Wittwe herumzuschlagen, und sie lieber selbst zu heirathen, als

einem Anderen dies Vergnügen zu gönnen! — Ja, ich müßte mich gewaltig irren, wenn wir nicht schon jetzt mit ihr in einer Stadt wären. — Habe ich es errathen, Herr Baron?“

„Du hast es!“ fuhr er fort. „Ich schickte mich sogleich zur Reise an, und bin jetzt hier, Alles um ihren Besten zu wagen. Irgend Jemand muß ich haben, auf den ich mich verlassen kann und der in mein Geheimniß eingeweiht ist; denn, wenn es nicht auf anderen Wegen auszumachen ist, und Mathilde sich mir anvertrauen will, so entführe ich sie lieber vor den Augen der ganzen Stadt, ehe ich zugebe, daß sie auf's Neue —“

„O, ich zweifele nicht einen Augenblick daran“, sagte ich, „daß die junge Wittwe gerne mitgeht, wenn der Bruder des Verstorbenen eben so ein Silen ist, wie sie mir den Todten beschrieben haben.“

„Ich werde jetzt auf Erkundigungen ausgehen;“ erwiderte er — „thue Du dasselbe. Du weißt doch nun ungefähr, was mir zu wissen nöthig ist; ich werde Dir dann auch wiederum mittheilen, was ich erfahren habe und was ich noch wissen möchte. Jetzt muß ich eilen, Mathilden aufzusuchen.“

„Viel Glück, gnädiger Herr!“ rief ich ihm nach; „doch das wird Ihnen auch ohne meinen Wunsch nicht fehlen!“ (Schluß folgt.)

Ehemännlein und Hagestolz.

(Ein Berliner Geschichtchen.)

Eines Abends, im Montscheim, machte ich eine Promenade vor dem ***Thore. Als ich in die Nähe des ***schen Etablissements kam, vernahm ich von dort her eine lebhafteste Musik, woraus ich zu schließen bewogen ward, daß sich daselbst, weil es ein gewöhnlicher Wochentag war, irgend eine geschlossene Gesellschaft zur frühlichen Begehung des Abends versammelt haben möchte. Ich war wenige Schritte weiter gegangen, als mir Jemand auf die Schulter klopfte, vertraulich meine Hand ergriff und mich mit freundschaftlichen Worten begrüßte. Ein Bekannter war es und Theilnehmer an jener Lustbarkeit. Er sagte, daß er, um frische Luft zu schöpfen, den Saal auf einige Augenblicke verlassen habe, jetzt aber wieder dahin zurückkehren wolle, und lud mich ein, ihn zu begleiten. Ich that es und trat ein.

Die Gesellschaft bestand größtentheils aus Mannspersonen mittleren Alters, einigen Ehefrauen derselben und verschiedenen Demoiselles. Ein Theil derselben beilustigte sich am Tanzen, ein anderer hatte sich an den Tischen gelagert, aß und trank, erzählte sich etwas, oder spielte Karten.

Mein Freund führte mich zu einem der hinteren Tische, der nur mit älteren Mannspersonen besetzt war, unter denen mir besonders ein langes, hageres, etwas stüßermäßig gekleidetes Subjekt und ein kurzes, unterseßtes Männlein von äußerst munterer Laune auffielen.

„Ich muß gestehen“, sagte der lange Herr nach einer Weile, mit Hindeutung auf den kleinen frühlichen Mann, „daß ich unsern guten Herrn Pappstoffel lange nicht so seelenvergnügt gesehen habe, wie heut.

Gewiß wird Madame verreiselt seyn, und dann wollen wir uns die Stunden unseres heutigen Beisammenseyns einmal recht aus dem Grunde zu Nutzen machen. Nicht wahr, theuerstes Pappstoffelchen? Vor Sonnen-Aufgang ist an ein Aufbrechen nicht zu gedenken!“ —

„Ei, bei Leib!“ wendete Jener ein, „um zehn Uhr muß ich zu Hause seyn. Wie mag es denn stehen um die Zeit?“ — Er zog die Uhr, sah nach, machte aber ein gewaltig langes Gesicht, und wurde fast so bleich, wie der Kalk an der Wand. — „Was, Henker! schon ein Viertel auf Elf?“ rief er, sprang auf, ergriff Hut und Stock, und irannte, sich schleunigst empfehlend, als ob ihm der Kopf brenne, und trotz aller Gegenvorstellungen, davon.

„Liebster, bester Herr Pappstoffel!“ rief der lange Mann ihm nach, „bleiben Sie doch noch ein wenig! Nur noch ein Viertelstündchen — ich bitte Sie! Dies Gläschen lassen Sie uns noch in Commune austrinken! — Pah — weg ist er! — Ha, ha, ha! so geht es in der Welt, wenn man ein Weib hat!“ fuhr er fort und lachte abermals überlaut. „Ich wollte so einen Drachen schon firren, der sich unterstände, mir Befehle vorzuschreiben und mich wie einen Sklaven zu halten, und wenn es der leibhaftige — Gott sey bei uns! — selbst wäre! — Doch, besser ist besser! Lieber gar nicht geheirathet; man lebt noch einmal so froh und zufrieden, braucht sich an Niemanden zu kehren, kann gehen und kommen, essen und trinken, thun und lassen, wie, wann, wo und was man will! Das ist doch eine ganz andere Sache, als wenn man nach der Pfeife einer bösen Sieben tanzen oder wenigstens über ihr Geheise sich unnöthiger Weise ärgern muß! — Der Junggesellenstand soll leben und alle Hagestolzen daneben!“

So raisonnirte der hagere Herr, und goß mit den letzten Worten ein Glas Rheinwein hinter. Dadurch wurde seine Zunge noch geläufiger, und er fuhr fort, in der bisherigen Manier zu prädiciren.

Eine Weile hatte das gedauert, und ich merkte kaum mehr darauf, als hinter mir plötzlich eine freisende Stimme erscholl. „Na, des is ja hibsch! Bis elf Uhr bei de Sauspulle sitzen un noch dazu so allerliebste Reden führen, indef unser eener sitzen muß und lauern uf den gnädigen Herrn, det man schwarz werden möchte! Nee, det wird mich doch en bisken zu bunt! Morgen ziehe ich aus dem Dienst; Se können sich denn ne andere Birtshasterin nehmen, die sich so was gefallen läßt!“

„Nu, nu!“ sagte der lange Herr, der plötzlich sehr kleinlaut geworden war, „nur nicht so böse, lieber Dörtchen; wir kennen uns ja schon länger. Du weißt, ich kann Dich nicht wissen, und deshalb thue ich schon gern einmal ein Uebriges. Gehe nur immer voran, ich werde sogleich nachkommen.“

„Nicht von der Stelle gehe ich“, entgegnete Jener, „oder Se kommen mit!“ — Dabei nahm sie eine drohende Position, so daß zu sehen war, ihr Entschluß sey unabänderlich. Und was that nunmehr der freie, glückliche Junggesell oder Hagestolz? — Er gehorchte! — Partout comme chez nous.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 25. August 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 34.

Gottlieb Leichtschuh's Irrfahrten.

Komische Erzählung nach einer wahren Begebenheit
von Ferdinand August Oldenburg.

(Schluß.)

So sehr es auch mein Wille war, dem Baron nützlich zu seyn, so wenig konnte ich doch für ihn thun. Erkundigungen sollte ich einziehen, das that ich auch; erfubr aber nicht mehr, als ich schon wußte. Diesen schlechten Erfolg meiner Bemühungen theilte ich ihm denn auch pflichtschuldigt mit, und ersuchte eines Abends meinen humanen Gönner auf das Höflichste, mir dagegen etwas von dem wissen zu lassen, was er selbst erfahren habe, und wie er von der schönen Wittwe empfangen worden sey.

„So gut, als ich es nur erwarten konnte!“ sagte er. „Und dreimal liebenswürdiger wie sonst kommt mir ihr Engelsköpfchen jetzt vor! Noch diese Nacht reisen wir. Packe ein, und bestelle Punkt 11 Uhr vier gute Postpferde!“

„Wir haben ja sonst nur zwei gebraucht?“

„Jetzt wollen wir die Zahl doppelt nehmen, denn es werden zwei Köpfe mehr im Wagen seyn als sonst.“

„Zwei Köpfe? Ei der Tausend!“ — Nun, mir konnte das recht seyn. Da mein Herr kein Türke werden wollte, sondern wie ein guter Christ sich mit einer Frau genügen lassen, so mußte nothwendiger Weise von zweien eine übrig seyn und mir zufallen. Dabei konnte ich nur gewinnen; denn zu verlieren hatte ich außer meinem Leben Nichts, folglich war das Facit leicht gemacht. Das sollte also wieder eine ameurische Bekanntschaft werden, wie ich schon eine, vor nicht langer Zeit gemacht hatte, die aber leider eben so schnell abgebrochen wurde, als sie angeknüpft war. „Wenn es mir nur mit dieser nicht eben so geht!“ dachte ich; indes der Mensch soll ja immer das Beste hoffen, das that ich denn auch und verrichtete also gutes Muthes, was mir von meinem Gebieter aufgetragen worden war.

Elftes Kapitel.

Die neue Bekanntschaft.

Es hatte eben zehn geschlagen, als zwei Leute mit einem Koffer auf dem Rücken und vier Pappschachteln in den Händen nach dem Herrn von Berggrün fragten; ich wunderte mich höchlich über die viele und doch so leichte Päckerei, fand aber bald den Grund. Es war lauter Weiberputz! Ich nahm die Sachen in Empfang und ließ sie sofort auf und in unsern Reisewagen packen. Nun fehlte Nichts mehr als mein Herr und die beiden Damen; aber auch diese fanden sich zur festgesetzten Zeit richtig ein. Nach dreiviertel auf Elf kam ersterer mit zwei verschleierten und bis über die Ohren eingemummten Gestalten angeschlichen. Ich machte einen langen Hals und spitze Ohren, konnte aber nichts sehen, was meine Neugier befriedigt hätte, denn Beide sprachen kein Wort und lüfteten ihre Kapuzen nicht um einen Finger breit; Geduld war also die beste Medicin für mich. Die Pferde kamen auch und flogen mit uns wie der Wind davon. Ich war im Grunde recht froh und trällerte in Gedanken das bekannte Lied: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Adé!“ — Auf der ersten Station aber gab es einen gewaltigen Aufenthalt. Der Postmeister hatte nämlich zwei Tage und eine Nacht vorher Hochzeit gehalten, und war deshalb lange kein Mensch aus den Federn zu bringen. Wir mußten über anderthalb Stunden warten, ehe die Expedition erfolgte, und klagten deshalb gewaltig über unser Mißgeschick; allein es sollte noch besser kommen. Das Verschwinden der jungen Wittwe war in der Stadt schnell ruckbar geworden, die Verwandten, welche die Geschichte schon lange vorher geahnet haben möchten, hatten sich zeitig vorgeesehen und der Ex-Bräutigam schon seit drei Nächten Pferde bestellt und sich Anspasser unter dem Fenster seiner liebenswürdigen Braut gehalten. Ehe wir daher die Stadt verlassen hatten, war er schon von Allen unterrichtet, ließ anspannen, und — fuhr nicht selbst, denn das erlaubte sein Alter und seine Leibes-Constitution nicht, sondern schickte eine Pelztravane in dem Wagen uns nach, um die Entflohenen zurück-

zubringen, nachdem er sich für die Folgen dieses Schrittes bei der Polizeibehörde verbürgt hatte. Wir hatten indeß doch einen tüchtigen Vorsprung und wären sicher entkommen, wenn wir den erwähnten Aufenthalt nicht bekommen hätten; dadurch aber wurde es unsern Verfolgern möglich, uns eine halbe Stunde jenseits der ersten Station einzuholen. Aus dem uns folgenden Wagen wurde plötzlich ein drohendes: „Halt Postillon!“ gerufen, und als dieses nicht erfolgte, mit Fluchen und Schimpfen begleitet. Trotz den vielen Verheißungen von sechs- und achtdoppeltem Trinkgelde, gehorchte unser Schwager doch endlich dem immer lauter werdenden Befehle, und nun galt es, einen schnellen und klugen Entschluß zu fassen. Mein Herr sprang mit seiner entführten Geliebten zu der einen Seite des Kutschenschlages heraus, und in dem Augenblicke, wo ich ihm folgen wollte, wurde die entgegengesetzte Thüre rasch geöffnet und ich auf dem Wege der Flucht bei dem Rockzipfel gefaßt, indem eine brüllende Stimme mir zurief: „Halt, Herr! Hübsch hier geblieben! So haben wir nicht gewettet!“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ich den mich Festhaltenden ängstlich.

„Sie mit Ihrer Erlaubniß, oder auch ohne dieselbe, nach R. zurückbegleiten, sammt dieser Dame hier. Darum muß ich jetzt, so unlieb es Ihnen auch seyn mag, Ihre Einsamkeit stören, und einen lästigen Dritten in Ihren Wagen abgeben. — Ungewendet, Postillon! Ohne Umstände!“ rief er, indem er einstieg und sich uns gegenüber setzte.

Einen glücklicheren Irrthum konnte es nun freilich für meinen Herr nicht geben, als daß man mich statt seiner zurückführte, und das Kammermädchen statt der jungen Wittwe. Ich dachte über meine Lage einen Augenblick nach, und fand sie zwar nicht sehr behaglich; doch was konnte man mir anhaben? Im Grunde gar Nichts. An's Leben konnte man mir nicht, und mich einsperren auch nicht, wenigstens nicht lange; also war ich unverzagt. Die Schöne sprach keine Silbe. Ich redete sie an — keine Antwort. Endlich löstete ich den Schleier und da fand ich denn, daß sie vor Schrecken eine kleine Ohnmacht bekommen hatte. Was war zu thun? Kölnisches Wasser hatte ich nicht, um sie auf vornehme Art wieder in's Leben zu rufen; es war nicht einmal Brunnenwasser bei der Hand. Also zog ich ihr den Schleier wieder über das Gesicht herunter, welches mir in der Dunkelheit recht artig vorkam, und überließ es der Natur, wie sie sich ohne fremde Hülfe auf die Füße helfen würde. Dieselbe that denn auch ihre Schuldigkeit; aber erst nach einer Viertelstunde hörte ich den ersten Seufzer, gerade als wir bei der erst kürzlich verlassenen Station wieder eintrafen. Unser Begleiter verließ den Wagen auf einen Augenblick, welche Zeit ich dazu benutzte, der Erwachten mit wenig Worten unsere Lage zu beschreiben und die Nothwendigkeit, den Irrthum noch länger fortbestehen zu lassen, um dem entschlüpften Liebespaare Zeit zur Flucht zu lassen. Die schlaue Dirne begriff mich schnell, versprach Alles zu thun, und für's

Erste eine falsche Ohnmacht zu affectiren, da die wirkliche nun verschwunden sey.

Es war sechs Uhr Morgens, als wir in R. ankamen und sofort an die dortige Polizeibehörde abgeliefert wurden, welche mich sogleich von meiner Gefährtin trennte und mir ein einsames Zimmer anwies. Ich gab dem Polizeibedienten einen harten Thaler und erlangte dafür die Erlaubniß, mich zehn Minuten mit Marianen (dies war, wie ich später erfuhr, ihr Name) allein unterhalten zu dürfen, welche nun auch die Gefälligkeit hatte, sich zu entschleiern. — Nein, eine solche Schönheit hatte ich noch nie gesehen, ein solches Gefühl noch nie empfunden, als jetzt, da ich Marianen in die schwarzen Augen sah. Ich glaubte nicht anders, als es sey mir ein Engel vom Himmel erschienen, als hätte mich ein electrischer Funke durchglüht, oder der Focus des berühmten Brennsiegels getroffen, den der Baron von Tschirnhausen vor 150 Jahren erfand und womit er das Holz unter dem Wasser anzündete, und, bloß durch aufgefangene Sonnenstrahlen, aus Rindfleisch eine kräftige Suppe kochte. — Ich glaube, mein Herz hätte nicht mehr in Braud gerathen können, als es gleich durch diesen ersten Blick ihres feurigen Augenpaars geschah. Damit ist Alles gesagt. — Wer wird sich nach dieser vorausgegangenen Erklärung nun noch wundern, wenn ich nicht eine Sylbe von dem hervorbringen konnte, was ich ihr doch so gerne sagen wollte. Ich kann mich nur noch erinnern, daß ich über das Abentheuer dieser Nacht ein Langes und Breites faselte, und endlich mit vieler Weißheit erklärte, daß, wenn die Sonne zwei Stunden untergegangen sey, und kein Mondschein im Kalender stehe, es stockfinstere Nacht seyn müsse, worauf ich mich von ihr trennte, zum Abschied ihr zärtlich die Hand drückte, und auf ein baldiges Wiedersehen hoffte, welches nicht von solchen Argusaugen bewacht werden sollte, als jetzt hinter der halb geöffneten Thüre lauschten und jeder innigeren Annäherung in den Weg zu treten drohten.

Zwölftes Kapitel

Ende gut, Alles gut.

Ich hatte noch keine Nacht, selbst die vorige nicht, so schlaflos zugebracht, als diese nun folgende. Immer dachte ich an Marianen und konnte ihr Bild nicht los werden, ich mochte die Augen aufmachen oder zuschließen, und dieses Spiel der Phantase trieb ich bis zu Mittag, wo ich von einem Polizeioffizianten abgeholt wurde, um meinem neuen Examinator vorgestellt zu werden.

„Ich muß bitten, mir Ihren Namen, Stand und Wohnort zu sagen!“ begann derselbe, und ich antwortete: „Mein Name ist Gottlieb Leichtschuh, mein jetziger Stand der eines Kammerdieners bei dem Herrn Baron von Berggrün, und mein Wohnort wird einst da seyn, wo es mir am Besten gefallen wird; bis jetzt habe ich noch gar keinen.“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie Scherz aus einer ernsthaften Sache machen, und sich unterstehen —“

„Bewahre mich der Himmel, daß ich so Etwas nur denken sollte! Aber Sie sehen mich für einen Anderen an, als ich wirklich bin. — Dieses Räthsel ist bald aufgelöst; schicken Sie nur in das Wirthshaus zur Stadt Kopenhagen, und der Wirth sowohl als seine sämtliche Umgebung wird die Wahrheit meiner Worte bezeugen.“

Der Herr Polizeidirector zischelte eine Weile mit dem Officianten. Endlich wurde ein Bote abgeschickt, worauf bald der Wirth erschien und meine ganze Aussage bestätigte.

Was nun für Noth, da meine schneeweiße Unschuld an den Tag gekommen war! Ich wurde entlassen, doch mit der Weisung, mich künftighin besser in Acht zu nehmen. Nun beehrte ich den Wagen meines Herrn; dazu brauchte man aber Zeit und Ueberlegung, ob derselbe nicht könne für die Prozeßkosten einbehalten werden. So verweilte ich noch acht Tage, als plötzlich ein Brief aus Buschfelde, dem Gute meines Patrons, mich bevollmächtigte, mit besprochener Chaise und allen darauf befindlichen Sachen dahin abzureisen. Vom Gericht erhielt der Ex-Bräutigam eine lange Nase und mein guter Baron von ihm eine Abbitte. Der alte Contract war für null und nichtig erklärt und den vier Winden Preis gegeben worden, weil sich nur ein Toller darauf noch berufen könne, und die Polizei schämte sich, einen solchen Pudel gemacht zu haben.

In dem Briefe des Barons an mich stand auch, daß ich Marianen mitbringen sollte. Diese Nachricht erfreute mich so sehr, daß ich einen Salto mortale über einen im Wege stehenden Fußschemel machte, wobei ich aber hinfiel und mir die Nase ein wenig lädirte, so daß ich zwei Tage ein Stück englisch Pflaster darauf tragen mußte. Damit konnte ich mich nun doch vor Marianen nicht sehen lassen. Endlich aber wurden meine heißen Wünsche erfüllt; die Stunde der Abreise vereinigte mich wieder mit der Sunniggeliebten, und man kann sich wohl nichts Angenehmeres denken, als so ein tagelanges Beisammenseyn in einem Chaisenkasten, welches von keinem überlästigen Dritten gestört wird! — Mehr und schönere Gelegenheit kann es in der Welt nicht geben, eine Liebchaft zu befördern, es sey denn, man würde auf eine wüste Insel verschlagen, welche aber jetzt sehr rar seyn sollen. Es mußte aber auch ihr ganz wohl dabei zu Muthe seyn, denn wir sahen oft und sehr vergnügt einander in's Gesicht und schmunzelten dabei vor lauter Herzenswonne.

Wenn ich nun aber jede Scene unserer erotischen Reisegeschichte, wie sie der Reihe nach folgten, ausführlich beschreiben wollte, könnte ich leicht einen ganzen Band füllen; darum will ich nur gleich das Facit niederschreiben, weil ich voraussetze, daß meine lieben Leser und Leseriinnen mit diesem allmähligen Weiterücken vom Seufzer zum Händedruck, vom Händedruck zum Kusse und zur Umarmung, und endlich zum Heirathsversprechen, wo einem denn, so zu sagen, das Wasser über den Kopf zusammengeschlagen und selten an eine Rettung zu denken ist, schon bekannt sind. Auch mir ging es so. An dem letzten Tage unserer

Fahrt war ich bereits verlobt und schickte meiner verlornen Freiheit den letzten Seufzer nach.

Vier Wochen nach unserer Ankunft auf Buschfelde legte der Pfarrer des Dorfes unsere Hände in einander, nachdem er acht Tage zuvor bei unsern Gönnern dasselbe gethan hatte, und schuf so zwei glückliche Paare, die es bis auf diese Stunde nicht bereuten, ihre Herzen in gleichem Tausche mit einander ausgewechselt zu haben. Bald darauf nahm ich eine hübsche Bestizung von meinem Herrn in Pacht, wurde dadurch mein eigener Herr, und habe jetzt so wenig Leichtes mehr in meinem Wesen, daß mein Name Leichtschuh wahrhaft eine Parodie auf mich zu nennen wäre, wenn man ihn auf mein dormaliges Thun und Treiben anwenden wollte. Zwei muntere Buben spielen um mich her und machen in diesem Augenblick einen solchen Lärm, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, viel vernünftige Gedanken zu fassen und sie ebenfalls vernünftig geordnet zu Papiere zu bringen. Dazu kommt noch, daß mein Weibchen so eben zu mir an meinen Schreibtisch tritt, und mich ersucht, der Welt nichts weiter von unsern Zärtlichkeiten mitzutheilen, sondern unsern stillen Glück auch bescheiden und still in unseren Herzen zu bewahren. Auch werden mich die Stürme des Schicksals nun wohl für immer ungeneckt und mich ferner in Ruhe meinen Kohl bauen lassen. Alles dies veranlaßt mich, von meinen Lesern den freundlichsten Abschied zu nehmen, und die Irrfahrten Gottlieb Leichtschuh's hiemit als beendet anzusehen.

Macaronisches Latein eines französischen Generals.

(Eine wahre Anekdote.)

Höchst komisch machte einmal ein französischer General Napoleons, während dessen Krieg in Spanien, aus Sprachnoth, ohne etwas von macaronischem Latein zu wissen, einen sehr kräftigen practischen Gebrauch davon. Er verlangte nämlich von einem sehr reichen Kloster beträchtliche Lieferungen von Wein, Bier, Fleisch, Brodt u. für seine hungrigen Truppen. Da er kein Spanisch konnte, so hatte er diese Requisition in seiner Muttersprache ausgeschrieben. Die Mönche lehnten in einem höflichen lateinischen Schreiben seine Forderungen ab, indem sie entschuldigend hinzufügten, daß sie kein Französisch verstünden. Aber der General verstand eben so wenig Latein, und so schrieb er ihnen, nachdem er sich den Inhalt ihres Schreibens hatte verdolmetschen lassen, wörtlich folgendes zurück: „Fripouibus de Moinibus! Si Vous ne m'envoyibus les provisionibus, que j'ai demandibus, je mettrai feu à vos Conventibus et ferai pendre toutibus vous Canaillibus Moinibus!“ Ob nun gleich dies ganze Latein bloß in dem Anhängsel ibus bestand, so verstanden es doch die gelehrten Mönche so gut, daß sie auf der Stelle die verlangten provisionibus lieferten.

Pariser Unreinlichkeit.

Bekanntlich liefert die Seine das Trinkwasser für die Einwohner der guten Stadt Paris. Abgesehen, daß die am westlichen Ende dieser Stadt wohnenden Menschen die Excremente von 800,000 Menschen, die Abfälle so vieler Gärbereien, Schlächtereien u. s. w. in ihrem Trinkwasser verdünnt haben, bemerkt das Journal de pharmacie, daß jährlich am östlichen Ende der Stadt an 1,224,000 Kubiffuß Urath aufgehäuft wird; eine Masse, die sich seit dem Jahre 1812 um mehr denn ein Drittheil vergrößerte, und durch eine Seitenrinne neben dem Kanal St. Martin nach und nach in die Seine zum Genusse der gesammten guten Stadt Paris abfließt. Sollte man es für möglich halten, daß in einer der gebildetsten Städte der Christenheit die medicinische Polizei noch im Jahr 1828 auf dieser Stufe steht? Auf dieser Stufe von Kultur befindet sich auch nicht ein einziges Türkisches Dorf und stand nie ein heidnisches.

Die Weltherrscher.

Zwei Dinge sind's, die einzig nur
Das Herz der Menschen lenken,
Verlieret sich des Einen Spur,
Mußt du ans andre denken;
Die Kraft regieret kühn die Welt,
Doch mehr als Kraft regieret Geld.
Held Riese ist ein kräft'ger Mann,
Er scheut nicht Tod und Schlachten,
Sein Feuermuth treibt ihn voran,
Lehrt Kugeln ihn verachten,
Und dennoch kennt ihn nicht die Welt,
Denn ach, der Arme hat kein Geld.
Und Winzig ist ein kleiner Wurm,
Man kann ihn fast umblasen,
Er fürchtet den Gewittersturm,
Und läuft vor einem Hasen;
Und doch ist er ein großer Held,
Denn, merkt es euch, der Mann hat Geld.
Schön Julchen ist ein hübsches Kind,
Selbst für den feinsten Kenner,
Wie's da nun geht, es kommt geschwind
Ein Haufe junger Männer,
Und Jeder pußt und ziert den Leib,
Denn Jeder wünschet sie zum Weib.
Sie aber steht gar keinen an,
Sie hat ja schon gewählt,
Ihr Heinrich ist ein deutscher Mann,
Den hoher Muth beseelet.
Er schmeichelt, seufzet, schmachtet nicht,
Doch will er redlich, was er spricht.
Ach jamm're du und winde dich,
Magst dich zu Tode grämen,
Der reiche Harpar wirbt um dich,
Den sollst und mußt du nehmen;
Dein Heinrich wird gar nicht gezählt,
Er hat nur Muth und Kraft, nicht Geld.
Wie hatte nicht einst Griechenland
Sich hoch emporgeschwungen,

Als noch ein einzig Brüderband
Das ganze Volk umschlungen,
Es war nur klein, und schlug vereint
Dennoch den mächt'gen Perserfeind.
Allein der kluge Perser bot
Nun ein'gen Häuptern Güter,
Und Habsucht trieb, nicht wahre Noth,
Des Volks treulose Hüter;
Bald fraß ein blut'ger Bürgerkrieg
Den schönen, schon errungnen Sieg.
Und als sie nun sich selbst zerfleischt,
Soll Perser Hülfe geben,
Doch wer von Fremden Hülfe heischt,
Kann selbst nicht frei mehr leben;
So schwand der Griechen Meisterschaft,
Geld triumphierte über Kraft.
Allein ich brauche nicht so weit
Hin in die Vorzeit reisen,
Ich kann ja durch die neuße Zeit
Schon meinen Sag beweisen;
Da war auch eine Nation,
Der lief einst die Vernunft davon.
Da kämpfte klug ein Held voll Muth
Den tollen Wahnsinn nieder,
S' ward alles noch einmal so gut,
Als es gewesen, wieder.
Ihn nannt ein andrer großer Held
Mit vollem Recht, „groß wie die Welt.“
Und als er seiner Nation
Den ersten Plaz errungen,
Und als er sich zum größten Mann
Der Welt emporgeschwungen,
Und als man unverschämt ihn pries,
Sogar ihn „Gott auf Erden“ hieß;
Da kam ein kleiner Nachbarstaat,
Der zwar nicht viele Seelen,
Doch immer Geld in Fülle hat,
(Denn er weiß klug zu stehlen
Aus fremden Ländern Mark und Bein)
Der mischte sich nun auch mit ein.
Und streute Geld in Haufen aus
Und heßt zu steten Kriegen,
Doch unser Mann hält tüchtig aus,
Und häufet Sieg auf Siegen;
Doch hatt' er einen auch zerklöpft,
Gleich ward das Blut mit Geld gestopft.
Endlich war seine Kraft dahin,
Sein Herzblut war gestossen;
Da hat unmenschlich grausam ihn
Man aus der Welt gestossen.
Er starb. Den größten Mann der Welt
Hat endlich doch besiegt das Geld.
So gibt es denn zwei Dinge nur,
Die's Herz der Menschen lenken,
Verschwindet schnell des Einen Spur,
Mußt du aufs Andre denken;
Die Kraft regieret kühn die Welt,
Doch immer triumphiert das Geld.

— Lion, Unteroffizier im 16. Inf.-Regiment.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. September 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 35.

Zug nach Arabien im Jahr 1821.

(Erzählt von einem europäischen Offizier.)

Seit Europa in den Zustand des Friedens zurückgekehrt ist, sind die Erzählungen, welche kriegerische Abenteuer betreffen, wieder in Gunst gekommen. Mit besonderer Vorliebe liest das Publikum von den Thaten und gefahrdrohenden Händeln der jüngsten Zeit, wie sie fast alle Staaten mehr oder weniger bewegten. Vielleicht widmet man deshalb auch folgender kurzen, und der Wahrheit völlig getreuen Darstellung eines Zugs der Engländer im Schooße des glücklichen Arabiens einige Aufmerksamkeit.

Als Augenzeuge und mithandelnde Person auf diesem Zuge, von welchem die europäischen Journale nichts erwähnt haben, will ich mich zwar nicht in eine weitläufige Erörterung der Ursachen und Resultate, also der eigentlichen Politik, einlassen, sondern bloß ein treues Bild liefern, dessen Originalität ohne Zweifel Interesse erwecken wird. Ich mag nicht untersuchen, welche Ereignisse einst aus dieser Berührung zwischen zwei Welttheilen hervorgehen werden, die ohne Zweifel eine neue Aera in der Civilisation Asiens und Europas bilden wird; dies ist ein Punkt, über welchen die Philosophen vernünfteln mögen; mein Zweck ist es ja bloß, den merkwürdigen Contrast zu schildern, den unsere disciplinirten Truppen, unsere durch eine mechanische Kraft bewegten Bataillone, die ihren Impuls von dem Willen eines Einzigen erhielten, unsere zierlichen Offiziere und unsere Soldaten in scharlachrother Uniform mit den wilden Banden der Araber der Wüste, ihrem ungezähmten Muth und ihrer unregelmäßigen Art, Krieg zu führen, bildeten. Seit langer Zeit hatte man diese barbarische Taktik von Völkern, die sich noch im Naturzustande befinden, nicht mit Verzweiflung gegen die Ueberlegenheit unserer Manöver und unsere Weise, Krieg zu führen, sich entwickeln sehen. Der Kampf der Aschantis ist vielleicht das einzige Beispiel in der jüngsten Zeit, und es ist ein sehr merkwürdiges Ereigniß, in unseren Tagen Unterhanen Orgs IV. mitten in dem Sand-Decean und den unfruchtbaren Gebirgen Arabiens, unter einem Alles versengenden

den Himmel, welchen für die Bewohner der nördlichen Gegenden das Zurückprallen der Sonnenstrahlen in diesen baumlosen, völlig unbeschützten Ebenen nur noch fürchtbarer macht, sehten zu sehen.

Als Allirten des Fürsten oder Imans von Maskate*), übernahmen wir zugleich auch seine Zwistigkeiten mit den Wechabiten, Streitigkeiten, deren Ursprung ich nicht nur nicht kenne, sondern nicht einmal errathen kann. Ohne Zweifel hatte es der Stolz diesem Stamme nicht erlaubt, dem Iman die Beweise von Unterwürfigkeit und die freiwilligen Geschenke zu geben, welche er von dem übrigen Tribus empfängt, welche zerstreut in der Wüste leben. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle; genug, die Truppen des Imans wurden geschlagen und in Stücke gehauen, und die kühnen Wechabiten hatten ihre Verwüstungen bis in die Umgegend von Maskate ausgebreitet.

Er bat das brittische Gouvernement um Hülfe, und ein Regiment Sipayen oder geborene Ostindier, welche auf europäische Weise exercirt waren und vom Capitain Thomson vom 17ten Dragoner-Regiment befehligt wurden, ward zu seiner Verfügung gestellt. Der Iman hielt sich nun für den Sieger und täuschte sich.

Die Wechabiten haben eine Festung, welche ihre Hauptstadt ist, Ben-Buh-Alli heißt, 70 Meilen von der Küste entfernt liegt, und von Maskate durch diese Sandebene getrennt wird, aus welcher der ganze Boden des glücklichen Arabiens besteht, die Dichter mögen auch davon lügen, soviel sie wollen. Der Capitain Thomson zog gegen Ben-Buh-Alli aus, und seine abgematteten Truppen waren nur noch eine englische Meile von der Festung entfernt, als sich plötzlich ein Haufe oder eine Horde Wechabiten mit einem gräßlichen Geschrei auf einem engen Wege über sie herstürzte. Bei dieser höllischen Erscheinung, beim Anblick

*) Maskate (auch Meskint) ist die Haupt- und Residenzstadt des Imans der arabischen Provinz Oman, am Ende eines Meerbusens zwischen steilen Klippen, in einer dünnen felsigen Gegend; 2 Kastelle sind hier vorhanden, und die 18,000 Einw. starke Bevölkerung treibt Handel nach Persien und Hindostan.

dieser wilden Gesichter und bei diesen noch schrecklichen Tönen warfen die Cipayen die Waffen weg und ergriffen die Flucht. Die Bechabiten schleuderten ihre kurzen Degen nach ihnen, und richteten mit ihren zweischneidigen Säbeln ein gräßliches Gemetzel an. Kaum einigen Cipayen gelang es, ihr Leben durch die Flucht zu retten; die Rache der Araber bedeckte den Sand der Wüste mit mehr, als 450 Leichnamen, und der Capitain Thomson wurde selbst getödtet.

Als die brittische Regierung in Ostindien diesen Unfall erfuhr, hielt sie es für nothwendig, die Insolemenz der Bechabiten zu züchtigen, und sandte eine zweite Expedition ab. Die Armee (so konnte man sie nennen) bestand aus dem 65ten Regiment, dem europäischen Regiment von Bombay, einem leichten Bataillon Cipayen, dem 2ten Bataillon Infanterie, vier bis fünf Artillerie-Corps und zwei Compagnieen Pionniers; zusammen drei tausend Mann. Der General-Lieutenant Sir Lionell Smith übernahm das Commando dieser Truppen.

Zwanzig Fregatten, die von vierzig Patamars oder platten Fahrzeugen begleitet wurden, welche Lebensmittel, Pferde und die Artillerie führten, bildeten unsere Flotte. Wir gingen am 12ten Januar 1821 unter Segel; die Ueberfahrt war glücklich, der Wind uns günstig, und man hatte die Schiffe so sorgfältig ausgerüstet, daß es uns an nichts fehlen konnte, was fähig war, unsere Reise so bequem und angenehm, als nur möglich, zu machen. Ganz wider die sonstige Gewohnheit war diese Seefahrt, die in den europäischen Meeren für die Soldaten so äußerst beschwerlich ist, ein ununterbrochenes Fest. Wir empfanden dies erst recht lebhaft, als Ermattung, völlige Kraftlosigkeit und Durst uns in der Wüste zu peinigen anfingen. Da dachten wir recht bekümmert an die Zeit, welche wir am Bord zugebracht hatten, und es war vielleicht das erste Mal, daß Soldaten, welche den Gefahren zur See entgangen waren, in dem Augenblicke, wo sie ausgeschifft wurden, das Land verfluchten.

Es würde mir schwer fallen, wenn ich den Punkt, wo unsere Flotte im persischen Meerbusen vor Anker ging, genau angeben sollte; vielleicht würden dies selbst Leute nicht vermögen, welche in der Erdbeschreibung bewandeter sind, als ich. Auf keiner Karte fand ich das Vorgebirge und die elenden Hütten, in deren Nähe die Ausschiffung vor sich ging; selbst Zoar, die nächste Stadt, ist nicht darauf verzeichnet. — Der General und sein Stab blieben zurück, und wir marschirten auf Zoar. Je weiter ich in diesen trostlosen Sandebenen vordrang, desto widriger schien mir ihre Unfruchtbarkeit, ihre schauerhafte Einförmigkeit, ihr unermesslicher Horizont, und um so weniger begriff ich, wie das ehrwürdige Alterthum diesem Lande den Namen des glücklichen Arabiens geben, und wie die Neuen einen so lügenhaften Titel beibehalten konnten!*) Auf einer ungeheuren Fläche erblickten wir keinen Baum, kein Rasenplätzchen, auf welchem das Auge hätte ruhen können; man sah nichts weiter, als

einen entzündeten Himmel, eine brennende Erde und glühende Felsen. Vor uns, neben uns, hinter uns, überall bot sich uns dasselbe Schauspiel dar; wie Dante's Hölle läßt die Wüste nicht einmal die Hoffnung einstiger Ruhe in der Seele des trostlosen Beschauers aufkommen. Rings umher kann der Blick mit einer schrecklichen Freiheit umherstreifen, und er gewinnt nur die Gewißheit, daß er sich in einem Gefängnisse voll Feuer befindet; als einziges Resultat. Hier fallen keine periodischen Regen, wie sie in Ostindien die Erde erquickten; man findet hier ein Klima, im welchem nur zwei Arten lebendiger Wesen sich wohl befinden können, die Geier und die Araber; und sicher würden diese Vögel so öde Gegenden fliehen, wenn ihr Instinkt sie nicht zu den blutigen Mahlzeiten lockte, welche die Araber ihnen bereiten.

Endlich langten wir bei dem Dorfe Zoar an, welches die Eingebornen eine Stadt nennen. Einige Dattelpalme umgeben es, und der Anblick ihres grünen Laubes erweckte in mir ein Gefühl von Staunen und Freude, das sich einer Art von Trunkenheit näherte. Nachdem wir von der doppelten Einwirkung der Sonnenstrahlen gelitten hatten, indem sie gerade auf unsere Köpfe herabschossen, während der Boden unsere Füße brannte, fanden wir endlich ein wenig Schatten! Er dünkte uns eine Quelle des Lebens an der Brust des Todes, oder, wenn man lieber ein morgenländisches Gleichniß hören will: es war das Manna der Wüste. Bei diesem Anblicke fingen wir rascher zu gehen an, und bald befanden wir uns mitten unter den plumpen Hütten, aus denen das Dorf besteht.

Zoar kann ungefähr eine halbe englische Meile lang seyn; es besitzt einige Gärten. Niemand entfernte sich bei unserer Ankunft von seinen gewöhnlichen Geschäften. Die Männer gingen an uns vorüber, ohne sich nach uns umzusehen; die Weiber, welche um die Brunnen standen, und, wie die Israelitinnen der alten Zeit, mit Wasserschöpfen sich beschäftigten, setzten ihre Arbeit fort, und recht lebhaft erinnerten wir uns der patriarchalischen Zeiten, in denen eine Ruth, Booz und Noëmi lebten. Sie sind schlank, groß und schön gebaut, und tragen sämmtlich kleine Masken. Diese Sitte, durch welche ihre nicht sehr beachtungswerthen Gesichtszüge verborgen werden, so daß das Auge bloß auf den übrigen Theilen ihres Körpers verweilt, ist also ein Vortheil für sie. Keugierig — waren wir übrigens nur; die Zoarerinnen thaten gar nicht, als wenn sie sich um uns kümmerten. Trägheit, Stolz und ein gewisses wildes freches Wesen scheinen sie besonders zu charakterisiren. Mehrere sahen wir an den Thüren ihrer Wohnungen oder auf der Erde unbeweglich liegen oder schlafen. Das Innere ihrer Hütten, so wie auch ihre Kleidungen und Personen, zeugten von größter Reinlichkeit, auch war alle Sorge für das Leben, das hier freilich sich mit Wenigem begnügt und die ganze Einfachheit einer erst beginnenden Civilisation athmet, den Weibern überlassen.

Die ganze Baukunst im Flecken Zoar besteht aus der Verbindung biegsamer Zweige, welche mit Koth bedeckt werden; diese Wohnungen sind ohne alle Re-

*) Aus der eigentlichen Erdbeschreibung ist er verbannt.

gelmäßigkeit neben einander aufgerichtet. In der Mitte des Dorfes steht ein Dattelwäldchen, unter dessen Schatten einige Strohhütten erbaut sind. Zwei bis drei Thürme, die aus Erde aufgeführt sind, und unter denen sich ein noch höherer Thurm erhebt, welcher der Pallast des Schejfs genannt wird, scheinen Ansprüche auf Pracht zu machen. Dieser Pallast war in einen Bazar umgewandelt worden, in welchem Kaufleute aus Surate und Sind (Ostindien) Shawls, Essenzen und verschiedene Arten von Stoffen und Zeugen verkauften. Auf unsern Spaziergängen durch die Stadt trafen wir oft Weiber an, welche Flachs spannen. Eine zahllose Menge kleiner Kinder umdrängten sie, die ganz nackt waren, und nur einen Gürtel von leichtem Zeug um die Hüften trugen; sie halsen ihnen bei der Arbeit.

Wir schlugen unser Lager unter einigen zerstreuten Dattelbäumen auf, was ein sonderbares Schauspiel gewährte; die Babylonische Sprachverwirrung schien in dieser Einöde ihren Einzug gehabt zu haben. Da hörte man Englisch, Schottisch, Arabisch, Persisch, Hindostanisch, Bengalisches, mitten in dem Schweigen der Wüste reden. Die Kameele, welche das Gepäck trugen, langten allmählig, aber sehr langsam, an, und da man in dem Maße mehr Zelte aufschlug, als der Trupp sich vergrößerte, so herrschte in der Anordnung dieser momentanen Residenz völlige Regellosigkeit.

Indes wohnte Frohsinn in unserm Lager, und unsere Lebensweise hatte Aehnlichkeit mit der in einer Garnison. Rechnet man das Unbequeme der ungeheuren Hitze und die Sandwolken ab, welche der Wind auführte, und die uns zwangen, so lange er wehte, in unsern Zelten zu bleiben, so verlossen uns die Stunden wirklich recht angenehm. Der Iman von Maskate sollte uns eine Partie Kameele mit ihren Führern senden, und da diese mit der Ankunft etwas zögerten, so mußten wir ein Paar Tage länger in Zoar bleiben. Unterdeß war der General am Meeresufer geblieben, um über die Ausschiffung des Mundvorraths und der Munition zu wachen. Wir befanden uns in tiefster Sicherheit und lebten recht ruhig, als ein sehr trauriges Ereigniß, das eben durch diese Sicherheit herbei geführt wurde, uns aus derselben aufschreckte.

Einer von diesen Wachtposten, welcher sich mit dem Abfeuern seines Gewehrs belustigte, machte einen falschen Lärm. Damit ein solches, übrigens unwichtiges Ereigniß später vermieden würde, verbot man den Soldaten, welche auf dem Piquet standen, zu laden, und bloß die Schildwachen hatten die Erlaubniß, ihre Gewehre so in Stand zu haben, daß sie einem Angriffe begegnen konnten. Dies war, wie man bald sehen wird, eine sehr unkluge Maßregel. Der Capitain eines der Piquets glaubte diesen Befehl noch überbieten zu müssen, und untersagte es selbst den Schildwachen, ihre Gewehre zu laden. Unglücklicherweise griffen die Araber gerade dieses Piquet, das ohne Vertheidigungsmittel war, an. Sie hatten ihre Pferde zurückgelassen, und waren, hinter den Felsen sich fortziehend, bis zu unsern Soldaten gelangt. Ihr Widerstand war unnütz; der größte Theil wurde niedergemetzelt, und

die Uebrigen flohen dem Lager zu, wohin die Araber sie verfolgten. Man hörte ihr gräßliches Geschrei; sie tödteten Alles, was ihnen in den Weg kam, Menschen, Kameele, Pferde und Maulesel. Erschrocken und halb nackt verließen unsere Soldaten ihre Zelte und stießen überall auf einen Feind, der bereit war, sie zu ermorden. So verloren wir vierzig Mann und dreißig Lastthiere. Der Capitain Parr sammelte fünfzig Mann, und als er im Begriff stand, sein Detaschement zu verstärken, umzingelten ihn die Bechabiten. Sein Widerstand war heldenmählig und sein Kampf der der Verzweiflung. Er erhielt acht Wunden, tödtete 2 Mann und fiel unter den feindlichen Streichen.

Schon waren die Bechabiten, ihre Burfspieße nach unsern Zelten schleudernd und den Leuten auflauernd, welche aus diesen hervortraten, um sie ohne Mitleid zu ermorden, bis in das Centrum unsern linken Flügels vorgedrungen, als der rechte dadurch allarmirt ward, sich in Linie formirte und vordrang. Kaum hatten die Araber den gemessenen Gang unserer Soldaten vernommen, als sie, von der Dunkelheit begünstigt, die Flucht ergriffen, ohne irgend einen Todten weiter auf dem Schlachtfelde zu lassen, als die beiden Leute, welche der Capitain Parr niedergehauen hatte.

Dieser Ueberfall lehrte uns Klugheit. Unser Lager erhielt eine zweckmäßige Gestalt und der commandirende General besuchte seine Armee. Der Iman war am Meergestade zu ihm gestoßen, und man schlug für ihn ein Zelt in der Nähe des Generalstabes auf. Dieser schlecht gekleidete und von einem elenden Gefolge umgebene Souverain erweckte von der Macht der Oberhäupter in der Wüste eben keine große Idee. Sein Gesicht hatte wenig Ausdruck, und in seinen unbedeutenden Zügen bemerkte man den imponirenden Charakter nicht, der sich in einer arabischen Physiognomie mit der rohesten Wildheit mischt. Er empfing die Besuche, die ihm abgestattet wurden, ohne alle Förmlichkeiten, sitzend, oder vielmehr liegend, und führte während der Audienz Datteln oder Reis nach seinem Munde, den er aus gefüllter Faust verschlang. Er gilt in Arabien für einen sanftern und menschenfreundlichen Mann, wovon er uns aber doch einen höchst sonderbaren Beweis dadurch gab, daß er gleich am ersten Tage, wo er bei uns anlangte, sechs von seinen Leuten aufhängen ließ, die ihm als Spione verdächtig schienen. Ganz der Sitte des Morgenlands gemäß, ist dieser menschenfreundliche Monarch zu dem Titel, den er besitzt, so wie zu der schwachen Macht, die derselbe ihm sichert, bloß dadurch gelangt, daß er seinen ältesten Bruder ermordete.

Endlich langten die Kameele des Imans an, nebst den fünfhundert Beduinen, die sie führten. Wir erblickten sie schon von fern, mitten durch die Sandwellen, welche ihr Lauf oder vielmehr ihr Flug in einer ungläublichen Schnelligkeit auführte. Bald verschwanden sie unter einer solchen Wolke, bald erschienen sie wieder, ihre Umrisse in den fernen Horizont zeichnend. Die Beduinen schlugen mit ihren Säbeln gegen ihre Schilde, stießen ein gellendes Freudengeschrei aus und schleuderten ihre Speere in die Luft, als sie

uns näher kamen. Unser ganzes Lager war aus seinen Befestigungen herausgeströmt, und man kann sich nichts Malerisches denken, als die Begegnung zweier sich so unähnlicher Armeen in der Wüste.

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuber-Überfall.*)

Nachfolgende Erzählung ist buchstäblich wahr, und der Vorfall fand im Juni vorigen Jahres Statt. Derselbe schien so interessant, daß es der Mühe wohl lohnte, ihn zu Papier zu bringen. Frau von P**, eine Dame von ungefähr 50 Jahren, erzählte diese Begebenheit in einer Gesellschaft, und so ist sie hier auch redend eingeführt, um die Erzählung lebendiger zu machen.

St. Petersburg, im November 1827.

Der Wagen stand bepackt vor der Thüre, und der folgende Morgen war zur Abreise von unserm Gürtchen L** nach St. Petersburg bestimmt. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, hatte ich mich erst um ein Uhr zu Bette gelegt und war mit den Wehempfindungen, die das Herz gewöhnlich beklemmen, wenn wir einen geliebten Ort auf immer zu verlassen glauben, entschlummert, als mein Kammermädchen, das im Vorgemache schlief, durch ein Geräusch vor dem Hauße geweckt wurde. Sie eilte an das Fenster, um die Ursache desselben zu erfahren, aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie eine Anzahl von zehn Bewaffneten den Wagen umringen sah. Schon hatten sie sich desselben gänzlich bemächtigt, und während Einige ihn von Innen untersuchten, versuchten andere die Koffer von Außen zu lösen. Die Uebrigen wehnten ihre Messer und Säbel. Kaum aber hatten sie das Mädchen am Fenster erblickt, als sie mit Ungestüm ins Haus eindringen. Halb todt vor Schrecken war Papi zu Boden gesunken, doch die Tritte der Räuber — denn daß es solche waren, blieb kein Zweifel — weckten ihre Lebensgeister. Sie sprang auf und floh in das anstoßende Zimmer, worin ich schlief. — „Stehen Sie auf, gnädige Frau! Man ermordet uns; das ganze Haus ist voll Räuber!“ — rief sie bebend, und hatte mich in der Angst so fest umklammert, daß sie mich sitzend im Bette emporrichtete.

Du hast geträumt, Papi! — sagte ich, von ihrem Ungestüm ermuntert. — Lege Dich wieder zu Bette, denn wir können kaum eine halbe Stunde geschlafen haben.

Nein! O Gott, es ist kein Traum! Hören Sie das Getöse? Man schlägt die Vorderthüre ein! — und während sie, mit Todtenblässe bedeckt, am ganzen Leibe zitternd, so sprach, hörte ich deutlich die Schläge an der Thüre. Jetzt ergriff auch mich die Furcht. Ich sprang aus dem Bette, bekleidete mich in der Eile so gut ich konnte und suchte meine ganze Geistesstärke zu der bevorstehenden Catastrophe zu sammeln. In demselben Augenblicke war die Vorthüre gesprengt und stürzte mit fürchterlichem Getöse in das Zimmer. Unwillkürlich liefen ich und Papi zu der Stubenthüre, die uns nur noch von den Räubern trennte, schlossen sie eiligst zu und stemmten uns mit aller Kraft gegen dieselbe.

Im Nebenzimmer schlief meine alte 89jährige Mut-

ter und meine 10jährige Cäcilie. *) Der ungewöhnliche Lärm hatte sie geweckt, und während die alte, geisteschwache Frau in dem Banne stand, daß die Käufer unserer Möbeln diese abzuholen kämen und über ihre Ungeduld schmolte, war Cäcilie in's Zimmer gekommen und hatte, unsere angstvolle Lage errathend, sich mit an die Thüre gestellt, um den Eindrang abzuwehren zu helfen.

Jetzt war die Kotte im Vorzimmer, und da sie dasselbe leer fand, stürzte sie auf unsere Thüre zu. Sie fanden sie verschlossen. Wüthend über das neue Hinderniß, versuchten sie, sie aufzusprengen, und stießen und hieben mit solcher Gewalt gegen dieselbe, daß ich sie bei jedem Schläge aus ihren Angeln gerissen zu sehen glaubte; aber mochte es nun seyn, daß diese Thüre neuer oder von festerem Holze gemacht war, genug, sie widerstand der Gewalt, und die Räuber, die es vielleicht nicht wagten, sich bei dieser Arbeit so lange aufzuhalten, ließen plötzlich ab. In demselben Augenblicke hörte ich einen meiner Bedienten, einen 13jährigen Knaben rufen: „Machen Sie auf, es sind Gäste da?“ Die Stimme aber, mit der er sprach, war so gepreßt, so ängstlich, daß ich vermuten mußte, man habe ihm, mit dem Messer auf der Brust, zu diesem Zuruf gezwungen, um mich dadurch zur Oeffnung der Thüre zu bewegen. Diese List konnte ihnen aber, nachdem sie sich so angekündigt, natürlich nichts helfen, und ich benutzte den ersten stillen Augenblick dazu, aus allen Kräften um Hülfe zu rufen, und schrie so gewaltig, daß ich vier Tage nachher kein lautes Wort sprechen konnte.

Mein Schreien half mir nichts. Meine alte Mutter konnte mir nicht beistehen und hatte sich, auf Cäcilien's Erzählung, die uns schon während des Tobens an unserer Thüre wieder verlassen hatte, besinnlos in ihrem Bette erhalten. Ich trat also an das Fenster, um nach meinen übrigen drei Bedienten zu rufen, die ich zur Sicherheit bei dem Wagen zu schlafen beordert hatte; kaum hatte ich mich demselben aber genähert, so erblickte ich von Außen zwei mit Säbeln bewaffnete Menschen, die einen dritten in ihrer Mitte unterstützten, welcher in der einen Hand eine Flinte hatte, während er sich mit der andern in einer horizontalen, selbst schwebenden Lage an dem Fenster hielt.

In demselben Augenblicke stieß er mit der Kolt die große Scheibe ein und versuchte es, mich zu erschlagen. Fast bewusstlos vor Schreck ergriff ich eine kleine Tischuhr, die gerade auf dem Fenster stand, und schlug damit zweimal mit solcher Gewalt auf die Stirne des Räubers, daß derselbe zurückwich; gerade aber, als ich ihm den dritten Schlag versetzen wollte, brach der Ring, an dem ich die Uhr gehalten, und sie fiel zur Erde. Ich bückte mich eilig, sie wieder aufzuheben, aber der Räuber ersah den Augenblick und ergriff mich so gewaltig an der Brust, daß ich die Uhr nicht erreichen konnte. Ich kämpfte jetzt, um mich von ihm los zu machen, das war aber nicht möglich, und gerade dadurch, daß ich zurückwich, zog ich ihn, da er mich so fest hielt, ins Zimmer herein.

(Schluß folgt.)

*) Pflgetochter der Frau von P**.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 8. September 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 36.

Zug nach Arabien im Jahr 1821.

(Erzählt von einem europäischen Offizier.)

(Fortsetzung.)

Man denke sich lebhaft diese Kameele, diese Arabischen Kenner, diese wilden Esel, wie sie ohne Sattel und Reitzzeug mit der Schnelligkeit des Blüthes durch die Wüste eilen; diese halbnackten Menschen, die einem europäischen Lager zuströmen; man stelle sich unser Erstaunen über den Anblick vor, den sie uns darboten, ihre Verwunderung, als sie unsere Uniformen sahen; wie für die Einen, so für die Andern, war in den Reihen der alliirten Armeen alles neu, sonderbar, ungewöhnlich. Sie wurden auf unserm rechten Flügel aufgestellt, nahmen von ihrem Lagerplatze Besitz und richteten sich daselbst mit der größten Unordnung ein. Sie streckten sich auf der Erde hin, wickelten sich in ihre Mäntel und schliefen so in der ärgsten Sonnenhitze ein; ihre Pferde standen oder lagen neben ihnen, und zeigten durch ihre verschiedenen Stellungen die malerischste Verschiedenheit. Die Kameele, die Statuen gleich unbeweglich dastanden, harrten bis zum Abend in der Stellung aus, die sie am Morgen eingenommen hatten. Nach allen Seiten hin spiegelten sich die Sonnenstrahlen in den glänzenden Waffen und blendeten uns durch die Beweglichkeit ihrer Reflexe. Die sich bis zu uns verlängernden Schatten dieser riesenhaften Körper, als der Abend einbrach, die Laute ihrer kurzen, mit Kehlkönen gesprochenen Worte, ihre Gebärden, die nicht sehr häufig, aber um so energischer waren, ihre Art und Weise, patriarchalisch, kriegerisch, wild, heroisch zu seyn —: dies Alles trug dazu bei, diese Scene in unsern Augen als höchst merkwürdig erscheinen zu lassen, nicht als etwas Wirkliches, sondern als einen jener glänzenden Träume, welche die Dichtkunst uns vorgaukelt.

Wirklich entfernten wir uns auch oft von unserer Armee, um das benachbarte Lager zu besuchen und uns zu überzeugen, daß eine so seltsame Erscheinung — wahr sey. Am Meisten bewunderten wir das gute Einverständnis und die Gleichheit, welche zwischen den

Zweifüßigen und den Vierfüßigen herrschte. Dies war wirklich eine recht erbauliche Brüderschaft. Um einen und denselben Schlauch oder Sack mit Datteln geschaart, aßen Menschen und Kameele in bester Familien-Eintracht zusammen, und tranken wechselweise aus Einem Gefäße, ohne Unmuth oder Stolz zu zeigen. Da die Beduinen mittheilungslustiger und gesprächiger sind, als die übrigen Araber, so hatten sie mit ihren Verbündeten bald gute Bekanntschaft gemacht. Man näherte sich einander, verständigte sich durch Zeichen, und diese furchtbaren Gesichter lächelten uns zu.

Sie waren weit weniger neugierig, als wir, und unsere Unbekanntschaft mit ihren Sitten und Gebräuchen, und unsere daher rührende Wißbegierde belustigten sie ungemein. Ich bin überzeugt, daß sich in ihre Empfindungen hinsichtlich unserer ein gewisser Grad von Verachtung mischte oder vielmehr vorherrschend war. Sie sahen mitleidig zu, wie wir ihre ungeheuren zweischneidigen Schlachtmesser mit beiden Händen in die Höhe hoben; unsere kleinen Säbel oder Degen, die wir im Gürtel trugen, kamen ihnen wie Bratspieße vor, und sie würdigten sie nicht einmal des Betastens. Zuweilen sah man einen Beduinen sich einem unserer Rothröcke gegenüber stellen, drohende Gebärden annehmen, seinem Gesicht einen wilden Ausdruck geben, und sich stellen, als wenn er sich Augenblicklich über ihn herstürzen und ihn verschlingen wollte; wenn der Bewohner der Themse oder des Tweed dann einige Furcht blicken ließ, so war der Beduine zufrieden, machte wieder sein gewöhnliches Gesicht und freute sich über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte. Ich muß gestehen, daß es einen ganz seltsamen Contrast bildete, wenn man hier den Britischen Dandy mit Purpur bedeckt, von Stickereien und vergoldeten Knöpfen strotzend, sah, und dort — den wilden Krieger der Wüste mit brauner Gesichtsfarbe, gigantischen Gliedmaßen, Kühnheit, Männlichkeit, Kampflust athmend, von großer Muskelstärke, ohne plump zu seyn, mit schwarzem lockigen Haar, einer stolzen Miene und hervorspringenden Gesichtszügen, mit dem majestätischen Turban und der Tunika ohne Ärmel bekleidet, einen Schild am Arm, am Gürtel einen Degen und einen Dolch, und

in der Hand einen Säbel von kolossalem Durchmesser. Ein solcher Gegensatz war nicht zu unserm Vortheil, und wenn ein Araber, so, wie ich ihn beschrieben habe, seinen wilden Kenner bestieg, sank durch die heldenmäßige Schönheit des Ganzen, durch die furchtbare Grazie, welche Reiter und Ross zu beleben schienen, der zierliche und dabei doch ärmliche Putz unserer Europäischen Uniformen in ein wahres Nichts zusammen.

Bei uns war Alles künstlich; ihre großartige Einfachheit dagegen verdankte, was sie war, bloß der Natur. Als diese Homerischen Helden die Sonne hinter den Gebirgen untergehen sahen, verließen sie das Lager, in ziemlich regelmäßige Trupps aufgelöst, und begaben sich nach der Ebene, um den frommen Vorschriften ihres Glaubens zu genügen. Um ihre demüthige Gesinnung an den Tag zu legen, streuten sie Sand auf ihre Köpfe, dann beugten sie ihre Körper langsam zur Erde, wobei sie das Gesicht mit den Händen bedeckten. Hierauf erhoben sie sich wieder, die Blicke, in denen die tiefste Andacht sich malte, gen Himmel richtend, und murmelten so ihre heiligen Gebete her. Dies waren die so einfachen und doch so feierlichen Ceremonien dieser Menschen der Wüste.

Wir konnten gar nicht müde werden, ein so merkwürdiges Schauspiel zu betrachten, welches für uns den glänzenden Reiz morgenländischer Zauberei hatte, und zugleich auch das Anziehende unbestreitbarer Wahrheit. Es ward Befehl zum Abmarsch nach Ben-Buh-Ali gegeben. Ein Maler würde gewiß gern diese tumultuarische Scene und den so höchst sonderbaren Anblick benutzt haben, welchen unser Aufbrechen darbot. Es war ein Gemisch von Unordnung, eine Verwirrung der Trachten, ein Gemenge Asiatischer und Europäischer Sitten durcheinander. Die Araber beluden ihre Kameele, die Beduinen stiegen zu Pferde, unsere Soldaten legten ihre Zelte zusammen und liefen nach den Zügeln ihrer Rosse; dies, und die Bataillone, die sich ordneten, die Adjutanten, welche einige Ordnung in diese große, aus so fremdartigen Stoffen bestehende Masse zu bringen suchten, bildete, Alles zusammengenommen, ein höchst malerisches Chaos, das sich um so schwieriger entwirren ließ, je verschiedener die Elemente waren, aus denen es bestand.

Bald hörte unsere Ergöhllichkeit indes auf und machte der unerträglichen Pein eines ununterbrochenen Marsches in den Sandwellen Platz, in welchen unsere Füße unter der tropischen Sonne versanken; nach meiner Ueberzeugung ist dies Uebel das schrecklichste, welches einen Soldaten nur treffen kann. Die schwache Wasserportion, die wir bei uns führten, regte den verzehrenden Durst erst recht auf, statt ihn zu löschen, und er goß Feuer in unsere Adern und Wahnsinn in unser Gehirn. Von Zeit zu Zeit machten wir Halt und tranken, um uns zu erfrischen und neue Kraft zu schöpfen, etwas Wasser, das wir mit Branntwein vermischten.

Ich erinnere mich, daß eines Tages, nach einem Marsche, dem wir beinahe erlagen, plötzlich ein lautes Freudengeschrei aus allen unsern Reihen erscholl. Vor uns zeigte sich das Dorf, wo wir campiren sollten.

Ich sehe noch seine Dattelgebüsche, seine muntern klaren Quellen, seine Hütten, seine Thürme; sogar die Kameele sind mir noch gegenwärtig, welche Schläuche voll Wasser aus dem Dorfe heraus uns entgegen trugen. Welch ein Glück! Alles schwamm in einer Art von süßer Trunkenheit. Ach! und dies so verführerische Bild hatte unsere Phantasie allein entworfen; die Lusterscheinung realisirte in unsern Augen auf das Täuschendste alle unsere Wünsche, und der brennende Sand war die Leinwand, auf welcher eine grausame Fee uns dies phantastische Gemälde zeigte. Bald sahen wir ein, daß wir die magische Perspektive nach Gefallen verändern konnten. Der Eine, der eine orientalische Phantasie hatte, zauberte sich auf diese Weise Moscheen, Pagoden und Palmengebüsche hervor, ein Anderer die Umgebungen seines Geburtsorts; noch Andere schufen sich mit wenig Kosten das Schauspiel einer Jagd, welche vor ihnen im grenzenlosen Raum entfloh und ihren eigenen Marsch beschleunigte. Jeder verzerrte auf diesem peinlichen Wege seine Lieblingsidee, und dieses Naturspiel stellte so recht anschaulich das Symbol des menschlichen Lebens dar.

Unsere optischen Täuschungen würden uns ohne unsere große Ermattung und den quälenden Durst noch mehr ergötzt haben; der letztere besonders ward mit jedem Tage unerträglicher. Mit größter Schwierigkeit passirten wir die Ghauts. Dies sind steile Felsen, die sich zu einer großen Höhe erheben. Die Sonne, die ihre Strahlen auf sie niederschleudert, wandelt sie in glühende Massen um; mehrere Soldaten fielen, als sie sie erklimmen wollten, todt nieder. Von dem Gipfel der Ghauts herab flogen unsere Blicke über die ganze Wüste, deren Sand wie die Wellen eines großen Oceans unter uns hin wogte. Als wir wieder in die Ebene hinabstiegen, fanden wir einige Bäume, deren unerwarteter Schatten uns Schutz gewährte. Wir ruhten eine halbe Stunde unter ihren Blättern aus.

Gewöhnlich geschah es um vier Uhr Abends, daß wir Halt machten. Zu Führern dienten uns Eingeborne, die uns den geraden und am wenigsten ermüdenden Weg zeigten. Ihnen folgten die Pionniers, um ihn zu ebenen. Trotz dieser Hülfe und dieser Vorarbeiten ward die Linie doch häufig durch die Schwierigkeit unterbrochen, mit der es verbunden war, über isolirte Felsen zu klettern, welche die Natur mitten in dieses Sandmeer geworfen hat, um in die Einförmigkeit derselben eine angenehme Abwechslung zu bringen, aber auch die Geduld und Kraft des unglücklichen Reisenden auf die härteste Probe zu stellen. Das Hauptquartier ging uns mit seinem dienenden Gesindel voran; wenn wir anlangten, waren unsere Zelte aufgeschlagen, Alles kam in Ordnung und wir genossen endlich der Ruhe. Aber übel, sehr übel daran waren die Leute, welche die Wache hatten! Auf die Strapazen des Tags folgten die nächtlichen, und das Lager ward von Soldaten bewacht, die sich kaum bewegen oder von einem Fleck auf den andern schleppen konnten.

Seit dem Einfall der Wechabiten in unser Lager waren wir beständig auf unserer Huth, und ich er-

traune darüber, daß sie einen Angriff nicht wiederholten, der ihnen so gut gelungen war. Es würde ihnen ein Leichtes gewesen seyn, jede Nacht uns zu überfallen, unsere Piquets in Stücken zu hauen und wieder zu entfliehen, ehe unsere, vom Marsche zänglich erschöpften Soldaten sich sammeln konnten, um ihre Waffengefährten zu rächen. Hätten sie sich in den Desertees, welche wir passiren mußten, in den Hinterhalt gelegt, so wär' es ihnen ein Leichtes gewesen, in unsern Gliedern das schrecklichste Blutbad anzurichten. Vielleicht zogen sie es vor, durch ihren ersten Erfolg lähn gemacht, sich mit uns in einen regelmäßigen Kampf einzulassen und uns zu erwarten, um sich so mit uns zu messen. Wie dem nun auch seyn mag, diese Kühnheit ward für sie höchst traurig.

Wir waren weit entfernt davon, vorherzusehen, daß sie auf den kleinen Krieg verzicht leisten würden; wir befanden uns in beständiger Unruhe, und wenn die Epayen die Wache hatten, alarmirten sie in Folge ihrer natürlichen Schüchternheit, die sie in jedem Felser, den sie vor sich sahen, einen Feind erblicken ließ, unaufhörlich unsere Reihen. Die Offiziere der Piquets, zu denen ich gehörte, ängstigte eine doppelte, für sie sehr peinliche Verantwortlichkeit, der wirklichen Gefahren nicht zu gedenken, denen sie auf ihren Posten ausgesetzt waren: sie konnten nämlich sehr leicht einen falschen Lärm verbreiten, oder, wenn sie einen verborgenen Feind nicht bemerkten, unter dessen Streichen fallen und diesen bis zu dem Armecorps vordringen lassen. Diese, mit solchen Gefahren verknüpften Verpflichtungen hatten indeß auch ihre Annehmlichkeiten. Der, auf einen Hügel postirte, Offizier beobachtete, die Cigare im Mund und in seinen Mantel gehüllt, mit Staunen den sonderbaren Charakter der ihn umringenden Landschaft. In allen übrigen Theilen des Weltalls ist die Natur selbst dann noch mannigfaltig, wenn sie einen ganz scheußlichen Anblick darbietet. Hier aber herrscht eine riesenhafte Einsörmigkeit, eine gräßliche Naaktheit, ein Boden, der bis zu den Grenzen des weiten Horizonts völlig unfruchtbar ist, ein prachtvoller Himmel, der aber nichts weiter, als Sand und Felsen umgibt, die auf allen Punkten dieses ungeheuren Raumes zerstreut umher liegen.

Mitten in dieser Einöde denke man sich die nächtliche Ruhe eines Feldlagers, Soldaten, die auf ihren Waffen schlummern, Feuer, die hie und da angezündet sind, das Murmeln der Patrouillen, das Klirren der Bewehre, und jenseit der Verschanzungen ein tiefes, ernstes Schweigen; dann, wenn man dieses Bild in seiner Gesamtheit in seine Phantasie aufnimmt und es recht lebhaft sich darzustellen vermag, wird man sich einen Begriff von der Beschaffenheit des Eindruckes machen können, welchen diese nächtlichen Beobachtungen im Gemüth des Menschen hervorbringen mußten.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß; aber ich bezweifle, daß es, wie die Verfasser von Anmerkungen sich ausdrücken, ein hiatus maximo deslendus, d. h. eine Lücke ist, welche sehr beweint zu werden verdient.

(Schluß folgt.)

Der Räuber-Überfall.

(Schluß.)

Während dies Alles vorging, hatte Pepi, beim Anblick der Räuber am Fenster, die Thüre geöffnet und war durch den Saal in das Nebenzimmer geflohen. Ich befand mich also mit diesem Menschen ganz allein. Es war eine furchtbare Gestalt! Ein langer Mensch, dessen ungeheurer Schnurbart sein Gesicht noch wilder machte. Noch immer hielt er mich mit kräftiger Faust an der Brust und gab mir mit der Kolbe seiner Flinte mehrere heftige Stöße auf die linke Seite. Es war mir gelungen, ihm die rechte Hand in das Halstuch zu stecken und mit der linken die Flinte zu ergreifen. Die Todesangst hatte mir Riesenstärke gegeben; ich fühlte nicht einmal die Schläge, die ich auf der Brust erhalten hatte, sondern wehrte jeden Versuch, sich von mir los zu machen, kräftig ab.

So mochten wir wohl fünf Minuten gerungen haben, als ich ihn fragte: was er denn wolle? — „Geld! Geld! Geld!“ rief er, mich fürchterlich anblickend. Meine Chatouille stand neben meinem Bette. Ich glaubte, er hätte sie stehen gesehen; allein als ich meinen Blick dahin warf, sah ich, daß ich bei meinem schnellen Aufspringen aus dem Bette das Unterbett herabgeworfen hatte und dasselbe glücklicherweise auf die Chatouille gefallen war und sie seinem Blick entzog. Unbegreiflich ist es mir, daß weder er, noch die Andern, die Anfangs an der Außenseite des Fensters gestanden, ein Taschenbuch mit ungefähr 800 Rubel Banconoten, so wie 200 Rubel Silbergeld, die neben dem Taschenbuche aufgezählt standen, wahrgenommen hatten. Schon war ich im Begriff, mich durch Aufopferung dieses Geldes von ihm los zu kaufen, als ich doch erst versuchte, mich ohne dieses zu befreien.

Geld habe ich hier nicht. Du siehst, das Zimmer ist leer. Morgen wollen wir reisen, daher ist schon Alles in den Wagen gepackt. Dieser enthält alle meine Kostbarkeiten, mein Geld, meine Uhren und Ringe. Ich bin in eurer Gewalt, geh' und suche dort nach.

Er warf noch einen forschenden Blick auf mich, dann auf das Zimmer umher und nun ließ er mich los und nahm denselben Weg wieder durch das Fenster hinaus. —

Kaum fühlte ich mich frei, so floh ich durch den Saal, um durch eine Nebenthüre auf den Hof zu kommen. „Ist die versperrt, so bist du verloren!“ dachte ich. Sie war offen. Aber kaum hatte ich den Schritt über die Schwelle gethan, als ein anderer Räuber, der den Eingang früher besetzt hatte, den Säbel hoch in die Luft schwang, um mir den Kopf zu spalten. Ich stürzte zu Boden und hob unwillkürlich beide Arme rückwärts in die Höhe, um den Streich aufzufangen. Die Spitze des Säbels schlugte mir den Daumen, da er aber einen zweiten Versuch machte, glückte es mir, die Klinge mit der rechten Hand zu fassen und festzubaltn. Ich fühlte, daß ich bei diesem ungleichen Kampfe erliegen mußte. Der Daumen schmerzte fürchterlich und die rechte Hand war durch

viele Säbelschnitte verwundet. Ich konnte nicht mehr Widerstand leisten und hatte eben die Klinge verlassen, um jetzt den Todesstreich zu empfangen, als ein: „Halli!“ das von mehreren Stimmen zugleich erscholl, meinen Mörder von mir plötzlich abrief. In der ganzen Zeit hatte ich nur für meine Selbsterhaltung Sinn gehabt und weder an meine alte Mutter, noch an Cäcilien gedacht. Eine andere Abtheilung der Räuber war auch in ihr Zimmer eingedrungen, hatte aber der Alten, die im Bette geblieben war, und dem Kinde nichts zu Leide gethan. Cäcilien trieb die Furcht aus dem Zimmer, und da sie wahrscheinlich in dem Wahne stand, daß das Vorzimmer noch immer mit den Gräßlichen angefüllt war, welche die Thüre Anfangs hatten sprengen wollen, so eilte sie zum Fenster und sprang, im Hemde, einen Stock tief hinunter. Glücklicherweise hatte sie keinen andern Schaden genommen, als daß sie sich Gesicht, Hände und Füße an den Gläserben schnitt, die von den eingeschlagenen Scheiben herunter gefallen waren. Der Anblick der Räuber, die um den Wagen beschäftigt waren, ließ ihr keine Verwundung fühlen; sie floh; floh durch die offene Thüre des Hauses zurück in dasselbe Zimmer, welches sie eben verlassen hatte, und fand die Räuber noch mit Durchsuchung desselben beschäftigt. Als sie das blutende Kind erblickt hatten, ergriff einer dasselbe, schleuderte es auf das Bette der alten Frau und sagte: „Da, verhalte Dich ruhig! Dir und der Alten soll kein Leid geschehen, nur Deine Mutter wollen wir unbringen!“ — In diesem Augenblicke erschallte das „Halli!“ auch zu ihnen und im Nu hatten sie das Zimmer verlassen.

Ich hatte mich jetzt etwas erholt. Nun sprang ich auf und floh, von Blut triefend, dem Zaun der benachbarten Bauern zu. Nachdem ich eiligst hinüber geklettert war, legte ich mich hinter denselben im Garten des Nachbarn auf die Erde und horchte. Alles war still. Jetzt eilte ich durch den Garten, stieg auf der andern Seite wieder über den Zaun, um in dem Hause des Grafen S** Hülfe zu suchen. Wie sollte ich aber dort hinkommen? Das Haus stand dem unsern schräg über, und ich mußte das unsrige erst passiren, um dieses zu erreichen. Die Noth gab mir Muth. Ich floh über die breite Landstraße und war unserm Hause eben gerade über, als ich von den Räubern entdeckt wurde. „Folgt ihr! Haut sie nieder!“ hörte ich, und in demselben Augenblicke fielen auch schon ein paar Schüsse, während Einzelne mir den Weg zu verrennen strebten. Ich strengte meine letzten Kräfte an, und der Vorsprung, den ich hatte, machte mir es möglich, das Haus zu erreichen und hinein zu flüchten. „Wasser! Wasser!“ hörte ich, wie aus einer Kehle rufen, und wahrscheinlich war das das verabredete Lösungswort, sobald den Räubern Gefahr drohte. Es kamen plötzlich mehrere Tellegen vorgefahren, die Räuber warfen sich hinein und jagten im gestreckten Galopp davon.

Ich stürzte die Treppe hinauf in das Zimmer des Grafen. Mein Erscheinen in so ungewöhnlicher Stunde

— es war halb 2 Uhr des Morgens — der Zustand, worin die helle Juni-Nacht ihn mich erblicken ließ, die flüchtige Bekleidung, die kaum meine Blöße deckte, die von der Angst entstellten Gesichtszüge, die vom Blute triefenden Hände — alles das mußte ihn in den höchsten Schrecken versetzen. Kaum hatte ich mit Mühe die einzelnen, unzusammenhängenden Wörter: „Räuber — Ueberfall!“ hervorgebracht, so sprang er auf, rief seine Leute, kleidete sich flüchtig an und stürzte auf die Straße. Sie waren fort und nur meine drei Bedienten, die ich bei'm Wagen hatte schlafen lassen, lagen noch mit dem Gesicht zur Erde gewandt neben demselben. Während der Graf den Flüchtlingen zu Pferde nachsehen ließ, gelang es mit Mühe, die Diener zu ermuntern. Diese wollten durchaus keine Auskunft geben, wie sie in diesen Zustand versetzt worden waren, gestanden aber nachher, daß sich ein Bauer zu ihnen gesellt und ihnen von seinem Branntwein gegeben habe. Es war also kein Zweifel, daß dies ein Gehülfe der Räuber gewesen und der Branntwein einen Schlaftrunk enthalten hatte. Der Junge, der im Vorzimmer geschlafen, war, wie ich es vermuthete, von den Räubern gezwungen worden, mir die Ankunft von Gästen zu melden, um mich zur Oeffnung der Thüre zu bewegen.

Da die Räuber ihr ganzes Augenmerk wahrscheinlich nur auf Geld gerichtet, und dasselbe nur im Innern des Wagens vermuthet haben mußten, so hatten sie denselben ganz durchwühlt. Unter den vielen Schachteln war ihnen besonders eine aufgefallen. Sie war nämlich rund, mit einem Bändchen umwunden, versiegelt und 1½ Pfund schwer. Diese konnte, ihrer Meinung nach, nichts anders als Dukaten enthalten; aber sie hatten sich geirrt. Es war gerade zur Zeit, wo die Erdbeeren reifen, und da wir auf der Reise oft Gelegenheit zu finden glaubten, welche zu kaufen, so hatte ich ein rundes Schächtelchen mit 1½ Pfund gestoßenen Zucker gefüllt und es, zur leichtern Unterscheidung, mit einem Bändchen umwunden und versiegelt. Dies hatten sie nun mitgenommen, und ich kann mir es vorstellen, wie groß ihre Ueberaschung gewesen, als sie für alle ihre Anstrengungen, statt des Geldes — den Zucker fanden; so wie ich mich glücklich schätzen kann, bei so gefährlichen Ausflüchten, den Schreck abgerechnet, so wohlfeilen Kaufs zu vorgekommen zu seyn.

Meine Reise mußte dieses Vorfalles wegen natürlich für jetzt unterbleiben, da mich theils die Erschöpfung, worin ich mich befand, theils die Schmerzen in der linken Brust und meine verwundete Hand sie jetzt nicht unternehmen ließen.

Die ausgesandten Leute kehrten unverrichteter Sache zurück und ich mußte noch 9 Tage dort bleiben, um die gerichtliche Anzeige über diesen Vorfall zu machen. Nach Verlauf dieser fühlte ich mich stark genug, die Reise zu unternehmen, und kam bald nachher, ohne weitere Unannehmlichkeiten, glücklich in St. Petersburg an.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 15. September 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 37.

Zug nach Arabien im Jahr 1821.

(Erzählt von einem europäischen Offizier.)

(Schluß.)

Während der letzten Tagemärsche unserer Armeen fiel nichts Bemerkenswerthes vor; wenigstens erinnere ich mich keines der Rede werthen Ereignisses. Wir kamen zwischen den Trümmern eines Dorfes durch, welches unsere Feinde zerstört und verwüstet hatten, und langten Angesichts von Ben-Buh-Ali an.

Die Armee machte Halt, um sich von neuem zu formiren. Detachements von Tirailleurs wurden voran geschickt, und in bester Ordnung marschirten wir auf das Asyl der Wechabiten los. Wir mußten zu diesem Behufe das Schlachtfeld passiren, auf welchem noch die Soldaten des Capitains Thomson lagen. Mit Schauern sahen wir hier die auf der Erde hingestreckten, von der Sonne ausgehörten Leichname; einige waren noch völlig gut erhalten, andere nur Skelette, welche die Geier abgenagt hatten und deren Knochen gebleicht waren. Jede Compagnie fühlte die Ueberreste ihrer ehemaligen Waffengefährten unter ihren Tritten wegzrollen oder erbeben, und gräßlich waren die Verwünschungen, mit denen unsere Armee die Luft erfüllte, und die Flüche, mit denen sie alle Wechabiten belegte.

Ben-Buh-Ali flöste mit den großen Thürmen, die es beschützen, und dem Dattelwalde, der es umgibt, unserer Armee, die einen unfruchtbaren, alles Grüns beraubten und unbewohnten Raum durchwandert war, Bewunderung ein. Es bildete für uns einen prachtvollen Contrast. — Die Feinde empfingen uns mit Kanonenschüssen; sie bedienten sich der Artillerie des Capitains Thomson, um uns zu bekämpfen, und eine Englische, von den Wechabiten abgeseuerte Kugel war es, welche bei der ersten Ladung einen Mann und einige Kameele uns tödtete. Unsere Feldstücke erhielten den Befehl, die dem feindlichen Feuer ausgesetzte Flanke zu decken, und gaben ihm mit Zinsen die Verwüstungen zurück, mit denen er uns bedrohte, die aber wegen der Ungeschicklichkeit der Arabischen Artilleristen nicht sehr furchtbar waren. Während

wir einen Hagel von Kugeln auf die Stadt regnen ließen, zeigten sich die verwegenen Wechabiten auf ihren Wällen, fochten mit Säbeln und Degen in der Luft herum und forderten uns mit lautem Geschrei zum Kampfe heraus. Ihre Kanone streifte immer unsere Linie, und wir verschanzten uns hinter großen Sandbänken, um die Ankunft unseres schweren Geschützes abzuwarten.

Man glaubte allgemein, daß der Platz regelmäßig belagert werden würde, und bereitete sich schon darauf vor, die Laufgräben zu eröffnen, als eine unerwartete Entdeckung uns diese Mühe ersparte und die Vernichtung der Wechabitischen Krieger beschleunigte. Der commandirende General hatte einige Offiziere, unter denen ich mich befand, abgesandt, um in den Umgebungen sich umzusehen, und besonders in einem Dattelwalde von sehr beträchtlichem Umfange, in welchen der Feind sich leicht in den Hinterhalt gelegt haben konnte. Wir durchstreiften ihn, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen. Am äußersten Ende des Waldes befand sich ein Thurm, in den wir sogleich eindrangten; jenseit dieses Thurmes dehnte sich eine Ebene aus, welche wieder an ein anderes Gehölz stieß. Einer von uns stieg, mit einem Fernglase versehen, inwendig in diesen Thurm hinauf und entdeckte von hier aus unter den Dattelgebüsch, welche die Ebene begrenzen, eine bewaffnete Menge, welche bereit schien, zu kämpfen und zu sterben. Dieser fast ganz nackte Haufe, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, mitten in seinem letzten Zufluchtsorte gruppiert und gleichsam über einander geschichtet war, aber unerschütterlich in seinem Entschlusse, und das Schlachtschwert in der Hand, bot wirklich ein heroisches Schauspiel dar, dessen Größe das alte Griechenland verherrlicht haben würde, wenn der Schauplatz seiner Wirksamkeit an den Ufern des Eurotas oder am Aegeischen Meere gelegen hätte.

Wenn unsere unglücklichen Feinde, statt sich in diesem Zufluchtsorte von uns überraschen zu lassen, einen Ausfall unternommen hätten, so würden sie uns sehr in Verlegenheit gesetzt haben. Ihre unregelmäßige Angriffsweise paßt sehr gut zu der Lokalität; unsere Kriegerreihen drangen nur mit Schwierigkeit in die

Waldungen, wo abgehauene Baumstämme, lange verwirkelte Wurzeln und abgebrochene Zweige unsern Marsch hemmten. Da unsere Soldaten nur Einer hinter dem Andern gehen konnten, so war es ihnen erst in der Ebene möglich, sich zu sammeln. Die Wechabiten erkannten oder ergriffen die günstige Gelegenheit nicht, die sich ihnen darbot, und sahen ruhig zu, wie wir in Linie aufmarschirten. Jetzt waren sie verloren.

Das 65. Regiment und das 7. der aus Eingeborenen Ostindiens bestehenden Infanterie hielt die Ebene besetzt. Der Rest unserer Streitkräfte folgte ihnen unmittelbar und bildete die Arrièregarde. Jetzt marschirte ein Bataillon unserer Tirailleurs in das zweite Gehölz, in welches die Feinde sich postirt hatten; es wurden einige Flintenschüsse gethan, die Wurfspeieße der Feinde verkündigten ihre Ankunft und so verließen sie endlich ihren Zufluchtsort. Man mußte diese gigantischen Gestalten in Unordnung hervorbrechen sehen, von denen Einige Kriegelieder sangen, Andere ihre kriegerische Tänze ausführten, sämmtlich aber mit den Waffen klirrend, um diese Scene so fremdartig, als wirklich grausenerregend, zu finden. Ueber tausend Mann stark, in Haufen, aber ohne Regelmäßigkeit, schleuderten sie Steine nach unsern Reihen und schienen über den Angriffspunkt uneinig zu seyn. Wir sandten ihnen einen Schwarm von Flintenkugeln zu, damit sie ihre Entscheidung beschleunigen möchten, und nun beschrieb diese große verworrene Masse einen Halbzirkel und stürzte sich auf das Regiment Sipayen, das am äußersten Ende unsern linken Flügels stand. Die Sipayen wurden zusammengehauen und auf einige Augenblicke in Unordnung gebracht. Der Araber, der mit dem Schlachtbeil bewaffnet war, das er auch als Wurfspeieße schleuderte, so wie mit einem Säbel, dessen er sich bediente, den verwundeten Feind vollends zu tödten, umgab sich mit einer Schrecken einflößenden Schnelligkeit mit Leichen. Schon war das 65. Regiment mit derselben Wuth angegriffen worden, als der Oberst Warren, der es befehligte, die beiden auf der Flanke befindlichen Compagnien den vierten Theil eines Circels durch ihre Stellung einnehmen ließ; jetzt waren die Wechabiten auf allen Seiten von unserm Feuer umringt; sie prallten zurück, versuchten uns zu umgeben, stießen aber auf die Arrièregarde, die sie mit Flintenschüssen empfing, und bestürzt über unsere Anzahl und die Europäische Taktik, der sie nichts entgegen setzen konnten, als einen unnützen persönlichen Muth, ergriffen sie die Flucht, und zwar mit einer Schnelligkeit, die ihrer Heftigkeit bei der Attaque glich. Ihre Todten bedeckten die Ebene und nur einer kleinen Zahl gelang es, sich zu retten.

Sie flüchteten sich in den großen Thurm des Palastes ihres Scheykh's, der von sehr gut berechneten Befestigungen vertheidigt wurde, welche letzteren bewiesen, daß die Personen, welche ihn erbaut hatten, hinsichtlich der Vertheidigung von Plätzen einen gewissen Instinkt, wo nicht wirkliche Kenntnisse besaßen. Wir verfolgten sie. Als wir uns der Festung auf Kanonenschußweite genähert hatten, erblickten wir eine Menge Wechabiten, die auf Pferden oder Kameelen über die

Ebene ritten; unsere Kugeln ereilten Einige von diesen Flüchtlingen, der Rest entkam. Diese Menschen waren so hartnäckig, daß sie selbst nach ihrer Niederlage fortfuhren, uns Widerstand zu leisten. Wir mußten unsere Kanonen vor dem Thurme des Scheykh's auffahren und eine Bresche in denselben schießen.

Wir richteten unser Feuer auf das Hauptthor, das sie uns durchaus nicht öffnen wollten. Ich erinnere mich, daß eine alte Frau unter dem Portal saß; bei jeder Ladung, die wir nach demselben richteten, verließ sie ihren Platz und nahm ihn dann ganz ruhig wieder ein. Ich maß diese unglückliche Verwegenheit dem Wahnsinn oder der Verzweiflung bei; aber ich hörte nachher, daß alle Kinder dieser Unglücklichen sich im Innern des Thurms befanden, unter andern auch zwei tödtlich verwundete Söhne. Die arme Mutter harrete mit Angst des Augenblicks, wo unsere Batterien das Thor einschießen würden, um sich durch dasselbe hinein zu ihren Kindern stürzen zu können. Endlich pflanzte man auf der Spitze des Thurms die Fahne auf, durch welche man verkündigte, daß man das Fort übergeben wolle; bald nahmen unsere vaterländischen Farben ihren Platz ein.

Als wir in diesen Schlupfwinkel drangen, bot sich uns ein gräßlicher Anblick dar. In einem engen Raume waren über hundert und fünfzig Personen, Männer, Weiber, Kinder, zum größten Theil gefährlich verwundet oder sterbend, zusammengedrängt. Das letzte Röcheln des Todeskampfes, das Geschrei der Weiber, welche die tödtlichen Wunden ihrer Männer verbanden oder ihr Blut stillten, die Worte Allah il Allah, die Anzeichen religiöser Ergebung, ertönten von allen Seiten, und überall vernahm man ein Stöhnen, wie Menschen es ausstoßen, die unaussprechlich viel leiden. Nie, nie werde ich diese Scene vergessen. Wir leisteten den Unglücklichen so viel Hülfe, als nur in unsern Kräften stand und die Menschlichkeit gebot, und unser ambulantes Lazareth ward dazu benutzt, so Viele am Leben zu erhalten, als man nur hoffen konnte.

Indeß war die Nacht eingebrochen; wir hüllten uns in unsere Mäntel und schliefen in Masse unter den dunkeln niedrigen Gewölben der Festung. Das Dorf oder die Stadt, die ganz nach den Grundsätzen architektonischer Regellosigkeit erbaut war, wie Zoar, sah förmlich einer Copie dieses Fleckens ähnlich, nur nach einem größeren Maasstab angelegt. Was mir am Meisten auffiel, waren große Scheunen, in denen sie eine ungeheure Menge von Datteln, getrockneten Fischen und Kaffee aufgespeichert hatten; dies war Alles Eigenthum der gesammten Republik, und bewies, in welcher Gütergemeinschaft die Mitglieder derselben lebten. Wir fanden sonst keinen Gegenstand von Werth. Schilde, Degen und Luntengewehre waren die einzigen Trophäen.

Am andern Tage besuchten wir das Schlachtfeld, wo wir über fünfhundert Leichname und einige Verwundete fanden, die eben ihren Geist aufgeben wollten. Die Meisten waren Leute mittleren Alters, von starkem Körperbau, und ihre finstern Gesichter schienen noch im Tode von Stolz zu zeugen. Mit Erstaunen

gewahrten wir einige Frauen, kleine Jungen und Greise mit schneeweißen Bärten, welche die Gefahren und den rühmlichen Tod der Krieger hatten theilen wollen. Wir näherten uns den Sterbenden, welche ihre Augenlieder schlossen, um ihre Sieger nicht zu sehen; wenn sie einen flüchtigen Blick auf uns warfen, schienen sie uns zu fluchen und uns noch mit ihren ernsten, furchtlosen Blicken zu bedrohen.

Sie weigerten sich, aus unsern Händen Wasser anzunehmen; Arabern schlugen sie es nicht ab und flüsternten leise das Wort Allah! Für Jemand, den ein langes Kriegerleben noch nicht abgehärtet hatte, war dieser Anblick schrecklich; das Unheil und der Schmerz, den unsere mörderischen Maschinen und unsere Europäische Kriegskunst mitten in diesen Einöden verbreitet hatten, mußte trübe Empfindungen erwecken. Einige Tage später bewirkte die Sonne, die auf die Leichname fiel, daß sie aufschwollen, sie dehnte ihr Fleisch aus, und machte sie durch diese riesenhaften Verhältnisse und den pestilentialischen Gestank, den sie in der Luft verbreiteten, zu einem Gegenstande des Abscheus und des Ekels. Endlich fielen, um das Gemälde vollständig zu machen, die Geier über ihre Beute her, und oft, wenn ich die Kunde machte, hörte ich das Hacken ihrer Schnäbel und das Schlagen ihrer Flügel auf den Leichnamen, die sie verschlangen.

Theatersucht rettet ein Schiff vom Untergang.

Ein Mitglied der Liebhaber-Gesellschaft (des Theaters) von Madras segelte von einer Besuchs-Reise in England nach Indien zurück. Es war ein beliertes Original, und hieß Jack Wallace. Seine theatralische Tollheit gab sich kund bei einer merkwürdigen Gelegenheit, wo sonst jedes andere Gefühl von dem Alles verdrängenden Instinkt der Lebenserhaltung überwältigt zu werden pflegt. Die Flotte, mit der er segelte, ward bei St. Mauritius von einem der schrecklichsten Orkane zerstreut; viele der Schiffe gingen zu Grunde, und der Indier, auf welchem sich Jack befand, entkam mit genauer Noth gleichem Schicksal. Der Zimmermann berichtete, das Wasser stehe bereits sieben bis acht Fuß hoch im Raume; alle Passagiere sammt Jack mußten an die Pumpen. — Die See ging bergeshoch und bedrohte das Schiff mit augenblicklicher Zerstörung; Verzweiflung, das ansteckendste Ding unter Seeleuten, wenn sie einmal ausgebrochen, bemächtigte sich der Bemannung, und schon begannen die Matrosen in ihrer Mühe lässig zu werden, mit einigen verständlichen Hindentungen auf den Vorsatz: da doch einmal Alles vorbei, noch zu guter Letzt mit ihren Kameraden einen Abschieds-Grog zu trinken; mit andern Worten, die Rum-Kammer zu plündern. So ein furchtbarer Entschluß, ausgeführt, hätte alle Aussicht auf Rettung abgeschnitten, und Jack, der etwas von der Berathung vernommen, fühlte, daß kein Augenblick zu verlieren sey, die Matrosen von dem verhängnisvollen Schritte zurück zu halten. — Er begann demnach den Rum-Präsidenten mit großem Ernst die Thorheit und

Sträfllichkeit ihres Vorsatzes, ihre Anstrengung in einer so furchtbaren Krisis unterbrechen zu wollen, zu Gemüth zu führen, und stellte ihnen vor, wie nutzlos auch ferner jede Mühe wäre, wenn sie ihre Zustucht zu dem betäubenden Rumm nehmen. Seine Gründe schienen einige Wirkung zu machen; da war aber ein Bursche unter den Matrosen, der diesmal als ihr Sprecher auftrat, und augenscheinlich einen starken Einfluß über dieselben ausübte. Ihm schienen Jack's Vorwürfe nicht zu behagen; und als dieser behauptete, mit Gottes Hilfe, und einigen Stunden angestrebter Arbeit werde wohl das Leck bezwungen, und das Schiff vielleicht in den Hafen getrieben, stehend, die regelmäßige Vertheilung des Rums abzuwarten, oder auf des Capitains Freigebigkeit in diesem außerordentlichen Falle zu vertrauen, sah der erwähnte Wortführer unserm Jack fest und ernst in's Gesicht, und rief, sich in eine theatralische Position werfend, emphatisch aus:

„Ganz wohl! doch, indem das Gras wächst —
Das Sprüchwort ist zwar etwas schimmelig —.“

Das hieß nun auf einmal den ganzen Theater-Menschen aufrufen in Jack, der in dem Deklamator augenblicklich einen Coullissen-Helden erkannte, mit dem er sich bei irgend einer wandernden Truppe gemeinschaftlich gespielt zu haben erinnerte. Sehr vergnügt, daß er so unerwartet einen alten Bekannten gefunden, und in der Hoffnung, der Umstand gebe ihm hinreichendes Uebergewicht, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, redete er ihn in gleicher Weise an:

„Mein Freund! mir scheint bekannt dies Angesicht Aus alter Zeit; irrt mein Gedächtniß nicht —.“

„Ich glaub' es wohl“, erwiderte der Schauspieler-Matrose; „ich spielte ja den Pierre zu Ihrem Jassier, Sie Wallace, in Tiverton, bei Crakeleys Gesellschaft; doch“, fuhr er in pathetischem Tone fort:

„Nicht Worte sind's, mit denen man sich brüset, Rum ist die Lösung, Rum, was uns gelüftet!“

„Das fordert nicht! Ihr macht Euch schwere Schuld!“ erwiderte Jack in gleichem Geiste.

„Was fragen diese Brüller nach Geduld?“

erklärte der Schauspieler, und in dem Augenblick fiel ein gewaltiger Sparren vom Mast herab, und hätte bald die Sentenz dem Sprecher im Munde erschlagen. Doch weder fallende Sparren, noch die gewaltigen Stöße des Schiffs, noch die furchtbare Nähe des Todes konnten die Zungen dieser Theaterbesessenen im Zaume halten, die mit ihrer Deklamation den Sturm überbrüllten. Als der Wind immer heftiger und gewaltiger durch das Tauwerk heulte, brach Jack's Freund in Lear's erhabene Raserei aus:

„Mögen die großen Götter,
Die dieses schauerliche Ungewitter
Losließen über unserm armen Haupt,
Sich damit gegen ihre Feinde wenden!“ —

und Jack antwortete mit einem gleichfalls passenden Citat; kurz, wie uns ein bei der Scene gegenwärtig gewesener Passagier versichert, der sonderbare Auftritt

dauerte an zwanzig Minuten, während welchem Beide in ihrer theatralischen Wuth so tief befangen waren, daß sie der sie umgebenden Gefahr vollkommen vergaßen. Der theatralische Auftritt hatte jedoch die gute Folge, den Schauspieler von seinem beabsichtigten Sturm-Angriff auf die Rum-Kammer abzuleiten, und der Beredsamkeit Jacq's gelang es, auch den Uebrigen Verstand einzureden. Erneuter Anstrengung glückte es, bei nachlassendem Winde, mittelst den Pumpen das Schiff über dem Wasser zu erhalten, bis es, obschon beinahe ein Wrack, die St. Simons-Bay erreichte. Die Rettung war fast ein Wunder. Wäre der unselige Entschluß, die Rum-Kammer aufzubrechen, in's Werk gesetzt worden, in dem Augenblick, wo Alles an der Disziplin der Besatzung hing — so mußte das Schiff unvermeidlich zu Grunde gehen.

Vervollkommnung der Luftschifferei.

Die „Revue Britanique“ erzählt, ein Chemiker in Philadelphia habe mit Beihülfe der Auflösung und Verdünnung alkalischer Salze vorzüglichster Güte eine Flüssigkeit erhalten, zweihundert Mal leichter, als die atmosphärische Luft. *) Derselbe erhob sich lebhafte, in Gegenwart eines großen Theils der Bewohner Philadelphia's, binnen weniger als zwei Minuten zu einer Höhe von 4800 Fuß, in einem Schiffchen, welches von taffet'nen Schläuchen getragen wurde, die mit hinreichender Quantität des oberwähnten von ihm erfundenen Gases gefüllt gewesen. **) Das Schiff, auf sinnreiche Weise mit Steuer und Rudern versehen, durchschnitt die Luft in allen Richtungen mit außerordentlicher Schnelligkeit. — Der Luftschiffer ließ sich, nach einer anderthalbstündigen Fahrt, fünf- und vierzig Stunden nordöstlich von Philadelphia nieder, und hat also das langgesuchte, vielleicht allen Weltverhältnissen bald eine neue Gestalt verleihende Problem, auf eine bisher ungeahnte Weise gelöst. — Auf vorstehende Notiz, an der wir übrigens noch keine Glaubhaftigkeit finden können, hat ein Franzose, Namens De St. Martin, unter dem 1. August ein Schreiben an den Herausgeber des „Corsaire“ eingeschickt, worin es heißt:

„Erlauben Sie mir, in Hinsicht auf die von Ihnen mitgetheilte Nachricht von der in Philadelphia stattgefundenen Luftfahrt, verbunden mit der Direktion des Balls, im Namen Frankreichs, dem schon die Ehre der ersten (?) Erfindung der Luftschifferei gebührt, auch das Verdienst und die Priorität der Leitung der Luftbälle

für dasselbe in Anspruch zu nehmen; denn wir haben auch von dieser Seite den Bewohnern der neuen Welt nichts zu beneiden. — Es ist eine unbezweifelte, mehreren Personen bekannte Thatsache, daß dies Problem seit ungefähr neun Monaten vollständig gelöst worden von einem meiner Freunde, einem ehemaligen Marine-Inspektor, der seitdem nicht aufgehört hat, an dem Modell der ärostatistischen Maschine zu arbeiten, um sie in möglichster Vollkommenheit der Regierung und der Akademie der Wissenschaften vorlegen zu können. Von einer ganz andern Form, als die gewöhnlichen Luftbälle, vereinigt sie in sich alle Vortheile und alle Garantien, um mit Bequemlichkeit und Sicherheit zu reisen, selbst in den höheren Regionen der Luft. — Die Schnelligkeits- und Richtungs-Agentien dieser Maschine sind so beschaffen und geordnet, daß sie im Nothfall durch sich selber zu eben so vielen Fallschirmen werden, um ein zu heftiges Niedersteigen zu mildern; und auf verschiedene Weise gehandhabt, ohne von ihrer Linie zu weichen, kann man damit nach Belieben eine steigende oder sinkende Richtung der Maschine, oder endlich ein völliges Niederlassen derselben auf die Erde bewirken. — Das Gas wird auf eine Art verwendet, die nichts mehr für das Reißen des Taffets fürchten läßt, und noch minder ist eine andere Gefahr zu besorgen in Rücksicht neuer dabei angebrachter Verbesserungen, welche den Reisenden höhere Sicherheit gewähren. — Die Leichtigkeit und Solidität, die sich in dem Bau dieser Maschine offenbart — vor Allem die Leichtigkeit, sie nach Gefallen zu bewegen und zu dirigiren, sey's mit, sey's gegen den Wind — das sind die Vorzüge derselben, welche ihren Gebrauch eben so nützlich für Regierungen und Handel machen werden, als angenehm und wenig gefährlich einzelnen Personen, selbst bei langen Luftreisen. — Die Verspätung der Publication dieser interessanten Entdeckung hatte vornehmlich den Grund darin, weil der Erfinder sich von Niemand bei der Konstruktion derselben Hülfe leisten lassen, und sie zu möglichstem Grade der Vollkommenheit bringen wollte, eh' er damit vor das Publikum trat. In kurzer Zeit aber wird Jedermann über die Vortheile und den Werth dieser Entdeckung urtheilen können, welche dem Anschein nach nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — Da ich in keine weiteren Details des Gegenstandes eingehen kann, ohne das Interesse des Erfinders zu compromittiren, so bitte ich Sie nur, durch Einrückung dieses Schreibens in Ihr Blatt demselben das Datum seiner Erfindung der Mittel, die Luftschiffe nach Gefallen zu lenken, gefälligst sichern zu wollen. Ich bin u. s. w.

de St. Martin,
Rue de la Fidélité.“

Nun, wir werden ja sehen, wie vielen oder — wie wenigen Grund die Angaben aus der neuen und der alten Welt haben! — denn nach so vielen Versündigungen, die zu Nichts wurden, sind die Zweifel gewiß erlanbt, wenn davon die Rede ist, daß man nun endlich Luftbälle dirigiren könne.

*) Die bisher leichteste bekannte Luftart, Wasserstoff-Gas, wiegt, in reinstem Zustande, ohngefähr 12 bis 13 Mal leichter, als die atmosphärische Luft; indes mag die, mit fremden Theilen geschwängerte, wie sie zur Füllung der Luftbälle erzeugt und verwendet wird, sich zu der atmosphärischen im Mittel wie 5:1 verhalten.

**) Also nicht von einem Ball — sondern auf ohngefähr die Art, wie einst der Jesuit Lana den ersten Gedanken eines Luftschiffes angab.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. September 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 38.

Der unheimliche Schneider,
oder
die verdamnte Rechnung.
(Nach dem Englischen.)

Gegen Ende des Jahres 1826 fand ich Ursache, meinen Schneider zu wechseln, und auf Empfehlung meiner Freunde — ich weiß nicht mehr, welcher — wandte ich mich an einen, welcher seine Residenz in jener absonderlichen Region der Hauptstadt aufgeschlagen, wo die Flüsse von Museum-Street und Drury-Lane (metaphorisch gesprochen) in die geräumige Bucht von High-Holborn ausmünden. Wer je vorüber gefegelt, oder Anker geworfen an diesem Zusammenfluß, muß den Mann kennen, von dem hier die Rede ist. Er sitzt, oder saß — denn er ist seitdem in's Grab gelegt — stolz und aufrecht, mit einer Feder hinter'm Ohr, inmitten seines düstern, spukhaften Ladens, niedrig umhangen von Kleidungsstücken jeden Schnitts und Aussehens, für alle mögliche Stufen-Alder von der ersten rohen Art an bis zur feinsten Gattung. Seine Gestalt ist schwächig, seine Wangen bleich, mit zwei tiefen Furchen zu jeder Seite der Nase, welche häufig mit Tabak gefüttert wird; seine Augen starren hervor gleich Seekrebsen, und senden Blicke herum, voll einer gewissen nicht-sagenden geheimnißvollen Bedeutung; und seine Stimme — seine schauerliche, hohltönende, unirdische Stimme — scheint aus dunstschwangeren Grüften empor zu ächzen, und stößt Laute aus, wie Windesfuzzer irrend zwischen Gräbern. Seine Kleidung stimmt auf wunderbare Weise mit seiner Haltung überein. Ein schwarzer Rock, nach der schönsten Mode der Vorzeit, mit großen Tuchknöpfen garnirt; dicktuchene kurze Unausprechliche, unter den Knien mit Messingschnallen befestigt; vierschrötige, knarrende Schuhe, und ein Hut, vorne breit, zu beiden Seiten aufgeschulpt, und hinten im rechten Winkel endigend, während die breite Seite vorn die Nase beschattet — das ist das treue Bild des würdigen Mannes. Sein Benehmen ist gleichfalls eigentümlich; man kann es nicht gemein nennen, nicht vornehm; — es ist zu passiv für das

eine, zu pompös für das andere: es bildet, so zu sagen, ein Mittelding zwischen beidem, mit einem leichten Zusatz von Pedanterie, welcher nicht wenig zu der gehörigen Wirkung beiträgt. Alles zusammengenommen: das eben beschriebene Wesen würde unter allen Umständen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit seyn; nicht so sehr um irgend einer vorragenden Eigenthümlichkeit willen, als in Rücksicht auf vollkommenes Gleichmaaß und Verhältniß in Zügen, Gestalt und Costüm; kurz, es ist jene Mischung aus stiller Zurückhaltung und halsstarrer Zähigkeit, welche das vollendete Original charakterisirt.

Angelangt in der Wohnung dieses Sonderlings, machte ich mit ihm mein Geschäft schnell ab. Ich erhielt das Versprechen genauer Bedienung auf gewöhnlichen Zahlungstermin. Bis hieher ging Alles sehr natürlich zu. Die Kleider kamen, und mit bewundernswerther Pünktlichkeit fand sich auch die Rechnung ein. Doch der Tod eines Freundes rief mich bald darauf von London ab, und sechs Monate verstrichen darüber, nach deren Ablauf ich, der Uebereinkunft zufolge, von meinem Schneider an die Bezahlung erinnert worden. Vielleicht macht es hier nicht an unrechter Stelle seyn, zu besserem Verständniß meiner Erzählung zu bemerken, daß ich ein medizinischer Praktikant bin, von etwas reizbarem Temperament, theils herrührend von einer eingewurzelten Entzückung der Phantasse, theils als Familien-Erbtheil zu betrachten. Mein Einkommen — welches einem jungen Wundarzt, der seine Tour durch die Krankenhäuser noch nicht durchgemacht, selten oder nie beschwerlich wird — ist beschränkt, fast wie Londonderry's Beredsamkeit — und gerade jetzt war es so weit zusammengeschrumpft, als nöthig, um mich in beständiger Spannung zu erhalten. Unter diesen Verhältnissen war die Erinnerung meines Schneiders mir sehr unwillkommen. Ich bat ihn daher in einem Billet um nochmalige sechsmonatliche Geduld, und hielt den Handel für geschlossen, da keine weitere Antwort erfolgte. Unglücklicher Weise aber, als ich ohngefähr einen Monat später längs dem Strande hinschleudere, rannte ich zufällig gegen ihn an. Das Zusammentreffen schien unerwartet von beiden Seiten; doch mein

Schneider, als Mahner im Vortheil, faßte sich zuerst, und nach einem langen vorbereitenden „Hm!“ — ein stummes, aber ausdrucksvolles Ding aus Vorwurf, Vergnügen und Entschlossenheit zusammengefaßt — eröffnete er sein Feuer wie folgt: „Ich glaube, Sir, Ihr Name ist D —?“ — „Sir, ich glaube es auch —!“ — „Sehr schön, Herr D —!“ — Die kleine Rechnung zwischen uns betreffend — ich möchte bitten, Sir, daß —.“ — „Ganz recht, ich weiß es wohl! Haben Sie nur Geduld bis zur bestimmten Zeit, und Sie sollen befriedigt werden!“

Die Antwort schien ihn zu beruhigen, oder, man kann nicht sagen, beruhigen, denn das setzt Aufregung voraus, und seine Weise war unantastbar wie immer; doch, die Antwort genügte ihm vorläufig und er ging von dannen, nachdem er auf mich einen jener zweideutigen Blicke geworfen, mit dem sich Ajax von Ulysses, oder Didon von Aeneas wendete, in der Unterwelt. Wenn der Mensch — bemerkt, ich weiß nicht wo? ein Weiser — von irgend einem schweren Kummer gebeugt ist, findet er wenigstens Trost in dem Gedanken, daß alle die kleineren Leiden darüber vergessen werden; so daß, in diesem Licht betrachtet, ein Unglück ersten Ranges für das glücklichste Ding von der Welt gelten kann; denn nicht nur vernichtet es eine Menge kleiner Unannehmlichkeiten, sondern, der Seele einen würdigen Vorwand zur Klage verleihend, erhebt es dieselbe zugleich in eigener Achtung, und vervollkommnet sie in der schönsten der Tugenden, der Geduld. — Was mich betrifft, ich bin, was man einen Selbstmarterer nennt. Wenn mich einen Augenblick nichts quält, so bin ich genial genug, in Kleinigkeiten Nahrung zum Verdruß zu finden, und ich könnte eben so wenig ohne Noth und Sorge leben, als Andre ohne Hoffnung. Man wird mir daher glauben, daß, in Abwesenheit eines Glends größerer Art, mein Schneider zur Ursache meines Jammers wurde. Meine Schuld an ihn war jedoch ein positives Uebel, dem nur durch ein eben so positives Mittel abgeholfen werden konnte; aber, aus diesem und jenem Grunde, ich war gerade nicht vermögend, selbes anzuwenden zu können.

Es vergingen einige Wochen, ohne daß ich von meinem Verfolger weiter etwas zu hören bekam, als, an einem finstern November-Abend — einem jener England eigenthümlichen Abende, neblig und düster, wo halberfrorner Regen in Compagnie mit stürzenden Dachtraufen, vom Sturmwind getrieben, Euch in's Angesicht schießt und blind macht für alle Gegenstände außer Euch — an einem dieser vaterländischen Abende begab sich's, daß ich mich auf meinem Wege nach Camden-Town verirrete, und ungeachtet meiner Scheu gegen Unbekannte genöthigt ward, die erste beste mir begegnete leidliche Person nach der Richtung meines Weges zu fragen. Viele gingen an mir vorüber, aber Keiner schien mir einladend genug, als, durchstreifend eine namenlose Gasse, welche nach Tottenham-Court-Koad führt, ich dicht hinter einem ansehnlich scheinenden Mann zu schreiten kam, der, in einen dunkelbraunen Oberrock gehüllt, einen leinenen, halb von dem Fischbein abgeglittenen Regenschirm schief über dem

Kopfe trug. Hastig zu ihm tretend, sprach ich: „Bitte ergebenst, Sir, könnten Sie nicht die Güte haben, mich nach dem Plaze Camden-Town zu weisen?“

Der Unbekannte machte die möglichst geringe Bewegung gegen mich, und sprach sofort in gedämpftem Tone: „Ich glaube, Sir, Ihr Name ist — D —!“ — Ich schwieg; eine dunkle Vermuthung stieg in mir auf. Sollte er es seyn? Unmöglich! — Und doch, die Stimme, die Art, die —. Mein Verdacht bestätigte sich nur zu bald, da der Unbekannte mit dem ihm eigenen Ausdruck zum zweiten Mal das Schweigen brach mit den Worten: „Die kleine Rechnung betreffend —!“

Das war genug, mehr als genug; es war überflüssig zum Davonlaufen. Gemahnt zu werden von einem Gläubiger, und an das Gemeine des Lebens sich erinnern zu lassen, gerade; da die Einbildungskraft am stärksten abgezogen gewesen von allen Armlässigkeiten irdischer Geschäfte — geärgert zu werden von einem Schneider in demselben Augenblick, da die Seele am süßesten träumte von ihrer Geliebten — der bloße Gedanke war zum Verzweifeln! So dachte ich — und stürzte ohne weitere Erklärung von dannen, und hielt nicht inne, bis ich mich fern und in Sicherheit wußte vor dem hohlen Schall der Grabesstimme, die mich schon einmal in so äußerster Unmuth versetzt hatte.

Es war ohngefähr um dieselbe Zeit, daß mein Freund C* von Covent-Garden, aus Mitleid mit meiner im Allgemeinen abgeschietenen Lebensweise, mir ein Billet zu einer von Champaigne-Bright's-Maske-raden anbot. Da dies eine Unterhaltungsweise ist, vollkommen fremdartig dem, was sonst als der Grundzug englischen Charakters betrachtet worden — eine Unterhaltung, worin sich Extreme begegnen, wo sich der melancholische Jack am lustigen Fallstaff reibt, wo Patrizier mit Plebejern verkehren, wo Roué's mit ihren Dienern auf Du und Du stehen, wo Kuppler und Schmarotzer, Autoren und Schauspieler die Narren machen, Jeder nach bestem Vermögen; wo das blühende Antlig, die gerundete Wüste, die Wellenform dieser und jener angehenden Schönheit, sich blobbietend mit allem Zauber der Kunst, einen heißen, sengenden Geist in die Adern jagen, und buchstäblich das Blut in Flammen setzen; wo das ganze Leben und Wesen Liebe ist, schweisende, schlaue, suchende und unsichtbare Liebe, deren Stimme wie Musik klingt, wobei das Herz selig und still hinschmilzt wie Eiszapfen im Sonnenschein; wo Witz, Phantasie, Leidenschaft, Ausmaßung, Pöbelhaftigkeit im Staat, und Würde in Lumpen den Keulung Schritt vor Schritt necken und verfolgen — da, wie gesagt, dies eine Lustbarkeit ist, wobei die wunderbarsten Widersprüche Auflösung finden, so faßte ich den Entschluß, mich auf einmal unter die scheckige Heerde zu mischen. In einen Domino gehüllt, erschien ich auf dem Schauplatz. Dieser begann sich wenige Minuten nach meiner Ankunft zu fühlen. Die Lichter und Gewänder, die Musik, die heiße Luft, die heterogene Verschiedenheit der Charaktere, wie Traumschatten an mir vorüberstreichend — Alles das regte meine Phantasie auf; meine Schüchternheit verschwand, und machte Platz der unerträglichsten Unverschämtheit.

In dieser Stimmung begegneten meine Augen einer Nonne, vom Scheitel bis zur Zehe gehüllt in einen langen schwarzen Schleier, welche, wie C* versicherte, seit einiger Zeit mich aufmerksam zu betrachten schien. Vom Champagner begeistert, trat ich rasch auf dieselbe zu. Augenblicklich war ich an ihrer Seite, und meine Augen starteten ihre Maske an mit jenem Ausdruck besonderen Inhalts, welcher der Sage nach den Verliebten bezeichnet. Wir befanden uns auf Augenblicke allein, auf einer abgelegenen Stelle der Bühne. Ich ergriff die Gelegenheit, faßte die Hand meiner Nonne, drückte sie, kräftig, doch mit bester Sitte, lißelte ihr einige kurze Redensarten in's Ohr, die, so viel ich mich erinnere, heiße Liebe athmeten, rührend waren und voll Ueberrückungskraft. Eine ernste Pause erfolgte, wonach ich mein Leben erneuerte. Ich malte mit den eingreifendsten Worten mein Verlangen, ein Antlitz zu schauen, von dessen himmlischer Schönheit ich innigst überzeugt war, oder die Stimme zu hören, gegen die ohne Zweifel die schönste Rossinische Musik größte Dissonanz seyn müsse. Sonderbar! ich erhielt noch immer keine Antwort. Ich fing zum dritten Mal an; ich beschwor, ich bat, um ein einziges Wort, wenn es auch nichtsfagend seyn sollte, hinzuzufügen, daß einem Liebenden selbst ein Nichts ein Etwas sey. Noch immer keine Erwiderung. Mein Herz begann zu verzweifeln; meine Lippen bebten; der Teufel regte sich fast in mir. Die Unbekannte sah meine Bewegung; ihr edles Herz ward gerührt, und nachdem sie einige Zeit wie nach einem festbaren Dokument gesucht, drückte sie verschämt, aber bedeutsam, ein Papier in meine Hand, verschwindend im Gedränge. Einen Augenblick lang — so unerwartet war mir der Vorfall — stand ich wie bezaubert; doch bald zu mir selbst gekommen, flog ich zum nächsten Leuchter, Willens eine Epistel zu lesen, ohne Zweifel voll der glühendsten weiblichen Zärtlichkeit. Flammenden Blicks öffnete ich das Billet; eine Fluth entzückender Gedanken überströmte mich; ich war an der Schwelle des Paradieses — ach! man denke sich mein Entsetzen, als ich anstatt des erwarteten Schlüssels dazu — in großen gothischen Buchstaben auf einer viereckigen, am Rande mit Blumen eingefaßten Karte die widerwärtige Geschäfts-Adresse las des:

Mr. Thomas M — e, Schneider,
116, High-Helborn.

Wenn der Leser nur einen Funken feinen Gefühls hat, wird er begreifen, daß ich nicht länger auf dem Schauplatz dieses außerordentlichen Abenteuer verweilen konnte. Ich flog eiligst meines Weges nach Hause, in tiefen Betrachtungen, und nicht ohne gewisse abergläubische Anwandlungen in Rücksicht des mehr als sonderbaren Falls, zum dritten Mal diesem verwichensten der Gläubiger in die Arme gerannt zu seyn.

Am folgenden Tag war ich bei meinem Freunde C* zu Tische. Die Maske und der Schneider waren der Gegenstand unserer Unterhaltung. Wir stimmten darin überein, daß die Umstände der letzteren Erscheinung ungewöhnlich wären; doch damit war bei meinem

Freunde die Sache abgethan. Mit mir ging's nicht so leicht; ich konnte mir die Geschichte nicht so rasch aus dem Sinne schlagen; und nach einer Nacht, tief über der fehlerlosen Punsch-Bowle C*'s zugebracht, begab ich mich wirrig und tiefsinnig nach meiner bescheidenen Wohnung, ohngefähr drei Uhr Mergens. Die Straßen waren fast alle leer; trostlos und düster blickten die Laternen drein, und nichts störte die allgemeine Stille, als hier und da das ferne Rasseln eines Mietzwagens, das Concert irgend eines verliebten Katers auf dem Dache, oder das schläfrige Gebumm des Nachtwächterhundes. Während ich so gedankenschwer vorwärts taumelte, erregt ein plötzlicher Lärm von Dolborns Ende zu Drury-Lane meine Aufmerksamkeit. Augenscheinlich kam solcher von einem Boxkampf her, von einem ganz regelmäßigen, systematischen; da ich näher kam, unterschied ich ganz deutlich die Flüche der Nachtwächter, Chorus machend im tiefsten Bass mit dem Diskant eines Dugend oder zwei der erlesensten Tapfern. Ich habe oft bemerkt, daß, wenn Jemand ein wenig angestoßen — das will sagen, wenn er so betrunken ist, als ein gebildeter Mann vernünftiger Weise verlangen kann — er, bei aller sonstigen Friedfertigkeit im nüchternen Zustande, ein besonderes Vergnügen am Streit und Kampf empfindet. Ein Geist des Krieges regt sich in ihm; der Gott der Schlachten begeistert seine Faust! Das war genau mein Fall. Ich fühlte einen gewissen anzüglichen Trieb, den mir begegnenden Köpfen und Schultern nach allen Regeln der Kunst Puffe zu erteilen. Dieser Geist brachte mich bald in's Gewimmel des Gefechts, und bevor ich mich ganz genau orientirte, fand ich mich im Handgemenge mit einem Veteran der Nachtwächter, in einer Jopferücke und mit halber Nase. Der Anfall begann in gutem Ernst; wenige oder keine Complimentstöße wurden gewechselt; die Streiche eines guten Freundes auf die Haut des andern fielen mit gleicher Stärke nieder; Wächter griffen Wächter an mit einem Eifer, ehrenwerth um seiner Aufrichtigkeit willen; und wären sie etwas mehr gewesen, als ein Bündel alter Kleider und Pelze, so würden sie sich gegenseitig unzweifelhaft zum größten Theil in eine bessere Welt befördert haben. Nach einem lebhaften, wohlunterhaltenen Feuer von ohngefähr zwanzig Minuten langte ein Hülfscorps von Militair-Wachen an, und brachte uns, nach einiger Schwierigkeit, sämmtlich wohlbehalten nach der Hauptwache. Und hier, die erste Person, die meinen Augen auffiel, in einem Armstuhl mit nöthiger Würde thronend, eine Brille auf der Nase, ein Glas Rum mit Wasser und eine nach Käse riechende Zeitung vor sich, war der Constabel der Nacht — die Nonne der Maske, der unheimliche Schneider von High-Helborn! Des Unseligen Blicke glohten mich beim Erkennen mit einer wilden, aber unterdrückten Freude an; ein leises, unhöfliches Grinsen entwich ihm, indem das grämliche hämische Gesicht, doppelt widerwärtig gemacht vom düstern Lampenschein der Wachtstube, sich sauer gegen mich wendete, und, mit dem Finger auf die Stelle weisend, wo ich stand: „Dehson!“ rief, worauf der Eigenthümer dieses melodischen Namens mit einem: „Dieser

Mann da —!“ vortrat. — Glücklicher Weise, bevor dieser seine Anklage endigen konnte, fand ich Gelegenheit, ein Fünf-Schillingstück in seine überraschte Hand zu drücken, was unter den Wächtern einen Unterschied der Aussage Hinsichts meiner bewirkte, unter deren Begünstigung, und während mein Erzfeind seine Bücher zurecht legte, ich so vernünftig war, aus seiner verhassten Nähe zu entrinnen. (Fortsetzung folgt.)

Die indisch-religiöse Bußübung, genannt Gulwugty oder Tschuruk Puja.

„An der äußersten westlichen Grenze des ehemaligen Cantonnements der Bombay-Deccan-Division“ — so erzählt Dr. Kennedy in den „Transactions of the Medical and Physical society of Calcutta“ — „liegt das Dorf Serur, und südöstlich des Lagers das Dorf Hingny. In jedem dieser Dörfer war eine Pagode von besonderer Heiligkeit; und in gewissen Perioden ward es als eine nothwendige religiöse Ceremonie betrachtet, den Gulwugty-Büßungs-Wagen von Serur nach Hingny zu ziehen, mit frommen Büßern, hängend am Mast, der auf dem Wagen angebracht ist. Der Wagen ward gezogen von so viel Freiwilligen unter den Zuschauern, als in dem hoch Raum hatten, und fuhr reisend schnell, so lange ein Büßender daran hing; doch er hielt still in der Zwischenzeit, während der eine Fromme losgemacht und ein anderer wieder daran befestigt wurde, indem ein Fortrollen des Wagens ohne einen daran hängenden Büßer als ungesetzlich und irreligiös betrachtet worden wäre. Die Zuschauer und Officials dabei versicherten mich jedoch, daß der Wagen noch nie in der Nothwendigkeit gewesen, aus Mangel an freiwilligen Martyrern unterweges stehen zu bleiben. — Der Karren war viereckig, roh, breit und niedrig, mehr aus halben Bäumen, als aus Brettern bestehend, und äußerst schwerfällig. Obenan war eine Plattform, groß genug, um bequem zwanzig Personen zu fassen. Ein Mast, 12 Fuß hoch, ragte in der Mitte des Karrens, und quer über demselben war ein Balken angebracht, der sich um einen Zapfen drehte, doch in ungleicher Länge, indem der eiserne Ring, der um den Zapfen ging, ohngefähr 4 Fuß von dem schweren und dicken, und 11 Fuß von dem dünneren Ende des Balkens befestigt war. Am erstern Ende hing eine hölzerne viereckige Waagschaale, die vier bis fünf Personen fassen konnte, und von dem andern hingen eiserne Haken wieder an einer Kette. — Das Verfahren bei der Büßung besteht in Folgendem: Ein Frommer, mit Haken in seinem Hinterkörper befestigt, wird durch vier bis fünf Personen, welche in die Waage steigen, in die Höhe geschwungelt, und in einem Winkel von beiläufig 70 Grad dreht sich der Balken mit dem Büßenden so rasch als möglich, indem die Leute auf der Plattform mit denen in der Waage den Balken um den Mast herum treiben, während der Wagen mit dem Ganzen wie im Fluge fortgezogen wird, so lange, bis der Leidende selbst bitet, still zu halten. Die längste Dauer einer solchen Dual, so weit ich Zeuge gewesen, währte 7½ Minuten; die meisten Büßer aber hatten an zwei Minuten

genug. — Die Kühnen und Heldenmüthigen ließen sich mit Schwert und Schild in der Hand und am Arm hinauf schnellen; die minder Starken hielten ihren Rosenkranz in den Händen, und stellten ihre Götter um Standhaftigkeit an. Die Zahl der Büßer belief sich auf fünfzig, und die Zeit, welche der Wagen brauchte, von einem Dorfe zum andern zu gelangen, betrug sieben Stunden. — Die Haken glichen ganz denen, wie man sie bei den Schlächtern sieht, um Fleisch daran zu hängen; doch waren die Spitzen nicht besonders scharf, noch zu sehr polirt. Keine vorgängige Durchbohrung der Haut fand statt, sondern die Haken wurden mit solcher Gleichgültigkeit durchgetrieben, als ob der Büßende eben so wenig dabei empfinde, als der Operateur. Die einzige Vorsicht, die man anwandte; war, eine Fleischwunde zu vermeiden; und die Ausdehnung der Haut von den Muskeln darunter, selbst bei den jüngsten und kräftigsten Leuten, hatte für mich etwas äußerst Auffallendes. In diesem Zweck legte man den Leidenden auf den Boden, und rieb den bestimmten Theil heftig mit einer Menge Del ein, worauf solches mit Sand abgetrocknet wurde; dann folgte eine zweite Reibung mit so dünn geschabter Seife, daß sie unter den Händen zu Pulver zerfiel. Nach abermaligem Abreiben mit Sand setzte sich ein Gehülfe des Operateurs dem Büßer auf den Rücken, und knetete und arbeitete mit seinen Fersen an dem Hintertheil des Leidenden so roh, aber zugleich mit einer solchen Wirkung herum, daß ich, wie gesagt, darüber erstaunte. Nachdem dies abgethan, hob und sonderte der Operateur nach und nach eine Falte Haut von dem Fleisch, so weit er konnte, ab, und stach langsam und bedächtig die Haken durch, die Spitzen nach auswärts. Die ganze Operation dauerte gewöhnlich drei bis fünf Minuten, nach der Muskel-Beschaffenheit des Büßers. Wenn derselbe bis zu seiner Genüge herumgeschwungen worden, ließ man den Balken bis fast zum Boden nieder und zog ihm die Haken heraus, ohne die mindeste Vorsicht, um ihm etwa Schmerzen zu ersparen. — Die Kur der vier Wunden, die unabänderlich immer eine gerade Linie bildeten, war die Einfachheit selber. Der vorzüglichste Gehülfe des Operateurs setzte sich wieder auf den Rücken des Büßenden, und drückte mit seinen Fersen so viel Blut oder Lymphe aus den Wunden als möglich; darauf sog ein Anderer die Wunden aus, und ein Dritter rieb sie mit Pulver von Kuhmist ein, das indische Specificum gegen alles Uebel, „denen das Fleisch unterthan“; den Verband machte der Kumurbund (Gürtel) des Martyrers, und er schloß sich nun wieder an seine Gefährten an und half ihnen die übrigen Leidens-Kameraden schwingen, scheinbar so munter und guter Dinge, als wenn mit ihm gar nichts vorgegangen, oder das Geschehene ein Scherz gewesen wäre. — Nach allen den Untersuchungen und Beobachtungen, die ich später mit den Leidenden angestellt, trat bei Keinem auch nur die mindeste Entzündung ein — höchstens etwas vorübergehende Streifheit, oder ein längeres Ds-fenbleiben der Wunden war die Folge der Verletzung. — Die Eingebornen schreiben die leichte Heilung der Wunder-Einwirkung des Gottes Kunda-Kow zu, weil ihm zu Ehren dies Martyrertum statt findet.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. September 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 39.

Der unheimliche Schneider,
oder
die verdamnte Rechnung.
(Nach dem Englischen.)
(Fortsetzung.)

Einen Monat darauf führte mich ein Geschäft nach Boulogne, wo ich Abends mit dem Dampfboot anlangte. Ich kehrte in dem besten Gasthose dieses wahrhaft geselligen anglo-gallischen Städtchens ein und traf in der Gaststube einen alten Freund, den ich vor Jahren in Cambridge gekannt und der nun auf der Rückreise aus der Schweiz begriffen war, wo er einige Geschäfte mit Wein gemacht hatte. Nichts lockt lebhafter alle die versteckten Menschlichkeiten des Herzens hervor, als eine plötzliche Erweckung früherer Sympathien, nachdem Zeit, Abwesenheit und Weltverkehr zusammengewirkt, dieselben zu dämpfen, wenn nicht ganz zu vertilgen. Ich hatte tausend Fragen an meinen Freund zu thun, tausend Erinnerungen aus meinem Herzen wie aus ihrem Grabe hervor zu rufen; vergangene Thorheiten durch zu mustern, vergangene Scenen zu bevölkern. Wir begannen mit unserer Schulzeit, gingen mitsamen nach Cambridge, kehrten abermals zurück zum Lesenlernen, und verfolgten den Gegenstand durch alle seine Bindungen, bis das Gemälde unserer Erinnerungen reichlich mit Bildern aller Art gefüllt worden. Darüber flog unbemerkt die Zeit hinweg; der Nachmittag dunkelte in den Abend über, der Abend schwärzte sich zur tiefsten Mitternacht, und noch war nichts erschöpft, als unser Wein; und dieser letztere hatte heute eine Blume, eine Milde, wie sie mir sonst niemals vorgekommen. Ein oder zwei Mal — so vertieft waren wir in Wein und Geplauder — kam der Aufwärter herein, dem Aufschein nach die Lichter zu pugen, in der That aber, uns an den Aufbruch zu mahnen. Dazu erinnerte uns das Verschwinden der Gäste, die zu Zwei und Drei die Kaffeestube verließen, das der Morgen vor der Thür sey: doch wir saßen fest, „wie Atlas oder Teneriffa, unbeweglich“. Endlich aber verließ auch mein Freund die Stube, und ich — beschrieb, ebenfalls auf dem Wege nach meiner Kam-

mer, den Lauf des Mäanders, bis ich, eine Treppe hinauf gestiegen, zwei Thüren einander gegenüber gewahrte. Ich wählte — unter den Umständen leicht denkbar — die unrechte und befand mich in einem geräumigen Zimmer, wo zwei Betten standen. Mein Licht löschte in dem Augenblick in der Zugluft aus, und ich mußte ohne weitere Untersuchung vorwärts.

So endledigte ich mich ohne viel Geräusch meiner Kleider und entsank, mit einem geschickten Hinplumpfen, mitten in die schwellende Tiefe des nächsten leeren Bettes. Ich schlief augenblicklich ein und meine, von den Ereignissen des Tages erschöpfte Einbildungskraft lag gefesselt in jenem tiefen, traumlosen Schlafe, den nur ermüdete Wanderer hinreichend würdigen können. Gegen Tages-Anbruch weckte mich ein langes, besonderes Schnarchen im nächsten Bette. Die Musik, obwohl tief war stark, komisch und gemein. Zuerst nahm ich keine Notiz davon; da aber die Nasenharmonie mit jedem Augenblick an Energie zunahm, in einer Art von Nöcheln ausgehend, so konnt' ich nicht umhin, derselben meine staunende Bewunderung angedeihen zu lassen. Diese Aufmerksamkeit erschlaffte jedoch bald; ich schlief zum zweiten Mal ein, und erwachte nicht wieder, als bis die Sonne am Himmel stand. Die Augen aufschlagend und den Blick in der Stube herum sendend mit aller der wollüstigen Sorglosigkeit eines faulen Reisenden, bemerk' ich plötzlich eine hagere gespenstige Gestalt, unangekleidet, ungewaschen, unbarbiert, mit einer rothen, schmutzigen Nachtmütze auf dem Kopfe, die linke Wacke geschwollen, wie von Erkältung oder Zahnweh, aufrecht sitzend im nächsten Bett, kaum sechs Zoll von meiner Nase. Und diese Gestalt war — doch, ich brauche sie nicht zu nennen; der Leser hat längst errathen, wer es war.

Ich duckte mich und der Gute verließ bald das Zimmer. An demselben Morgen aber trieb's mich aus Boulogne fort. Nichts hätte mich in einer Stadt halten können, die meinen Verfolger in sich schloß; dem zufolge eilte ich, nach einem hastvollen Frühstück, meine kleinen Geschäfte in Ordnung zu bringen, und flog dann nach dem wohlbekanntem Laden des Herrn — Zahnarzt, Perückenmacher, und General-Agent der

Dampf-Compagnie. Zum Glück war der kleine Mann zu Hause und empfing mich mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit. Es that ihm sehr, sehr leid, sich nicht mit mir unterhalten zu können; aber ein Patient in der Nebenstube forderte seinen unmittelbaren Beistand, daher —. Ich bat ihn, keine Umstände zu machen; mein Geschäft war sehr einfach; ich wollte nur genau wissen, wann das Dampfboot absegle. Nach erhaltener genügender Antwort empfahl ich mich, und als ich mich in der Thür umwendete, warf ich einen Blick durch die Vorhänge in die Nebenstube auf ein halbes Gesicht und ein Auge; das Gesicht war geschwollen — der unheimliche Schneider saß da, gekommen, um sich von dem berühmten Zahnkünstler seinen bösen Zahn ausnehmen zu lassen.

Ungeachtet meines Eifers, Boulogne zu verlassen, war es Abend geworden, bevor ich an Bord des Paketboots gekommen; noch dünkte ich mich sicher und wohl, ehe die Anhöhen zu dunklen Flecken zusammenschumpften, und das laute Gejauch der von der Tagesjagd heimkehrenden Fischer sich in kaum vernehmbares Flüstern verwandelte. Der Lauf unsers Schiffes war zum Entzücken in der ersten Stunde; die Matrosen sangen und lachten — die Passagiere, meist in der Kajüte, vertrieben sich die Zeit mit Karten, Lästereien und schlechten Witzen; und ich, mit zwei Andern, amüsierte mich, das zitternde Spiel des langen Lichtkreises zu beschauen, welchen die untergehende Sonne auf dem spiegelglatten Ocean bildete. Gegen die Nacht aber begann das Wetter, bisher heiter, schwankend zu werden. Der Wind erhob sich, und von Nordost kamen uns immer größere Wogen entgegen. Mit vorrückender Stunde schien der Sturm zu wachsen; die Seemöve flog immer niedriger, und beschrieb engere Kreise um unser Schiff; Delphine, diese Aldermänner der See, tummelten sich in Schaaren herum, und hundert andere Vorzeichen meldeten sich, wovon das mindeste uns die Anwartschaft auf einen der künftigen Orkane sicherte. Unser Capitain indessen, ein eisernes, verzwicktes kleines Männchen, den die Nordwestwinde fast zur Mumie ausgetrocknet zu haben schienen, machte ein gutes Gesicht zu dem Spiel, und der Steuermann pffif ganz übermüthig, obwohl es mir vorkommen wollte, daß sein Pfeifen etwas Gewaltfames bei sich führe. Die Passagiere waren zum Glück meistens seekrank; und die, welche gleich mir im Stande waren, sich auf dem Deck zu halten, schienen mit trostlosen Voraussetzungen beschäftigt. Unter ihnen befand sich ein lustiger, lebhafter Leichen-Unternehmer, aus Tooleystreet, dessen größte Angst in dem Gedanken bestand, ohne Sarg in der See begraben zu werden; er konnte sich durchaus nicht an die Idee einer so summarischen Bestattung gewöhnen, ohne Trauermänner mit Handschuhen und schwarzem Flor auf den Hüften. Das Unschickliche dieses Umstandes, so ohne Umstände der Verzweiflung zu verfallen, ging ihm im Kopfe herum, und er meinte, es wäre besser, am Kreuzwege verscharrt zu seyn, als so sans ceremonie aus der Welt zu scheiden. Ferner war eine Dame da, augenscheinlich von altem Blut, die in dem Augenblick, da eine gewaltige

Woge über's Verdeck fuhr, den angebotenen Beistand eines Fremden ausschlug, weil — er ihr nicht ordentlich vorgestellt worden. Arme, menschliche Natur! eitel, thöricht und voll Widersprüche bis zum letzten Augenblick!

Wir wurden an vier Stunden so hin und her geschleudert; aber trotz des immer zunehmenden Sturmes hielt sich unser Schiff heldenmüthig, arbeitend zwar und schaukelnd zum Entsetzen, aber ohne Schaden zu nehmen weder an Segel noch Mast. Seinen Lauf betreffend, versicherte der Steuermann, es sey „moralisch unmöglich, zu bestimmen, ob wir uns auf der Straße nach Spanien, Holland oder Vandiemensland befänden; es könne das Eine seyn oder auch das Andere.“ Kaum daß er das Wort gesprochen, kam eine lange, rollende See in hungriger Größe daher geschwommen, und drückte mit einem Ruck die Kanonluke des Schiffes ein, welches nun, der Gnade der Wellen Preis gegeben, wie blind und trunken durch die Wogen taumelte. Von diesem verhängnißvollen Augenblick an hielten sich die Matrosen beständig an die Pumpen, obwohl es bei dem gewaltigen Eindringen des Wassers in den Kielraum wenig zu helfen schien. In der That, es war beinahe gar keine Aussicht zur Erhaltung vorhanden; selbst der Steuermann hörte auf zu pfeifen, und die Flüche des Capitains begannen ein Mittelding zu werden zwischen Beten und Verwegenheit. Was mich betrifft, so fühlte ich weder Furcht noch Niedergeschlagenheit, wohl aber die gewaltigste Aufregung; der Gedanke an Gefahr war vollkommen verdrängt von der Fülle der Poësie, worin sich die Elemente des Sturmes bewegten. Ich gaffte in die Wolken, durch die ein röthlicher Mond zuweilen niederblickte, ernst, aber gewiß nicht schreckend; sie schienen mir Wesen, begabt mit Verstand, Leben und Bewußtseyn; Geister anderer Welt, deren Stimme der Wind war, heulend mit boshafter Musik sein Siegeslied mitten in Sturm und Zerstörung. Zuweilen, wenn einige schwache Sternblicke durch die Spalten herablächelten, vertraute ich ihrem guten Zweck; sie sahen so mild, so mitleidig, so philosophisch drein, und kontrastirten so schön mit dem leidenschaftlichen Ungehauer, dem Orkan. Doch selbst dieser letztere hatte einige tröstliche Züge der Menschlichkeit an sich; seine Stimme stimmte manchmal einen rührenden, elegischen Ton an, und schwebte seufzend und klagend daher über den Gewässern, feierlich wie ein Choral, melancholisch wie eine Aeolsharfe. Und dann die Wolken — die ewig regen silberbesäumten — ein einziger Mondesblick reichte hin, ihrem gesammten Augenblick einen andern Charakter zu geben. Schienen sie vorhin Geister, so waren es nun zahllose Heere, die reihen- und colonnenweise mit allem Siegesgepränge, mit fliegenden Fahnen, unter Trompetenschall, ihre Herrlichkeit am Himmel entfalteten. Darauf wurden sie zu Palästen, Tempeln und Colonnaden, erbaut in einem Styl, wie er auf Erden nicht zu finden; hier zertrümmert in zackige Ruinen, dort niedlich geschmückt mit schimmernden Transparents; gleich hinterher verwandelt in foudrige Vulkane, speiend Flammen und Rauch;

in Katarakte, auf allen Seiten unermessliche Massen mond-schimmernden Schaums niedersendend, zusammen mit hundert andern ähnlichen Phänomenen der Atmosphäre, so flüchtig und mannigfaltig, indes unterscheidbar in ihren Combinationen, daß eine aufgeregte Phantastie solche fast für Wirklichkeit halten könnte.

Es war nur Mitternacht; tiefe, feierliche Mitternacht. Die wenigen munter gebliebenen Passagiere verließen das Deck und begaben sich zu Bette, das sie mit dem Salzwasser theilen mußten. Der Capitain stand im halbem Wahnsinn am Steuer, während ich am Vorder-Deck ausgestreckt lag, so emsig als ich konnte während dem schauerlichen Gebrause der Wogen. Es war in der That ein bewältigender Anblick! Eine kam nach der andern hergejagt, schwellend, schäumend und kreuzend eine mit der andern, wie unermessliche ineinander verschlungene Riesenschlangen; auf einmal schien die ganze Welt der Gewässer gesammelt in eine einzige, ungeteure Welle; drauf kam eine Pause, eine plötzliche, geheimnißvolle, schauerliche Pause: da erhob der Wind wieder seine Stimme, wie wenn er unwillig die Wogen zu größerer Thätigkeit aufforderte; hierauf prasselte der Donner über unsern Häuptern, gleich dem letzten Todesbröckeln eines sterbenden Titanen; und dann die wunderbarsten Gestalten und Erscheinungen der zudenden Blize um uns her — es war, als wenn kein einziges der Schrecken des Oceans an uns unentfaltet vorüber gehen sollte.

Während einer jener Zwischenräume, wo der Wind, wie außer Athem, für Augenblicke ruhiger geworden, geschah es, daß ein flackerndes Licht, wie an etwas Beweglichem befestigt, auf uns zukommen schien. — „Das ist eine häßliche Nacht! sagte der Capitain, zu mir gewendet, indem er jetzt zum ersten Mal Worte zu finden schien. „Doch, mich dünkt, ich seh' ein Segel vor uns!“ — „Unmöglich!“ gab ich zur Antwort; „kein Fahrzeug, außer dem unsern, könnte es in solcher See aushalten!“ — Kaum daß die Worte mir entfahren, scholl es: „Steuer gegen den Wind!“ in einem lauten emphatischen Tone uns entgegen, wie zwischen Schreck und Verzweiflung. Der Capitain wollte das Steuer wenden, doch vergebens; das Ruder hatte alle Kraft verloren. In diesem Augenblick räumte es uns entgegen, und beide Schiffe stießen in gerader Richtung auf einander. Das Gefrach war fürchterlich; mit einer schwindlichten wirbelnden Bewegung ging das fremde Schiff unter. Ein Aufkreischen, ein einziges, herzdurchbohrendes, das noch in meinen Ohren klingt, erfolgte, — eine Pause, und Alles war vorüber.

Mein Herz erstarb in diesem Schrei, ein eisiger Schauer durchrieselte mich, jedes Haar meines Hauptes schien mit besonderem Leben begabt. In's Grab zu sinken, lebendig, und in solch ein Grab! Unbeweint, unbekannt, die Küstenlichter Englands noch unterscheidbar in der Ferne, und kein rettender Freund zur Hand! — Der Gedanke war unaussprechlich schauervoll. Und gerade in dieser Crisis — während ich, mit schwacher Hand mich am Schiffsgeländer haltend, matt und hoffnungslos auf dem Deck lag, kam mir's vor, als seh' ich eine dunkle Gestalt die Kajüten-Treppe heraufstei-

gen, zu mir her schleichen. Ich horchte; das Geräusch kam näher — die Gestalt bewegte sich vorwärts — schon war sie nah der Stelle, wo ich zusammengeschrumpft kauerte. — Ein plötzlicher starker Blitzstrahl flärte mich auf; das finstere graue Auge, das hohle, furchige Antlitz konnte nicht verkannt werden; die Stimme dazu — es war mein unvergeßlicher Verfolger, der unheimliche Schneider von High-Dolborn. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Ueberwältigt von vorbergegangener Aufregung, und der Erscheinung dieses höllischen Phantoms, fühlte ich mein Gehirn im Kreise herumgehen; mein Herz schlug hörbar wie eine Glocke, meine Zunge klebte am Gaumen — ich sank bewußtlos an der Kajütenthür nieder.

(Schluß folgt.)

Wie schnell und bequem man einst reisen wird, beschrieben in dem Briefe eines im Jahr 2828 in die Ruinen des alten Europa gereisten Amerikaners, an seinen Freund in Philadelphia.

(Ein interessanter Blick in die Zukunft.)

Neu-Philadelphia, den 24. April 2828.

Vorgestern Abend, etwa 10 Terzien über 38 Uhr traf ich (da leider die Flug-Personenpost schon abgegangen war) mit der Dampf-Diligence hier in Neu-Philadelphia, dem alten Paris, ein, und logire im ersten Gasthose, zur alten Welt, ziemlich gut; ungefahr für ein Drittel amerikanischen Werthes. Die Fahrt mit Dampf-Diligencen ist, wie sehr sie sich auch vervollkommnet haben, dennoch sehr langsam, und steht der Flugpost bei Weitem nach. — Die besten, in Tripolis nach neuester Art verfertigten Dampfswagen legen auf Eisen-Chausséen nur in 10 Sekunden 4 Terzien eine Erdmeile zurück, wo dagegen die Flugpost in denselben Zeit beinahe zwei ostindische Luftmeilen macht. Dennoch reiset, wer nicht besonders durch Zeit gebunden, mit Dampf-Diligencen in mancher Hinsicht bequemer. Es ist kaum glaublich, wie weit man es bereits in Verfertigung dieser Dampf-Postwagen gebracht hat. Alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten, so man im gemeinen Leben in einer wohleingerichteten Behausung zu haben gewohnt ist, sind hier zu finden — und wie es auch immerhin unsere Dampfswagen-Bauer bereits sehr weit in ihrer Kunst gebracht haben, so stehen sie doch den Tripolitaniſchen bei Weitem nach.

Denke Dir, mein freier Georg, einen Wagen, der ungefahr, nach dem alt-germanischen großen Frauenfußmaas, — 50 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite hat, ungerechnet der Zieh-, Treib-, Stoß-, Stampf-, Reib-, Koch- und Feg-Kessel, und was noch sonst zu den kleineren Apparaten gehört. — Der Haupt-Dampfswagen, welcher auf 84 ächt Feuerländischen Federn ruht, enthält einen Eßsaal im reinen, urgriechischen Gesimack, zu 20 Personen, mit vier kleinen Nebenzimmern (Schlafstellen —), einer Küche und zweier, doch etwas sehr wincklig angelegten, Komoditäten, hier Schinkelbauten genannt. —

Es ist höchst merkwürdig, die ganze Maschine in voller Thätigkeit zu sehen. Alles wird auf einem solchen Wagen, auch das Kleinste, mit Dampf getrieben; so daß man, im Verhältniß zur Passagierzahl, fast gar keine menschliche Bedienung sieht; denn nicht allein, daß durch die Stamps-, Reib- und Kochkessel alles nur Mögliche, was zum Leibes-Unterhalt der Passagiere nöthig ist, bis in die geringsten Kleinigkeiten, bereitet wird, und z. B. Butterbröde durch Dampf geschmiert und Bürste durch Dampf gestopft werden, sondern man wird sogar durch Dampf rasirt, frisirt, und, wenn es bei Krankheiten nöthig seyn sollte, auch klystirt.

Das Ganze erscheint wie ein ewig fortlaufendes, riesenhaftiges Uhrwerk. In der untern Etage des Dampfzuges befinden sich zwei über einander laufende Reihen kleiner Kanonen, welche ebenfalls durch Dampf abgefeuert werden und zur Beschleunigung der Post bei Räuberanfällen u. dergl. Begebenheiten bestimmt sind. Alle Zimmer werden durch Dampf geheizt und können durch Dampf entweder verriegelt oder zugeschlossen werden. In den Schlaf-Kabinetten findet man sämtliche Betten mit dem neuerfundnen, sogenannten trocknen Dampf gestopft; Stiefel und Kleider werden durch Dampf rein gemacht und Kinder durch Dampf gewiegt. — Die tägliche Tafelmusik wird von dem trefflichsten Dampf-Orchester, das ich noch je gehört habe, ausgeführt, und die neuerfundene Dampf-Compositions-Maschine, Spontini-copia genannt, leistet fast das Unbegreifliche. Will man nämlich von ihr irgend etwas Neues im Felde der Musik haben, so wirft man in einen dazu angebrachten Trichter, Arroganter genannt (das Wort soll ausländischen — Ursprungs seyn), mehrere, auf Pappblättchen geschriebene beste Stellen älterer, guter Musikstücke. Alsbald verarbeitet sie die Maschine mit einem furchtbaren Geräusch — und in höchstens zehn Minuten strömt die Composition durch die Tonröhren ins Dampf-Orchester, und gibt, aus allen den früher genannten, alten Musikstücken — ein großes Ganze, das besonders darin seinen Hauptwerth hat, Alles in zehnfach verstärkter Instrumentirung wiederzugeben, und jede gute Stelle, in einer Minute, denke Dir, mein freier Freund, zwanzigmal zu wiederholen. —

Eine solche Dampf-Diligence ist wirklich eine Welt im Kleinen. Ueberall verspürt man die angenehmsten Wirkungen und sieht die Ursachen nie. — So z. B. werden früh Morgens alle Zimmer im ganzen Reise-wagen durch Dampf ausgefegt, und höchst possirlich ist es anzuschauen, wenn man in jedem Zimmer einen Haarbesen allein auf seine eigene Hand herumfegen sieht. Noch bewunderungswürdiger sind beinahe die neuerfundnen, sehr nützlichen, sogenannten Wechsel-trichter, die man gewöhnlich in den inneren Ecken der Dampf-Postwagen angeschraubt findet. Sie dienen dazu, Geld, welches im alten Europa noch heutigen Tages existirt, in möglichster Schnelligkeit auszuwechseln. Die Trichter sind zweierlei Art. Einer derselben, dient dazu, sogenanntes Courant oder Gold in Münze, und der andere, sogenannte Münze in Courant oder Gold umzuwechseln. Man schüttet nämlich

ganz einfach die zu verwechselnde Summe in den obern Trichter der Wechselmaschine, und erhält alsbald durch ein hinteres, kleines Klapploch derselben, die nämliche Summe umgewechselt wieder.

Den 23. April traf ich in dem alten Paris glücklich ein. Man erstaunt, wenn man die Gegend sieht, auf die einst die weltgebietende Stadt, die Roma des 19ten Jahrhunderts, stand. Alles ist kahl, wüst und verödet. Auch nicht die geringste Trümmer zeugt von den Pallästen, die einst hier prangten. So erbärmlich baueten die Vorfahren, daß Nichts — von ihrem Daseyn zeugt; wo im Gegentheil noch heute die Ursäulen des alten Rom's stehen und die Heldengröße des ewig unvergesslichen Urvolkes verkünden." —

Die jetzige Stadt Neu-Philadelphia ist, wie Du weißt, eine Colonie von Amerika, und wird, wie das ganze Land, größtentheils von den Abkömmlingen der alten Franzosen bewohnt; doch haben sich hier auch viele Amerikaner niedergelassen. Das alte Frankreich wurde bekanntlicher Weise zu Anfang des 20ten Jahrhunderts, wie auch das ganze alte Deutschland, von der damals so übermäßig angewachsenen Macht des Russenvolkes überschwemmt und völlig unterjocht. — Nur sehr wenige, geringe Spuren zeugen noch von der einstigen alten Franzosen-Größe. — Ein halb verfallener Bogen steht nicht fern von dem jetzigen Volkshause, — als einzige übrig gebliebene Trümmer. Es ist der Triumphbogen Napoleons, welcher ihm zu Anfang des 19ten Jahrhunderts gesetzt wurde. Er, — Er steht noch. Von den stolzen Pallästen der Bourbon's jedoch ist keine Spur mehr vorhanden. Sie sind längst Staub. —

Als ich so vor der erhabenen Trophäe stand, siehe da malte sie sich blutroth vom Schimmer der sinkenden Sonne, und in ernste Betrachtungen fühlte sich mein Geist versenkt. — Ja, ja, — blutroth, das ist wahr, steht auch sein Name im großen Buche der Weltgeschichte verzeichnet. — Aber ein großer — Mann war er doch. — Sein Jahrhundert konnte ihn nicht verstehen. — Das unsrige hat ihn begriffen, — und somit seiner Asche den verdienten Lorbeer. — Doch ich werde ernst und das wollte ich nicht; drum lebe wohl!

Dein freier Freund.

Naives Urtheil.

Der Minister Herzberg ließ den Berliner Schuhmacher Thomas, durch Naivität und gesunde Einfälle bekannt, rufen, um sich Stiefel anmessen zu lassen. Nachdem er so eben eine Conferenz beendet, fand er den Thomas im Nebenzimmer, und da die Thür nur angelehnt war, muthmaßte er — was sich auch bald bestätigte — daß Thomas Alles mit angehört habe. „Nun!“ fragte der Minister, „was hat Er sich denn dabei gedacht?“ „Ey!“ entgegnete Thomas freiberzig, „daß Gott die Welt regiert, denn die Königen's wohl schwerlich!“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. Oktober 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 40.

MONUMENTUM CHRONOLOGICUM

plurimum Rvdo. Domino Dno,

Praesidi MICHAELI DIENHART Jubilario
sacrum.

I.

IVBILATE VOS DVSSELANI MICHAELI IUBILARIO.

II.

FESTO BRVNONIS DIENHART IVBILARIVS ARIS
VNIGENO SACRAT, SACRA LITANDA DEO.

III.

MICHAELI DIENHART PRAESBITERO IVBILARIO,
SOCIETATIS IESV SVPERSTITI.

IV.

CONGREGATIONIS HVIATIS PROFESSORI PRAEPOSITO,
FACTI MARIANI PER ANNOS PLVRES PRAESIDI
VENERABILI.

V.

VITAE FELICIORIS VOTA FERVNT CLIENTES
DEVOTISSIMI.
K....r.

Der unheimliche Schneider,

oder

die verdamnte Rechnung.

(Nach dem Englischen.)

(Schluß.)

Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich unter den Händen eines Arztes und zweier Apotheker im Bette, in der George-Jun, Ramsgate. Zwei Tage lang delirirte ich, während welcher ich alle die Schrecken vergangener Stunden abermals durchgelebt hatte; ge-

gen das Ende des dritten Tages begann mein Fieber nachzulassen; ich konnte zusammenhängender denken, Antwort geben auf Fragen, und leidlich aufmerksam seyn bei den Einzelheiten, womit mir mein Wirth Bericht erstattete über meine wunderbare Rettung.

Am zehnten Tage — so rasch ist Genesung gewöhnlich nach hitzigen Fiebern, wenn einmal die Crisis vorüber — war ich hinlänglich hergestellt, um meinen Platz in der Nachtkutsche für London einzunehmen. Die ersten Stationen war ich ziemlich wohl, obgleich ich, etwas voreilig, mich an der Außenseite der Kutsche dem Wetter preis gegeben. Als aber Mitternacht herankam, piff der Wind so durchdringend, daß ich froh ward, einen Sitz im Innern des Wagens zu erhandeln. Zum Glück war gerade noch ein Platz unbesetzt, den ich auch augenblicklich einnahm, trotz einiger Anspielungen eines murrenden alten Gentlemans, auf Zudringlichkeiten, wo Alles voll sey. — Vielleicht gibt es keine Gelegenheit, wo sich die besondere Murrfinigkeit des englischen Charakters — nicht ursprünglich im Herzen wurzelnd, sondern bloß die Folge einer gewissen Sittensteifheit, vor der sich John Bull eben so wenig schützen kann, als der Krebs vor dem Rothwerden, wenn er gefocht wird — vielleicht, sag ich, gibt es keine Gelegenheit, wo sich diese National-Manier so deutlich entwickelt, als das Reisen. Jeder ist da beständig auf seiner Huth; alle die wunderlichen Geschichten von Betrügnern und Schwindlern, womit ihn die Zeitungen täglich unterhalten, geben ihm im Kopf herum, und lassen ihn den nächsten Nachbar für einen Spitzbuben ansehen. Schon der Umstand, sich außerhalb seines Hauses zu wissen, hält den Engländer in einer Art misstrauischen Unmuths; er fühlt sich unheimlich unter Fremden, wo Niemand Theil an ihm nimmt, und selbst die gewöhnlichen Höflichkeiten, die sich Reisende unter einander erweisen, bekommen in seiner gelbsüchtigen Einbildung einen Anstrich von Trugsucht und Zweideutigkeit. Aus dieser flüchtigen Anspielung wird man entnehmen, daß ich meinen Platz in der Kutsche zu nicht geringem Mißbehagen der bereits Insitzenden einnahm. Kein Wort ward während mehrerer Meilen gesprochen; denn der Umstand, daß es

finster gewesen, vermehrte das Mißtrauen Aller; und ich zweifle nicht, daß dieselben in der festen Ueberzeugung, ich sey ein Abentheurer, alle Taschen zugeknöpft, und die Uhrketten versteckt hatten. — Nach einiger Zeit aber schwand die Zurückhaltung; ein geschickt über das Wetter herbeigeholter Gemeinplatz des einen Nachbarn zum andern brachte eine schmerzvolle Geschichte des Letzteren auf's Tapet, von dessen kürzlichen Sichts-Anfall; dies führte auf Anekdoten von Unverdaulichkeiten und Magenkrämpfen; worauf sich eine lebhaft Discussion über das Nerven-System entspann. Von da an ward die Conversation allgemein. Jeder Mitreisende hatte eine besondere Leidensgeschichte zu erzählen, und ich vergaß meiner gewöhnlichen Schweigsamkeit so weit, die Gesellschaft mit der Geschichte meiner letzten Krankheit zu unterhalten, nicht vergessend ihren Ursprung, den unheimlichen Schneider, dessen unbegreifliche Verfolgung meiner, die feindselige Eigenthümlichkeit seiner jedesmaligen Erscheinung, seine erstaunliche Allgegenwart, und zuletzt meine Ueberzeugung, daß er auf jeden Fall etwas mehr oder weniger seyn müsse, als ein Mensch. — Kaum, daß ein unhöfliches Gelächter, welches meiner Erzählung folgte, nachgelassen, nahm ein tiefes, pausenweise aufröchelndes Schnarchen meines Nachbarn zur Linken meine ernstliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Ton war eigen, und erinnerte mich an die Musik, die mich so rasch aus Boulogne vertrieben; doch er konnte es nicht seyn, er nicht — es konnte ja noch andere Nasen-Nachtigallen geben in den drei vereinigten Königreichen. — Während ich so argumentire, stumm, aber nicht ohne Besorgniß, fällt ein schwacher Strahl des anbrechenden Tages durch das Wagenfenster auf die Spitze einer Nase, die meinen Gedanken eine wahrhaft ominöse Wendung gab; bald ward das Licht heller, und unter dessen ermutzigendem Einfluß klärten sich, zuerst ein Augenpaar, dann zwei fahle, saftlose Wangen, dann eine Oberlippe, dann ein vorragendes Kinn, und zuletzt das ganze Antlitz des unheimlichen Schneiders selbst, dessen Haupt, wie's schien, bisher vogelähnlich in der Brust verborgen lag, in der vollsten gräßlichsten Deutlichkeit auf, indem zugleich aus der Tiefe der Grabeskehle dieser Kreatur das unheimliche feierliche: „Unsere kleine Rechnung betreffend —!“ hervor röchelte. — Diesmal aber gewann der Unwille über den Schreck die Oberhand. „Hol Dich der **!“ dacht ich, und rief: „So kann ich Dich denn nirgends vermeiden, wohin ich auch den Fuß wende, unseligster aller lebender Schneider! Doch, sey Du ein Schneider oder der Böse in leibhafter Gestalt, ich will es mit Dir aufnehmen!“ — und damit griff ich nach dem vorspringenden Theil des Antlitzes, der mich, wie der Schwanz der Klapperschlange, zwei Mal vor dessen Eigenthümers verhängnißvoller Nähe gewarnt, mit solchem Eifer und gutem Willen, daß er notwendig in meinen Händen hätte bleiben müssen, wenn er von sterblicher Manufaktur gewesen wäre. Herbeigeloct von meiner Mitreisenden unaufhörlichem Gelächter, öffnete der Postillion — welcher eben die Pferde gewechselt und sich zum Aufsteigen anschickte — die Wagenthür;

und ich, einen Blick „unausstilgbaren Hasses“ auf meinen Feind werfend, sprang mit einem Satz aus dem Wagen, zahlte für meine ganze Route, und flog augenblicklich in das Wirthshaus. Am andern Mittag erreichte ich London, und ohne einen Augenblick Verzugs rannte ich nach der Wohnung meines früher erwähnten Freundes C*. — Zum Glück war er zu Hause; aber er entfetzte sich bei'm Anblick der verlorenen Gestalt, die sich ihm in mir vorstellte. Meine Augen waren gläsern und blutig, meine Wangen bleich wie Hausleinwand, mein Mund offen, meine Lippen blau und bebend. „Um's Himmels willen, C*!“ fing ich an, ohne weitere Erklärung: „leibe mir“ (ich nannte die Summe), „oder ich bin zu Grunde gerichtet; der höllische, unbegreifliche Schneider —!“ — C* unterbrach mich lächelnd mit augenblicklicher Bewilligung meines Wunsches — und so machte ich mich denn, athemlos und halbwahnsinnig auf nach meines Abadonna's Pandämonium zu High-Holborn. Was ich empfunden auf dem Hinwege über Drurylane, und besonders als ich, in seine Höhle eintretend, ihn hinter seinem Schreibtisch erblickte, ruhig, unbeweglich und grabesstill, wie wenn er ein alltäglicher Gläubiger wäre, und ich ein alltäglicher Schuldner — ich kann es nicht beschreiben. Er sah mich mit einem sardonischen Lächeln an, und das entsetzliche: „Unsere kleine —!“ (welches ich seitdem nie ohne Schaudern hören oder lesen kann) schwebte ihm auf der Lippe. Aber noch eh' er die Phrase hervorgebracht, warf ich, mich wüthig verbeugend, die Summe auf den Tisch und flog hinweg aus seiner Nähe, während er mir nachrief, mir die Quittung abhändigen zu wollen. Eine Quittung — und von ihm — es war wie ein Schein über eine Seele, aus den Händen des Salfans selber!

Ohne Zweifel denkt man, daß ich nun mit meinem Peiniger gänzlich auseinander war; setzt auch, wie natürlich, voraus, mein Geist, seine vormalige Ruhe gewinnend, habe sich zur Fortpflanzung meiner unterbrochenen Studien gewendet, und ich sey wieder geworden, wie es in der Bibel heißt: „ein neuer Mensch“. Zum Theil ist die Voraussetzung richtig. Ich widmete mich nun meinem Beruf mit einem Eifer, der sonderbar genug abfiel gegen meine bisherige Nachlässigkeit. Ich war der Erste und Letzte in den Collegien, und verfolgte meinen Zweck drei Monate lang so eifrig, daß meine Abentheuer mit dem unheimlichen Schneider, wenn sie auch nicht ganz vergessen waren, doch ihre vormalige Gewalt über meine Phantasie nach und nach verloren.

So standen die Sachen, als ich an einem Herbstmorgen, gerade sieben Monde seit meinem letzten Besuch zu High-Holborn, längs der St. Giles-Kirche meines Weges wandelte, nach dem Hospital. Es war einer von jenen geistbedrückenden Tagen, schwerbewölkt und windig, wo die Seele, die Stimmung der Jahreszeit annehmend, eine Belastung zu fühlen scheint, welche sie sich vergebens abzuschütteln bemüht. Es war nichts vorgefallen, mich nachdenklicher zu machen wie gewöhnlich; weder ein Aerger war vorhanden, noch plöglich

Geldverlegenheit — aber doch fühl' ich an diesem Morgen eine Last auf meinem Herzen, eine Wolke auf meiner Stirn, ohne mir darüber Rechenschaft ablegen zu können. Ich ärgerte mich über mich selbst und suchte lustig zu werden, pffiff, trällerte — aber es ging nicht. In dieser Stimmung erreichte ich die St. Giles-Kirche, und sah auf dem Kirchhofe eine versammelte Menge, wobei mich die langsamen dumpfen Töne der Todesglocke belehrten, daß hier eine Leiche bestattet werde. — Ich hatte oft Gelegenheit, die geschäftsmäßige Ordnung zu bewundern, womit diese Ceremonie in England vor sich zu gehen pflegt. Jeder Einzelne in der Prozeßion hat seinen besonders zugewiesenen Antheil der Trauer an den Tag zu legen. Die erste Kutsche ist dem überwältigendsten Schmerz gewidmet; die zweite einer bewältigten Verzweiflung; die dritte einer anständigen Betrübniß; die vierte u. s. w. einer freundschaftlichen Gleichgültigkeit. Dieses pflichtmäßig vertheilte Weh und Leid wird in pünktlichster Gewissenhaftigkeit beobachtet; die letzte Kutsche würde sich verächtlich dünken, wenn sie die Grenzen der ersten beträte; und es würde tief die Empfindlichkeit der zweiten angreifen, wenn sich die dritte heraus nähme, ehrgeizig mit ihrer Betrübniß zu wetteifern. Selbst die Pferde nehmen Antheil an diesem Unterschied; die, welche an dem Leichenwagen ziehen, sind wahre Muster vollendeter Leidens-Kreaturen, während die übrigen nach ihrem Range im Zuge entschuldigt werden dürfen, falls sie ein wenig munterer aussehn, da sie nur mäßige Trauer zur Schau zu legen haben. — Diese Gedanken drängten sich mir auf, als die Leiche hielt, der Sarg vom Wagen gehoben und in den Chor getragen ward. Nach beendigter Ceremonie trug man den Sarg in einen entfernten Winkel des Kirchhofes — und nun war das Interesse an dem Ereigniß im Zunehmen. Als die nöthigen Vorkehrungen getroffen wurden, den Sarg in die Erde einzusenken, drängten sich die Leidtragenden, selbst die, welche bisher gleichgültig drein gesehen, mit einem schnell gefertigten Ausdruck der Theilnahme näher an's Grab. Das ist der veredelnde Charakter des Todes; er wiegt die Stürme der Leidenschaft in den Schlaf, mildert die Rohheit des Hasses, versüßt die Bitterkeit der Verachtung und stillt selbst das dunkle Gemurmel des Neides. Der Tod ist ein Mausoläum des Wohlwollens, worin jede feindselige Leidenschaft in Nichts zerfällt.

Die Vorbereitungen waren zu Ende, der Küster hatte nur noch das letzte Gebet zu sprechen — da, als man eben den Sarg in die Tiefe hinabläßt, fallen meine Augen, zufällig, möchte man sagen, aber in der That von irgend einem verhängnißschweren Instinkt geleitet, auf die breite Zinntafel, worauf ich in großen Buchstaben einen lange bekannten, fürchterlichen Namen erkenne — den Namen des unheimlichen Schneiders von High-Holborn. — Welch eine Menge gräßlicher Erinnerungen rief dieser Name in mein Gedächtniß zurück! — aber er, der sonst mit der Fähigkeit des Ueberallseyn's beqaht schien, lag nun regungslos da für immer; die heble, gespenstige Stimme war stumm, der spähende Blick starr — es lag ein Siegel

auf den Lippen, welches kein Irdischer zu einem nochmaligen: „Unsere kleine Rechnung —!“ zu lösen vermochte. — Ich ward aus diesen Betrachtungen geweckt von dem Schall der auf dem Sarg fallenden Erde — der Ton klang beängstigend und unheimlich in meinem Ohr, wie wenn er nothwendig davon aufwachen müßte. Ich verließ in einem fieberhaften Zustande den Kirchhof, und kam auf dem Heimwege an der Stelle vorbei, wo ich den Unheimlichen zum ersten Mal gefanden. Der Laden hatte sich verändert, sehr verändert, so daß ich beinahe unwillig darüber ward. Sein Aelterthümliches gespenstisches Aussehen war dahin, und selbst ein studirter Anstrich von Eleganz blickte hervor, wie wenn der gegenwärtige Besitzer nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als schnell jede Spur des Vergangenen daran weg zu tilgen. Der vorige Eigenthümer war kaum zur Thür hinaus; sein Körper kaum erkaltet, und schon war er bis auf den Namen verschwunden! So ist der Mensch und seine Natur!

Welch einen beschränkten, verächtlichen Raum nehmen wir, die wir in unsern Augen Alles sind, in dem mächtigen Weltall um uns ein! Wir sterben, und Eitelgeliebe redet uns vor, die Augen aller Welt wären auf unser Hinscheiden gerichtet, während in der That unser nächster Thür-Nachbar dabei ganz gleichgültig bleibt. Wie unbedeutend ist der durch unsere Abwesenheit in der Gesellschaft verursachte Miß! — er schließt sich ohne Wunden im Augenblick, da er geschehen, und Niemand, außer etwa ein unberheiliger Leichen-Unternehmer, kümmert sich darum, wem unsere Grabesglocke läutet.

Der junge Türke im russischen Dienst.

Da jetzt wieder ein Krieg mit der Pforte ausgebrochen ist, und viel besprochen wird, dürfte auch die Erzählung einer schauerhaft rührenden Begebenheit aus dem Türkenkriege, der im Jahre 1787 anfang, und im Jahre 1790 endete, den Lesern dieses Blattes nicht unwillkommen seyn.

Ein junger Muselman, aus Ismail gebürtig, mußte im Anfange jenes Krieges unter die Waffen treten, und gerieth, indem er eine Vorwache bezog, sogleich in Gefangenschaft. Ein russischer Offizier nahm sich desselben an, so daß er keine Noth zu leiden hatte, und ihm selbst manche Freiheit gestattet ward. Den jungen Türken erfüllte diese Behandlung mit lebhaftem Dank, und nie sah er seinen Gönner, ohne ihm denselben ehrerbietig auszudrücken. Der Offizier ward um desto mehr für ihn eingenommen, glaubte überhaupt viel Gutartigkeit an dem Gefangnen zu sehn, und unterhielt sich oft mit ihm. Hörend, sein Vater wäre ein armer Bürger zu Ismail, that ihm der Offizier den Vorschlag, die christliche Religion anzunehmen, wodurch er in Rußland ein besseres Glück machen könne, als in seiner Heimath. Die Gewissenhaftigkeit des Osmanen gab es ihm lange nicht zu, auf einen solchen Vorschlag zu hören; doch wie man ihn mit den Lehrsätzen der christlichen Religion vertraut gemacht, und

ihm bewiesen hatte, wie sehr sie an Erhabenheit und Heiligkeit die von Mahomed gepredigten überträfen, ward er dadurch bewegt, bald auch überzeugt, und ließ sich taufen. Nun folgte der Antrag, russische Kriegsdienste zu nehmen, und um das müßige Leben in der Gefangenschaft mit einem regeren zu vertauschen, willigte er auch darin. Er wurde zum Fußsoldaten bei einem der im Felde stehenden Regimenter gemacht, und hatte daher Theil an den Kriegsverrichtungen zu nehmen. Nun erschrak er, und gestand, daß ihm schwer, fast unmöglich würde, gegen sein Vaterland zu kämpfen, er auch schimpfliches Unrecht daran zu thun meine. Doch sagte man ihm, er müsse, nun ein Mitglied der Christenheit, hierüber anders denken. Auch würde seinem Vaterlande kein größeres Heil widersfahren können, als wenn die Kaiserin von Rußland es eroberte, welche dort sowohl einen edlern Glauben, als weisere, menschlichere Gesetze ausbreiten, und das Volk aus der harten, willkürlichen Tyrannei der Paschen und anderer Beamten der Pforte erlösen würde. Auch das fing an, ihm einzuleuchten, und er vollzog nun seine Obliegenheiten aufs Pünktlichste und Treueste. Da er zugleich bei allen Gelegenheiten ungemelne Tapferkeit bewies, ernannte ihn sein Hauptmann bald zum Sergeanten.

Ein Theil des Heeres wurde nach Ismail gesandt, um diese wichtige Festung zu belagern. Der General Suwarow führte diese Truppen an. Er pflegte zu sagen: Ich kenne den Krieg nicht; der Krieg aber kennt mich! — und zum Gegensatz pflegte er einen gewissen andern General zu nennen, welcher den Krieg kenne, aber nicht von ihm gekannt sey. Suwarow wollte eigentlich sagen, er hätte die Kriegskunst nicht in Büchern studirt, sondern auf dem Schlachtfelde, und immer auch vom blanken Schwert das Meiste erwartet. In der That war er auch einer der kühnsten und glücklichsten Heerführer seines Jahrhunderts; aber auch erbarmenlos gegen den Feind. Und weil er Alles mit verwegener, rücksichtsloser Gewalt durchzutreiben versuchte, schonte er auch das Blut der eignen Leute nicht, ließ fallen, was fiel.

Diesen kühnen Befehlshaber sah man nun mit seiner Heerabtheilung vor Ismail eintreffen. Die Kunstregel würde vorgeschrieben haben, zunächst Laufgräben zu eröffnen, unter ihrem Schutze der Festung sich anzunähern, ihre Wälle zu beschießen, eine sogenannte Bresche (Sturmlücke) durch Artillerie darin zu verurfachen, und ergäbe sich der Platz nicht, ihn mittelst dieser Bresche stürmend zu erobern. So ist das gewöhnliche Verfahren, das sich aber, weil ihm der Belagerer auch ein methodisches entgegengesetzt, ziemlich in die Länge ausdehnen kann, zumal wenn die Festungswerke in gutem Stande sind.

Dies Verfahren betrachtete ein Suwarow indes schon darum mit Widerwillen und Verachtung, weil es viele Zeit hinnehmen konnte. Bekanntlich pflegte Cäsar dem Senat in Rom zu schreiben: *veni, vidi, vici!* (ich kam, sah, siegte!); doch Suwarow faßte sich noch kürzer, strich den Mittelsatz, und wollte, wenn er gekommen war, siegen, ohne einmal zu sehn. Er

refognoszirte auch die Werke von Ismail gar nicht, sondern gab, vor dem Platze angelangt, den Parolebefehl: Morgen mit Tagesanbruch wird Ismail erobert. Schwerlich würde es einen Kunstkenner gegeben haben, der nicht davon geurtheilt hätte, es sey unmöglich. Suwarow führte aber jetzt das Unmögliche aus.

Seine Mittel waren dicke Kolonnen von Soldaten, deren jeder eine Faszine (langes Strauchbündel) trug, um die Festungsgräben damit zu füllen. Trotz allem feindlichen Kartätschenhagel mußten sie vorwärts, denn sie wurden von hintern Colonnen gedrängt, die nichts zurückgehn ließen; auch an den Seiten waren noch andere, die alles Ausweichen verhinderten. Nun war die Folge, daß nicht allein die Vorderen ihre Faszinen in die Gräben warfen, sondern von den Hintern auch selbst hinabgedrängt wurden — den Reitern ging es sammt ihren Pferden so —, woraus denn eine Brücke oder ein Damm von Menschen entstand, über welchen die nicht Hinabgeworfenen und Zertretenen bequem nach dem Wall und der Festung drangen. Zum Lohn ihrer kühnen Anstrengung war ihnen dabei alles Eigenthum in der Stadt verheißen und preisgegeben: wer von ihnen dort angelangt war, konnte nehmen, was ihm gefiel, — das Leben jedes Feindes stand in seiner Hand. —

Der junge Türke, nunmehr russischer Sergeant, gehötte auch in die Reihen, welche zum Sturm befehligt waren, und drang mit den ersten Russen in die Stadt, wo nun das Meßeln und Plündern grauenvoll begann, und man von allen Seiten den Entschluß wiederholte, keinen Einwohner am Leben zu lassen, auch nicht des Kindes im Mutterleibe zu schonen. Auch war man aufs Thätigste in seiner Ausführung begriffen.

Nun entdeckte der junge Sergeant aber einigen Kameraden, daß sein Vater in dieser Stadt lebe, und bat sie, ihm nach dessen Wohnung zu folgen, damit er sein Leben schirmen könne, welches ohne allen Zweifel sonst verloren sey; der Sergeant war beliebt; mehrere Kameraden zügelten vor der Hand Mordlust und Habsucht, um mit ihm zu gehen.

Sie waren auch die ersten Russen, welche noch im Hause des Alten anlangten. Er saß auf einem Teppich, das silberbärtige Haupt gesenkt, und bereitete sich betend zum Tode. Auf den ersten Zuspruch des Sergeanten achtete er gar nicht, sondern fuhr im Gebet fort, und erwartete den Todesstreich. Man rief Jener: Leben und Habe sind dir gerettet; Dein Sohn ist es, der Dir Hülfe bringt! Sieh auf; kennst Du ihn nicht mehr? Nun erhob der greise Osmane den Kopf, starrte auf Jenen und erkannte ihn. Doch hatte er noch eine geladene Pistole unter dem Teppich verborgen. Diese zog er hervor, richtete sie auf seinen Sohn, den er in russischer Uniform erblickte, und durchschoss ihm mit den Worten: Dein Lohn, Verräther an Glauben und Vaterland! das Herz.

Es versteht sich, daß nun auch des Sohns Kameraden den alten Muselmann in Stücke hieben.

(Hiebei eine literarische Beilage.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. Oktober 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 41.

Der Renegat und die Jungfrau von Missolunghi.*)

Missolunghi war nicht mehr — —. Dem heroischen Phalanx, welcher auf dem Abhange des Aracynth die schändlichen Albaner zerstreut hatte, schleppten sich Weiber und Kinder, Kranke und Greise, durch Noth und Schmerz erschöpft, mit größter Anstrengung nach. Unter ihnen befand sich die schöne junge Ddaide, Tochter des Sadimas, eines der tapfersten Heerführer, welcher unter den Mauern der unsterblichen Stadt gefallen war. Die Entweihung der heiligen Stätten, die Ermordung aller der Ibrigen, das letzte Wehgeschrei des sterbenden Vaterlandes erfüllten die Seele Ddaidens, dieser dem Dienste der Altäre geweihten Jungfrau, mit Schauer und Mitleid. Jeden Schritt, den die Colonne machte, bezeichnete den Verlust eines verwundeten Kriegers. Auch viele Frauen erlagen, und Andere vermochten nicht, zu folgen. Die Tochter des Sadimas, die Braut des Himmels, g'hörte unter die Letztern. Am Rand eines Weges stehend, der ein Feld des Gemegels geworden war, und überall, wohin sie auch das trübe Auge wenden mochte, nur Gegenstände des Schmerzes und des Schauders erblickend, sucht sie vergebens ein schützendes Asyl zu entdecken —: ihren Blicken boten sich nur Gegenstände dar, die sie noch mehr zu fürchten hatte. Plötzlich erhob sich auf der Seite nach Dohori hin eine große Staubwolke. Es war eine starke Abtheilung ägyptischer Kavallerie, die sich auf die Arrieregade stürzte, welche die Weiber und Kinder auf ihrer Flucht beschützte. Ein blutiger Kampf begann. Ddaide, welche die Entfernung sicherte, war von weitem Zeuge der Wildheit der Türken und Mamelucken. In einer Schlucht auf den Knien liegend, flehte sie den Gott ihrer Väter an, daß er sie eher den Tod erleiden, als in die Hände dieser Bar-

*) Diese Anekdote ist historisch begründet. Ddaide war die Tochter des Griechischen Heerführers Sadimas, der zu Missolunghi fiel, und eine Verwandte des Bischofs Joseph. Der hier erzählte Akt des wildesten Despotismus ereignete sich in den Umgebungen von Dermelissa.

baren fallen lassen möchte. Sie hüllte sich in ihren Schleier und ihre übrigen Gewänder wie in ein Leichentuch, und im Geiste schon der Erde und ihren Schmerzen entrückt, stärkte sie ihren Muth durch die Erinnerung an die Ibrigen. Allmählig verlor sich das Geschrei und der Tumult, und die Liebe zum Leben, die einem jugendlichen Gemüthe so natürlich ist, übte auch auf das Herz der Jungfrau von Missolunghi ihre Rechte aus. Sie streifte ihren Schleier ab und strich die langen, rabenschwarzen Locken aus dem Gesicht, welche in Unordnung über ihren Kopf herabfielen, und sah sich um — — Ueberall herrschte das tiefste, schauerlichste Schweigen. Sie stand auf und schritt langsam nach der Seite von Clissova hin; denn sie hoffte, das Kloster des heiligen Simon erreichen zu können. Der Mond beleuchtete pausenweise ihren unsichern Gang. Wie gräßlich dünkte sie diese Nacht des Schreckens und ihre Kraftlosigkeit! Ach! und wie sehnte sich Ddaide ihren düstern Schleier wieder zurück, als die ersten Sonnenstrahlen aufblitzten und sie den Blicken der Schändlichen zeigten! Hundert Schritte von der Schlucht, in welcher Ddaide sich verborgen gehalten hatte, sah sie sich plötzlich von einer Abtheilung der elenden Afrikanischen Räuber umringt, die nach den Gräueln des blutigen Kampfes das schauerhafte Gemegel dadurch verlängerten, daß sie das Schlachtfeld durchwütheten, um von den christlichen Köpfen eine scheußliche Ernte zu halten.

Die Tochter des Sadimas ward von ihnen ergriffen und nach dem Lager des wilden Ibrahims geführt. „O mein Gott!“ — rief die Unglückliche aus — „so wolltest Du es also nicht gestatten in Deinen unerforschlichen Beschlüssen, daß eine christliche Jungfrau mitten unter Christen sterben solle? Aber das gib nicht zu, Allmächtiger, daß sie durch die wilden Zerstörer ihres Vaterlande mit Schmach überhäuft werde — durch die, welche Deine Tempel in den Staub darnieder stürzen und Deine heiligen Altäre entweihen!“

In Ibrahims Zelte befand sich ein auf Europäische Weise gekleideter Italiener, und nächst ihm drei Anführer seiner barbarischen Horden, als Ddaide vor ihn geführt ward. Die stolzen Antworten der jungen

Griechin erbitterten den wilden Muselmann, und schon legte er die Hand an den Dolch. Da stellte sich einer von den Heerführern zwischen ihn und die Gefangene, und wagte es, für sie um Gnade zu bitten. Ibrahim lächelte, wie das Verbrechen dem Sünder zulächelt. — „Sie gefällt Dir!“ — fragte er — „Du sollst sie haben, Du, der Tapferste meiner Kapitaine! Du unermüdlicher Vertilger der Griechen! Nimm die Tochter eines der Vertheidiger Missolonghi's! Sie ist Dein volles Eigenthum! Du kannst über sie nach Belieben schalten!“ —

Als bald ward Ddaide nach dem Harem ihres Gebieters geführt.

Hier umschmeichelten und umgaukelten die Gefangene alle Reize des Lebens und seiner Genüsse, und die Freiheit ausgenommen, ward ihr nichts verweigert. Aber ihr Gemüth füllten Todesangst und grenzenloses Entsetzen, und ihre Tage, wie ihre schlummerlose Nächte, waren dem brünstigsten Gebet und ihren Thränen geweiht. Sie hatte ihrem Herrn die glühendste Liebe eingefloßt; doch die Gewalt benutzend, welche dieses Gefühl gibt, drohte Ddaide, sich zu tödten, sobald man es wagen werde, Gewalt gegen sie zu brauchen. — Soliman (so nannte sich der Anführer, der sie von Ibrahim zum Geschenk erhalten hatte) versprach, der christlichen Jungfrau zu schonen, und hielt Wort. — Er war noch jung, hatte angenehme Gesichtszüge, und in seiner Haltung, in seinem Benehmen lag eine Anmuth, eine Höflichkeit, welche mit der Plumpheit, der Brutalität und dem despotischen, befehlshaberischen Wesen der übrigen Morgenländer einen auffallenden Contrast bildete. Ddaiden überraschte dies, und unmerklich ward ihr Gemüth für ihren Herrn günstiger gestimmt. So geschah es denn, daß nach und nach der Aufenthalt an einem, den Genüssen und Freuden des Lebens geweihten Orte, wo Alles ihrem Willen unterthan war, die Gegenwart und die leidenschaftlichen Aeußerungen des Mannes, der sie, wenn es sein Wille war, so tief erniedrigen, so elend machen konnte, ihr zuweilen einen freundlichen Blick ablockte, Ddaidens Herz milder stimmte, und mit der gefährlichsten aller Täuschungen die edelsten Hoffnungen in ihrer Brust weckte. „Ja, ja!“ — rief dann die Jungfrau von Missolonghi aus — „Soliman, für eine so reine Gluth kann ich nicht unempfänglich bleiben! Aber ich will Dein Inneres erforschen, und Lieb' und Glauben sollen es mit ihrem Licht erhellen! Ich will, daß Dein furchtbarer Arm die Stütze der Christenheit werde! Wir haben nur Einen Willen, Eine Seele — wohl, so müssen wir auch nur Einen Gott haben! Mir soll der Ruhm zu Theil werden, Dein tapferes Schwert der Vertheidigung des Kreuzes, dem Glücke Griechenlands geweiht zu haben! —“

Unter einem duftigen Gebüsch von Myrthen und Rosen, mitten in dem Zauber einer überreichen Natur und eines köstlichen Klima's, träumte Ddaide diesen, für sie so beseligenden, Traum der Liebe. — Eines Tages überraschte sie hier ein leichter Schlummer, und als sie erwachte, sah sie sich, ohne Entsetzen zu empfin-

den, von den Armen des Mannes umschlungen, dessen Bild sie in ihren einsamen Stunden so lebhaft beschäftigt hatte. Da Ddaide überzeugt war, daß er sie mit zarter Achtung behandeln würde, so setzte sie seiner Gluth nur ein züchtiges Sträuben entgegen, und besetzte zärtliche Blicke auf ihn, der vom Herrn und Gebieter zum Sklaven umgewandelt worden war. Da rief er feurig aus: „Ddaide, mein Leben hängt von Deiner Liebe ab! Dein Bestig ist tausendfach größeres Glück, als Ibrahim's Günst und alle Schätze des Sultans. — Sprich, Ddaide, was muß ich thun, um Dich von Dir selbst zu erkalten?“ — Da nahm Ddaide, die eine göttliche Begeisterung sich durchglühen fühlte, und fest vertrauend einer so wahren Liebe, keinen Anstand, dem glücklichen Soliman zu gestehen, was sie für ihn fühle. Vor ihr sich niederwerfend, rief er von neuem aus: Sprich! gebiete! was soll ich thun?“

„Die Christen vertheidigen, die Du verfolgst. Ddaidens Gatte muß ihr Bruder seyn, und auf das so heilige Zeichen des Kreuzes will ich Deine Schwüre empfangen, nachdem ich Dich in die Geheimnisse des göttlichen Glaubens eingeweiht habe!“ —

„Ddaide! vollende nicht! Ich — sollte die Griechen vertheidigen, ich, der ich der Erste war, welcher die Türken lehrte, die Feinde des Korans zu besiegen? Ich sollte auf das Kreuz schwören? Weißt Du, wer ich bin?“ — Und bleich, mit verstärktem Gesicht, alle Muskeln convulsivisch gespannt, stand er vor ihr und blickte schauernd auf das von den Christen so hoch verehrte Kreuz, welches auf Ddaidens Busen hing. Erschreckt wagte Ddaide es nicht mehr, die Augen, welche Furcht auf den Boden heftete, zu Soliman aufzuschlagen. „Wisse“ — nahm dieser wieder das Wort — „daß ich mein Vaterland und meinen Gott abgeschworen habe, daß ich S — —, der Renegat, bin!“

„D!“ — rief Ddaide aus, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen — „fliehe, fliehe, Ungetreuer! — Du, ein Franzose! Du, der in einem tapfern Volke geboren ward, konntest Dich für ein wenig armseliges Geld gegen die heilige Sache der Freiheit waffnen? Gegen die Christen, gegen das Kreuz verhandeltest Du Deine Seele und Deinen Muth? Verfolger meiner Vaterlandes, Deiner eigenen Landsleute — o! bei Dem kann ich keine Tugend erwarten, Der an allen Tugenden zum Verräther ward!“

Ddaide sprang nach dem Abgrunde, welcher Solimans Garten begrenzte, und während sie hier gleichsam an dem furchtbaren Abhange schwebte, streckte sie die Arme nach dem erschrockenen Geliebten aus und rief: „Thust Du einen Schritt auf mich, so zerleisere die Felsenspitzen des Bergstroms meine Brust. Soliman-Bey, S — —, Du Renegat! Dein Name ist verflucht von ganz Griechenland, verflucht von dem schönsten Frankreich, dessen Söhne in unsern Gliedern stehen! Verflucht und beschimpft wird ein Jahrhundert ihn dem andern überliefern! Ohne Ruhm wirst Du von einem christlichen Degen fallen, und Dein Muth wird Dir zum Verbrechen angerechnet werden! Tolle

wirst Du, wie ein Ueberläufer in den Reihen der Feinde fällt! — D!“ — fuhr die schöne Jungfrau fort, heiße Thränen vergießend — „als Du mich vor dem Dolche rettetest, war die geheime Stimme, die in mir sprach, ein Segen für das Land Deiner Geburt! — — S — —! die Keue ist eine edle Tugend! Kehre zu Gott, zur Ehre zurück! Wir können Beide nicht für einander leben; aber handle so, daß ich Mitleid mit Dir haben und es mir verzeihen darf, Dich geliebt zu haben!“

Kaum hatte Ddaide diese Worte gesprochen, als ein Pfeil, den eine unsichtbare Hand abgeschossen hatte, die Luft durchschnitt und ihr Herz durchbohrte. Sie sank, und der schöne Leib stürzte von Klipp' auf Klippe, blutend und zerfleischt, in den Abgrund. Der wilde Chef des wilden Renegaten, Ibrahim, war von Solimans Leidenschaft für die junge Griechin unterrichtet worden und ließ ihn selbst im Innern des Harems beobachten. Seine Hand hatte den Pfeil abgeschossen. Ibrahim brauchte S — — und rettete ihn so von Verzweiflung.“

„Für ein Weib wolltest Du mich also verrathen?“ — sagte er zu ihm. — „Der Prophet möge Dir verzeihen; aber nie soll wieder eine griechische Sclavin Deinen Harem betreten. Früher oder später würde sie Dich besitzen, und Du bist es, der Du Deine Sclaven besitzen sollst.“ —

Der Renegat hörte ihm schweigend zu. Von edlen Gefühlen bestürmt, wollte er Ddaiden und Griechenland rächen — —. Aber Ibrahim sprach von Schätzen, von neuen Bürden, und der Mann, welcher seine Ehre, sein Vaterland, seinen Gott diesen elenden Götzen lafterhafter Gemüther zum Opfer gebracht hatte, vergaß bald seine Rachepläne und die Jungfrau von Missolunghi.

Das Gold-Recept, oder: Laßt die Todten ruh'n!

(Eine Sage aus dem siebenzehnten Jahrhundert.)

Die Tafel ging zu Ende. Der Fürst saß noch mit einigen seiner Vertrautesten und sprach scherzend über Alles. Einer neckte den Andern, und selbst die Durchlaucht entging den Pfeilen des Scherzes nicht. In solchen Fällen war der sonst gestrenge Herr äußerst nachsichtig, und störte als guter Gesellschafter keinen Spas; ja, er reizte und half, wo möglich, selbst dazu, um die Freuden der Tafel recht anmuthig und verdaulich zu machen.

Unter den Gästen dieses engeren Vereins erfreute sich besonders ein lustiger Obrist-Lieutenant, von Geburt und Sinn Franzos, der besonders Gunt des Fürsten. Er war es, der unter Allen am meisten ohne Rücksicht und Schonung Streiche austheilte, aber auch deshalb am meisten von der Gegenwehr zu leiden hatte. Man nahm ihn so recht eigentlich zur Zielscheibe des Witzes und der Satyre. Weit entfernt, sich dadurch in Verlegenheit bringen zu lassen, wählte

er seine Repliken und Bonmots nur immer schlagfertiger, treffender, zur großen Ergößlichkeit seines Herrn, der den aufgehobenen Becher oftmals wieder hinsetzen mußte, um sich den vom Lachen kramphast erschütterten Bauch zu halten. Seinen Mann fand er übrigens an dem nicht minder beliebten, sogenannten Hof-Poeten, der die Waffen seines Geistes an Horaz, Tibull und Propertz geschärft hatte. Eius seiner zahlreichen Gedichte, „der neue Orpheus“, hatte ihm die Ehre eines poetae laureati zuwege gebracht, aber auch tausend Stachelworte in der Gesellschaft lustiger Brüder und Freunde. Auf ihre Klöße hatte er indes seinen Keil; und den meisten Stoff zu Wortwaffen entlehnte er von der damals im Schwange gehenden Kunst der Goldmacherei, in der auch die Fürsten jener Zeit oft Blößen gaben, und sich von herumreisenden Alchymisten-Abentheuern für ihr gutes Gold goldene Berge ihrer geheimnißvollen Kunst verheißen ließen. Der gutmüthige Obrist-Lieutenant hatte auf diese Weise einen großen Theil seiner Habe im Schmelztiegel seiner Leichtgläubigkeit verloren, und war durch den Schaden noch nicht klug geworden. Offenbar unterstützte ihn dabei sein Herr. Es hatte sich seit einiger Zeit das Gerücht verbreitet, daß zu Häupten im Sarge eines der in der Schlosskapelle beigesezten, der Alchymie besonders ergeben gewesenen Fürsten des Hauses das wahrhafte, untrügliche Recept der Goldmacher-Kunst mit begraben worden sey. Dieses Gerücht hatte vorzüglich durch die Anwesenheit eines fremden Doctors und die eidlichen Versicherungen mancher zweideutigen und verdächtigen Menschen in der Stadt, die bei den Experimenten in dem Laboratorium des Höchsteiligen mit beschäftigt gewesen seyn wollten, einiges Gewicht. Darauf kam nun die Rede, und der Fürst sah es gern, daß man das vermeinte Gold-Recept zum Ziele des leicht erreglichen Soldatenmuthes zu machen suchte. Das gelang durch mancherlei hin und her geworfene Zweifel darüber sehr leicht; denn im Punkte der Ehre verstand der Obrist-Lieutenant keinen Spas. „Eh bien!“ rief er entschieden; „wer folgt mir? Ich will dieses goldene Bließ erlösen, setzen sich auch alle Schrecken von Colchis entgegen. Wer folgt mir auf dem Argonauten-Zuge? Heut Mitternacht bin ich bereit, das Abentheuer zu wagen!“ — Einmal im Zuge, war er entschlossen, auch allein dahin zu gehen, wo das gewichtige Papier verborgen liegen sollte, als er hörte, daß der Schatz nur von Einem allein gehoben werden könnte. — „Seht Euch vor“, warnte einer der Gegenwärtigen, „daß Ihr nicht statt des Widders einen gewöhnlichen Bock schießet; es ist dunkel in dem Revier, wohin Ihr ziele!“ — Somit ging man von der Tafel und beschloß, sich zur festgesetzten Stunde in der Schlosskapelle zu dem mitternächtlichen Abentheuer einzufinden.

Als die Schloßuhr Elf schlug, waren sie wirklich Alle schon versammelt, der Hof-Poet ausgenommen, der sich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit hatte entschuldigen lassen. Der Obrist-Lieutenant lachte laut auf, als er dies hörte, schien aber seine Bemerkungen darüber als Munition für die nächsten Tafelfeldzüge

gegen den Berserker, wie er den Abwesenden nannte, zu sammeln. Mit einem entschlossenen „Allons!“ ergriff er die für ihn bereit stehende Blendlaterne, öffnete rasch die eiserne Gitterthür, die Leben und Tod von einander schied, und trat in das Innere des Grabgewölbes; die Andern folgten ihm — mit den Blicken und sehr verschiedenen Empfindungen. Die Meisten hätten ihm keine Gesellschaft geleistet, wär' es auch erlaubt gewesen, ihn zu begleiten. — Der gesuchte Sarg war einer der zuletzt beigefügten; darum stand er nicht tief in der Halle und der muthige Krieger hatte nicht lange danach zu suchen. Schon erkannte er den genau beschriebenen dicht neben sich; aber ein nie gefühltes Etwas bemächtigte sich seiner, als er die wenigen Schritte darauf hin that. Seine Fußtritte hielten dumpf in der weiten Todtensflur. Die Lade der Verschwiegenheit mit dem Schmucke der irdischen Größe schaute ihm finster entgegen, und die Heiligkeit des Orts umschauerte ihn wie stiller Vorwurf eines Frevels. Zweifelnd stand er einen Augenblick fröstelnd, ermannte sich aber im andern wieder mit dem Gedanken, daß es ja keinen tempelräuberischen Zweck, sondern ein unschuldig, ein dem Leben angehöriges Papier gelte und die Achtung seiner harrenden Freunde. Rasch zog er die dunkle Decke von dem Sarge, öffnete, und legte behutsam den Deckel zurück. Die Leiche hatte nichts Abschreckendes, Nirgends ein Geräusch. Eine kleine Bewegung ihres Hauptes mit seiner Hand nach der Brust, und er war im Besitz des kostbaren Papiers. Schon streckte er, obwohl zitternd, die Hand danach aus; wirklich fand sich eine silberne Kapsel; aber in demselben Augenblick erhob sich eine Stimme mit markerschütterndem Ton und Inhalt: „Nimm!“ rief sie dumpf; „in drei Mal drei Monden bist Du hier!“ — Todtschweiß überlief den Horchenden; die Hand entsank ihm, er wankte, und hielt sich mit Mühe fest. Noch einen Augenblick, und er stürzte todtenbleich und entstellt aus der Halle; Schrecken ergriff bei seinem Anblick die Freunde, die seiner harreten. Die bebenden Lippen versagten ihm für ihre bestürmenden Fragen den Dienst. Er winkte nur fort, fort zu gehen. An den Zweck seines Ganges in die Gruft wagte Niemand zu erinnern. Eilig verließen Alle die Kapelle.

Der Grund seines Entsetzens wurde bald bekannt; Alle beeiferten sich, Jeder auf seine Weise, ihn als nichtig darzustellen. Der Fürst verdoppelte seine Gnadenbezeugungen bei jeder Gelegenheit; täglich wurde der Kranke zur Tafel seines Herrn gezogen; die besten Weine sollten ihre Kraft an ihm erproben. Umsonst! Als dem lebenslustigen heiteren Gesellschafter war ein schweigsam düsterer Mann geworden, der es höchstens, den Freunden zu Gefallen, zu einer erzwungenen Lustigkeit bringen konnte; er sprach nur von der Nähe und dem Gefühl seines Todes. Da versuchte sein Freund, der Dichter, das letzte Mittel Er gestand, sich selbst in der Halle, kurz vor dem Eintreten des Obrist-Lieutenants, zum Scherz versteckt und die Rolle des Geist-Deakels gespielt zu haben. Das schien ihn aufmerksam zu machen und wieder zu gewinnen für das Leben; er wurde sichtbar heiterer, und legte selbst

Fürbitten ein, als man dem Schuldigen sein verderbliches Einmischen zum bittersten Vorwurf machte. Je näher aber der von jener Stimme seinem Gedächtniß unausstilgbar eingeprägte Tag kam, desto lauter, alle Gründe der Vernunft übertäubend, ließ sich die Mahnung des Todes in seinem Innern vernehmen; sie wurde zum nieschlafenden Wurm, der das Feuer seiner Augen verlöschte, das Mark seiner Gebeine verzehrte. Er schwand sichtbar dahin zum Schrecken Derer, die sich dabei anzuklagen hatten. Alle ärztlichen Mittel schlugen nicht an, Reisen und Zerstreuungen hatten keinen günstigeren Erfolg; der Kranke war und blieb eine Beute seines verzehrenden Grams. Immer tiefere Furchen zog die unwandelbare Schwermuth seines Geistes in die offene Stirn und die einsinkenden Wangen; und immer näher rückte der verhängnißvolle Tag der Verheißung. Er kam endlich, und mit ihm Hoffnung für die trauernden Freunde, die von der Nichtigkeit der Prophezeiung seine Genesung, seine Wiedergeburt erwarteten und ersehnten. Der Kranke betrachtete ihn als den Tag seiner Erlösung. — Um seiner Seele an diesem Tage keinen Raum zu martervollen Gedanken zu lassen, hatte der betrübte, zärtlich besorgte Fürst jede Stunde desselben zu ergöthlichen Zerstreuungen bestimmt. Er nahm seinen Liebling mit allen seinen Freunden und dem ganzen Hofstaate auf sein nah' und schöngelegenes Lustschloß; dort mußten auf seinen unablässigen Betrieb alle Mittel zu seiner Erheiterung zusammen wirken: Musik, Spiel und Tänze. Die ausgelassenste Freude beschäftigte die Aufmerksamkeit des Leidenden, auch schien der Dämon des Trübnißs von ihm weichen zu wollen; er nahm Theil an allen Festlichkeiten, und nicht ohne merklich guten Erfolg, der alle Anwesenden entzückte und zu verdoppeltem Eifer für ihn ermunterte. So verstrich der Tag, und man hatte den Gegenstand der Sorge, sicher daß er geheilt sey, aus den Augen verloren. Da fragte der Fürst nach dem Kranken. Einige wollten gesehen haben, daß er in ein Nebenzimmer gegangen sey. Als sie dahin kamen, fanden sie ihn auf einem Sopha sitzend — todt, die Uhr in der Hand. Der Schreck der Anwesenden läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben.

Zum Unglück für die Abergläubigen ist es ungewiß geblieben, ob jener Scherz, wozu sich der Dichter bekannte, wirklich mit im Spiele war, oder nur heilsam erdichtet wurde; aber die Sage wird, der Hauptsache nach, als wahr erzählt, und das gutmüthige, wenn auch geistreiche Portrait des Obrist-Lieutenants und Commandanten hängt in der Bibliothek-Bildergalerie zu Weimar.

Merkwürdige Uhr. Ein Uhrmacher in Memmingen hat eine Uhr zum Verkauf angekündigt, mit deren Bau nach eigener Erfindung er sich die letzten dreizehn Jahre hindurch beschäftigt hat. Sie ist ganz von Holz und hat durchaus nichts Metallisches in ihrer Konstruktion; sie braucht nur alle drei Monat ein Mal aufgezogen zu werden, und ein Knall, so laut wie von einem Zwölfsfünder, zeigt an, wenn sie abgelassen. Der Erfinder, Hr. Pipert, verbürgt sich für ihre Nichtigkeit auf 20 Jahre, und verlangt 6000 Dukaten dafür.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. Oktober 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 42.

Albert, oder der Weg des Schicksals.

In weiter Ferne schmetterten noch die Trompeten des Husarenregiments, das fast eine Woche lang in Wilsdorf einquartirt gewesen, und nun mit Muth und Kraft dem allgemeinen Feind des deutschen Vaterlandes entgegen zog. Der Graf, Eigenthümer des Ortes, kam eben, seine junge Gemahlin am Arme, aus dem Garten zurück; sie hatten den Obersten des Regiments, der nebst seinem Adjutanten bei ihnen im Schlosse einquartirt war, bis ans Ende des Parks begleitet; da sprengte ein Husar in den Schloßhof, einen Korb auf dem Pferde vor sich, sprang aus dem Sattel und stellte, indem er schmunzelnd den Schnurrbart strich, den Korb zu den Füßen der Gräfin.

„Gewiß noch ein galantes Präsent des Herrn Obersten;“ sagte der Graf, und reichte dem Husaren einen Friedrichsd'or, dieser dankte, schwang sich in den Sattel und eilte im Galoppe dem Regimente nach.

Jetzt bemerkte die Gräfin, daß der Deckel des Korbes mit einem Hängschlosse befestiget war, und befahl einem Bedienten, das Geschenk in ihr Zimmer zu bringen, indem sie noch Willens war mit ihrem Gatten einen Besuch bei dem Pfarrer abzulegen.

Schon eine Stunde stand der Korb neben der Toilette, da trieb die Neugierde, die das weibliche Geschlecht schon mit der Muttermilch reichlich eingefogen hat, Hannchen, die Kammerjungfer, denselben näher zu betrachten.

„Da ist doch wahrhaft kein Damenpuß darin!“ sagte die Jose bei sich; „weiß Gott, was der alte Oberst da hat hineingepackt. Was er am Gewichte zu viel hat, wird er wohl am Werthe zu wenig haben, denn der Herr schien mir nicht von Gebhausem zu seyn.“ Hierauf stellte sie ziemlich unsanft den Korb auf den Boden.

„Gnäck! Gnäck! schallte es aus dem Innern des geflochtenen Behältnisses hervor.“ Ach! eine Kage! schrie Hannchen, die einen Abscheu vor diesen Thieren hatte, und verließ eiligst das Zimmer.

Bald war die Neugierde, der Oberst hätte der Gräfin eine Kage zum Präsent geschickt, vom Hausmeister

bis zum Küchenjungen, bekannt, und der letztere freute sich schon, indem er beschloß, auf dieses vierbeinige Geschenk manche Schuld zu wälzen, der er sich bei dem Hinwegpußen von Fleisch, Backwerk u. s. w. wollte in Zukunft theilhaftig machen.

„Es wird ein Zebra-Mießchen seyn;“ sagte die alte Haushälterin.

Jetzt kam die Herrschaft von ihrem Besuche zurück.

„Du bist unflug mit deiner Kage!“ sprach die Gräfin, als Hannchen schon im Schloßhofe derselben rapportirt hatte, und der Graf befahl dem Jäger den Korb herunter in den Garten-Salon zu bringen, wo er sich gleich selbst von dem Inhalte desselben überzeugen wolle.

Bald kam der Jäger mit dem verlangten Caro, der Leibhund des Grafen sprang mit Capriolen um den Korb, und wedelte, wie einst Tobias Hündlein freudig mit dem Schwanze.

„Eine Kage ist es wenigstens nicht,“ sagte Friedrich; „sonst würde der hier mächtig knurren und Laut geben, statt daß er daran herumtanzet.“ — Gnäck! Gnäck! rief es jetzt deutlich, da der Jäger den Korb vor dem Grafen hinsetzte.

„Um Gotteswillen, was ist das,“ rief die Gräfin und der Graf. „Geschwind geöffnet!“ und mit seinem Waidmesser durchschnitt der Jäger den Henkel, öffnete den Deckel, und mit großen hellblauen Augen sah ihn ein, kaum halbjähriger, Knabe an; der mit seinem blonden Lockenköpfchen einem Amor glich.

Nur eine Minute dauerte das Erstaunen der Uebersraschten; da blühte sich die Gräfin; „ein wahrer kleiner Engel,“ sagte sie, und nahm den Knaben aus seinem Behälter auf ihren Schooß, der ihr dafür dankbar entgegenlächelte.

„Rufet geschwind Meiers Lene, ihr Kind starb vor drei Tagen, sie soll einweilen unserm kleinen Gaste Nahrung reichen,“ befahl die Gräfin an Friedrich.

Der Jäger ging, und die beiden, kaum drei Monate lang verheiratheten Eheleute befanden sich mit dem kleinen Weltbürger allein, dessen Schönheit auch der Graf bewunderte, und jetzt den weiteren Inhalt des Korbes erforschte, während seine Gattin den kleinen

Schreibhäls, den nun der Hunger quälte, einstweilen mit Liebkosen beschwächtigte.

„Hier endlich! rief der Graf, nachdem er bereits alles Linnen und Bettzeug, worin der Kleine eingewickelt gewesen, aus dem Korbe geworfen hatte, und ergriff ein kleines Paket, das er sogleich eröffnete. Die Hälfte eines zerbrochenen Ringes und das Miniaturgemälde einer jungen höchst schönen Dame, reich mit Brillanten besetzt, war in ein Papier gewickelt, auf welchem, mit Bleifeder geschrieben, folgende Zeilen kaum noch lesbar waren.

„Mit den edlen Gesinnungen, mit der Großmuth und Herzensgüte des Grafen Willseck und seiner Gemahlin bekannt, übergibt ein unschuldig verfolgtes Elternpaar dieses ihr liebstes Kleinod denselben in der Ueberzeugung —

Das andere war ganz verwischt und unlesbar, nur noch einzelne Worte, als „Albert“ — den 10. Merz — nebst der Unterschrift: J. v. L. konnte man entziffern, und man nahm an, daß der Knabe Albert heiße, am 10. Merz geboren, und von adeliger Abkunft sey. Die Gesichtszüge der Dame auf dem Gemälde, die man für die Mutter hielt, waren dem Grafen und seiner Gattin völlig unbekannt.

„Schrei nicht, kleiner Wildfang!“ sagte die Gräfin, und die schöne Thräne des Mitleids glänzte in ihrem Auge, „ich will dir deine Mutter ersetzen, und hier mein August wird dir Vater seyn.“

„Das werde ich,“ erwiderte der Graf, küßte seine Gattin und den Knaben, und ließ den Haushofmeister kommen, dem er befohl, sogleich ein Zimmer in Ordnung bringen zu lassen, welches Lene, die Ehefrau eines Soldaten, der sich dormalen im Felde befand, und deren Kind vor einigen Tagen gestorben war, auch noch den nämlichen Tag als Amme mit dem kleinen Albert bezog.

Da ein Husar den Kleinen gebracht hatte, so glaubte der Graf Willseck, daß der Oberst Bernau ihm vielleicht eine nähere Nachricht, das Kind betreffend, geben könnte, und schrieb an denselben; allein dieser war schon in der ersten Schlacht gegen den Feind gefallen, und folglich blieb das Schreiben unbeantwortet. — Der Graf Willseck und seine Gattin erfüllten ihr Versprechen im engsten Verstande; auch da schon die Gräfin Mutter eines Sohnes und einer Tochter war, verminderte dieses ihre Liebe zu dem jungen Albert keineswegs; und ihr Gatte zog den muntern Knaben, der täglich mehr der guten Eigenschaften entwickelte, fast seinen eigenen Kindern vor. Auch verdiente Albert die Liebe seiner Pflegertern, die er, bis zum Jüngling gereift, für seine wahren Eltern hielt. Er war edel und gutherzig, aber etwas wild, die Erde war ihm zu klein, die Welt wäre es ihm auch gewesen. Man wußte ihn nicht recht anzugreifen, er war wie ein Instrument, auf das kein Mundstück paßt. Aber in dem Instrumente, ruhte eine herrliche Musik. Er allein stand sich oft im Wege; er wollte seine Mahlzeiten bei dem Feuer des Aetna kochen, in dem Ocean seine Hände waschen, und ein Orkan sollte ihm Kühlung zufächeln, den Chimborasso zu ersteigen, die Quelle

des Nils zu entdecken, schien ihm ein Knabenspiel. Zu seinem Glücke gehörte mehr Entsamung als Besitz. Sein Körperbau — er war 18 Jahre alt — war der eines farnesischen Herkules, sein Gesicht, das eines Antinous. So war Albert der Liebling des ganzen gräflichen Schlosses, aller Untertanen, die Leib und Leben für ihn gaben, und von Jedermann, der ihn nur sah.

Eduard der Sohn des Grafen glich ganz in der Güte des Herzens seinem, ein Jahr ältern Freunde, dem er auch nur wenig an Körperbildung nachstand, und an Geistesfähigkeiten unmerklich von ihm übertroffen wurde. Nur war er sanfter als Albert und bedachtsamer. Diese kleine Verschiedenheit der Gemüther war eben das feste Band der unzertrennlichen Freundschaft dieser beiden Jünglinge —

Und Antoinette, Eduards Schwester, versprach schon in ihrem vierzehnten Jahre eine prächtige blendende Schönheit zu werden; die Rosen der Morgenröthe blüheten auf ihren Wangen, und Grazie, unaussprechliche Grazie war der Ausdruck ihres Gesichtes. Ein blaues Auge von sanftem Feuer, von einem schmelzenden Blick war der Spiegel ihrer Seele. Ihr Herz war mit Sanftmuth, Güte, Zärtlichkeit und mit der liebenswürdigsten Unschuld angefüllt. So war Antoinette.

Als Knabe schon hing mit wahrer brüderlicher Zärtlichkeit und Liebe Albert an diesem Mädchen; sie allein konnte den wilden Knaben in ein Lamm umschaffen, eine Bitte von ihr den Jüngling zu allem bewegen.

Den Tag vor der Abreise der beiden jungen Leute auf eine der ersten Akademien Deutschlands, nahm der Graf von Willseck Albert mit sich in sein Kabinet und entdeckte ihm, daß nicht er und die Gräfin seine Eltern seyen, daß er aber dennoch fortfahren möchte, sie als solche zu betrachten, und übergab ihm das Gemälde seiner vermeintlichen Mutter, nebst dem halben Ringe und einem Tuche, welches sich ebenfalls in dem Korbe befand, worin auch die Buchstaben J. v. L. eingestickt waren.

Schmerzlich war für Albert diese Entdeckung, er war außer Stand zu sprechen, ohne laut warf er sich mit Thränen zu den Füßen des Grafen, küßte dessen Hand, nahm das Gemälde, Ring und Tuch, und schloß sich eine Stunde lang in sein Zimmer ein.

Ruhiger dem Scheine nach, kehrte Albert in den Kreis seiner Freunde zurück. Liebevoll, mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit empfing ihn die Gräfin, herzlich schloß Eduard ihn in seine Arme, und Antoinette bot ihm, jedoch erröthend, freundlich wie sonst die Wange zum Kuß.

„O Ihr Guten!“ rief Albert. „Wie kann der arme Elternlose eure Liebe vergelten!“

„Durch die Fortdauer deines guten Betragens, durch Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit an uns,“ erwiderte die Gräfin.

„Dies alles, nebst der innigsten Dankbarkeit soll nur mit dem letzten Pulschlag meines Lebens aufhören,“ sprach der Tiefgerührte. —

Unter den besten Segenswünschen, reichlich mit

Geld versehen, verließen am andern Tag die beiden Jünglinge Willseck, und kamen an dem Orte ihrer Bestimmung an; wo Albert, auf das Verlangen seines Pflegevaters, als Graf Willseck und als Eduards Bruder erscheinen mußte.

Beinahe waren drei Jahre verflossen, in deren Zeitraum beide Freunde durch unermüdeten Fleiß sich reichliche Kenntnisse erworben hatten; nur noch wenige Monate, da wollten sie die hohe Schule verlassen, da kam eine Staffette vom Grafen, er schrieb:

„Der König, das Vaterland ruft. Zwanzig junge Leute von meinen Gütern werden mit nächsten Tag zum Heere Blüchers, des deutschen Fabius, stoßen; daß Ihr Beide euch ihnen anschließen und sie dahin führen werdet, bin ich gewiß; darum erwartet Euch ohne Verweilen Euer Vater

August Graf von Willseck“

Ehe man noch ihre Ankunft erwarten konnte, trafen Albert und Eduard schon zu Haus ein. Nur wenige Tage dauerte ihr Aufenthalt daselbst; allein diese wenigen Tage, wie wichtig wirkten sie nicht auf Alberts künftiges Geschick. — Antoinette war zur Jungfrau gereift, in voller Blüthe standen ihre Reize, sie war keine erkünstelte Schönheit, die mit jedem Pinselstriche die erfinderische Kunst verliert; sie besaß jede Vollkommenheit, die ein Mädchen nur zieren kann, ohne es selbst zu wissen, und darum war sie doppelt reizend; so fand sie jetzt Albert, und seine brüderliche Zuneigung erhielt einen andern Schwung, sie verwandelte sich in die reinste Liebe.

Der Graf begleitete die junge Heldenschaar ein Stück Weges. „Ich gebe euch keine Empfehlungen mit“ sagte er beim Abschiede. Euch selbst zu empfehlen, soll euer Bestreben seyn, und daß dieses bei euch nicht fehlen wird, dafür bürgt mir euer deutsches Herz und euer Muth, der aber nie in Tollkühnheit ausarten darf.“

Bald erreichten sie die Armee, und Albert und Eduard traten mit den meisten der Uebrigen, die gleichfalls vom Grafen, ihrem Gutsherrn, reichlich unterstützt waren, als Gemeine in ein reitendes Jäger-Corps.

Bald fanden beide reichlich Gelegenheit ihren Muth zu zeigen, der wohl manchmal bei Albert in Tollkühnheit ausgeartet seyn würde, wenn nicht die kältere Besonnenheit Eduards ihm zur Seite gestanden hätte.

Beide Freunde waren, was jeder Soldat seyn sollte, tapfer, und vergaßen nie im Kriege, wo leider nur zu oft die Menschlichkeit mit Füßen getreten wird, das göttliche Gefühl des Mitleids. Nie war ihr Ohr den Jammertönen der Unglücklichen verschlossen; denn neben wahren Heldenstimmungen wohnt auch allezeit ein gefühlvolles Herz. Wo dieses mangelt, hört der Held auf Held zu seyn, und bleibt nur ein Tyrann, eine Geißel der Menschheit. —

Manche Schlacht war geschlagen, die meisten zum Nachtheile des Feindes. Beide Freunde waren nicht unbemerkt geblieben. Jeder war schon Befehlshaber einer Compagnie, jedes Brust zierte bereits der Orden der Tapferkeit. Da machte man Vorkehrungen zu der großen Völkerschlacht, die Deutschlands, ja Europens

Schicksal entscheiden mußte. Sie entschied, der stolze Feind floh in wilder Auflösung dem Rheine zu, verfolgt von den tapfern deutschen Schaaren und ihren braven Bundesgenossen, die bald auf Frankreichs Boden standen. Noch immer, einige kleine Wunden ausgenommen, war Eduard und Albert unverletzt geblieben, jetzt aber bei einem Vorpostengefecht wurde jener gefangen, und da Albert seinen Freund retten wollte und sich mit einer kleinen Schaar, die ihm folgte, in den dichtesten Haufen des Feindes stürzte, fiel er tödtlich verwundet, von einer Kugel getroffen.

Wie aus einem tiefen Schlaf erwachte er, und doch glaubte er noch zu träumen, er erinnerte sich auf dem Schlachtfelde verwundet worden zu seyn; jetzt befand er sich in einem schönen, modern ausmöblirten Zimmer, auf einem seidnen Bette, seine Wunde war verbunden, eine tiefe Stille, obgleich die Sonne ihre halbe Bahn zurückgelegt hatte, herrschte um ihn her. Er wollte sein Lager verlassen, aber seine Kräfte erlaubten es nicht. Da fühlte er auf seine Brust, wo er das Gemälde, welches wahrscheinlich seine Mutter vorstellte, nebst dem Tuche, worin er sorgfältig den halben Ring verwahrt hatte, beständig trug; alles war nicht mehr da. (Schluß folgt.)

Die Schurkenjagd.

Im Andenken an unsern genialen Hoffmanns furchtbaren Cardillac, in dessen Fräulein von Scuderi — der nicht dulden konnte, daß Menschen mit edlen Steinen prunkten und ihren unedlen Sinn hinter diamantne Strahlen verbargen; darum Mörder an allen wurde, die seinen Schmuck, sein Geschmeide trugen; erzählen wir hier ein ähnliches Ereigniß, das zugleich auch für jeden unbefangenen Menschenkenner höhern moralischen Werth in sich schließt.

Zu Messina lebte im siebzehnten Jahrhundert ein Schusticker, ein Mann, der seine Familie, bei seiner Armuth, rechtlich ernährte, und wegen seiner Unbescholtenheit von jedermann geachtet wurde. Was ihn vor Vielen auszeichnete, war ein heller und gesunder Blick, und tiefes Gefühl für jede Art von Ungebühr und Schlechtigkeit. Mit tiefster Wehmuth sah er um sich her die steigende Sitten-Verderbniß, den ärgerlichen Luxus, die zahllosen Familien-Ränke, Bestechungen, Verräthereien, die abscheulichen Kränkungen und Mißbräuche der Gerechtigkeitspflege; den Betrug am hellen Mittag, und die galgenwerthen öffentlichen Räubereien, unter denen seine Vaterstadt seufzte und blutete; kurz, er sah die alte Einfach und Unschuld völlig mit Füßen treten; eine allgemeine Sittenpest überhand nehmen, weil es den Gewaltthabern theils an Macht, theils an Kopf, theils an gutem Willen fehlte, dem einbrechenden Verderben zu steuern. Bei dieser verzweifelten Lage seiner Vaterstadt, beschloß er, das halbbrechende Geschäft einer Radicals-Kur ganz allein auf sich zu nehmen, und achtete es für erlaubt, sich selbst zum Rächer der Unschuld und zum Schrecken der Verbrecher aufzuwerfen.

Voll von diesem romantischen Entschluß, versah er

sich mit einer kurzen Büchse, nahm sie unter seinen Mantel, und begab sich, mit Pulver und Kugeln in der Tasche, des Nachts auf die Schurkenjagd. Hier lauerte er denjenigen auf, deren Unverbesserlichkeit ihm, wie seinen Mitbürgern, bekannt war, und beförderte sie in aller Stille ins Schattenreich, zu einem Richter, von dem er gewiß wußte, daß er sich nicht blenden noch bestechen lassen würde; dann kehrte er, zufrieden mit sich, überzeugt von der Gerechtigkeit seiner Thaten, sich innerlich belohnt fühlend, nach Hause zurück. — Da es zu Messina eine beträchtliche Anzahl Menschen der oben erwähnten Rubrik gab, so streckte der patriotische Schubflicker in wenig Wochen mehrere Dutzend von ihnen zu Boden. Nie ging, seit der Zeit, die Sonne auf, ohne frische Blutspuren seines gerechten Eifers zu beschneiden. Hier lag ein Wucherer, der Hunderte ins Verderben gestürzt hatte; dort ein bübischer Rathsherr, ein schurkischer Beamter, lange schon von Tausenden verflucht; in einem Winkel seines Pallastes, ein frecher Nobili, der die Weiber seiner Freunde verführte; in einem andern, ein nichtswürdiger Advokat, der die Gerechtigkeit verkaufte und für Geld den Teufel in Schutz genommen hätte. Da die Leichname stets unberührt, sammt Schmuck und Geschmeide, oft mit beträchtlichen Geldsummen in der Tasche gefunden wurden, so war es keinem Zweifel unterworfen, daß der Mord nicht aus Raubsucht geschehen, und eben so ergab sich auch aus Zahl und Wahl, daß sie nicht als Opfer der Privatrage fielen.

Die Sprache hat keine Worte, das Entsetzen der Einwohner aus den höhern Ständen über die nächtlichen Thaten dieses Todtenengels zu schildern. Der Schrecken nahm so sehr überhand, daß sich kein Schurke, weß Standes und Ranges er auch seyn mochte, mehr auf die Straßen der Stadt wagte. Klagen auf Klagen kamen vor den Vice-König; Magistratspersonen, Wachen, Häscher, Spione, alle erlaubten und unerlaubten Werkzeuge der Gewalt wurden aufgeboten, den Urheber zu entdecken; aber umsonst! Am Ende, da man schon die fünfzigste hinein, dieser rächenden Beispielen zählte, faßte der König den Entschluß, dem Morden auf eine Art ein Ende zu machen, wodurch er allein dem Uebel auf den Grund zu kommen hoffte. Er ließ eine öffentliche Proclamation ergehen, worin er demjenigen die Summe von 2000 Kronen versprach, welcher den Urheber dieser Mordthaten ausfindig machen würde. Eine gleiche Belohnung nebst völligem Pardon, verbieth er dem Thäter selbst, wofern er sich ihm entdecken würde; und zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit, begab er sich nach der Hauptkirche, schwur und nahm das Sakrament darauf, daß er jeden Punkt seiner Proclamation aufs genaueste erfüllen werde.

Entweder hatte der Schubflicker seinem Feindereifer bereits Genüge gethan, oder er hielt es für Zeit, sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen, nachdem er, seinem Gewissen nach, der Stadt so wichtige Dienste geleistet hatte — genug, er begab sich gerade nach dem Pallaste des Vice-Königs, und verlangte Audienz. Auf seine Erklärung, daß er Etwas von großer Wichtigkeit vorzutragen habe, wurde er vorgelassen. Nun erinnerte

er den Sub-Regenten zuerst an die Punkte der Proclamation, und den feierlichen Eid, und erhielt von demselben mündlich die Wiederholung, daß er sich auf Alles verlassen dürfte, daß er pünktlich seine Zusage halten werde.

Nun erhob der Schubflicker seine Stimme, und sagte: Ich allein, gnädigster Herr! war das Werkzeug der Gerechtigkeit, daß in kurzer Zeit so viele Freoler zur Hölle befördert hat. Und damit, Monsignore, that ich nichts anders, als was Sie, von Rechtswegen hätten thun sollen. Sie sind im Grunde an allen den Gräueln schuld, welche diese Elenden verübt haben, und hätten zuerst den Tod verdient. Auch würde ich gewiß mit Ihrer Person den Anfang gemacht haben, wenn ich nicht den Vertreter meines Königs in Ihnen verehrt hätte, welchen Gott dereinst wegen seinen Handlungen zur Verantwortung ziehen wird.

Er zählte hierauf genau alle Mordthaten her, die er begangen und die dringenden Beweggründe, die ihn dazu angetrieben. Der Vice-König, dem sein Gewissen sagte, daß der Schubflicker Wahrheit geredet und Gerechtigkeit geübt habe, wiederholte seine Zusage, dankte ihm in lebhaften Ausdrücken für seine guten Gesinnungen gegen ihn, und erbot sich, ihm die 2000 Kronen auf der Stelle auszahlen zu lassen. — Der Schubflicker dankte dem Statthalter auf seine raue Weise, sagte ihm aber: daß er, nachdem man vom Gefallen, für das Rathsamste halte, seinen Wohnort zu verändern, und irgend eine entlegene Stadt Italiens zu wählen, die nicht unter der Herrschaft Sr. kath. Majestät stände. Der Vice-König erkannte das Gewicht seiner Gründe, und dankte ihm nochmals auf die herablassendste Art für seine muthige Handhabung der Gerechtigkeit. Es wurde ein Fahrzeug ausgerüstet und der Schubflicker, nebst seiner Familie und ganzer Habe, nach einem genuesslichen Hafen gebracht. Hier nun verlebte dieser außerordentliche Mensch den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden, und die Stadt Messina fühlte noch lange die gesegneten Folgen seiner patriotischen That, auch die Gerechtigkeit wurde wenigstens in seinem Jahrhundert, ohne Ansehen der Person, aufs pünktlichste gehandhabt.

Ukränische Kritik.

Ein Edelmann in der Ukraine hatte mehrere seiner Leibeigenen Unterricht in der Musik und Deklamation geben lassen, und von diesen bildete er ein förmliches Theater. Die Fehler gegen den Rhythmus und gegen den Rhythmus und gegen die Harmonie wurde auf der Stelle und auf der Bühne selbst durch Stockschläge gerügt. (Eine scharfe Kritik kann man füglich eine Ukränische nennen.)

Studium der Nationalität.

Ein Statist, welcher in einem Tableau vivant einen Engländer plastisch darzustellen hatte, rühmte sich, diesen Charakter mit vorzüglichem Fleiße seit gestern einstudiert zu haben, indem er seit zwölf Stunden gezecht, und sechs Stunden lang nichts als Beastsfleisch gegessen habe.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. Oktober 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 43.

Albert, oder der Weg des Schicksals.

(Schluß.)

So ist also, dachte er; auch die letzte Hoffnung verloren für dich, deine Eltern je zu finden! Traurig machte ihn dieser Gedanke, da erkönte der Laut einer Guitarre, und eine weibliche Stimme sang:

Glücklich, wenn, in froher Hoffnung Schimmer,
Hell ein Bild von heit'rer Zukunft blinkt,
Schöner strahlt mit jedem Tag, und nimmer
Mit der Wirklichkeit in Schatten sinkt!

Aber wehe dem, der aus dem Traume
Froher Bilder sich zur Qual erwacht,
Der sich träumte hin zur Frucht am Baume,
Und erwachend blickt in düstre Nacht!

Doch verzage nicht! — schon in der Ferne
Schwebt ein Lichtstrahl von der Vorsticht Hand
Dir gesendet, und durch diesen lerne,
Wie die Freude mit dem Schmerz verwandt.

Der Gesang kam aus einem Garten, den Albert von seinem Bette aus erblicken konnte. „Gutes Wesen,“ dachte er, „wer du auch immer seyn magst! würden doch deine Worte bei mir einst in Wirklichkeit übergehen!“

Jetzt öffnete sich die Thüre des Zimmers, ein Diener in reicher Livré führte einen Herrn ein, dem man es auf den ersten Anblick ansehen konnte, daß er zu den Söhnen Aesculaps gehöre. Der Diener, da er Albert wach erblickte verließ sogleich wieder das Zimmer, und der Wundarzt packte seine Instrumente aus, und nahte sich dem Patienten.

Halt! rief dieser, erst bitte ich, mein Herr, mir zu sagen: wo ich mich befinde, ob ich gefangen sey, und wie ich hieher komme?

„Viel Neugierde auf einmal!“ sagte lächelnd der Wundarzt, „die bald befriedigt seyn wird; doch nicht von dem, der Sie jetzt ersucht. wenig zu reden, noch weniger zu denken, welches noch mehr angreift. Bevor Sie Charons Rachen, den Sie noch mit einem Fuße betreten, nicht verlassen haben, muß ich Kraft meines Amtes befehlen, alle Neugierde zu zügeln, die nur

Wallung ins Blut bringt und der Heilung entgegensteht.“

Nun schritt er zum Verband der Wunde.

„Beim nächsten Verbande,“ sprach er, „wird sich es ausweisen, ob Sie noch länger ein Bewohner dieses Erdenkloßes bleiben werden. Ruhe und gute Diät empfehle ich bestens, da sich wohl heute das Wundfieber einstellen wird.“

Er ging, und der Diener brachte eine Kraftsuppe und etwas Wein, und antwortete auf Alberts wiederholte Fragen: Ihm und Jedem sey, sich darüber zu äußern, von der Herrschaft verboten, die sich vorbehalten hätte, selbst alles zu erklären.“ —

Mit diesem mußte sich Albert beruhigen. Erst nach acht langen Tagen, nachdem das Wundfieber vorbei war, erklärte der Arzt ihn außer aller Gefahr, und kündigte ihm auf den Abend den Besuch des Hausherrn an.

Ein Mann mit edler, aber finsterner Miene, von bagerm blassen Angesicht trat ein, in seiner Hand hielt er das Tuch und das Gemälde, welches Beides Albert so schmerzlich vermistete.

„Also,“ rief Albert, „da ich wahrscheinlich den Herrn dieses Hauses vor mir sehe, muß ich nicht allein den besten Dank für Ihre menschenfreundliche Aufnahme, gastfreundliche Bewirthung und Pflege Ihnen abstaten, sondern auch für die gütige Aufbewahrung dieser Sachen, die mir so theuer sind.“

„Sie nennen sich Graf Willseck,“ sagte der Hausherr, „wie kommen Sie zu diesem Gemälde, Tuch und Ring?“

Albert, welcher glaubte, diesem die größten Verbindlichkeiten schuldig zu seyn, erzählte den Vorfal, so wie er denselben von seinem Pflögater vernommen hatte.

„Ja, du bist es! diese Züge deines Gesichts haben mich nicht getäuscht; du bist der Sohn meines unglücklichen Bruders, komm in die Arme deines Vaters, der dich hier in deinem Eigenthum herzlich willkommen heißt!“ rief jener, und schloß den erstaunten Albert an seine Brust.

Kun kam es zur Erklärung, und der Dufel erzählte:

„Ich bin der Marquis von Montemart, und der jüngere Bruder deines Vaters. Bei Anfang der Revolution, wanderten auch wir, gleich vielen andern von Adel aus, und schlossen uns an das Gefolge des jetzigen Königs Ludwigs 18ten an, der erst in Deutschland und dann in einer russischen Provinz seinen Aufenthalt nahm. Hier lernte durch Zufall mein Bruder die junge Fürstin Julie Ludomirsky kennen, liebte sie, und erhielt Gegenseite. Da keine Hoffnung da war, die Einwilligung von den Verwandten der Prinzessin zu einer Verbindung zu erhalten, so gingen beide nach Preußen, und ließen sich daselbst trauen. Verfolgt von der Rache des Fürsten Alexis Ludomirsky, Juliens Bruder, flohen die Neuverwandenen von einem Lande ins andere, ich begleitete sie. O! hätte ich sie verlassen! — In P. glaubten wir uns sicher, hier würdest du geboren, und ich reiste in Geschäften unserer Prinzen nach England. Deine Eltern wurden auch in P. entdeckt, und von Alexis Rache verfolgt, flohen sie abermals. Hier auf dieser Flucht müssen sie dich dem Grafen Willseck übergeben haben; denn kurz darauf wurde mein Bruder durch seinen unverföhnlichen Schwager im Duell ermordet, und deine Mutter in ein Kloster in Polen gebracht, wo sie nur zu bald ihrem Kummer erlag. Dies erfuhr ich bei meiner Zurückkunft, und mein Bestreben war, dich wo möglich zu finden. Aber mein Bemühen war vergebens. Der Bruder deiner Mutter blieb bald darauf in dem polnischen Kriege, und entging dadurch meiner gerechten Rache. Im Jahr 1805 erhielt ich, auf Verwenden des Churfürsten von Baiern, unsere Familiengüter wieder, und zog hieher, in dem festen Willen, diese Güter bloß zu verwalten, in der Hoffnung, dich als den rechtmäßigen Besitzer derselben, einst zu finden. Ich war so glücklich, nach dem Treffen, worin du verwundet wurdest, kam ich kurz darauf auf jenen Platz, und fand einen Soldaten, der dich eben geplündert hatte, und das Gemälde noch in seiner Hand hielt; ich erkannte es sogleich, und fragte ihn: wie er dazu gelangt sey. Er wies auf dich; ich kaufte es ihm um einen geringen Preis ab, erkannte in dir die Züge meines Bruders, und ließ dich, da noch Leben bei dir verspürt wurde, mit Sorgfalt hieher auf mein nahes Schloß bringen, das von heute an dein Eigenthum ist.“ —

„O, meine theuren Eltern!“ rief Albert, „so soll euer Sohn nicht das Glück haben, von Euch gesegnet zu werden!“

„Gerecht ist dein Schmerz, lieber Nefte!“ sagte der Marquis, „doch bedenke und tröste dich damit, daß das Schicksal an dir mehr gethan, als an vielen Andern. Schon haben dir der Graf Willseck und seine Gattin durch Sorgfalt und Liebe deine Eltern ersetzt, und mein Bestreben soll es seyn, dich zu lieben, und nach Kräften dein Glück zu befördern, und dazu habe ich mir eine Gehilfin erkoren, die willig dazu beitragen wird.“

Hier öffnete er die Thüre, und ein reizendes

Mädchen, dem wahre Unschuld auf der Stirne thronte, trat ein.

„Meine Tochter Mathilde,“ sagte der Dufel, „deiner Mutter ich, leider, allzufrüh verlor, bittet um deine Freundschaft.“

Mathilde reichte dem Vetter die Hand, die er unter der Versicherung ewiger Freundschaft an seine Lippen drückte. Sie war die Sängerin, die ihn vor kurzem an die Hoffnung heiterer Zukunft verwies. —

Am andern Tage übergab der Marquis feierlich die Güter an seinen Nefsen, nebst einer ansehnlichen Summe baaren Geldes.

Schon hatte Albert sein Glück nach Willseck berichtet, und versprochen, sobald wie möglich selbst dort einzutreffen.

Bereits hatte er Anstalt zu dieser Reise getroffen, da kehrten viele der deutschen Krieger nach ihrer Heimath zurück; denn Paris war erobert. Da wandelte Albert an Mathildens Hand im Park nahe an der Heerstraße, als ein Wagen schnell vorbei rollte. „Halt!“ rief eine Stimme, „ein Offizier sprang heraus, und Eduard lag in den Armen seines Freundes.“

Süß sind der Freundschaft trausliche Bande,
Hehre Gefühle durchglühen die Brust;
Schwingt sich der Geist auch in fernere Lande,
Athmet doch selige Wonne die Brust.

Jugend, nur du reichst für Freundschaft den Lohn,
Zeigst uns die Freuden der Seligen schon. —

Bitter ist Trennung vom Herzen des Freundes,
Wiederseh'n schenkt uns der Seligkeit viel;
Auch aus dem trügerischen Munde des Feindes,
Tönt uns der Abschied so feierlich still!

Einst wenn des Wiedersehens Kuß uns erfreut,
Träumen wir uns in vergangene Zeit. —

Bald war Eduard von Mathildens Reizen gefesselt, und von ihr wieder geliebt. Ihr Vater billigte die Neigung, und man beschloß nun insgesammt die Reise nach Willseck anzutreten.

Mit welcher Freude, Liebe und Freundschaft dort die Angekommenen empfangen wurden, läßt sich leicht denken. Hier hatte sich auch unter der Zeit aufgeklärt, wie Albert in die Hände seiner Pflegeeltern gerathen war.

Der Oberst, der in Willseck einquartirt gewesen, lernte den Grafen und seine Gattin bald als edle Menschen kennen, er war der Freund des verfolgten Marquis von Montemart, und that diesem den Vorschlag, das Kind, das den Eltern, obgleich sie sich schwer von ihm trennten, auf der Flucht beschwerlich fiel, einstweilen dem Grafen anzuvertrauen.

Alberts Mutter wollte ihr Kind selbst nach Willseck bringen, da waren ihre Verfolger ihr neuerdings auf der Spur, sie hatte nur so viel Zeit, ein paar Zeilen zu schreiben, und das Kind dem Obersten auf dem Wege zu übergeben, der es mit einem Husaren nach Willseck sandte. Sicher würde er dem Grafen die Eltern des Knaben genannt haben, allein er war, wie schon gesagt, bereits im ersten Treffen geblieben. Dies erfuhr der Graf alles durch den Adjutanten des Obersten, der jetzt als Güterbesitzer in der Nähe von Willseck lebte, wo er kürzlich hingezogen war.

Beide junge Paare wurden bald durch Hymens Bände vereint, und der Marquis, der bei seinem Neffen auf dessen Gütern lebte, vertauschte nur seine Tochter gegen Antoinette, die ihm diese ersetzte, so wie Mathilde die Liebe ihrer Schwiegereltern reichlich gewann, und dieselbe auch wirklich verdiente.

Prinz Lieschen. *)

Der Weber Grundmann in Wolfenstein (im sächsischen Erzgebirge) hatte durch seinen Webestuhl ein leidliches Auskommen; sein Schiffchen flog täglich hin und her, den lieben Sonntag ausgenommen, wo er mit seiner Tochter Elisabeth im Feierkleide zwei Mal das Gotteshaus besuchte. Was die Woche über an Zeug fertig wurde, trug er zu seinem Abnehmer, erhielt sein Geld, und lebte so häuslich still und zufrieden; — wenn nur jene Tochter nicht so gewesen wäre, wie sie war! In Elisabeth's Gemüth hauste weniger Ruhe, als ihr hübsches bedeutames Gesicht ausdrückte; ihr Geist strebte weiter, als die Mauern des Vaterhauses gestatteten, er wollte sich von den Bergen, die jenes umgaben, nicht einschränken lassen. Das sah der Vater zu seinem Verdruss gar wohl ein; denn obgleich übrigens ihr Wandel keine Mißbilligung verdiente, auch der Fleiß und Eifer, mit welchem sie den Vater in die Hand arbeitete, nicht zu verkennen war, so blickte doch der Zwang und Widerwille, womit sie Alles that, zu deutlich durch, so daß Grundmann sehr besorgt ward um seiner und ihrer Zukunft willen. Elisabeth war schon mit ihrer Persönlichkeit unzufrieden; obwohl gar lieblich anzuschauen, gefiel ihr doch das Geschlecht nicht, zu welchem die Natur sie gesellt; sie wünschte sich oft und laut, ein Junge zu seyn, und der alte Vater hatte Noth, sie zu beruhigen. Dazu war sie, ohne die Anregung dazu aus Büchern geholt zu haben, romantisch, ja sogar heroisch gesinnt, und eine angeborne Weltflucht machte ihr das gleichmäßige einfache Treiben daheim zuwider. Ihre Bangigkeit nahm zu und erzeugte endlich den Entschluß, auf gut Glück in die Fremde zu gehen, und so sang sie sich oft aus dem alten Liede: „In allen meinen Thaten“ den Vers:

„Es gehe wie es gehe,
Mein Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Sachen Rath!“

Zugleich mit ihrem Entschluß faßte sie den Gedanken, in männlicher Tracht fortzuwandern; sobald der Vater eine seiner Gewerbs-Reisen unternehmen würde, wollte die jetzt zwei und zwanzig Jahr alte Elisabeth das Glück auf ihre Weise suchen.

„Halt' ordentlich Deine Sachen, Lieschen, und sey fleißig — in acht Tagen bin ich wieder da!“ sprach Vater Grundmann an einem schönen Sommer-Morgen des Jahres 1716, zog sein Reisekleid an, ergriff Hut und Stock und ging von dannen. — Auch dieses freie Dahinwandern des Vaters, den sie sonst sehr liebte,

*) Dieses Geschichtchen hat unter obigem Titel den Stoff zu einer neuen Oper, von Wolfram, gegeben.

griff Elisabeth an's Herz; sie pries ihn glücklich, sich selbst tausend Mal unglücklich; und nun ward es ihr erst recht eng in der kleinen Stube, nun erst ward das Knarren des Webestuhls eine Marter für ihr Ohr, und die rund um das Vaterhaus liegenden Berge schienen auf sie herab fallen zu wollen. Die Angst ihres Herzens war groß, und der Drang, sich dem Allen sofort zu entziehen, unwiderstehlich. — Rasch ward nun ein männlicher Anzug aus des Vaters Kleiderschrank zurecht gemacht; freilich mußte das Einzige und Beste dazu genommen werden. Es war das schwarze Ehrenkleid des armen und frommen Webers, in welchem er den Tisch des Herrn besuchte, oder einen seiner Mitmeister zur Grabesruhe begleitete. Der Umstand, daß ein schwarzes Kleid wohl nicht das schicklichste war, wenn man als Wanderer das Land durchziehen wollte, brachte sie auf den Einfall, sich für einen vertriebenen Schulmeister auszugeben, für damals um so richtiger, weil in jenen Tagen noch, als Folge der religiösen Intoleranz in Böhmen, von der dortigen Behörde lutherische Schulmeister, denen man wegen der Profelytenmacherei nicht traute, aus dem Lande verwiesen wurden, welche sich dann in das evangelische Nachbarland begaben, wo sie Hülfe, oft auch Anstellung um so eher fanden, da man sie als Märtyrer ihres Glaubens ansah. — Nicht um zu betriegen, sondern aus Trieb nach einem andern Wirkungskreise zog Elisabeth also fort, versehen mit der nöthigsten Wäsche, aber ohne einen Groschen Geld; sie überließ sich der Leitung des Himmels.

In den ersten Wochen durchstrich sie die nächsten Gegenden und ward als vertriebener Schulmeister von den Edelleuten und Pfarrern mit mildthätiger Hand unterstützt; am dreizehnten Tage ihrer Wanderschaft kam sie auf das Königl. Churfürstl. Schloß Augustsburg (auch im Erzgebirge gelegen). Hier wohnte ein alter treuer, zugleich etwas hoffärtiger Beamter, der Land-Fischmeister von Günther, Ober-Auffseher der dort herumliegenden Teiche. Eben spazierte derselbe auf dem Schloßhofs herum, als der hübsche junge Bursche in seinem anständigen schwarzen Kleide zu ihm hintrat und als ein vertriebener Schulmeister um eine gütige Unterstützung bat. Nun war zu jener Zeit Sachsens Churfürst der sogenannte August der Starke, zugleich König von Polen. Noch jetzt ist das Andenken dieses Fürsten nicht ganz erloschen; denn ob auch seine Verschwendung und sein aus Eitelkeit, um König der Carmaten zu werden, geförderter Uebertritt zum Katholizismus nicht zu entschuldigen sind, so hat er doch auch viel Gutes für Kunst und Wissenschaften bezweckt. Man fing indeß damals schon an, nach der neuen Sonne, d. h. nach dem Churprinzen, sich zu wenden; man glaubte und hoffte vorzüglich von ihm, daß er dereinst, wenigstens in Hinsicht der Liebchaften, nicht in seines Vaters Fußstapfen treten würde; ja man faßelte, wie es da immer geht, von vorzüglichen Eigenschaften, die er habe, wie er sich schon jetzt um das wesentliche Wohl Sachsens bekümmere, auch da und dort verkleidet und unbemerkt das Land durchstreiche; und eben jetzt wollte man Spuren haben, daß er nicht,

wie sein Vater glaubte, auf dem Wege nach Wien sey, zum Besuche am kaiserlichen Hofe, sondern unerkannt in Sachsen herum reife.

Solche Gerüchte waren auch in der Gegend verbreitet, wo Lieschen Grundmann eben ihr Wesen trieb. Herr von Günther — nach seiner Meinung ein Pfiffikus — hatte das kluge und feine Gesicht des jungen Pädagogen kaum erblickt, kaum sein Anbringen vernommen, als ihn der Gedanke durchzuckte: „Das ist der Churprinz!“ Mehrere Fragen, die er an den Jüngling im schwarzen Rock that, wurden ernsthaft und verständlich beantwortet; der alte Ober-Fischmeister war nun seiner Sache gewiß, eben so gewiß war es ihm, daß er dadurch sein Glück machen könnte, wenn er den zukünftigen Landesherren mit möglichster Achtung behandelte. Er nöthigte also den vermeintlichen Prinzen sehr dringend, in's Schloß zu kommen; mit Wein und auserlesenen Speisen ihn bewirtend, setzte er das Gespräch fort, und — was thut nicht die Eitelkeit, was vermöchte nicht die Phantasie! — immer mehr glaubte er sich von der Wahrheit seiner Voraussetzung zu überzeugen, so daß er nun nicht länger anstand, Lieschen es geradezu zu sagen, wofür er sie hielt. Das schüchterne Erröthen des Mädchens und das Ableugnen half nichts, und — mochten die Abenteuerlichkeit und deren Folgen Lieschens Gewissen auch noch so sehr beschweren — sie mußte sich fügen und die Huldigung annehmen, die ihr jetzt die ganze Familie ihres Vaters bezeugte.

Ein Umstand trat jedoch hier ein, um Lieschens augenblickliche Beunruhigung etwas zu mindern. Ihr Herr Wirth nämlich meinte, weltklug genug, wenn er das Geheimniß Andern verriethe, würde theils der Durchlauchtige Churprinz dadurch in Verlegenheit gesetzt, theils aber auch Mancher noch aus der Nachbarschaft herbei eilen, um gleichfalls Sr. Hoheit die Cour zu machen. Daber ward fest beschloffen, das ganze Verhältniß innerhalb des Güntherschen Familienkreises zu bewahren, Lieschen aber — welche vorsichtig genug war, jede Ehrenbezeugung abzulehnen und wiederholt zu erklären, daß sie nicht die Person sey, für welche man sie halte — mußte Alles annehmen, was man aufbot und brachte, um sie ihrer hohen Abkunft gemäß zu behandeln.

Das Mädchen, das zum ersten Mal im Leben gute Tage genoss, weilte noch einige Zeit in Günther's Hause, blieb sich gleich in ihrem gesetzten Benehmen, ließ es geschehen, daß man ihr kostbare Kleider anzog, baares Geld gab zu beliebigem Gebrauch — Alles auf des wohlhabenden Herrn von Günther's Kosten, der aber hundertfältige Frucht von diesem ausgestreuten Saamen erwartete. So fuhr jetzt die arme Webers-tochter, mit schönen Kleidern angethan, in einer Kutse mit sechs Pferden, von mehreren Dienern umgeben, und mit dreihundert Dukaten im Beutel, als ein Holstein'scher Graf benannt, in der Gegend zu dem benachbarten Adel herum, dem es aber doch sonderbar vorkam, was das Alles bedeuten sollte, und der um so aufmerksamer ward, da der alte durch seine Chimäre

so glückliche Herr von Günther nach und nach Jedem es doch in's Ohr rannte, daß es der Churprinz sey, der bei ihm Wohnung genommen habe.

Wie das nun jetzt und zu allen Zeiten zu gehen pflegt — Manche glaubten es, Manche nicht. Beschwagt ward die Sache vielfältig, an spekulativen Köpfen fehlte es auch damals nicht, und so drängten sich denn bald Alle, die da glaubten, zu des Land-Fischmeisters Behausung, um der aufgehenden Sonne Weihrauch zu streuen. Elisabeth benahm sich, nach dem Zeugniß vieler angesehenen Personen, angemessen den Sitten der feinen und höhern Welt, wies aber fortdauernd die Huldigungen zurück, die man ihr, als dem Churprinzen, bringen wollte.

Indeß mußte sich, nachdem so einige Wochen verstrichen waren, die Sache nothwendig auflösen; dies wäre auch schon früher geschehen, aber der damalige König war in Warschau, und lebte herrlich und in Freuden. In Dresden war kaum etwas vom Hofstaat, der Churprinz wirklich auf Reisen. Jetzt kamen die Durchlauchtigen Herren wieder nach Dresden zurück, zuerst der König. Die Hofleute erfuhren die Neuigkeit, daß der Churprinz incognito in Augustusburg sey, da er doch in Wien sich aufhalten sollte; und der König, dem man es nun auch erzählt hatte, schickte sogleich einen seiner Hofleute nach Wolfenstein zu Günther, um den Pseudo-Prinzen zu beschauen. Man bestürmte den abgesendeten Hof-Cavalier auch, das zu glauben, was man wünschte und glaubte; dieser aber konnte freilich bei seiner Rückkehr zum Könige nichts Anderes melden, als daß jener Holsteiner Graf zwar viel Aehnlichkeit mit Sr. Hoheit hätte, aber — es nicht wäre. Nun ward Lieschen durch ein Commando Soldaten, und Herr von Günther par Ordre du Roi nach Dresden und vor den König gebracht. Auf dessen erste Frage — bei persönlich gehaltener Vernehmung Lieschens — über ihr ganzes Thun und Lassen, entdeckte sie freimüthig Alles der Wahrheit gemäß, wobei ihr vorzüglich das zu statten kam, daß sie sich nicht für den Churprinzen ausgegeben, sondern, nach Aller Zeugniß, stets der Zumuthung, daß sie der Prinz sey, widersprochen hatte. Auch wegen ihres keuschen Wandels wurden Untersuchungen angestellt und alle Zeugnisse lauteter günstig. — Der König selbst sprach nun folgendes Urtheil: Was ihr der Land-Fischmeister geschenkt, behält sie, wird aber zu lebenslänglichem Aufenthalt in's Zuchthaus nach Waldheim abgeführt, wo sie mild behandelt und ohne Arbeit gehalten werden soll; Herr von Günther aber gibt ihr, so lange sie lebt, täglich einen Thaler. — Und so geschah es auch.

In Waldheim hat Lieschen noch lange, anständig und fröhlich, bei dem Aufseher des Zuchthaus'es gelebt, ist stets als Amazone gekleidet, munter, artig, und mit ihrem Schicksale zufrieden gewesen. An dem Urtheil des Königs ist indeß wohl Einiges anzusetzen; denn warum ward das nicht unkluge weibliche Wesen zu einem verderblichen Müßiggang und nutzlosen Leben bestimmt? Jedoch — andre Zeiten, andre Sitten!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 3. November 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 44.

Der Abend im Bivouak.

Fernher vernahm man noch selten den Donner des Geschüßes, welches auf dem linken Flügel des geworfenen Feind verfolgte, und den Abendhimmel mit Röthe überflog. Unabsehbare Feuer flammten, gleich Sternen, auf dem Felde und der Ruf der Soldaten und Fourageurs, das Knarren der Räder, das Wiehern der Rosse, belebten das rauchende Gemälde eines Kriegslagers. Die Eskadron des Obristleutenants, Metschin vom *** Husarenregiment, war auf die Vorposten beordert. — Ein Seil wurde ausgespannt, die Pferde an demselben zu füttern befohlen und die Offiziere lagerten sich zum Theil um ein Feuer. Nach einem Vortrabgefechte ist es dem Unverwundeten angenehm bei der kreisenden Schale von diesem und jenem zu plaudern, die Kühnen zu preisen, über die Höflichkeit Einiger vor den Kanonenfugeln zu lachen. Schon wurde das Gespräch unserer Offiziere auf dem Vorposten sichtbar einsilbiger, als der Kürassier-Lieutenant Fürst D'skij vor ihnen vom Pferde sprang. — „Willkommen, Freunde!“ — „Willkommen, Fürst! endlich haben wir dich doch zu uns gelockt: wo stecktest du?“ — „Wer fragt dergleichen!“ — „Wie gewöhnlich, vor meinem Trupp Soldaten, eingehauen, niedergemacht, gesetzt, — allein auch ihr Husaren, habt heute bewiesen, daß ihr nicht auf der rechten Seite den Dolman traget: ich erkläre euch meine Dankbarkeit. — Unterdessen, Nachtmeister! befehl meinen Donez herumzuführen und zu füttern; er hat heute noch nichts geschmeckt, als Pulverdampf.“ — „Höre einmal, Erlaucht.“ — „Meine Erlaucht hört und vernimmt nichts eher, als bis sie glühenden Wein getrunken hat, ohne den es weder hell noch warm ist; — gebt mir ein Glas!“ — „Gern!“ sprach der Rittmeister Struiskij: „aber wisse, daß du uns dafür eine Anekdote zum Besten geben mußt.“ — „Meinetwegen bundert! daran soll's nicht liegen: ich bin aus lauter Anekdoten zusammengeklebt, und will euch eine ganz frische, mit mir vorgefallene, erzählen. — Auf das Wohl der Tapfern, Kameraden!

„Vor kurzem war bei uns ungefähr drei Tage lang keine Krume Proviant. Ringsum war es durch unsere

und der Kosaken Gnade so rein wie in meiner Tasche und zum Unglück schickt man die schwere Cavallerie nicht zum Fouragiren aus. Was zu thun? der Hunger nahm um so mehr zu, da man auf der französischen Linie das harmonische Blöken der Ochsen hörte, welches als trauriges Echo in meinem leeren Magen widerhallte. Ueber die weltliche Nichtigkeit nachdenkend, lag ich, in meinen Mantel gehüllt, und nagte an einem Zwieback, der so verschimmelt war, daß man an demselben die Botanik hätte studiren können, und so hart, daß man ihm einen Ladstock in den Hals nachschieben mußte. — Plötzlich blitzte ein höchst glücklicher Gedanke in mir auf. Im Augenblick den Fuß in den Steigbügel — und vorwärts. — Wohin fragte man mich, reitest du auf deiner tollen Beauty? — Der Nase nach. — Warum? — Um zu sterben, oder zu Mittag zu essen! antwortete ich im tragischen Tone, spornte mein Pferd an, und mich stellend als nähme es mit mir Reißaus, flog ich wie ein Pfeil davon, und verlor mich aus den Augen meiner erstaunten Gefährten. Sie hielten mich für verloren. Nachdem ich die russische Linie passirt, band ich an den Pallasch ein Tuch, welches in seiner Jugend weiß gewesen war, und sprengte weiter. — „Qui vive?“ erscholl es vom feindlichen Pifet. „Parlementaire Russe!“ antwortete ich. „Halte la!“ — Es näherte sich mir ein Unteroffizier, eine Pistole mit aufgezoogenem Hahn in der Hand. — „Warum sind sie hergekommen?“ — „Um mit dem Anführer des Detachements zu sprechen.“ — „Warum ohne Trompeter?“ — „Er ward erschossen.“ — Man verband mir die Augen, führte mich zu Fuße fort — und nach drei Minuten errieth ich schon nach dem Geruche, daß ich mich bei einem Offizier-Zelte befände. — Man ninimt mir die Binde ab — und ich stand in einer Gesellschaft des Obristen und acht französischer Offiziere eines reitenden Jäger-Regiments: ich bin eben nicht blöde: — „Messieurs!“ sagte ich ihnen, sie ungezwungen grüßend: „ich habe beinahe drei Tage nichts gegessen, und da ich weiß, daß bei ihnen an allem vollauf ist, so beschloß ich nach Ritterweise der Großmuth des Feindes zu vertrauen, und ihnen zu Mittag meinen Besuch abzustatten, fest

überzeugt, daß Franzosen dies nicht benutzen, und nicht verlangen werden, daß ich für einen Scherz mit der Freiheit entgelten soll. — Und was gewänne Frankreich durch die Eroberung eines Reiterlieutenants, dessen Kenntnisse und Thaten sämmtlich mit dem Ende seines Pallastbesitzes stüßig werden?“ — Ich hatte mich nicht geirrt: — den Franzosen gefiel mein Ausflug über die Maßen. Sie schmauseten mit mir bis zum Abend, füllten meinen Mantelsack mit Eswaren, und wir schieden als Freunde, mit dem Versprechen, uns beim ersten Zusammentreffen aus Herzensgrunde den Kopf zu spalten.“ — „Ist das nicht aus etwas Gedrucktem?“ fragte lächelnd der Staats-Rittmeister Nitschotowitsch, der beim Regimente für einen großen Kritiker galt. — „Wenn auch aus etwas Gedrucktem — für dich muß es doch immer eine Neuigkeit seyn!“ antwortete D'skij. — „Nach welcher Affaire geschah das?“ — „Nach eben der, wo du die Wunde erzieltest — in den Stiefel.“ — Der Staats-Rittmeister verschluckte die Pille, und rieb sich vergebens den Schnurbart, eine Replik ersinnend: — diesmal war sein Scharfsinn wie abgeschnitten.

„Erzählst du uns nicht etwas, Lidin?“ sagte der Obristleutenant zu einem jungen Offizier sich wendend, der in der Zerstreuung eine längst ausgelöschte Pfeife noch immer fortrauchte. — „Nein, Obristleutenant! ich habe nichts zu erzählen. Mein Roman hat bloß Interesse für mich allein, denn er ist nur reich an Empfindungen, nicht an Begebenheiten, und ich gestehe Ihnen, Sie haben eben mein prachtvollstes Lustschloß zerstört. Ich wählte, daß ich für Auszeichnung zum Staatsoffizier ernannt, den Georgenorden von einer feindlichen Kanone mir gerissen, mit Ruhm und Wunden bedeckt nach Moskau zurückgekehrt sey, daß mein Stiefel, der älter ist, als der Thierkreis von Den-derah, vor Freude gestorben, und ich, reich durch seinen Tod, mich zu den Füßen meiner theuren, unvergleichlichen Alexandrine werfe!“ Schwärmer! Schwärmer!“ — sprach Metschin — „doch wer war dies nicht! wer hat wohl mehr als ich weiblicher Treue und Liebe vertraut? — Ich will Euch eine Begebenheit aus meinem Leben erzählen, die dir, guter Lidin, zur Lehre dienen kann, wenn anders Verliebte durch fremde Erfahrung lernen können, — für Euch, meine Freunde, füge ich hinzu, daß dies die Geschichte des Medaillons ist, die ich Euch schon längst versprochen.“

„Zwei Jahre vor dem letzten Feldzuge fesselte die Fürstin Sophia S. in St. Petersburg alle Herzen und beschäftigte alle Vorgnetten. Der Newskische Boulevard konnte die Seufzenden nicht fassen, wenn sie dort spazierte; die Benefizvorstellungen waren günstig, wann sie ins Theater fuhr, und auf den Ballen mußte man sich durchdrängen, um sie nur zu sehen, geschweige denn mit ihr zu tanzen. Neugier bewog mich, Sophiens Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, und ihre Liebenswürdigkeit, ihr gebildeter Verstand bezauberten mich auf immer. Uebrigens sagt man, und ich glaube es selbst, daß die Liebe nur auf den Fittigen der Hoffnung herbeifliege, — auch ich liebte nicht ohne Hoffnung. Ihr wißt, Freunde, daß mir die Natur hef-

tige Leidenschaften verlieh, die mich in der Freude — bis zum Entzücken, im Kummer — bis zur Verzweiflung hinreißten. — Urtheilt nun, wie groß meine Wonne bei bemerkter Gegenliebe war! — Ich phantasirte in Idyllen, dachte mir das Junggesellen-Leben unerträglich, um so mehr, da auch Sophiens Eltern günstige Blicke auf mich warfen. Mit mir wohnte damals mein vertrautester Freund, der verabschiedete Major Bladow, ein Mann von edlen Grundsätzen, scharfem Charakter, aber kaltem Kopfe. „Bist Du nicht ein Thor“ — entgegnete er mir mehr als einmal auf mein Entzücken — „Dir eine Braut aus einem glänzenden Firkel zu wählen. Der Vater der Fürstin hat mehr Schulden und Launen als Geld, und Dein Vermögen wird für eine an Verschwendung gewöhnte Frau nicht lange hinreichen. Du sagst, man könne sie nach Deiner Weise erziehen, sie ist erst 17 Jahr alt; aber wie viele Vorurtheile hat sie dagegen durch ihre Erziehung! — Der Liebe ist nichts unmöglich! behauptest Du; wer aber überzeugt Dich, daß die Fürstin aus Liebe, und nicht wegen der eignen Schnürbrust seufzt; daß sie Dir um Deinetwegen in die Augen sieht, und nicht deshalb, um sich selbst darin zu sehen? — Glaube mir, in dem nämlichen Augenblick, wo sie zart von Genügsamkeit und häuslichem Glücke spricht — denkt sie schon an ihren Kopfsuß, oder an den Wagen mit weißen Rädern, in welchem sie in Katharinenhof glänzen, oder an den neuen Schawl, um dessen man dich zu den langweiligsten Besuchen umherschleppen wird. Freund, ich kenne Dein, durch die geringsten Kleinigkeiten leicht reizbares Herz, und sehe in der Fürstin ein reizendes, sehr liebenswürdiges Wesen, welches aber auch in der Welt und für die Welt zu leben wünscht, und Dir zu Gefallen nicht einmal einen Cotillon, noch weit weniger das Leben in der Residenz aufopfern wird, wenn Dich Vernunft und Pflicht zur Armee rufen. — Den Vorwürfen folgt tödtende Gleichgültigkeit, und dann — lebe wohl, Glück!“ — Ich lachte über seine Worte, erforschte indessen Sophiens Neigungen, fand jeden Tag neue Vorzüge an ihr, und mit jeder Stunde wuchs meine Leidenschaft. Indessen eilte ich mit meiner Erklärung nicht; ich wünschte, daß die Fürstin in mir nicht die Uniform, nicht den geschickten Tänzer, nicht meinen Biß, sondern mich selbst ohne alle Nebenabsichten lieben möchte. Endlich war ich hievon überzeugt, und mein Entschluß gefaßt. Den Abend vorher, als ich um die Hand der Fürstin werben wollte, tanzte ich mit ihr beim Grafen L. und war froh wie ein Kind, trunken von Hoffnung und Liebe. Ein Hauptmann, der damals für ein Modemuster galt, ärgerte sich, daß Sophie nicht mit ihm getanzt hatte, und erlaubte sich über sie hinter meinem Rücken ziemlich laut einige sehr unbescheidene Aeußerungen. — Wer sich untersteht, eine Dame zu beleidigen, macht es ihrem Kavalier zur Pflicht, sie zu rächen, selbst dann, wenn sie ihm auch gar nicht bekannt wäre. Ich war Feuer und Flamme, konnte vor Ungeduld kaum das Ende der Quadrille erwarten, nachdem ich seine Sticheleien über die Fürstin gehört hatte. — Die Erklärung erfolgte sogleich; — der Herr Hauptmann

glaubte sich mit Scherzen durchzubohlen, und sagte, daß er sich seiner Worte nicht mehr entsinne. „Ich aber, mein Herr habe ein sehr glückliches Gedächtniß. Sie müssen meine Dame knieend um Verzeihung bitten, oder wir sehen uns bon gre mal gre morgen um 10 Uhr auf Däht.“

Ihr wißt, ich bin kein Freund von Korkenduellen, wir schossen uns auf 5 Schritt, und sein erster Schuß, durchs Loos, so wollte es das Schicksal, streckte mich für todt zu Boden. — Jrgend ein spanischer Dichter, Namen und Geburtsort habe ich vergessen, sagt, daß der erste Klang des Apothekermörfers schon der Ton der Grabesglocke ist: die Kugel war dicht bei den Lungen durch die Brust gegangen; man befürchtete den kalten Brand, aber trotz le Sage und Molière genas ich durch Hülfe von Wundärzten und Pflastern in anderthalb Monaten. Ein blaßes Gesicht ist sehr anziehend; um mich indessen der Fürstin nicht als Todten zu zeigen, mäsigte ich auf einige Tage meine Unge- duld, und ritt, als ich mich vollkommen erholt hatte, zum Fürsten aufs Landgut. Mein Herz schlug von neuem Leben: ich träumte von meinem freudigen Wiedersehen mit Sophien, von ihrer Verwitrung, von der Erklärung, von Vermählung, vom ersten Tage der Ehe . . . Voll entzückender Hoffnung eile ich die Treppe hinan in den Vorfaal — ein lautes Gelächter der Fürstin im Saßzimmer schlägt an mein Ohr. Ich gestehe, dies that mir weh. Wie! eben die Sophie, die schon traurig war, wenn sie mich nur 2 Tage nicht gesehen hatte, ist jetzt so vergnügt, da ich ihretwegen auf dem Todtbette lag? Ich blieb vor einem Spiegel stehen: es kam mir vor, als erwähnte man meines Namens, als spräche man von Don-Quixote. — Ich trete herein — ein junger Offizier, gelehnt an den Rücken von Sophiens Stuhle, erzählte ihr etwas halb laut, und wie es schien, sehr vertraulich. Die Fürstin wurde nicht im mindesten verlegen: sie fragte mich mit kalter Theilnahme nach meinem Befinden, behandelte mich wie einen alten Bekannten, gab aber sichtbar ihrem Nachbar den Vorzug, ohne meine Blicke, ohne meine Anspielungen auf die Vergangenheit verstehen zu wollen. Unbegreiflich war mir dies Betragen, ich konnte mir die Ursache einer so ungewöhnlichen Kälte nicht erklären, und suchte vergebens in ihren Augen jenen lieblichen Zorn, der die Veröhnung so süß macht: in ihnen war kein Funke, kein Schatten von Liebe mehr. Zuweilen warf sie verstholene Blicke auf mich, aber in ihnen las ich nur Neugierde. Stolz entflamte mein Blut; Eiferucht zerriß mir das Herz. Ich war außer mir, biß mich in die Lippen, und, fürchtend, meinen Empfindungen Worte zu leihen, beschloß ich mich zu entfernen.

Ich weiß nicht mehr, wo ich über Felder und Mör- rasse beim heftigsten Regen umherirrte, — um Mitter- nacht kam ich ohne Hut bewußtlos nach Hause. — „Ich bedaure Dich!“ — sagte Wladow, — mir entgegenkommend — „und, verzeihe dem Vorwurfe der Freundschaft, — sagte ich Dir nicht vorher, daß das Haus der Fürstin für Dich Pandorens Büchse werden würde? Allein gefährliche Krankheiten erfordern heftige

Heilmittel: Alles!“ Er gab mir eine Einladungskarte zur Hochzeit der Fürstin mit meinem Nebenbuhler! . . . Wuth und Rache fasten mich wie Furien; ich schwur, ihn zu erschießen, nach dem Rechte des Duells (denn im letzten hatte ich meine Pistole noch nicht ab- geschossen) damit die Treulose mit ihm nicht triumphiren könne. Ich beschloß ihr Alles zu sagen, ihr die bittersten Vorwürfe zu machen. . . . Kurz — ich rasete! Kennt ihr, meine Freunde, was Durst nach Blut und Rache ist? — Ich lernte ihn kennen in dieser fürchterlichen Nacht. Ich hörte, wie das Blut in meinen Adern kochte, — bald wollte es im heftigen An- drang mein Herz ersticken, bald erstarrete dieses zu Eis. — Meine Phantasie beschäftigte sich mit schauderhaften Bildern, ich vernahm Pistolenschüsse, sah Blut und Leichen. Erst gegen Morgen versiel ich in einen tiefen Schlaf, aus dem mich die Ordonanz des Kriegsmini- sters weckte. „Der General läßt sie rufen!“ — Ich sprang mit dem Gedanken auf, daß dies gewiß wegen des gehalten Duells sey. — Ich meldete mich. „Se. Majestät, der Kaiser haben geruht zu befehlen!“ — sagte der Minister — „einen zuverlässigen Offizier zu wählen, um dem General Kutusow, Oberbefehlshaber der Südmee, wichtige Depeschen zu überbringen; ich habe Sie ernannt — eilen Sie! Hier das Paquet und Ihr Reisegeld; der Sekretair wird auf Ihrem Passe die Stunde ihrer Abreise anzeigen. Reisen Sie glücklich, Herr Courier! — Der Wagen stand vor der Thür, und auf der dritten Station kam ich wieder zur Bestimmung: der edle Wladow reiste mit mir. — Jetzt erfuhr ich, daß Freundschaft wohl tröstet, aber dem Herzen seine Leere nicht nehmen kann, und daß der weite Weg, der allgemeinen Meinung zuwider — mich zwar tüchtig durchgeschüttelt, aber nicht zerstreut hatte. Der Oberbefehlshaber empfing mich sehr gütig, und beredete mich zuletzt, bei der Armee zu bleiben. — Lebensverachtung brachte mich auf den Gedanken des Selbstmordes, aber Wladow rührte mich durch Rath- schläge und zärtliche Theilnahme. Wer einem Unglück- lichen, wie mir, Wuth einzuschüßen weiß, muß Bered- samkeit besitzen; so rettete er mich zum zweitenmale vom Morde und meinen Namen vom Hohngelächter. — „Ich wußte Alles!“ — sagte er mir, — „durste es Dir aber in Deiner Krankheit nicht sagen. Als es nun aber für Dich kein Geheimniß mehr war, eilte ich, die Heftigkeit Deines Gemüthes kennend, zu mei- nem Freunde, dem Sekretair des Kriegsministers; ich bat, ich beschwor ihn, zu thun, was er zu Deiner Rettung vermochte! — man schickte Dich als Courier ab. Die Zeit ist die beste Rathgeberin, und nun ge- stehe selbst: verdient Dein Gegner auch nur einen Schuß Pulver? Ist Deine Geliebte des Lärmens werth, da sie einen Menschen ohne Ehrgefühl und Grundsätze, nur deshalb zu ihrem Gatten wählt, weil er, ein Zierbengel, nach der Meinung ihrer Mutter, eine Null mehr an volltönenden Titeln hat, der sich nicht schämte, das mit Brillanten besetzte Bildniß seiner Braut, welches ein Geschenk von ihr war, mir zu verspielen?“ — Hiebei überreichte er mir dieses Medaillon — der Obristlieutenant nahm es von der Brust, und zeigte

es den Offizieren. — „Ich lasse mir den Kopf mit einem stumpfen Flintensteine abfeilen, wenn ich etwas von einem Bildnisse sehe!“ rief D'Islij — „die ganze Emaillé ist ja zerschmettert.“ — „Die Vorsehung“ — fuhr der Obristleutnant fort — „rettete mir an der Donau das Leben, um noch länger dem Vaterlande zu dienen: die Kugel ward auf Corbiens Medaillon platt gedrückt, und rächte sich gleichsam durch dessen Zerstörung. Es verging ein Jahr, und die Armee drang, nach geschlossenem Frieden mit den Türken, auf dem kürzesten Wege gegen Napoleon vor. Kummer und Klima hatten meine Gesundheit zerrüttet, ich bat um einen Monat Urlaub nach dem Kaukasus; seine Duellen sollten meinen Körper stärken, mein Geist lebendige Nahrung aus dem Born eines neuen Lebens trinken.

Den Tag nach meiner Ankunft machte ich mit dem dortigen Arzt einige Besuche. — „Sie werden“ — sagte er mir, als wir uns einem kleinen Häuschen näherten, — „hier ein junges, schönes Frauenzimmer sehen, das, an der Auszehrung leidend, das Opfer einer Convenienz-Ehe geworden ist. Die Eltern hatten ihr von Kindheit an die Vorzüge des vornehmen Lebens geschildert, beleidigte Eigenliebe trieb sie in das Netz eines imponirenden Taugenichts, und betrogen von der augenblicklichen Laune ihres Herzens, warf sie sich in seine Arme. Was geschah? — Die Tanten und die Mutter, die großen Reichthum bei dem Bräutigam zu finden glaubten, fanden nichts als Prahlerei, ungeheure Schulden und Lüderlichkeit. Er hatte auf eine große Mitgift gerechnet, und seinerseits durch Versprechungen getäuscht, zeigte er sich nun ganz in seiner Abscheulichkeit. Er quälte seine Gattin durch die kränkendsten Vorwürfe, zerstörte durch ein anschwefelndes Leben ihre Gesundheit, und als er zuletzt alles verspielt und verschwendet hatte, verließ er sie, ihren guten Namen lästernd. — Jetzt ist sie hier mit ihrem Vater, um unter Kaukasusens mildem Himmel zu sterben.“ — Ich fürchte, ihr durch meinen Besuch schwerlich zu fallen. — „O nein, sprach der Arzt, — „Schwindsüchtige sterben oft stehend, und es ist mein Grundsatz, wo man durch Arzeneimittel das Leben des Kranken nicht mehr verlängern kann, es ihnen wenigstens durch angenehme Zerstreuungen zu versüßen.“ — Unter diesem Gespräche traten wir ins Haus. — Die Kranke war — Sophie! . . .

Es gibt unbeschreibliche Gefühle und Ereignisse in unserm Leben! — Ich glaubte Sophien zu hassen; war überzeugt, wenn mich das Schicksal jemals wieder mit ihr zusammenbrächte, ihr mit kalter Verachtung für den Verrath zu entgelten; aber ich erkannte, wie innig ich sie geliebt, als ich, statt der stolzen Schönen, nur das unglückliche Opfer weltlicher Vorurtheile, mit erloschenen Augen und Todtenblässe im Gesicht wahrte. — Am Rande des Grabes hört alle Förmlichkeit auf; als Sophie, ohnmächtig bei meinem Anblick, wieder zu sich kam, bedeckten meine Thränen und Küsse ihre Hand.

„Sie fluchen mir nicht? Victor, du verzeihst mir?“ sagte sie mit herzzerreißender Stimme „Edle Seele, du bedauerst mich, da du mich so schrecklich für meinen

Leichtsin bestraft sichst. Jetzt sterbe ich ruhig.“ — Gleich der, vom leisen Hauche auflodernden Lampe glimmte ihr Leben noch einige Tage durch leise Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit. — Aber was mußte ich empfinden, da ich sie allmählig dahinsterven, ihr Athemholen immer schwächer werden, sie ihre Leiden mit der Geduld eines Engels tragen sah! . . . Sie erblich — ohne Murren, nur sich selbst anlagend. Freunde! Kameraden! ich habe viele Leiden überwunden, aber keine Dual in der Welt läßt sich mit dem Schmerz vergleichen, die Geliebte sterben zu sehen. Schon allein der Gedanke daran ist furchtbar . . . Sophie starb in meinen Armen! — —

Der Obristleutnant konnte nicht fortfahren. Die gerührten Offiziere schwiegen, und sogar von der Wimper des Rittmeisters fiel eine Thräne auf seinen Schnurbart, und von diesem in den silbernen Becher mit glühendem Wein. — Plötzlich hörte man einen Schuß, — einen zweiten, — einen dritten. Die Kosaken von den Betten sprengten die Eskadron vorbei. — „Ist der Feind stark?“ fragte eilig der Rittmeister, auf seinen Tischfassen springend. — „Eine unabhsehbare Menge, Ew. Hochwohlgebornen!“ — antwortete der Unter-Offizier. — „Zu Pferde!“ kommandirte der Obristleutnant; „Flanqueurs, die Pistolen untersucht! Säbel heraus! Drei Mann hoch links geschwenkt! Im Gallop! Vorwärts!“

Bruchstück aus der Beschreibung eines Hochzeitszuges in Indien.

Nun ging es in Prozeßion nach einem schönen Garten; der Zug war über alle Beschreibung groß. Er bestand aus ungefähr 1200 Elephanten, die reich angeknüpft, gleich einem Regiment Soldaten, in einer Linie aufmarschirt standen. Obngefähr hundert Elephanten in der Mitte hatten mit Silber beschlagene seffelartige Sättel. Mitten unter diesen befand sich der Nabob, auf einem ungewöhnlich großen Elephanten reitend, in einem mit Gold beschlagenen, reich mit kostbaren Steinen besetzten Sessel. Der Elephant war mit Goldstoff behangen. Auf beiden Seiten der Straße vom Zelte bis zum Garten, waren von Bambus hohe Bogen, Bollwerke, Minarets und Thürme errichtet, die von Gaslampen erleuchtet, einen prächtigen Anblick gewährten. Auf jeder Seite des Zuges in Fronte der Elephanten-Linie, befanden sich kostbar gekleidete Tanzmädchen, auf, von Tänzern gehaltenen, Plattformen, welche, indem wir vorüberzogen, Tänze aufführten. Dieser Plattformen waren auf jeder Seite hundert; sie waren mit Gold- und Silberstoffen behangen und auf jeder befanden sich zwei Mädchen und zwei Musiker.

Der Boden von dem Zelte bis zu dem Garten, der den Weg bildete, auf dem wir uns fortbewegten, war mit Feuerwerk belegt. Bei jedem Schritte der Elephanten that sich die Erde vor uns auf, und künstliche Sterne flogen zum Himmel, die mit den Sternen wetteiferten; eine unzählige Menge von Raketen, und Feuerkugeln die in die Luft zerplatzten, spieen Tausende von feurigen Schlangen aus.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 10. November 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Nro. 45.

Die Verwandtschaft.

Von

P. D. Friedrich.

Der zweite Schlessische Krieg neigte sich seinem Ende, und als am 25. Dezember des Jahres 1745 endlich der Friede unterzeichnet war, kehrte das kaiserlich-Oesterreich'sche Heer in die Heimath zurück, und die Regimenter bezogen ihre angewiesenen Garnisonen.

Da ging es nun, wie es nach jedem beendigten Feldzug üblich und nothwendig ist, an ein Wiederherstellen der Mannszucht, Ausbesserung und Ergänzung der Armatur — und Monturstücke, und — des Exercierens war kein Ende.

Das wollte dem langgedienten Husaren-Rittmeister Ferenz von Sarkantyú nicht behagen, und müde des geräuschvollen stets bewegten Lebens, beschloß er bei dem beruhigenden Bewußtseyn, binnen seinen vierzig Dienstjahren dem Staat und Vaterland nach Kraft und Vermögen beigetragen zu haben, den Rest seiner Tage mit Beibehaltung eines Major-Titels auf seinen bedeutenden Gütern in Ruhe und Frieden zuzubringen, um dort jene gemüthliche Gemächlichkeit zu genießen, wornach sich der Mensch so gerne sehnt, sobald ihn das beseelende Gefühl der Kraft verläßt, und an dessen Stelle körperliche Unbehäglichkeiten und Gebrechen treten.

An der Gränze Transilvaniens, wo der Fluß Fejerteres in den See von Sarkad fällt, ohnweit der Stadt Gyúlla, hatte der Major, vernügt nach seiner Weise, bereits einige Jahre verlebt; das ungebundene Treiben und Seyn, das bald mit einem Streifzug in sein weit ausgedehntes Jagdgebiet, bald mit stiller Betrachtung der traumähnlichen tumultuarischen Vergangenheit wechselte, hatte nach und nach seinen Geist wieder aufheitert, und hätten nicht oft, zumal des Winters, wenn er sich zu irgend einer Wolfs- oder Fuchsjagd hatte verleiten lassen, die wiederkehrenden Schmerzen mehrerer Wunden, die der Redliche im Dienste des Vaterlandes empfangen hatte, ihn davon abgehalten, gewiß wäre er wieder zur Standarte zurückgekehrt. — Doch dann fühlte er ganz das Glück seiner Unabhängigkeit,

und mit einem wahrhaft heldenmüthigen Stoizismus ertrug er die oft schneidenden Schmerzen, indem er mit Lesung des hundertmal durchblätterten Dienst- und Exercier-Reglements, wobei vor allem der beste Ofener Ausbruch und seine fast immer dampfende Tabakspfeife nie fehlen durften, die bösen Stunden kürzte.

János, sein alter treuer Diener, gewohnt auf's Kommandowort seines gnädigen Herrn zu passen, stand stets bereit seines Winkes harrend, so, daß ihm darin nichts zu wünschen übrig blieb; und dennoch fühlte er seit längerer Zeit, daß ihm etwas abginge, aber was ihm eigentlich fehlte, das konnte er nicht herausfinden, da überhaupt vieles und anhaltendes Grübeln eben seine Sache nicht war.

Der Himmel weiß! — sagte er eines Abends, als er mit seinem Nachbarn, dem alten Grafen Lávlo Farkas di Farkasfark, traulich bei einem Glase Ruster zusammensaß, und der treffliche Nebensaft ihm das Herz auf die Zunge gebracht hatte — der Himmel weiß, was mir doch eigentlich fehlt?! — Mein Auskommen hab' ich reichlich und mehr wie ich brauche, an Bequemlichkeit gebricht es mir nicht, und meine Gesundheit, obschon sie besser seyn könnte, ist erträglich; aber dennoch geht mir etwas ab, ich weiß selbst nicht was!

Wenn ich Ihnen — versetzte der alte Graf Farkas — die Wahrheit sagen soll, so fehlte Ihnen weiter nichts, als eine gute Hausfrau; so eine treue Gesellschaftlerin erheitert das Leben, und kürzt die Stunden. — Sie sind noch in dem Alter und stehen dazu in Verhältnissen, wo Sie nur zu wählen brauchen, ohne befürchten zu müssen, daß man Ihnen einen Korb gäbe.

Bizony! (wahrhaftig) rief der Major, wie aus einem Traum erwachend, — Sie können recht haben. — Aber, Isten te recutetó, wenn ich auch früher nur im Entferntesten an so etwas gedacht habe! — Doch ein's setzt mich in gar große Verlegenheit, und das ist, an wen ich mich eigentlich wenden soll, ohne ausgelacht zu werden; denn das sag ich Ihnen, so eine alte Bözjorkány mag ich nicht, und die Jungen haben für meinen grauen Schnurbart einen gewaltigen Respekt!

— Ja, so einen jungen schönen Annyal, wie ihre Nichte, die kleine schwarze Ilona — doch Poffen! das Mädel ist zu jung für mich. — Sechszehn Jahre und Sechß und fünfzig, nein Édes Barátom, das thut's halt nicht! —

Warum das nicht? — erwiderte der Graf, — wenn Sie im Ernst gute Absicht auf das Mädel haben, und gesonnen sind, sie zu ehelichen, so wird sich das doch machen; lassen Sie die Einleitung meine Sorge seyn, das Andere gibt sich schon alle von selbst.

Kedves Drága Barátom! — fuhr der Major begeistert fort, und langte nach einer neuen Flasche — wenn Sie dabei die Plänkereien übernehmen wollen, dann rücke ich gerne mit geschlossener Kolonne nach, und attackire mit verhängtem Zügel ohne Pardon zu geben.

Nur langsam — bemerkte der Graf — darf so etwas angegriffen, und ja nicht übereilt werden; gleich morgen spiele ich bei Fräulein Ilona darauf an, mache dann meinen Antrag, und binnen einigen Tagen haben Sie gewonnenes Spiel.

Wollte doch, hätt's schon überstanden, — sagte der Major kopfschüttelnd, und füllte beide Gläser mit funkelndem Muster, stieß auf „gutes Glück der vorhabenden Unternehmung“ an, und ließ den feurigen Rebenfaß hinunter gleiten.

Manches wurde nun noch über diese Sache, die man bald als ausgemacht betrachtete, gesprochen; schneller wie gewöhnlich verstrich die Zeit, und, nachdem man noch einige Gläser, unter Bezeugung eines gegenseitigen Wohlwollens, geleert hatte, schieden beide Freunde, nach Landesstätte, unter herzlichen Umarmungen vergnügt von einander, um sich für heute zur Ruhe zu legen.

Die Sache hatte einen guten und schnellen Fortgang gehabt. — Ilona hatte bei dem Vorschlag zur Verbindung mit dem alten schnurbärtigen Major nur so viel einzuwenden gehabt, als ein Mädchen Anstandshalber einwenden muß, um ihren Werth nach Möglichkeit zu erhalten; die Heirath des Titular-Majors Ferencz von Sarkantju mit der Fräulein Ilona Faras wurde bald mit aller Pracht und Herrlichkeit vollzogen; und ein Jahr nachher gewoß er schon die beseligende Vaterfreude, indem ihm seine vielgeliebte Gattin einen gesunden wohlgestalteten Knaben schenkte, dem er den einfachen, im Vaterlande aber allgemein gefeierten Namen István geben ließ.

Der Knabe zeigte schon frühe viel Anlage; wenigstens glaubte dieses der Herr Papa, wie denn gewöhnlich die Väter an ihren Söhnen tiefliegende Keime von allerlei Talenten, und die Mütter an ihren Töchtern versteckte Schönheiten entdecken wollen, die Andere sehr erst nicht anerkennen, auch mit ihren vorurtheilsfreiern Augen zu erkennen eben keine Ursache haben. —

Des kleinen István's feurigcs Temperament, und sein oft zügelloser Muthwille machte dem vor Behaglichkeit immer dicker werdenden Major recht viel Spaß, da ihm in seinem Sprößling stets seine eigene Jugend lebendig vor die Seele trat; und obgleich sein Körper

immer schwerfälliger wurde, so blieb seine Phantasie, die er, da doch die eigentliche rosenfarbene Zeit der Liebe bei ihm vorbei war — recht oft mit Oesener Ausbruch auffrischte, lebhaft genug, um in dem heranwachsenden einzigen Sprößling sein zweites Selbstaufleben und ein verherrlicht zu sehen. —

So wuchs der Knabe allmählig zum Jüngling heran, und nachdem er mit sechszehn Jahren von seinem Hofmeister, den ihm sein Herr Papa beigegeben hatte, die nöthigen Vorkenntnisse seiner Muttersprache, Latein und Deutsch erlernt hatte, wurde er nach Presburg auf die Akademie der Wissenschaften geschickt, wo er vor allem das vaterländische Privat- und Kriminalrecht studiren sollte. — Denn obgleich der alte Major sich selbst um nichts mehr als sein Dienst- und Exerzier-Reglement bekümmert hatte, so glaubte er doch, daß es gut und nützlich sey, wenn ein Edelmann auch etwas mehr wisse, als man gewöhnlich für nöthig achtet, um sein Einkommen anständig zu verzeuern und durch sein Daseyn sein Wappen um eine Ahue zu vermehren.

István hatte seine Zeit wohl benutzt, und seine Studien mit Fleiß betrieben; doch fehlte er auch selten da, wo es munter und fröhlich berging, und bei seinem aufgeweckten guten Humor wurde ihm oftmals der Verßiß eingeräumt. —

Es war im letzten Semester seines dritten Studienjahres, als er eines Abends im jubelnden Kreise sich dieses Vorzuges erfreute, und mit mehreren seiner Freunde beim erfrischenden Glase Schumlauee saß, als sich ein Bote melden ließ, der ihm einen Brief seiner Mutter zu übergeben hatte. — Das mußte etwas Wichtiges seyn; und kaum konnte er es erwarten, bis der eintretende alte treue János, welcher ihm sein „Alázatos szolgája Nagyságodnak!“ — (Unterthänigster Diener Euer Gnaden!) entgegengrüßte. — seinen roßhaarigen Tornister aufgeschnallt und ihm das Schreiben hervorgefucht hatte; und als er sein Familienwappen von außen in schwarzem Siegellack aufgedruckt erblickte, da ahnete ihm vollends nichts Gutes. — Erschrocken, kaum seiner selbst mächtig, konnte er nur mit Mühe die kurze Frage: mi újság? (was Neues?) thun; und János mit thranenden Augen antwortete: Semmissem jó, meghalt a Méltóságos Úr! — (Nichts Gutes, der Hochwohlgeborne Herr ist todt.) (Fortf. folgt.)

Die Grotte bei Ganges in Frankreich.

Diese Grotte liegt ungefähr 20,000 Toisen nördlich von Montpellier, zwischen den kleinen Städten St. Bazille du Putois und Ganges. Sie heißt in Languedoc'scher Mundart Baouma de las doumaizelas, nämlich: Höhle der Frauenzimmer oder Feen. Eine alte Sage hat sie zur Wohnung der Feen erhoben, und noch ist es der fortschreitenden Cultur des Landes nicht gelungen, diesen Aberglauben ganz verschwinden zu lassen. — Ich verließ Montpellier in Gesellschaft

dreier Freunde, unter denen sich Hr. v. Christol, ein junger ausgezeichnete Geologe, befand. In St. Bazille gesellten sich uns noch mehrere junge Leute aus Montpellier, die hierher gekommen waren, um die reine und frische Luft der Umgegend zu genießen, bei. Mit Fackeln, Stricken, und was sonst nach nöthig, versehen, machten wir uns auf den Weg und wurden von dem Maire von St. Bazille begleitet; vor uns gingen drei eben so geschickte als mutige Führer. Nach einem beschwerlichen Marsche von einer starken Stunde befanden wir uns vor einem ungeheuern Felsen, den wir ersteigen mußten; unser Weg hinauf war nur ein kleiner, mit Ziegentritten versehener Pfad. Auf dem Gipfel angekommen umfing uns ein ehrwürdiger Wald, der den geheimnißvollen Eingang in die Höhle zu schirmen scheint. Dieser Eingang ist ungefähr 20 Fuß breit und 30 hoch und mit Bäumen und wilden Weinstöcken besetzt, die gleichsam hieher gepflanzt sind, um dem Menschen die schauerliche Tiefe zu verbergen, in die er sich hinunter wagen will. Wir fingen an, hinob zu steigen, und hielten uns an einem Seil, das an einem Felsen befestigt war. So kamen wir bis zu einer Stelle, von der aus wir auf einer ziemlich gut befestigten Holzleiter hinabstiegen, und befanden uns am Fuß derselben bei dem Eingang zum ersten Saal, dessen Boden sehr uneben, feucht und mit allerlei Kräutern bedeckt ist. Zu unserer Rechten ließen wir einen andern Saal von geringer Tiefe. Uns gegenüber sahen wir eine Art Gallerie von Pfeilern, 30 Fuß hoch und einer Reihe von Palmbäumen ähnlich. In diesem ersten Saale holte jeder von uns sein Feuerzeug hervor und zündete seine Fackel an. Unsere Reiseschuhe vertauschten wir mit einem leichteren Fußwerk, und statt unserer Hüte setzten wir Mützen ohne Schirm auf. Nachdem dies geschehen, machten wir uns nach dem zweiten Saale auf, und zwar durch einen so engen Weg, daß wir genöthigt waren, von der Seite zu gehen. — Wir wurden von der ungeheuern Größe dieses Saales überrascht. Gleich zur Rechten bemerkt man einen Felsen, dessen Höhe das Auge nicht schätzen kann; die Spitze desselben berührt die Decke des Saals und diese ist so schön in ihren Bogen-Bindungen, als habe sie der geschickteste Künstler bearbeitet. Schöne Säulen, theils als Obelisk aufrecht stehend, theils ungeworfen oder abgebrochen, erfreuten uns. Ueber unsern Köpfen hatten wir Wolken, dem Marmor an Weiße gleichkommend; der Schein unserer Fackeln, der von den zahlreichen Crystallisationen, woraus diese Wolken bestehen, reflektirte, machte sie wirklichen Wolken, die mit glänzenden Sternen untermischt sind, vollkommen ähnlich. Das Gewölbe dieser Höhle ist mit crystallischen Guirlanden, ungeheuren Tropfsteinen und Steingewächsen versehen, die dem Auge höchst sonderbare Gebilde darbieten, welche die erregte Phantasie noch wunderbarer macht. Ja, man ist versucht, zu glauben, die Kunst habe zur Vollkommenheit dieser Gebilde mit beigetragen. Die Naturforscher könnten hier sehr interessante Beobachtungen machen, wenn es ihnen gelänge, auszurechnen, wie viel Jahrhunderte dazu erforderlich gewesen sind, um durch bloßes mit

steinigen Materien geschwängertes Wasser, welches tropfenweis von den höheren Theilen dieser Höhlen herab träufelt, 200 Fuß hohe Pyramiden zu bilden.

Wir mußten unsere Bewunderung hemmen, um unsern Weg fortsetzen zu können, und kamen in einen dritten Saal, der groß, vorzüglich sehr lang, und einer Gallerie ähnlich ist. Wir gelangten durch ein sehr niedriges Gewölbe zu ihm, was uns nöthigte, gebückt zu gehen; dies Gewölbe nennt man, seiner Form wegen, den Backofen. Auf einer Seite desselben bemerkten wir eine weiße, körnige Masse, welche vollkommen die Gestalt eines Hammels hatte. Noch ein zweiter minder merkwürdiger „Backofen“ bot sich uns dar, den wir jedoch nicht besuchten, sondern uns nach einem andern Saal begaben, dessen ungeheure ungeworfene Steinmassen und zerbrochene Säulen von großen Umwälzungen und heftigen Convulsionen im Innern der Erde zeugen. Der Anblick dieses traurigen Orts bewölkt das Auge und erfüllt die Seele mit geheimem Grauen. Durch eine Oeffnung kamen wir in eine Höhle, die uns kaum zu fassen vermochte. Unser Führer machte uns auf eine hinter Pfeilern verborgene Quelle aufmerksam, deren Wasser uns vortreflich schien. Hier schreckten wir eine unzählbare Masse von Fledermäusen auf, die im Fortfliegen ein scharfes Geschrei ausstießen, das an diesem Orte wohl geeignet war, ein Gefühl von Schreck zu erregen. Unfern von uns sahen wir glänzendweiße Crystallisationen, die weit und breit von der schwarzen Tiefe des Abgrundes widerschiene; vor uns nichts als unermesslichen Raum, und kein anderer Weg bot sich uns zum Vorwärtskommen dar, als ein steiler 30 Fuß hoher Fels. Wir befestigten unsere 66 Fuß lange Strickleiter an einen Tropfstein; rund herum umgaben uns steile Abgründe. Die Steine, welche wir in den ungeheuren Abgrund warfen, hörten wir von Felsen zu Felsen fallen und, nach einer langen Pause, nochmals aufschlagen. — Wehe dem, der auf diesem Felsen zerstreut oder unbesonnen gewesen wäre, sein Leben war verloren! — Unser Führer stieg zuerst hinab; 25 Fuß unter uns bog der Felsen sich nach inwendig hinein, und die Strickleiter, ohne Stütze, schwankte heftig unter seinen Füßen. Alle diese Gefahren trugen dazu bei, unserer Reise einen eindrucksvollen, abenteuerlichen Anstrich zu geben, und es würde mir schwer fallen, die Gefühle zu schildern, die unsere Brust damals bewegten. Die Dunkelheit, durch den Schein unserer Fackeln wenig vertheilt, und die tiefe Stille der Höhle erregten schauerliche Empfindungen in uns; wir hüteten uns aber wohl, sie unsern Begleitern merken zu lassen. Am Fuße der Leiter erwarteten uns neue Schwierigkeiten. Wir befanden uns nämlich in der Mitte des Abgrundes auf einem andern Felsen, der so geringen Umfang hatte, daß er uns nicht Alle zugleich aufnehmen konnte. Zur Linken fanden wir nur einen Weg zum Hinabsteigen, der Felsenspaß genannt, wegen der Schwierigkeit, ihn zu gehen. Zuerst mußten wir 3 Fuß tief auf einen benachbarten Stein springen; von hier aus war unser Weg ein ungeheurer Felsrücken, so schmal wie eine Mauer, und so steil, daß wir, mit dem Ge-

sicht gegen diese Mauer gelehrt, unsere Kniee nur mit Mühe bewegen konnten. Ein 200 Fuß tiefer Abgrund lag hinter uns, und wir mußten, bei dem Marsch auf dieser beinahe perpendikulären Fläche, die geringsten Hervorragungen des Felsens sorgsam erspähen, um nicht hinunter zu stürzen. Ich gestehe, daß ich vor der Gefahr schauderte, worin wir schwebten; ich konnte nicht ohne Schrecken meine, über mir gleichsam hängenden Kameraden betrachten. Auf der Hälfte dieser Passage ist ein eiserner Ring von den Führern angebracht, und an demselben ein Strick mit dem einen Ende, mit dem andern an einem Tropfstein befestigt. Diesen Strick nun muß man ergreifen und sich durch die Kraft der Arme halten, da die Füße fast gar keine Stütze haben. Nachdem diese Schwierigkeit überstiegen, befindet man sich bei dem Pfeiler, der den Strick hält; dieser Pfeiler ist von glänzender Weiße, pyramidalisch geformt, und besteht aus einer Masse, die wie Blumenkohl ausseht. Von hier aus mußten wir wieder einen 25 Fuß hohen, steilen und dabei glatten Felsen hinab, wo uns ebenfalls der Abgrund entgegen startete. Ein schwaches Seil, ohne Knoten, war unsere einzige Stütze und zugleich unser Führer. Erst am Ende dieses Seils, auf einem Tropfstein von einem Fuß Durchmesser, den Jeder sogleich verlassen mußte, um dem Nächstfolgenden Platz zu machen, konnten wir anfangen, uns in Sicherheit zu glauben. Nachdem wir bald von Fels zu Fels gerutscht, bald gegangen, bald gekrochen waren, und unsere Hände und Ellenbogen eben so beschäftigt waren, als unsere Füße, kamen wir an einen Platz, der uns mehr Sicherheit als Behaglichkeit darbot. Zuerst erblickten wir einen Altar, der so weiß wie Schnee, von ovaler Form war und auf einer Erhöhung ruhte, welche aus Stufen bestand, die von einem blendenden, schmelzglasartigen Gestein gebildet wurde, das scheibenweis über einander lag. Weiterhin entdeckten wir gereifte Säulen, die gelb, und trotz ihrer bedeutenden Stärke durchsichtig waren; es mußten mehrere von uns hinzutreten, um eine davon zu umspannen. Die oberen Enden konnten wir des Schattens wegen, den unsere vielen Lichter verursachten, nicht sehen. Dieser Saal ist so groß, wie der vierte Theil von Montpellier; sein Boden ist mit Hügeln, mit Säulen und Pyramiden bedeckt, unsere Augen konnten aber die Höhe derselben nicht ermessen. Der Anblick so vieler Schönheiten versetzte uns in stummes Erstaunen. Turmhöhe röhliche Obeliskten zogen auch lange unsere Bewunderung auf sich; bald sahen wir ungeheure häusergroße Massen in Form eines Wasserfalls, bald große crySTALLINE Pfeiler, die bei dem Scheine unserer Fackeln einen tausendfältigen Glanz von sich gaben; kurz, was die Phantaste Sonderbares sich nur erdenken kann, bot sich unsern Blicken dar. Weiterhin im Saale sahen wir eine colossale 25—30 Fuß hohe Statue, die auf einem Piedestal ruhte und eine Frau vorstellte, die ihr Kind auf den Armen hält; durch die langen Gewänder, welche sie bedeckten, konnten wir die Formen ihres Körpers bemerken. Dieses Phänomen, das wir ohne Vorurtheil, ohne Täuschung untersuchten, ist wirklich

bewundernsworth. In einer andern Abtheilung des Saales (denn die vielen Säulen und Pfeiler machen ihn einer großen, von Kapellen umgebenen Kirche ähnlich) fanden wir eine Menge Statuen von verschiedener Größe, und unter andern auch eine Sieges-Trophäe, worunter Speere, Kanonen und Fahnen waren; in einer Höhe von 20 Fuß schwebte ein Adler darüber, dessen Flügel gut entfaltet sind, dem aber der Kopf fehlt. Einer der Führer versicherte, nur eine einzige Person sey bis zu der Stelle hinunter gestiegen, wo wir jetzt wären, und wollte uns nicht weiter bringen; da wir aber fest darauf bestanden, vorwärts zu gehen, so führte er Sechs von uns an eine Oeffnung, durch die wir, Einer nach dem Andern, auf dem Bauche kriechen mußten, denn dieser Weg, der sich durch zwei Felsen hindurch windet, ist nur einen Fuß hoch und dabei äußerst steil. Nachdem wir ihn zurückgelegt, wurden wir bei einem andern steilen Abhang wiederum aufgehalten, bei dem der Mangel an Stricken das that, was auch wohl sonst die Furcht gethan haben würde — nämlich uns hinderte, hinab zu klimmen. Der Führer versicherte uns, er sey ein Mal hinab gestiegen. — Ungefähr 600 Fuß tief glauben wir bei unserer Wanderung unter der Erde gewesen zu seyn. Die Temperatur dieser Höhle schien uns sehr milde; wir können indeß nur unvollkommen darüber urtheilen, weil uns die vielen Anstrengungen nicht allein warm machten, sondern sogar in den stärksten Schweiß versetzten. — Im Innern der Höhle sangen wir, unsere Fackeln in der Hand, den Chor aus dem „Freischütz“; dieß machte eine wahrhaft magische Wirkung — Wir waren unserer Ahtzehn, die drei Führer mitgerechnet, und Jeder fürchtete, wir würden nicht Alle das Tageslicht wiedersehen, dessen wir sechs Stunden entbehrten, vorzüglich da einige Personen das Unglück hatten, zu fallen; wie z. B. ein junger Mensch, der sich an einen Tropfstein mit der Hand hielt, und da dieser brach, 20 Fuß tief auf sehr abschüssigen Boden stürzte, und den nur ein Fels-Vorsprung, auf dem er sich kaum mit den Füßen erhalten konnte, vom weiteren Hinabstürzen rettete. Ein Anderer, dem sein Bruder bei dem Rückwege schon Glück wünschte, so vielen Gefahren entgangen zu seyn, verschwand plötzlich vor unsern Augen, indem er in ein wolfsgruben-ähnliches Loch stürzte, am Rande dessen er sich aber durch seinen linken Arm erhielt. Auch bei den andern Unfällen müssen wir es fast für wunderbar, zum wenigsten aber für großes Glück halten, daß sie keine traurigeren Folgen hatten, als Contusionen und leichte Wunden; denn diese Höhle ist so beschaffen, daß es unmöglich seyn würde, Jemand, wenn er auch nur verwundet wäre, aus der Tiefe eines Abgrundes wieder herauf zu bringen. Die Führer, denen diese Höhle gehört, könnten die Wege in derselben in besserem Zustand setzen, wenn derjenigen Besucher, die sie gänzlich durchwandern, nicht zu wenige wären, so daß die Führer fürchten müssen, nicht wieder zu ihren Kosten zu kommen.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 17. November 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 46.

Die Verwandtschaft.

Von

P. D. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Wie vom Blitz gerührt, stand er (István, bei der Nachricht von seines Vaters Tode) da, zögernd den Brief zu erblicken, um noch einmal im todten Buchstaben sich von der Gewissheit einer so schrecklichen Nachricht zu überzeugen, die er eben mündlich so kurz vernommen hatte. — Doch endlich riß er schnell das Siegel ab, durchstog das Blatt, wünschte ohne weitere Umstände Allen sein „jó éjtzaká (gute Nacht) und stürzte, den Boten mit sich fortreisend, hinaus in die frische Luft, um seinem gepreßten Herzen Erleichterung zu verschaffen.

Die Post hatte der überlegsame János bereits bestellt, und eilends mit traurigem Gefühl, ging's der geliebten Heimath zu; wo man eben beschäftigt war, all's Nöthige zur stattlichen Beerdigung des hochseligen Herrn anzuordnen.

* * *

Gerne wirst Du mir, geliebter Leser, die Beschreibung dieses Leichenbegängnisses erlassen, da es auf jeden Fall immer ein trauriger Gegenstand bleibt; und was István beim Verlust seines guten Vaters fühlte, und die gute Ilona an ihrem alten aber eben deswegen desto treuern Gemahl dem hiedern Major Sarkantju verlor, läßt sich leicht begreifen, wenn ich Dir sage, daß Beide dem Heimgegangenen mit inniger Liebe zugeban waren.

Junker István blieb jetzt zu Hause und seine Frau Mama hatte es geschworen, nie wieder zu einer zweiten Ehe überzugehen, bloß, um sich einzig und allein der fernern Erziehung ihres vielgeliebten Sohnes beser überlassen zu können, und ihn durch mütterliche Sorge und Zärtlichkeit auf der Bahn des Guten zu halten, und ihn so zu einem wahrhaft glücklichen Menschen zu machen. —

Der sorgsamem Mutter Vorsatz war löblich, und der bis dahin folgsame Sohn hatte sich vorgenommen,

alles aufzubieten, um ihr Freude zu machen; und somit schienen Beide auf dem rechten Wege zu seyn.

Aber in dem kräftigen zwanzigjährigen Jüngling war der Liebe Götterfunken erwacht, und Kósi, das wohlgestaltete, schöne Kammermädchen der gnädigen Frau Mama, zählte siebenzehn Sommer; was Wunder, daß sie ihm gefiel! —

Die langen Winterabende zu kürzen, saß István oft noch spät bei Mama, ihr irgend eine interessante Geschichte oder sonst einen Roman vorzulesen, wobei die wißbegierige Kósi, die sich während dem mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigte, eine aufmerksame Zuhörerin war. — Gelegenheit macht Diebe; und hier entspann sich durch vieles Zusammenseyn unvermerkt eine geheime Zuneigung und gegenseitiges Wohlwollen, welches leicht zu einem Diebstahl verleiten konnte.

Der Winter verstrich und der holde Frühling belebte neu die schöne Natur der reizenden Gegend; die winterliche Abendunterhaltung hörte auf, und István pflegte nun öfter auf einem nahegelegenen Edelhof einer munteren Gesellschaft beizuwohnen, die den Tag über ihre Zeit mit der edlen Jagd zubrachte, und sich's dann des Abends an einer wohlbesetzten Tafel gut seyn ließ, wo landesäfflich gut gegessen und noch besser getrunken wurde. —

Häufig kam er spät nach Hause, und bei der schönen Jahreszeit hatte er, um ungebundener und unbesmerfter zu jeder Stunde heimkehren zu können, in ein zierlich gebautes Sommerhaus, welches am Ende des Gartens in einem blühenden Rosenhaine von hochbewipfelten Pappeln umsetzt, vom Schlosse etwas entfernt lag, sein Schlafgemach verlegt.

Frau Mama wartete seine so oft verspätete Rückkehr nicht mehr ab, sondern legte sich gewöhnlich früher zu Bette; doch die besorgte Kósi blieb jedesmal treulich auf, bis der Junker zurückgekommen war.

Feurig von Natur und oft mehr noch vom Weine erhitzt, war Junker István, wenn er die blühende Kost spät in der Nacht allein überraschte, oftmals zudringlich mit seinen Liebfosungen; doch, so gerne sie ihm auch alles zugab, was sie mit Anstand ihm zu erlau-

ben zu dürfen glaubte, eben so strenge wies sie ihn auch jedesmal in die Schranken der Sittlichkeit zurück, wenn er im Rausch der Sinne sich begeben lassen wollte, diese zu überschreiten, und unverdorben wie er war, ließ er sich diese Zurechtweisung auch gerne gefallen.

Ganz besonders fröhlichen Humors, kam er eines Abends spät zurück. — Die Nacht war lau, der Himmel heiter, und Rósi lustwandelte unter'm azurblau gewölbten Sternenzelt in der großen Lindenallee, die vom Eingang des Gutes auf das Schloß führte. — Vertieft in wonnevoller Schwärmerei, die sich unter solchen Verhältnissen und in diesem Alter so gerne der Mädchenbrust aufdringt, mechte sie die Pälste dieses einsamen Spazierganges erreicht haben, als plötzlich István ihr den Weg vertrat, sie feurig mit seinen nervigsten Armen umschlang, und zugleich ihren Mund mit ungezählten Küssen versiegelte, indem er ihr die lieblichen Worte zuflüsterte: „Himmliche Rósi, soll ich denn nie bei dir das Ziel meiner heißesten Wünsche erreichen?!“ — Ueberrascht und zugleich unwillig über seine sich so stürmisch äussernde Leidenschaft drohte sie, laut zu werden, wenn er nicht augenblicklich nachliese; und immer fester sie an sein Herz drückend, sagte er gefaßt: „nur unter einer Bedingung! —“

„Und die wäre?“ frug die geängstigte Taube. „Daß Du mir versprichst — erwiederte István mit bestimmtem Tone — Dich Morgen Abend um diese Zeit dort unten an meinem Pavillon bei mir einzufinden.“ —

Was blieb dem armen gefangenen Mädchen hier anders übrig, als nachgiebig zu seyn, und — sie versprach zu kommen.

Doch, jetzt lassen Sie mich auch, sprach sie bittend, und ihren Vortheil wahrnehmend, entschlüpfte sie seinen Armen, und suchte mit klopfendem Herzen das Schloß zu erreichen, wo sie sich in ihr Gemach einschloß, und auf ihrem Bette vergebens Ruhe suchte, die ihr ihr aufgeregtes Gemüth heute nirgends wollte finden lassen. — István war während dem wie versteinert in der großen Allee stehen geblieben, weil er der Meinung war, sein Flüchtling würde zurückgeführt seyn; doch, als er inne ward, daß es für diesesmal wirklich Ernst mit der Flucht sey, raffte er sich zusammen und eilte seinem Pavillon zu, wo er, mit dem Trost auf den folgenden Abend sein Liebchen wieder zu umarmen, auf seinem Lager bald in den Armen des Schlafes ausrubete.

„Aber um Gotteswillen!“ — sagte andern Morgens die Majorin zu der mit dem Frühstück eintretenden Jose — Rósi, wie stehst Du aus? — So bleich, so verweint; sage mir doch Mädchen, was fehlt Dir?“ —

Ach! — erwiederte diese, und ein schwerer Seufzer entquoll unwillkürlich aus der Tiefe ihrer Brust, — ich habe einen schweren Traum gehabt! — Einmal hievon aufgeregt und erschreckt, konnte ich nachher die ganze Nacht hindurch keinen Schlaf mehr finden.

„Einen Traum? wie aber kann ein bloßer Traum so schreckliche Wirkung thun? — Kann doch — meine ich — der Traum nur im Traume schrecken, da man sich beim Erwachen leicht überzeugt, daß nur die Phantasie und keine Wirklichkeit mit irgend einem Unfall uns bedrohte.“

Und doch (erwiederte Rósi) ist es, wie ich sagte; er war schrecklich, und macht noch jetzt mich beben, wenn ich zurück dran denke! — Indem sie dieses sagte, setzte sie das Theeservice auf den Tisch, und schlug die Augen nieder; sie konnte die Thränen nicht länger zurückhalten, und schnell wandte sie sich um, der Thüre zuieilend.

Rósi, — rief ihr die Majorin zu — Dir ist mehr widerfahren als Du vorgibst, und mit Deinem Traum kommst Du mir diesesmal nicht durch; — und sanfter fortsahrend suchte sie mit Güte ihren Kummer zu erforschen, indem sie mit liebevollem Tone zu ihr sagte: „Liebe Rósi, entdecke Dich mir unverholen; Du weißt, wie gerne ich Dich habe, und auch gerne da helfe, wo ich helfen kann.“ — Und Rósi mit Thränen in den Augen sich umwendend, warf sich der Majorin zu Füßen, mit den Worten: „Alles will ich Ihnen bekennen, alles entdecken und eingestehen! — Ich fühlte es, ich bin es Ihnen, bin es mir selbst schuldig; denn noch lastet keine verderbliche Sünde auf mir, und noch ist es Zeit den Irrenden wieder auf die rechte Bahn zu bringen.“

„Um des Himmels willen, was werde ich hören müssen, — sagte die geängstigte Majorin, indem sie zur Thüre sprang, um den Riegel vorzuschieben, und sich so von Rósi ungehörter das Vorgefallene erzählen zu lassen. — Komm, fuhr sie fort, und zog diese mit sich auf's Sopha, komm, armes Mädchen, setze Dich zu mir, und schütte Dein geängstigtes Herz vor mir aus, und wenn ich Dir Erleichterung verschaffen kann, so rechne im Voraus auf meine Liebe gegen Dich.“

Da begann Rósi, ihr zuerst ihre mit István nach und nach entstandene Bekanntschaft mit möglicher Schonung beizubringen; erzählte, wie sie ohne Bises dabei zu denken, ihm manche Laune zugegeben und so unvermerkt in ein Netz gegangen sey, für dessen Umgarung ihr jetzt so sehr bangte. — Treulich bekante sie die Begegnung des vorigen Abends, und schloß mit den Worten: „... und als er mich nun so feurig an seine Brust drückte, und so gewaltsam auf mich einstürmte, überfiel mich ein Grauen, daß ich am ganzen Körper zitterte. — Ich suchte mich loszuwinden, aber vergebens; doch, als ich endlich drohte nach Hülfe zu rufen, gab er zwar nach, allein nur unter der Bedingung versprach er mich zu entlassen, ihn heute Abend in seinem Pavillon zu erwarten; welches ich in der Angst ihm auch zusagte, und aus seinen Armen nach meinem Zimmer entfloh!“

Aber, fiel die Majorin ein — warum hast Du dich mir nicht eher anvertraut? — warum liebest Du es bis dahin kommen? — Ist es mir doch nicht ganz unwahrscheinlich, als hättest Du selbst die erste Veranlassung zu diesem Zusammentreffen gegeben! — Gewiß und wahrhaftig — erwiederte Rósi — habe ich

an so etwas nicht gedacht; und ich bereue es nun von Herzen, daß ich so lange einem Gefühl Raum gab, was so leicht zur Leidenschaft hätte ausarten können, und ich mache es mir zum Vorwurf, es nicht gleich in seinem Keime erstickt zu haben!

Das alles war der Majorin einleuchtend, und sie unterließ es deswegen auch nicht, die sich zwar auf alle nur mögliche Weise entschuldigende Rósi mit manchen vielleicht gerechten Vorwürfen zu bestrafen.

Rósi hatte sich an's Fenster gestellt, sah' in's Blaue, und trocknete sich mit ihrer Schürze die Thränen ab, und die Frau Majorin hatte sich misanthropisch auf's Sopha hingeworfen, wo sie ihren Kopf in die rechte Hand gelegt, aber etwas Wichtigem nachzusinnen schien. — „Höre, — hab sie nach einer Pause sich aufrichtend an — ich habe einen Einfall, der hoffentlich seine Wirkung nicht verfehlen wird.“ —

„Und, der ist?“ — frug Rósi neugierig.

„Daß wir, — entgegnete die Majorin — auf kurze Zeit unsere Rolle wechseln. — Ich will heute Abend die Rósi spielen; Du bleibst, ohne Dich vor Jemanden spät mehr sehen zu lassen; dann lege ich deine Kleider an, und erwarte statt Deiner meinen István in seinem Schlafgemache des Pavillons; in der Nacht wird er, da wir uns an Größe und Gestalt fast ähnlich sehen, mich nicht gleich erkennen; ich gebe mich für Dich, und lasse ihm selbst etwas Spielraum, um ihm jede nachherige Wendung der Sache oder Entschuldigung abzuschneiden, und wenn er dann durch diesen Köder gelockt, im Sturm seiner unlaut'ren Leidenschaft Dich in mir umfängt, dann gebe ich mich plösglich zu erkennen, und diese Demüthigung wird ihn gewiß so überraschen und beschämen, daß er es fernerhin nicht mehr wagt, deine Ruhe zu stören! —

Aber, gnädige Frau, — versetzte Rósi besorgt — was wird dann aus mir werden? — als eine Verwätherin werde ich dastehen, und Junker István wird auf gerechte Rache gegen mich bedacht seyn.

Dieses zu verhindern — antwortete die Majorin — ist meine Sorge; kurz, es bleibt dabei, wie ich den Plan erdacht habe. — Gehe Du nur getrost an deine Geschäfte, und überlasse mir das Weitere, nach meinem Gutdünken anzuordnen und auszuführen.

Rósi ging; doch vor der Thüre begegnete ihr der Junker mit umgehängter Waidtasche und seiner Büchse in der Hand; er stand eben im Begriff, sich bei seiner Frau Mama auf eine heute vorhabende Jagdpartie zu verurlauben, und im Vorbeigehen strich er sie schäfernd über die rotbe Wange, mit den Worten: „bis diesen Abend mein Schatz;“ doch Rósi drohte ihm ernsthaft mit dem Finger, gab dadurch die Nähe der Frau Mama zu verstehen, und schlüpfte schnell an ihm vorüber.

Guten Morgen, liebe Frau Mama, — sagte er tretend — ich wollte mich nur eben nach Ihrem Befinden erkundigen, denn unten wartet meiner der Jäger; wir haben heute ein kleines Treibjagen, und es könnte es spät werden bis ich heimkehre; warten Sie meiner daher nicht heute Abend, und gehen Sie ruhig unbesorgt zu Bette.

Schon gut, antwortete die Majorin trocken, da sie

eben nicht sehr aufgelegt war, sich mit ihm in ein langes Gespräch einzulassen; ich erwarte heute einige Freundinnen der Nachbarschaft, und hoffe meinen Tag vergnügt zuzubringen.

Desto besser, erwiederte István, Sie werden dann keine Langweile haben. — Da ließen sich im Hofe die Koppelhunde hören; und der gnädigen Frau Mama die Hand reichend — fuhr er fort: Da rufen mich schon meine muntern Köder ab, Gott sey mit Ihnen! — „und eilend trollte er sich von dannen.“

Der Junker birschte mit seinen wackern Waidgesellen lustig durch den Wald; die geängstigte Rósi hatte trübe Stunden, und die Majorin saß sinnend auf ihrem Sopha, um sich auf die Rolle, die sie zum Heil ihres einzigen vielgeliebten Sohnes heute spielen wollte, vorzubereiten.

So kam endlich der Abend heran, und als die Schloßglocke zehn tönte, eilte die verwandelte Jose zum Pavillon hin, um im Vorzimmer desselben den Kommenden zu erwarten.

Die Nacht war schön, sanft beleuchtete der hellgestirnte Himmel den anmuthigen Ort, der nahegelegene Rosenbain verbreitete seine Wohlgerüche umher, und leise Weste säuselten durch die Gipfel der rund umherstehenden hohen Pappeln. Es war eine lange Stunde bis es Eilf schlug, und immer noch blieb es stille; ungeduldig des langen Harrens ging die neue Rósi unmutig auf und ab; als es aber endlich Zwölfe schlug, und noch Niemand erschien, da hätte sie bald die Geduld verlassen; sie ging in's Nebenzimmer, dem eigentlichen Schlafgemache, und ließ sich nachlässig auf's Bette nieder, um so bequemer den Liebesabentheurer hier abzuwarten. — Doch unvermerkt forderte die Natur ihr Recht, und diese stärker als ihr Wille, ließ sie in einen tiefen Schlaf fallen. — Phantasius, der gewaltige Gaukler und Bethörer der Sinne, schob so wunderbare Bilder vor ihre aufgeregte Seele, daß es ihr ganz anders wurde, als es ihr noch wenige Minuten vorher, wo im wachen Zustande Vorhaben und Wille mit dem handelnden Körper noch in Einklang stand, gewesen war.

Geheime Wünsche, die sie vielleicht im Stillen für sich wohl mochte durchdacht haben, die sie aber auszusprechen, vielweniger aber bis zur Verwirklichung kommen zu lassen, sich nie getraut haben würde, gingen in dem phantasmagorischen Schattenspiele so ungestört und ohne Anstoß vor sich, daß es ihr selbst höchst sonderbar vorkam, wie sie zu einer solchen Freiheit im Handeln gekommen war. — Eine Bekanntschaft ihrer frühern Jugend mit aller Lebendigkeit und mit solcher Täuschung aus dem Hohlspiegel des unbekanntenen Schwarzkünstlers in den Brenn- und Darstellungspunkt ihrer wachenden Seele, und wirkte von hier aus so stark auf ihren Körper, daß ihr Herz fast hörbar pochte; von ihren fünf und dreißig Jahren ließ die Phantasie ohne Bedenken die Hälfte verwischen, und sie fühlte sich in die frühere Jugendzeit von achtzehn Jahren versetzt, und in den Armen eines wunderschönen Jünglings, dem hohen Ideal der schönsten Rosenzeit, fühlte

sie die höchste Wonne der Liebe! — Immer stärker rockte das arme Herz, und immer rascher rollte das Blut in seinem Kreislauf! —

Das war der unglückliche Moment, in welchem eben Junker Istrán, in der frohesten Stimmung seiner harrenden Jagd gedenkend, aus lustiger Gesellschaft heimkehrte, nach bei seinem Eintritt in's Vorzimmer in der in seinem Schlafgemache durch den Sternenschimmer kaum kennbar seinen Augen vorschwebenden Gestalt auf seinem Lager nur sie, die wartende Köst, zu erblicken glaubte. — Behutsam legte er im Vorzimmer seine Jagdtasche ab, und lehnte sachte die Büchse an die Wand, zog behende Stiefel und Oberkleidung aus, und schlich auf den Zehen hinzu, die Vermeinte zu überraschen. (Fortf. folgt.)

Der Kopf der Verlobten.

Ich liebe Dich mehr als mein Leben! sprach Oscar zu dem holden Annettschen; — wenn Deine Eltern ihre Einwilligung geben wollen, bin ich der Deine auf ewig! —

„Du der Meine?! Theurer Oscar! rede mit meinem Vater; er wird Dir's nicht abschlagen. — Und meine Mutter — sie ist so gut! —“

Oscar sprach mit den Eltern, und diese willigten ein in die Verbindung der jungen Leute, die für einander geschaffen schienen. — Oscar brachte alle seine Abende zu bei seiner Erwählten, und Anna sagte laut und stolz zu allen ihren Gespieliann und Freundinen: „Das ist mein Zukünftiger!“ — und das erste Aufgebot hatte bereits statt gefunden.

Da erhält Oscar an einem Morgen einen Brief; es ist eine unerwartete Erbschaft; — ein nicht sehr beachteter Onkel hat ihm sein ganzes beträchtliches Vermögen hinterlassen.

Oscar sagte zuerst zu sich selber: Welches Glück! Meine Anna wird es mit mir theilen! — Darauf begann er zu überlegen: Anna ist arm; Anna hat nichts, und ich sitze im Geld bis über die Ohren. Mit meinem Gelde kann ich mich um die Hand einer der reichsten Erbinnen bewerben. — Dieser Gedanke wirkte wie ein elektrischer Funke: Anna ward vergessen.

Und sie weinte; sie weinte viel, und rief Oscar Tag und Nacht. — Aber Oscar kam nicht; denn Oscar dachte nicht mehr an Anna.

Und bald verfestigten die Thränen des schönen blühenden Kindes, ihre Augen wurden hohl, ihr Licht erlosch, — ihre Wangen erbleichten, ihr Hirn gerieth in Unordnung, ihre Thränenröhren trockneten aus, und die Quellen der Verzweiflung einmal erschöpft, war auch die Vernunft mit entchwunden. Und man sprach in dem Stadtviertel, wo Anna wohnte, bei ihrem Anblick, nun einer gebrochenen, verwelkten Blume zu vergleichen: „Sie war sehr schön!“ — und wenn man sie ohne Unterlaß „Oscar“ rufen, und bald weinen, bald singen hörte, so sagte man: „sie ist närrisch geworden!“

Aber ihre armen Eltern, ehrliche Handwerkerleute, deren Erwerb kaum hinreichte, ihrer zahlreichen Familie Unterhalt zu verschaffen, — sahen sich genöthigt,

die Unglückliche in die Obhut einer öffentlichen Anstalt zu geben, und bald irrte Anna umher in den Gängen dieser trostlosen Zufluchtsstätte des Unglücks, und schrieb und zeichnete den Namen und die Züge ihres Geliebten an alle Wände mit einem Stück Kohle. —

Alle Versuche, sie herzustellen, waren vergeblich. Sie schwand von Tag zu Tage, und der Tod, den zu fürchten sie nicht mehr im Stande gewesen, konnte nur eine Wohlthat für sie genannt werden. — Die letzte Stunde ihres Lebens nahte mit eilenden Schritten heran. —

Indes, die furchtbaren Folgen der Treulosigkeit Oscars, die Katastrophe, welchen den Verstand seiner Verlobten zerrüttet, kamen auch zu seinen Ohren. Er hatte wohl einen Anfall von Reue; aber er hatte sich in einen Strudel von Ausschweifungen gestürzt, und gedachte Annens nur in seltenen verlorenen Augenblicken.

Unter Anderm, nachdem er einmal bei einem Geleite mit einigen jungen Aerzten bis spät in die Nacht ausgedauert, fiel ihm Anna im Irrenhause ein, und eine düstere Stimmung bemächtigte sich seiner; er wollte nach Hause, — schlafen gehen, wie er sagte.

„Da, nimm den Schlüssel,“ — sprach einer der jungen Aerzte; — „es regnet draußen gewaltig, und Du hast zu weit bis nach Hause; in meinem Studierzimmer da hinten findest Du ein Sopha und — schöne Gesellschaft, wenn Du Freund des Schönen bist.“

Oscar ging über einen Gang nach der Hinterstube. Beim Oeffnen der Thür fällt ihm eine auf einen langen Tisch hingestreckte Leiche ohne Kopf in die Augen. Er schauderte zusammen; doch nur auf einen Augenblick. Er bedachte den Beruf seines Freundes, — und diese traurigen Ueberreste menschlicher Herrlichkeit stößten ihm weniger Entsetzen ein, als Ekel. —

Er schritt vorwärts und stellt auf einen seitwärts stehenden Tisch die Lampe, die er mitgebracht. Auf dem Tisch stand ein großes Becken; er blickt hinein, und sieht einen Kopf —: gerechter Himmel! es sind die entstellten, aber selbst im Tode noch schönen Züge der schändlich verrathenen und verlassen Anna! —

Und nach einigen Stunden, als der junge Arzt hereintritt, nach seinem Freunde zu sehen, findet er zwei Leichen statt einer.

Sonderbare Lehns-Gebrauche älterer Zeiten.

Einer Namens Atterton erhielt Land in Nepland und Atterton, Provinz Kent, unter der Bedingung, dem Könige, so oft er zur See führe, und es nöthig sey, den Kopf zu halten.

Johann Longes erhielt das Herrenhaus von Fiechfield von Eduard III., weil er bei dessen Krönung den Bratspieß drehte.

Die Stadt Yarmouth hat den Scheriffen von Norwich hundert Heringe zu schicken, welche in vier und zwanzig Pasteten gebacken, und dann dem Besitzer des Herrenhauses von East-Carlton überschickt werden, der sie selbst dem Könige einhändigen muß.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 24. November 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 47.

Die Verwandtschaft.

Von
H. D. Friedrich.
(Fortsetzung.)

Geschehene Sachen, wie sehr wir sie auch bereuen mögen, sind nicht mehr ungeschehen zu machen; befürchten wir böse Folgen davon, und können diesen noch flüchtig vorbeugen, so ist des Glücks genug.

Dies bedenkend saß Frau Majorin von Sarkantju gedankenvoll auf ihrem Sopha des andern Morgens beim Frühstück, grübelte über die gleich einem Traume ihr vorschwebende unglückselige Nacht; — und ging mit sich selbst zu Rathe, was hiebei am zweckmäßigsten zu thun sei, damit ihre eigene Ehre nicht gekränkt würde; denn bis jetzt ruhte das Geheimniß nur noch in ihrem Busen. Daß István unter irgend einem schicklichen Vorwand auf längere Zeit entfernt und somit alle nähere Berührung mit ihrer Jose und ihm verhindert werden mußte, das fand sie unumgänglich für nothwendig; wie aber sollte sie sich gegen Köst benehmen? Sollte sie sich ihr ganz vertrauen, und ein treues Bekenntniß des ganzen Vorganges ablegen, oder die Sache mit einer Nothlüge beschönigen? — Das war ein Punkt, über den sie lange nicht ins Klare kommen konnte. — Doch, warum das Geschehene entdecken? — da nur sie allein darum wußte; nur des Junkers Entfernung mußte beschleunigt, und Köst's Zusammentreffen mit ihm bis dahin sorgfältigst verhütet werden, damit der Irrthum nicht zur Sprache kam; sonst konnte die Geschichte noch immer kundig und ihrem Rufe bei allem schuldlosen Verschulden gefährlich werden! — Das war, ihrer Einsicht nach, das einzige Mittel, den Vorfall verdeckt zu halten, und sich aus dieser schwierigen Lage zu ziehen.

Sie zog die Klingel, und Köst trat ein, mit den Worten: „Sie befehlen gnädige Frau?“ —

Einstweilen nichts weiter — erwiderte sie. — als daß du dich auf einige Augenblicke zu mir hinsetzest, damit ich Dir doch eben erzähle, wie es mir vergangene Nacht in meiner Rolle erging; doch, was ich Dir

sage, bleibt unter uns, so wie überhaupt über den ganzen Vorfall nie ein Wort über Deine Lippen kommen darf.

Gewiß — erwiderte die treuherzige Köst — gewiß und wahrhaftig soll nie Jemand von mir davon hören; wie aber soll ich mich gegen den Junker István verhalten, wenn ich unglücklicherweise mit ihm allein zusammentreffe.

„Das laß meine Sorge seyn, es zu verhüten; Deine Anhänglichkeit an mich bürgt mir für Dein Stillschweigen, und für die nothwendige Entfernung meines Sohnes sorge ich noch heute. — Doch, höre nun, wie es mir erging.“ — Und mit gewandter List begann sie also: „Lange hatte ich auf den Liebesabentheurer gewartet, und schon fing ich an ungeduldig zu werden, denn Mitternacht war eben vorbei; da hörte ich endlich Jemand schnellen Schrittes durch die Lindenallee auf den Pappelpark zukommen, und wie dieser um das Rosengebüsche bog, erkannte ich meinen István. Langsam zog ich mich zurück in das dunklere Schlafgewach, um beim Sternenschimern nicht gleich erkannt zu werden, und — das Lustspiel „der Verliebten wider Willen“ begann.“

Es mußte Ihnen doch sonderbar zu Muthe dabei seyn, — entgegnete Köst mit einem Ausdruck schaudervoller Theilnahme. —

„Gewiß, — fuhr die Majorin fort — und habe ich nicht mehr Lust, einen zweiten Austritt der Art zu erleben; doch höre weiter: Rasch trat er in's Vorzimmer, und schritt schneller, — da er hier Niemand fand — in's Schlafgemach, wo er mich gleich gewahrte. — Mit den zärtlichsten Ausdrücken sinnlicher Liebe trat er mit offenen Armen auf mich zu, mit den Worten: „Dimmlische Köst, so sind wir endlich alleine! — und ehe ich mich besinnen, vielweniger etwas erwidern konnte, brannten die glühendsten Küsse auf meinem Munde. — Doch nun war es Zeit, die Scene zu ändern, sträubend entriß ich mich gewaltsam seinen Armen und stürzte in's Vorzimmer; doch er mir nach, hielt mich beim Gewand, und wollte mich nicht lassen. — Da trat ich ihm mit fürchterlichem Ernste

entgegen, und rief ihm zu: „István, István, wo denkst Du hin? — ich bin ja deine Mutter! —“

Wie vom Donner gerührt, stand er vor mir wie angewurzelt, und konnte auch kein Wort zu seiner Entschuldigung hervorbringen. — Diesen Moment der Ueberraschung benutzte ich, und forderte ein reumüthiges Geständniß von ihm. — Mit thranenden Augen fiel er vor mir auf die Knie, und bekannte mir, daß er der Urheber und Verführer sey, versprach mir aber bei allen Heiligem, daß er den Fehler gut machen und nie wieder auf solchem Irrwege sich wollte betreten lassen; — doch bat er, ihn schonend zu behandeln, und ihm die Demüthigung gegen Dich zu ersparen. — Ich hielt ihm eine lange und derbe Strafpredigt, und als nun endlich das Muttergefühl den gerechten Zorn besiegte, hob ich den Gefallenen liebevoll auf, versicherte ihn meiner Verzeihung, und fügte hinzu, daß Du von dem allen nichts wüßtest, daß ich das Stelldichein im Pavillon selbst Abends zuvor aus meinem Fenster erlauscht, und dir zu dem Ende eine Arbeit aufgegeben, und so Dein Einstellen unmöglich gemacht hätte; die List in deiner Kleidung ihn in die Schlinge gehen zu lassen, sey nur meine Erfindung, um ihn von dem Irrwege ab zur Besserung zu führen. — Er nahm das alles so an, dankte mir für meine Sorgfalt und ausgesöhnt schieden wir von einander.

„Ach wie schonend, meine Gnädige!“ rief Kósi aus, und Thränen des Dankes perlten über ihre glühenden Wangen; und als sie weiter noch die Versicherung geben wollte, daß sie gewiß alles meiden würde, was eine fernere Annäherung mit dem Junker je herbeiführen könnte, fiel ihr die Majorin in's Wort, und sagte: „István muß fort, eher heute als morgen, das ist der kürzeste und sicherste Weg, um dem allen ein Ende zu machen!“ — Doch ich höre ihn kommen geschwinde entferne Dich durch die Seitenthüre. — Kósi eilte von dannen, und die Majorin schlug ihre Blicke gen Himmel, und sagte mit einem erleichternden Seufzer: „Gott lob, das war geschehen, aber jetzt Fassung verlasse mich nicht!“

Da öffnete sich die Thüre, und István trat mit seinem gewöhnlichen Frohsinn herein, und wünschte der Frau Mama: „einen herzlichsten guten Morgen!“ „Danke, lieber István“ erwiderte sie mit erkünstelter Ruhe; denn in ihrem Innern war es unruhig genug bei seinem Anblick, Scham und Reue ihrer Unbesonnenheit bestürmten das arme Herz und preßten es oft frampfhast zusammen.

„Heute, liebe Mama, begann der Junker — denke ich den Tag einmal wieder in ihrer Gesellschaft zuzubringen, und hoffentlich versagen Sie mir die Freude nicht, diesen Nachmittag mit mir eine Fahrt nach Gyúlla zu machen.“

Nicht doch, — fiel die Majorin ein — ich bin einestheils nicht recht wohl, zudem habe ich mit dir ein wichtiges Geschäft zu überlegen, worüber ich schon lange vieles hin und hergedacht habe, und worüber ich doch endlich auch einmal deine Meinung gerne hören möchte. „Und das wäre?“ frug István neugierig.

„Du bist — erwiderte die Majorin — jetzt in dem Alter, wo Du dich in der Welt ein wenig umsehen mußt, denn es gibt einem jungen Manne, zumal einem Edelmannes deines Ranges und Vermögens, einen andern Schwung, wenn er andere Menschen gesehen und fremde Sitten kennen gelernt, und in der höhern feineren Welt gelebt hat; ich bin mit diesen Gedanken schon lange umgegangen, und die Nützlichkeit für dich davon einsehend, denke ich, daß es gut für Dich seyn wird, Dich nun bald dazu anzuschicken.“

Das war für den wißbegierigen Junker, der ohnehin schon längst im Stillen den Wunsch gehegt hatte, ein ungebundenes Leben führen zu können, ein willkommener Vorschlag; und Kósi sammt dem Pavillon der Liebe vergessend, warf er hastig die Frage auf:

„Bis wann denken Sie, daß ich meine Reise antreten, und wohin zuerst gehen soll?“

„Noch diese Woche — erwiderte die Majorin mit Wohlwollen; — da ich mir wohl denken kann, daß dir selbst viel daran gelegen ist, je eher je lieber deine Neugierde zu befriedigen. — Du besuchst zuerst Ofen und Pesth, reist über Gran nach Preßburg, deine Freunde und frühern Bekannten zu sehen, und gehst dann einstweilen nach Wien, wo Du bei deinem Onkel Miklós, dem ich deine Dorthinkunft anzeigen werde, eine gute Aufnahme finden wirst; durch ihn, da er bei der königlich-ungarischen Garde steht, hast Du Eingang bei Hofe, und Gelegenheit genug, in den ersten Gesellschaften eingeführt zu werden; und wenn es Dir dann dort nicht mehr gefällt, so hast Du nur zu wählen, wohin Du weiter verlangst.“

Mit herzlichstem Dank beurlaubte sich der Junker, um gleich Anstalten zu treffen, damit die Reise recht bald vor sich gehen könne, und die Majorin bemühte sich ebenfalls alles vorzubereiten, um Den nicht länger mehr zurückzuhalten, den sie zwar innigst liebte, aber mit gutem ruhigen Gewissen nicht mehr um sich haben konnte; um alles Zusammentreffen mit Kósi zu verhüten, mußte diese eiligst ihren plötzlich krank gewordenen Vater zu Gyármath besuchen, wodurch einstweilen alle Schwierigkeiten gehoben schienen.

Kósi reiste noch nämlichen Tages zu ihren Eltern nach Gyármath, und drei Tage nachher war auch schon Junker István auf seiner Reise nach Wien.

* * *

Junker István war schon seit mehreren Monden in Wien, wo es ihm, wie seine nach Hause geschriebenen Briefe das Zeugniß gaben, recht wohl gefiel; es ging ihm gut, er war gesund und zufrieden. —

Ganz anders war es mit der Frau Majorin von Sarkantjú, die seit der Abreise ihres Sohnes immer einsilbiger und trübfinnig geworden war. — Wenn sie über die Ursache befragt wurde, so konnte sie nichts anders angeben, als daß sie sich seit der Abreise ihres einzig geliebten Sohnes so allein fühlte. — Wenn man sie dann damit tröstete, daß das doch nur einige Jahre dauern würde, oder ihr gar vorstellte, ihn selbst früher zu jeder Zeit wieder zurückbegehren zu können, welchem Wunsch der gehorsame Sohn gewiß ohne weiters entsprechen würde, so antwortete sie hierauf nie

weiter, sondern zerfloß in Thränen, und sehnste sich nach ihrem stillen Schlagschlag, um dort — wie sie zu sagen pflegte — in der Einsamkeit Trost zu suchen, und sich zu erholen — Das schien allen ihren Freunden, Verwandten und Bekannten, eine ganz eigene Gemüthskrankheit zu seyn; doch keiner wußte dem eigentlichen Uebel so recht auf den Grund zu kommen. — Nur sie allein fühlte und erkannte die Folgen jenes unglückseligen Moments im Pavillon, und besorgte, daß ihr Geheimniß mit der Zeit sich nicht mehr verbergen lassen könnte, sann sie stets im Stillen auf ein Mittel, sich schicklicher Weise auf eine Zeit lang vom Schlosse zu entfernen, um irgendwo unbekannt die Stunde abzuwarten, die doch endlich kommen mußte, bevor sie von ihrer vermeintlichen Krankheit wieder genesen konnte.

Fünf Monden waren verfloßen, als Junker István seiner Frau Mama schrieb, er kenne Wien nun genugsam, und stände im Begriff, mit einem trefflichen Franzosen, dessen Bekanntschaft er hier gemacht habe, eine Reise durch die Schweiz nach Italien zu machen; er wollte mit ihm über Mailand, Rom nach Neapel, von da nach Sizilien übersetzen, die Städte Palermo und Messina besuchen, und weiter zu See die Reise nach Marseille machen und dann den Weg nach Paris nehmen. — Schließlich legte er der Frau Mama die einfache aber nothwendige Bitte an's Herz, ihm das hierzu nöthige Geld in Wien anzuweisen.

Mit einem Schreiben voll der liebevollsten Ausdrücke, billigte die Majorin von Sarkantju den Voratz ihres geliebten Sohnes, pries ihn sogar lächlich; empfahl ihm, seine Gesundheit zu bewahren, fügte die Anweisung zur Erhebung des nöthigen Geldes bei, und wünschte ihm unter Ertheilung ihres mütterlichen Segens eine glückliche Reise, mit dem Zusatz, daß er doch recht oft etwas von sich hören lassen möchte.

Indessen wurde die Frau Majorin bei aller scheinbaren Gemüthskrankheit immer fortpulenter, und ihrem völligen Aussehen nach hätte man schwören sollen, daß sie einer kräftigen Gesundheit genösse. — Wie dem auch seyn mochte; sie fühlte sich nun einmal nicht wohl, und fand es zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nothwendig, eine Reise zu machen. —

Niemand als Kösi, der sie am Ende doch ihren geheimen Kummer, zwar nicht ganz der Wahrheit gemäß, aber doch in so ferne entdeckt hatte, daß sie die Nothwendigkeit dieser Reise einsehen mußte, — sollte sie begleiten; und da mehr Begleiter nicht nur allein überflüssig waren, sondern gefährlich werden konnten, so reiste sie einzig und allein mit der Vertrauten ihres Mißgeschickes incognito nach Wien ab. — Kösi erhielt vorab eine gute Belohnung, und das Versprechen, für die Zukunft gut versorgt zu werden, wogegen diese das Gelübde ablegte, das Geheimniß heilig für sich zu bewahren; und da bekanntlich Frauenzimmer in gewissen Sachen als Muster der Verschwiegenheit aufgestellt werden können, so war der Majorin Vertrauen in sicherem Busen verwahrt.

Während Junker István mit seinem muntern französischen Freunde dem Chevalier Zeli de Beauchamp in Venedig herum gondelirte, oder sich mit ihm auf dem immer belebten Sanft Markusplätze herum trieb, lebte die Frau Mama ganz still und ungekannt zu Wien, in der Vorstadt an der Alster und gerade in der Nacht vom Sonntag auf den Montag des Faschings, als der Junker auf der Masken-Redoute mit einer schönen schwarzlockigten Venezianerin eine himmlische Nacht durchlebte, lag die arme Majorin zu Bette, und es war ihr gar schlimm um's Herz. — Der Arzt, der, nebenbei gesagt, ein eigentlicher Frauenzimmer-Arzt war, stand ihr treulich zur Seite, um die Krisis abzuwarten, die nothwendig war, um das Uebel der Krankheit zu heben, und sie dann wieder zur Genesung zu bringen.

Drei Wochen nach dieser angstvollen Nacht waren verstrichen, die Frau Majorin hatte ihr Logis verlassen und eine geräumigere Wohnung in der Leopold-Vorstadt bezogen. — Eines Abends in der Dämmerung war sie mit ihrer treuen Kösi auf einem Spaziergang im freundlichen Prater gewesen, und als sie heimkehrten, trug letztere ein kleines Mädchen auf den Armen, das ohngefähr einen Monat alt seyn konnte. —

„Eine schöne Bescherung!“ rief Frau von Sarkantju in's Haus tretend, ihrer Wirthin entgegen, und zeigte auf die Kleine, die Kösi sorglich in ihren Armen wiegte. „Heiliger Antonius von Padua steh' uns bei!“ — sagte verwunderungsvoll die Wirthin — wie kommen Sie dazu? —

„Auf eine ganz sanderbare Weise, — erwiderte die Majorin mit gewandter Verstellung. — „Denken Sie nur; da komme ich eben mit meinem Kammermädchen von einem Spaziergang aus dem Prater; in einem abgelegenen Orte setzen wir uns auf eine Bank nieder, um ein wenig auszuruhen; da kommt ein ordentlich gekleidetes Mädchen zu uns, und sagt in scheinbarer großer Verlegenheit zu meiner Kösi bittend mit thränenden Augen: „Ach! liebe Jungfer halt sie mir doch eben einmal die Kleine da nur auf einen Augenblick; ich habe mein kleines Brüderchen verloren, ich will ihn suchen, und komme gleich wieder.“ Sie legt das Kind ohne Weiteres meiner Kösi in den Schooß, und läuft weg, als wenn ihr der Kopf brennte. Wir warten und warten, aber wer nicht mehr kam, das war das Mädchen. — Was sollten wir nun thun, das arme Würmchen seinem Schicksale zu überlassen, wäre unmenschlich und schrecklich gewesen, und wir waren also genöthigt, es mit hierher zu bringen.“

„Das arme Würmchen, sagte die Wirthin mittheilend, und deckte das kleine niedliche Gesichtchen des Findlings auf; — „das müssen sie öffentlich bekannt machen lassen; vielleicht melden sich noch die Aeltern dazu!“

„Das ist nach allen Umständen nicht wahrscheinlich; — wandte die Majorin ein — und da ich ohnehin nur einen Sohn habe, der zudem jetzt auf Reisen ist, so hat es der Himmel zu Nutz und Frommen

dieses Kindes gefügt, daß es in meine Hände gekommen ist. —

Ich werde an der Waise alles thun, was menschliche Pflicht und christliche Liebe gebietet, ihm hier eine gesunde Amme geben, und auch später für seine gute Erziehung besorgt seyn. — Sie, Frau Wirthin, ist wohl so gut, und sorgt für Jemand, der ich die Kleine rubig anvertrauen kann; doch damit sie vorher eine Christin werde, so soll sie gleich Morgen getauft werden, für den Fall, daß ihr dieses Heil noch nicht geworden sey; schaden kann das ja doch auf keinen Fall, wenn's auch früher schon einmal geschehen wäre.“

„Gute gnädige Frau, — sagte die Wirthin — da thun Sie ein Werk der Barmherzigkeit, verlassen Sie Ihre Gnaden nur ganz auf mich, ich werde alles bestens besorgen.“

Sie ging und Frau von Sarkantju verfügte sich mit Ihrer Jose und dem kleinen Findling, den sie während dem selbst in ihre Arme genommen hatte und mit Sunigkeit an ihre Brust drückte, auf ihre Zimmer.

Die elternlose Kleine wurde von Köstl zur Taufe gehalten, wobei ihr der Name Rosalie gegeben ward, und da sie doch auch einen Familien-Namen haben mußte, so wählte die Majorin ihren Eigenen in der Uebersetzung dazu, und nannte sie: Rosalie von Sporn — Einer sehr braven gebildeten Wittwe eines Offiziers, die von einer kleinen Pension kärglich lebte, wurde Köschchen zur Pflege und Erziehung anvertraut; ihr zahlte die Majorin im Voraus zur Verbesserung ihrer eigenen Lage und zur Aufmunterung für die kleine Waise ja besorgt zu seyn, hundert Dukaten aus, und stellte dabei ein Jahrgeld fest, das weit das Zehnfache ihres Wittwengehaltes überstieg; — sie machte dagegen die Bedingung, daß ihr Frau von Gnadenenthal, — so hieß die Wittwe — monatlich treuen Bericht über die Kleine erstatte, und somit reiste sie mit ihrer Vertrauten wieder nach Gyula auf ihre Güter zurück.

Die Majorin war mit ihrer Jose glücklich in die Heimath zurückgekehrt, wo sie einen Brief ihres Sohnes István aus Marseille erhielt, worin dieser ihr weit und breit viel Schönes und Merkwürdiges erzählte, was alles er bis dahin gesehen und erfahren hatte, und unter andern schrieb er: „Die kurze Seereise ist mir so wohl bekommen, daß ich wohl Lust habe eine größere zu unternehmen; zu dem Ende werde ich Frankreich schneller durchreisen, als ich früher Willens war; in Paris bleibe ich einen Monat, und gebe von da nach Calais, um mich nach Dover überschiffen zu lassen; ich besuche London, den großen Markt, begeben mich dann nach Plymouth, um auf dem ersten nach Ostindien fahrenden Schiffe mit dahin unter Segel zu gehen u. s. w.“

So schmerzlich es auch der Majorin war, daß ihr Sohn eine so entfernte Reise unternahm, so lieb war es ihr doch auch wieder, daß er nicht so bald wieder zurückkehren würde; denn obgleich ihr kleines Köschchen geheim genug verborgen und versorgt war, so schwebte

sie dennoch stets in einer gewissen Furcht, es möchte davon etwas zum Vorschein kommen, was anständig und ihrer Ehre nachtheilig seyn könnte, und nur die Länge der Zeit konnte diese Besorgniß immer mehr entfernen.

* * *

Die Berichte der Frau von Gnadenenthal waren stets richtig und zur Zufriedenheit eingelaufen; Frau von Sarkantju machte alljährlich im Herbst eine Reise nach Wien, wo sie das Vergnügen hatte, ihre Pflgetochter zu sehen, und sie zu ihrer Freude heranwachsen sah.

István hatte binnen acht Jahren nur viermal geschrieben; doch späterhin hörte sie gar nichts mehr von ihm; — das brachte sie natürlich auf die Gedanken, daß er irgendwo mit einem Schiffe gescheitert und so auf diese Weise umgekommen sey. Hätte sie Gewißheit davon gehabt, so würde sie sich gefast und berubigt haben; so aber war ihr diese Ungewißheit ein stets drückendes Gefühl, und ein schmerzlicher Kummer verbitterte ihr Daseyn, indem er ihre Gesundheit immer mehr untergrub.

* * *

Das niedliche Köschchen war während dem zur Rose aufgeblüht, und da der Majorin Schwager Willöb im Begriff stand eine Reise nach Hamburg zu machen, bat sie ihn, ihren Liebling die fünfzehnjährige Fräulein Rosalie von Sporn mit dahin zu nehmen, damit sie einige Jahre in der Fremde lebe, zu welchem Ende sie bei einer Schwester der Frau von Gnadenenthal, einer gewissen Wittwe Maifeld, wohnen sollte, welcher auch — da sie eine gutgebildete Frau war — die fernere Ausbildung des Fräuleins übertragen wurde. — Hier sollte Rosalie zwei bis drei Jahre bleiben und dann zu ihrer Wohlthäterin nach Ungarn kommen, wo sie Frau von Sarkantju als ihre Tochter annehmen und ihr als solcher den Besitz aller Rechte verschaffen wollte, wenn bis dahin ihr Sohn nicht zurückgekehrt sey. (Fortf. folgt.)

U n e k d o t e .

Ein Mann ließ den Arzt plötzlich holen, und der Abgesandte drang darauf, er möchte gleich mit ihm gehen, da sich der Herr sehr übel befinde. Als der Arzt in die Stube trat, fand er den Patienten im Bette. Er fühlt ihm den Puls und fragte ihn, was ihm fehle. Patient. Kann ich schon drei Nächte nicht schlafen.

Arzt. Haben Sie vielleicht zu viel gegessen? Patient. Ach nein! Es ist sehr stark, hat mich aber noch nie gehindert im Schlafen.

Arzt. Oder zu viel getrunken? Patient. Trink ich alle Tage vier bis fünf Maas Wein, schlaf aber allemal wie eine Katze darauf.

Arzt. Ja, was haben Sie denn? Patient. Herr Doctor! Banzen hab ich.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. Dezember 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 48.

Die Verwandtschaft.

Von
P. D. Friedrich.
(Fortsetzung.)

Während diesem Zeitraume hatte Ritter István von Sarkantju große Seereisen gemacht, und, daß er in den letzten neun Jahren nichts von sich hören ließ, hatte — wie wir in der Folge sehen werden, — seinen Grund darin, daß ihm alle Gelegenheit dazu abgeschnitten war.

Von Sankt Miguel, einer der Azorischen Inseln, hatte er seine letzte Fahrt machen wollen, und war zu diesem Ende mit einem Kauffahrteischiff, das nach Alexandrien segeln wollte, wieder in See gegangen. — Er wollte einen Theil von Egypten besuchen, von da die Inseln des Aegäischen Meeres und Griechenland bereisen, einen Theil der Türkei sehen, und dann nach Ungarn in seine Heimath zurückkehren. — Das war sein Plan, der indessen ganz anders ausfiel; denn in dem mittelländischen Meere ohnweit der Insel Majorca, wurde das Schiff, worauf er sich befand, von einem algierischen Piraten angegriffen, geentert und als gute Prise nach Algier aufgebracht, wo, wie hier üblich, die gesammte Mannschaft als Sklaven verkauft wurde. — Sein gesundes Ansehen und empfehlendes Aeußere gab ihm indessen auch hier auf dem schändlichen Menschen-Markte einigen Werth.

Ein reicher arabischer Fürst (die hier unter dem Namen Feques bekannt sind) kaufte ihn für eine sehr bedeutende Summe, da der Verkäufer wohl sah, daß der lusttragende Käufer einen besondern Werth auf seine Waare legte, und dabei gut bezahlen konnte.

Sein Gebieter war ein leutseliger gutherziger Mann, der indessen bei aller Aufklärung, die er übrigens besaß, ein eifriger Anhänger des Islams war, und hätte István sich dazu entschließen können, zur Verehrung des großen Propheten und seiner Lehre überzugeben, gewiß würde er ihm gleich die Freiheit und ein bedeutendes Vermögen dazu gegeben haben; denn obgleich es nicht zu den Schwächen der Muhamedaner gehört, Proselyten zu machen, so war doch Seine schwarze

Hebeit so sehr vom Glauben der reinen Lehre des nur einigen Gottes durchdrungen, daß er meinte, es müsse einem Manne, an dem er so viel Talent und Wissen wie an Ritter István entdeckt hatte, einleuchtend seyn, daß er jene des Dreieinigen mit den Begriffen seines einzigen Allah's zu vertauschen, ein Riesenschritt zur Anwartschaft auf das Paradies sey.

Neun Jahre lebte István mit diesem biedern Manne, dessen einziges Vergnügen es war, seinen Leibeigenen menschenfreundlich zu behandeln und ihm wo er nur konnte, Freude zu machen; es fehlte ihm an nichts, als nur an dem, was freilich der freigesinnte Mensch als der Erde höchstes Gut schätzt, nemlich: die goldene Freiheit!

Als endlich Ali Bey El Abbassi — so hieß der würdige Araber — sah, daß er István mit nichts an seinen Glauben noch an das schöne Land, in dem er wohnte, fesseln konnte, war er großmüthig genug, seinem christlichen Sklaven die volle Freiheit und noch dazu eine bedeutende Summe an Geld und Geldeswerth zu schenken, womit er reichlich seine Reise nach der lang ersehnten Heimath unternehmen und ihre Kosten bestreiten konnte, ohne sich nur die geringste Bequemlichkeit, die sich bei solchen Gelegenheiten mit edlem Metall erkaufen lassen, zu versagen.

Mit dankbar gerührtem Herzen nahm István von Ali-Bey Abschied, und dieser entließ ihn mit wehmüthsvollem Gefühl, indem er ihm seinen Segen Allah's mit auf die Reise gab.

Auf einem französischen Schiffe fuhr er nach Malta hinüber, wo er auf ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur dieser Insel eine gute Aufnahme fand. — Hier legte er seinen Turban sammt langen Kleidern ab, und nahm wieder die europäische Tracht an, versah sich überhaupt mit allem Nöthigen, und kam in kurzem auf Sizilien, an wo er zu Palermo mit einem Dänen, der nach Hamburg geladen hatte, weiter unter Segel ging. — Eine langweilige Fahrt bei immer widrigen Winden, die sie längere Zeit bei Gibraltar zurückhielten, hatte endlich ihr glückliches Ende erreicht; sie fuhr die Elbe hinauf, und liefen bald in den Hafen zu Hamburg ein.

In dieser belebten Handelsstadt beschloß er, einige Zeit von seinen Mühseligkeiten auszuruhen und dann in sein Vaterland, das liebe Ungarn, das er in siebenzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, zurückzukehren.

Von hier aus schrieb er nach vielen Jahren zum ersten Male wieder an seine Mutter, berichtete ihr sein Schicksal und schloß damit, „daß er der Hoffnung lebe, sie nun bald gesund wieder zu sehen.“

Seinen Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen, besuchte er fleißig die öffentlichen Spaziergänge, besah alles Merkwürdige dieser Stadt, und versagte sich kein Vergnügen, das seinem Rang passend war, um sich aufzuheitern und für die langen Entbehrungen zu entschädigen.

Auf einem großen öffentlichen Balle, dem er eines Abends beiwohnte, ergögte er sich an der tanzenden Menge, und obgleich er selbst an diesem Vergnügen der Jugend kein Bekagen mehr fand, so freute er sich doch über die zierlichen Menuetten, die hier mit allem Anstand und Präzision abgeschrieben wurden. — Vor allen andern fiel ihm eine liebenswürdige junge Tänzerin auf; ihr schuldloses rundes Gesichtchen, das aus den über die Schultern herabwallenden langen schwarzen Locken so freundlich hervorblühte und durch die Bewegung des Tanzes mit einer lieblichen Röthe überflogen war, zog ihn gewaltsam an; überall folgte er der schlanken Gestalt mit seinen Augen, und als der Tanz zu Ende war, und ihr Tänzer sie einer ältlichen Dame zu, ihrem Sitze zurückführte, erlaubte er sich zwar, in ihre Nähe zu treten, konnte aber, ohne nicht auffallend zu werden, keinen schicklichen Vorwand finden, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, welches er doch so gerne gethan hätte.

Da rief es plötzlich am entgegengesetzten Ende des Saales: „Feuer! Feuer!“ — Nun strömte die ganze Masse Menschen auf die Ausgänge zu, und drohte in der Angst, weil jeder sich zuerst in Sicherheit sehen und retten wollte, einander zu erdrücken.

Diesen Augenblick nahm Ritter von Sarkantju wahr und zu der ältlichen Dame, an die sich die schöne junge Tänzerin ängstlich anklammerte, wandte er sich mit den Worten: „Meine Damen werden verzeihen; ich bin zwar fremd, allein hier thut's Noth; zugleich bot er rechts und links seinen Arm zur Begleitung an, und brachte beide glücklich durch das immer mehr sich zusammendrängende Menschengewoge hinunter in den Hof.

„Gottlob!“ rief die ältliche Dame, die vor Betäubung noch gar nicht wußte, wie sie davon gekommen war, — „Gottlob, daß wir im Freien sind!“

„Und Ihnen —“ lispelte die Junge dem Ritter zu, — „Ihnen sind wir den verbindlichsten Dank schuldig, daß Sie sich unser so treulich angenommen haben.“

„Nichts als Pflicht und Schuldigkeit, und Ihr Dank ist der schönste Lohn für meine angenehme Mühe; ich werde dafür sorgen, daß Sie glücklich nach Hause kommen. — Sie wohnen?“

„Nächst der Börse,“ erwiderte die Ältliche.

„He, Kutscher!“ rief der Ritter dem nächststehenden Miethkutscher zu, du führst uns wohl nach dem Börseplatz. — Da sprang ein Lakay zum Schlag, öffnete ihn, die Damen stiegen ein, und ihnen folgend, sagte der Ritter: „da ich in der Nähe logiere, so erlauben die Damen, daß ich sie begleite.“

„Sie beschämen uns, — entgegnete die Ältliche, und dem Kutscher ihre Wohnung bezeichnend, rollte der Wagen von dannen.

An der bedeuteten Behausung angelangt, stiegen beide Frauenzimmer aus, und da es schon ziemlich spät war, bat die ältliche Dame den Ritter dringendst, sie auf morgen zu besuchen und nur nach Madame Maifeld zu fragen. — Er versprach es, nahm von beiden freundlich Abschied, und ließ sich nach seinem Gasthof fahren, wo er sich mit einer angenehmen Unruhe zu Bette legte und sehnachtsvoll den andern Morgen erwartete.

„Seien Sie mir herzlich willkommen!“ rief am andern Morgen Madame Maifeld dem Ritter entgegen, als dieser anklopfend, auf das „Herein“ die Thür öffnete; „Sie waren gestern — fuhr sie fort — so gütig gegen uns, daß es mir in der That an Worten mangelt, Ihnen meinen schuldigen Dank zu sagen.“

„Lassen Sie das gut seyn!“ entgegnete der Ritter, sich gegen die eben von ihrem Stickerahmen aufgestandene junge Dame verbeugend; — „es freut mich nur, meine verehrte Damen, Sie beide so wohl anzutreffen; Sie haben sich doch von Ihrem gestrigen Schrecken erholt?“ —

„Vollkommen!“ versetzte Madame Maifeld, — und meine gute Rosalie hat nichts mehr bedauert, als daß der Ball auf so unangenehme Art, und sobald zu Ende ging. —

Doch, erlauben Sie mir die Frage, wem wir eigentlich unsere Rettung zu danken haben; gestern in dem Tumulte vergaß ich gar, nach Ihrem werthen Namen zu fragen.“

„Freiherr von Sarkantju,“ erwiderte dieser, und nahm auf dem ihm angebotenen Stuhle Platz.

„Von Sarkantju?! —“ sagte Madame Maifeld mit Bewunderung, — der Name ist mir bekannt; vielleicht am Ende noch ein weitläufiger Verwandter...

Da trat das Dienstmädchen herein, und rief Madame Maifeld ab, weil jemand im Vorzimmer ihrer warte. — Diese ging und Fräulein Rosalie wiederholte unwillkürlich die Frage: „von Sarkantju, ist Ihr Name?“ —

„Ja, mein schönes Fräulein!“ antwortete der Ritter, und strich der über und über roth werdenden Rosalie über die glühende Wange. — „Gefällt Ihnen mein Name?“

„Er hat viel Interesse für mich.“

„Sehr schmeichelhaft für mich; doch Hamburg hat ohne Zweifel Namen, die mehr Interesse für Sie haben?“ —

„Das ich eben nicht wüßte; denn wir haben hier wenige Bekanntschaft. — Wir leben sehr eingezogen, und Madame Maifeld ist zwar sehr gut, aber auch

eben so strenge; denn seit meinem dritten Jahre, das ich hier bin, war der gestrige Ball auch nur der dritte, dem ich beiwohnte.“

„„Sie sind also keine geborne Hamburgerin?““

„„Verzeihen Sie, Oesterreich ist mein Vaterland; ich ward in Wien geboren und erzogen, wohn ich bald zurückzukehren hoffe.““

„„Also eine Wienerin? so sind Sie ja zum Theil meine Landsmännin; wenigstens sind wir beide Unterthanen einer und der nemlichen Monarchie.““

„„Halten Sie es meiner Neugierde zu gut, daß ich so frei bin Sie zu fragen: wo Sie denn eigentlich zu Hause sind?““

„„Aus Ungarn, mein liebes Kind!““

„„Aus Ungarn? — Seltsam, in der That seltsam! — Da kennen Sie auch vielleicht eine Stadt, die Gyúlla heißt?““

„„Eben von daher bin ich gebürtig, dort liegen meine Güter; dort verlebte ich die glücklichen Tage meiner Jugend. — Viele Jahre sind verflossen, wo ich meine Heimath verließ; zwar hoffe ich, sie nun bald wieder zu sehen; doch wer weiß, ob ich die, die mir das Leben gab, noch wieder finden werde! — Wenn sie noch lebte, meine einzig theure Mutter! — ““

„„Sie lebt!“ rief Rosalie, die mit immer steigender Erwartung dem Ritter zugehört hatte. — „„Sie lebt! — Und ich will Ihnen gleich Beweise davon geben, wenn Sie mir noch eine Frage beantworten wollen.““

„„Und, die wäre? — ““

„„Sie heißen István von Sarkantju?““ —

„„Ganz recht!“ erwiederte der Ritter voll Erstaunen, und wußte nicht, was er von dem Allen denken sollte. —

„„Sie sind es!“ rief Rosalie aufspringend, flog zu ihrem Arbeitstischchen, holte aus der Schublade eine kleine seidene Portefeuille hervor, woraus sie einen Brief zog, und ihn öffnend, den Junker auf Ort und Datum und dann auf die Unterschrift aufmerksam machte.“

„„So wahr ich lebe!“ rief der immer mehr erstaunte Ritter aus — ihre Hand und ihre Unterschrift! — Aber, sagen Sie mir um des Himmelswillen, wie dieses Alles zusammenhängt?““

„„Gleich, Herr von Sarkantju,“ erwiederte Rosalie gefaßter, und nach einer Pause begann sie:

Ich bin — wie gesagt — in Wien geboren; doch verlor ich bald nach der Geburt beide Eltern; so wenigstens erzählte mir oft meine würdige Erzieherin, die Frau von Gnadenhal, eine Schwester der Madame Maisfeld. — Eine würdige ungarische Dame, die jährlich eine Reise zum Vergnügen nach Wien machte, kam oft in unser Haus, und gerüht von meinem elternlosen Zustand, nahm sie mich in ihren Schutz; alles was zu meinem Unterhalt und meiner Erziehung erforderlich war, verdanke ich einzig und allein ihrer Güte und Freigebigkeit, und als ich fünfzehn Jahre erreicht hatte, wurde ich hieher gebracht. —

„„Aber, — fiel der Ritter ein — wie kamen Sie zu der Bekanntschaft meiner Mutter?““

„„Eben sie, die würdige Frau von Sarkantju, ist meine Wohlthäterin, und nur ihr habe ich mein Glück zu danken! Dester erzählte sie mir, daß sie einst einen vielgeliebten Sohn gehabt habe, der in die Welt gegangen sey, und von dem sie gar nichts mehr gehört hätte, und wahrscheinlich irgendwo umgekommen seyn müsse. — Ach! — rief sie oft aus — werde ich jemals meinen theuern István umarmen?!“ — Da traten dem Ritter die Thränen in die Augen; länger konnte er seine Gefühle nicht unterdrücken, und Rosalie umarmend rief er aus: „„Himmliches Mädchen, das gute Geschick hat mich sie finden lassen, und wenn es eine Bestimmung gibt, so mußten wir uns hier treffen, um Hand in Hand miteinander durch's Leben zu gehen. — Sie sind der Liebling meiner Mutter, schenken Sie mir Ihre Freundschaft, und wenn Sie können, Ihre Liebe. — Mit irdischen Gütern hat mich der Himmel vollaus gesegnet, und nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten sehne ich mich nach nichts mehr als nach häuslicher Ruhe und Zufriedenheit; Sie, holde Rosalie, können mir das Alles schenken. — Noch einmal, treffliches Mädchen, schenken Sie mir ihre Liebe; wir reisen zusammen nach Ungarn, und meine langverlassene Mutter wird das Geschick segnen, das uns so wunderbar zusammenführte und ein glückliches Paar in ihre Arme zurückbringt!““

Mit innigem Gefühl der Liebe drückte er sie wiederholt an seine Brust; Rosaliens Gesicht überflog eine hohe Röthe, und leise sagte sie liebevoll zum erstenmale: „„lieber István!““

Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und Madame Maisfeld mit drohender Miene und voller Erstaunen blieb in derselben stehen, und sagte mit dem Ausdrucke beleidigten Ehrgefühls: „„Mein Herr, das ist viel zu schnell; ich hoffe, Sie ehren die Gastfreundschaft! — Von dir aber Rosalie, hatte ich eine bessere Meinung, als . . . Diese, verwirrt durch so schnell auf einander folgende Austritte, warf sich ihr zu Füßen; Ritter István aber hob sie auf und sagte mit Muth, aber festem Tone: „„Madame, was ich gethan, werde ich als Mann rechtfertigen, und ich zweifle keineswegs, Sie werden mit mir und meiner Rechtfertigung zufrieden seyn!““

„„Ich wünsche, es seyn zu können — entgegnete die aufgebracht Frau, — und bitte um nähere Erklärung!““ Da faßte István sie gutmüthig bei der Hand, bat sie sich zu beruhigen, und mit der Rechten Rosalie und der Linken Madame Maisfeld haltend, führte er beide zum nahestehenden Sopha, bat sie sich niederzusetzen, und nachdem er sich zwischen sie niedergelassen hatte, hub er, zu Madame Maisfeld gewandt, an:

„„Ihnen meine schicksalsvolle Geschichte zu erzählen, würde für jetzt zu weit führen, daher ich mir vorbehalte, ihnen diese später einmal mitzutheilen, und da sie obnehin keine Hauptsache zur Entschuldigung meiner Handlungsweise ist, so beschränke ich mich nur kurz auf das, was ihnen über meine Person und meine gerechten Ansprüche auf Rosalie Aufschluß geben soll. — Ich bin der einzige Sohn eines reichen ungarischen

Edelmans, dessen Güter in der Grafschaft Byar, nahe an der Gränze von Siebenbürgen liegen; ich hatte bereits mein achtzehntes Jahr erreicht, als ich den schmerzlichen Verlust eines innigstgeliebten Vaters erlitt, und es blieb mir zu meinem Troste noch eine Mutter leben, die mich zärtlich liebte, und der ich mit gleicher Liebe zugethan war. — Kaum aber war ich zwanzig Jahre alt, so trieb mich der Drang der Wißbegierde hinaus in die Welt, und da meine Lust zum Reisen von meiner Mutter immer mehr aufgemuntert wurde, so steigerte sich meine Neigung immer mehr. — Ich besuchte beide Indien, und keine Gefahr, in der ich schon oft den Tod vor Augen sah, konnte mich abhalten, nach vollbrachter Reise bald wieder eine neue zu unternehmen. — So war ich acht Jahre lang nach allen Richtungen hin in die Kreuz und Quer gereist; ich wollte noch eine Reise nach Egypten machen, um von da aus durch Griechenland und einen Theil der Türkei in mein Vaterland zurückzukehren; indessen wurde das Schiff, worauf ich mich befand, von einem Korsaren aufgefangen und nach Algier gebracht, wo ich mit der sämtlichen Bemannung gleiches Schicksal theilte, als Sklaven auf öffentlichem Markte verkauft zu werden.

Ich hatte das Glück, einen guten Herrn zu bekommen, und als Leibeigener konnte ich es nicht besser haben; doch wer die Freiheit liebt, den drücken leicht die Ketten, und wären es auch goldene! — Vor einigen Monden erhielt ich meine Freiheit wieder, die ich der Menschlichkeit und Güte meines Herrn verdanke, und kam mit einem dänischen Schiffe hier an. — Der Zufall führte mich gestern Abend auf den Fall, und — sey es nun zufällig oder mit Bestimmung geschehen! — ich sehe Rosalie zum erstenmale nur mit einem Blicke, und fühle mich so zu ihr hingezogen, daß ich die erste Gelegenheit, die mir der Feuerlärm so erwünscht darbot, ergriff, mich ihr zu nähern, und unsere junge Bekanntschaft von wenigen Stunden hat uns näher gebracht als Andere in einer Reihe von Jahren.“

„Das alles — entgegnete Madame Maisfeld — gibt mir noch keinen Aufschluß über Ihre Person und Ihre gerechten Ansprüche auf Rosalie; muß Sie daher wiederholt bitten, sich näher zu erklären.“

Da zog der Ritter seine Brieftasche hervor, und nahm sein Taufzeugniß, das er bei seiner Abreise für den Nothfall mitgenommen hatte, heraus, und überreichte es der Madame Maisfeld mit den Worten: „Der hierin benannte István von Sarkantjú bin ich selbst, und die als Mutter benannte Mona verehelichte Sarkantjú ist meine Mutter; sie ist es, die Rosalie in ihren Schutz nahm, und mir als Sohn steht es zu, der Mutter schön begonnenes Werk zu krönen. — Rosalie reist mit mir nach Ungarn ab, und wenn Sie Madame Maisfeld nun noch etwas dagegen einzuwenden haben, so bitte ich ebenfalls, sich näher darüber zu erklären.“

„Gott bewahre, — erwiederte Madame Maisfeld mit einer freundlichen Miene voller Hochachtung — das freilich Herr von Sarkantjú verändert die Sache,

und ich bitte recht sehr um Entschuldigung, wenn ich im Gefühl meiner Pflicht“ . . .

„Dafür — fiel ihr der Ritter ins Wort — bin ich Ihnen sehr verbunden, da es mir der sprechendste Beweis ist, daß Rosalie in sehr guten Händen war.“

„Liebe gute Madame Maisfeld! rief Rosalie, sie umarmend aus — mir haben Sie doch auch verziehen?“

„Liebe Rosalie — entgegnete diese, sie zärtlich an ihren Busen drückend, und sie dann dem Ritter in die Arme führend — Du warst immer folgsam und gut; als ein theures Kleinod wurddest Du mir anvertraut, und als ein solches übergebe ich dich engelreines Mädchen einem Manne, der so gerechte Ansprüche auf Dich hat.“

István hielt sein irdisches Glück, die holde Rosalie, umschlungen, und es trat eine lange Pause ein, bevor beide sich vom Kuß der Liebe trennten!

Madame Maisfeld ging, um dem übergelücklichen Paar einen lästigen Zeugen zu ersparen, und es war schon hoch am Mittag, als der Ritter den zärtlichsten Abschied nahm, um in seinen Gasthof zurückzukehren, dort seine Rechnung zu bezahlen, und dem Anerbieten, die übrigen Tage seines Aufenthalts zu Hamburg in Maisfelds Wohnung unter einem Dache mit seiner vielgeliebten Rosalie zuzubringen, Folge zu leisten.

(Schluß folgt.)

Washington's Adler.

In der „Reise des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerika in den Jahren 1825 und 1826“ liest man über den Besuch des hohen Reisenden am Grabe Washington's Folgendes: „Als General Lafayette die Grabstätte Washington's besuchte, erblickte man einen Adler in den Lüften, der über dem Grabe so lange schwebend blieb, bis der General solches verlassen. Wir bemerkten gleichfalls einen sehr großen Aar, der uns aus seiner Höhe 3 beobachtet schien; wir sahen ihn, als wir uns wieder einschifften, und er schien noch lange die Stätte zu umkreisen; und nicht eher geschah's, als bis unser Boot das Dampfschiff erreicht hatte, daß er plötzlich seine Stellung in der Höhe verließ, nach dem Walde zuflug und sich unsern Blicken entzog“ — „Eine kluge Kreatur! Washington's Schutzengel, ohne Zweifel!“ ruft ein Recensent im „Monthly Review“ aus. „Dieser Adler könnte in einem amerikanischen National-Epos Figur machen! Wir möchten nur wissen, ob der königliche Vogel sein Amt einer Ehrenwache auch verwaltet, wenn ein unbetitelter John Bull oder Yankee zu dem Grabe des Helden tritt. Auf jeden Fall ist indeß Washington der Ehre würdig!“

Im „Zehnt-Weita“ liest man die Sentenz: „Gott hat solchen Abscheu gegen den Undankbaren, daß er ihn in seiner letzten Stunde, zur Strafe, des einzigen Trostes der Sterbenden, der Hoffnung, beraubt.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 8. Dezember 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 49.

Die Verwandtschaft.

Von
P. D. Friedrich.

(Schluß.)

Glücklich, wie es irdische Wesen nur seyn können, hatten beide Liebende bereits einen Monat, durch den kirchlichen Segen rechtmäßig verbunden, als Ehepaar zusammen gelebt, und immer noch hatte István vergebens auf Antwort seiner Mutter gewartet. — Da beschloß er, je eher je lieber, seine Reise nach Ungarn anzutreten. — Madame Maifeld erhielt von dem Ritter ein reiches Geschenk, mit der Zusicherung, daß er ferner ihrer eingedenk bleiben und für die gute Aufnahme, die er bei ihr gefunden habe, reichlichen Ersatz geben wolle. — An seine Mutter aber schrieb er folgenden Brief:

„Herzinnigst geliebte Mutter!

„Schon zwei Monate sind verfloßen, daß ich Ihnen von hier aus schrieb; Sie mit meinem Schicksal, das mich so lange von Ihnen entfernt hielt, besann machte, und Ihnen die Aussicht gab, mich bald wieder an Ihrer Seite zu sehen, wonach ich mich so herzlich sehne. — Vergebens habe ich bis heute auf eine Antwort von Ihnen gewartet, welches mich in der That verlegen macht, da ich nicht weiß, was ich davon denken soll. — Doch hoffentlich ist meine Furcht ungegründet, da Sie noch kurz an ein himmlisches Wesen, eine gewisse Fräulein Rosalie von Sporn, schrieben. — Zufällig lernte ich hier diese engelreine Seele kennen, und in Folge unserer Bekanntschaft erfuhr ich, daß sie Ihren Schutz genießt, der Ihnen so reichlichen Segen bringen wird; denn noch in diesen Tagen reise ich mit ihr, die schon seit einem Monate durch priesterlichen Segen meine rechtmäßige Gattin ist, von hier ab, um sie Ihnen als Tochter zuzuführen. — In der Hoffnung, daß Sie dieses bei guter Gesundheit antrifft, und mir bald das Glück zu Theil wird, Sie sammt meiner vielgeliebten Rosalie nach langer Trennung wieder zu umarmen,

„stehe ich um Ihren mütterlichen Segen, und bin wie immer

„Ihr

Sie innigst liebender Sohn
István.“

„Hamburg am 15. August 1787.

Es wurde nun alles zur Reise veranstaltet, und nachdem das glückliche Ehepaar von Madame Maifeld reundschaftlich Abschied genommen hatte, reiste es von Hamburg ab, der langersehnten Heimath zu.

Auf ihrem Schlosse ohnweit Gyalla, saß die von stetem Gram alt gewordene Frau Majorin von Sarkantyú an einem trüben September-Abend bei der Kerze auf ihrem Sopha, und entfaltete einen eben mit der Post angekommenen Brief.

Raum hatte sie ihn schnell durchflogen, als sich auf ihrem Gesichte ein staunendes Bedenken abmalte, als traue sie nicht recht ihren Sinnen! — Langsam für sich las sie mit Bedacht den Brief abermals Zeile vor Zeile durch, und mit beklommener Brust rief sie aus: „Heil'ger Gott! — welch' unglückseliges Verhängniß stürmt auf mich und die Meinigen los?! — Wie, István mein leiblicher Sohn durch priesterlichen Segen verbunden mit meiner — o, mir schaudert vor dem Gedanken! — mit meiner leiblichen — mit seiner eigenen Tochter! — Schrecklich, unglaublich! — —“

Mit stieren Augen besah' sie den Brief, las die erschütternde Stelle noch einmal durch, und fuhr dann fort: „So unwahrscheinlich, und — doch so wahr! — Steht es doch hier mit eigener Hand geschrieben! — O, könnte ich diese Schriftzüge Lügen strafen, könnte ich nur sagen: Nein, er hat es nicht geschrieben! — Könnte ich mich nur überreden, daß ich wachend träume, daß das Ganze ein Hirngespinnst, ein quälendes Gespenst meiner Gewissensangst, ein böses Spiel meiner kranken Phantasie sey! — Nein! — stieß sie nach einer langen furchtbaren Pause aus — nein, das kann, das werde ich nicht überleben! — Langsam stand sie vom Sopha auf, und mit Wahnwitz ver kündender Miene, rollten ihre weit geöffneten Augen fürchterlich umher, als suche sie Jemand im Zimmer; der Angktschweiß träufelte von

ihrer Stirne, und an ihrer aufgeregten Einbildungskraft schienen schreckliche Bilder vorüberzuziehen. — „Jesus Maria!“ rief sie mit einem Schrei des Entsetzens aus, und — bewußtlos sank sie auf's Sopha zurück.

Da stürzte Rósi, die treue Dienerin und Vertraute, herein. — „Gott sey uns gnädig und barmherzig!“ rief sie in der Angst aus, hob den auf den Boden gefallenen Brief auf, suchte aus dem auf dem Tische stehenden Arbeitskörbchen ein Riechfläschchen mit ungarischem Wasser hervor, befeuchtete ihre Schläfe mit dem starken Reizmittel, und trocknete ihr den Schweiß von der Stirne; aber — es war vergebens! „Hülfe, Hülfe! — rief sie nach der Thüre eilend, und der gute alte im Dienst der guten Herrschaft ergraute János kam feuchend herbeigelaufen. —

„Heilige Mutter Maria im Himmel, die gnädige Frau ist todt!“ war alles, was er in der Bestürzung hervorzubringen vermochte. — Rósi aber winkte ihm zu, und drohte mit dem Finger, keinen Lärm zu machen, sondern sagte mit vor Angst gedämpfter Stimme: „Geschwind, gehe und hole den Arzt; doch zuvor schicke mir Luza und Margit her, damit wir die Gnädige zu Bette bringen!“ —

Mit klopfendem Herzen lief der alte János was er nur laufen konnte, um den Arzt herbei zu holen, während dem die gute Rósi mit Hülfe der beiden herbeigekommenen Mädchen bemüht war, die gnädige Frau zu Bette zu bringen.

Hier mochte sie wohl eine halbe Stunde gelegen haben; doch waren bis dahin alle Bemühungen vergebens, ein Zeichen des Lebens zu wecken. — Da trat der Arzt herein, ergriff ihre Hand, suchte den Puls, blieb eine Zeitlang sinnend stehen, und schüttelte bedenklich den Kopf. — An beiden Armen ließ er ihr zur Ader, dem stöckenden Blute Luft zu machen; da begann langsam ihre Brust sich wieder zu heben, und mit einem tiefen Seufzer kehrte sie ins Leben zurück. — Sie schlug die Augen auf, sah mit verworrenem Blick die Umstehenden an, und sagte mit schmerzlichem Tone, der aber bald in den höchsten Affekt überging: „István, Rosalie! — Kinder, meine Kinder, meines Kindes Kind, — Vater deiner Schwester, Gatte deiner Tochter, deiner Kinder Vater und Großvater! — — — Wie wird einst die Verwandtschaft enden?!“ — Und ermattet von der Anstrengung fiel sie ohnmächtig auf's Kissen zurück.

„Die Kranke spricht irre!“ sagte der Arzt — wenn diese Krisis nochmals so heftig wiederkehrt, so ist wenig Hoffnung übrig.“

Rósi, die indessen den Brief, welchen sie zu sich gesteckt, gelesen hatte, begriff besser, der Rede Sinn, und stand mit gefalteten Händen am Bette, und flehte den Himmel um Abwendung des Bösen an.

Da erwachte die Kranke plötzlich noch einmal, tobte furchterlich, und wollte hinaus; aber kraftlos sank sie auf den Pfuhl danieder, und sprach unverständliche Worte.“

„Geschwind János, gehe und rufe den Burgkaplan — sagte der Arzt, der wohl einsah, daß hier seine

Kunst nicht hinreichte, — geschwinde, daß sie noch mit dem himmlischen Labfal erquickt werde; denn lange bleibt sie nicht mehr unter uns!“ Da lief der alte treue Diener abermals durch die finstere Nacht, den Tröster in der letzten Stunde zu holen.

Der Arzt schien immer bedenklicher zu werden, der Puls war kaum vernehmbar, und als eben der Mann Gottes ins Zimmer trat, entquoll ein tiefer Seufzer ihrer Brust, und entflohen in den unbegrenzten Raum der Freiheit war der langgequälte Geist der schuldlosen Schuldbewußten.

* * *
Prachtvoll und mit allem Pomp, der dem Reichtum des Hauses zukam, waren die Reste der Frau Majorin zur Gruft gebracht.

Der alte Onkel Miklós, welcher schon seit langer Zeit den Hof verlassen und ruhig in der Nachbarschaft auf seinen Gütern lebte, hatte von István einen Brief erhalten, worin ihm dieser anzeigte: „daß er in der Hauptstadt angekommen sey, und gar nicht wisse, warum er von seiner Mutter auf mehrere Briefe keine Antwort erhalten habe, er abne nichts Gutes davon, und bäte, ihm doch bald Nachricht zu geben, wie es zu Hause ansähe. — Diese Antwort von ihm wolle er noch abwarten, da ihn ebnein eine Unpäßlichkeit seiner jungen Frau wohl noch acht Tage zurückhielte; er möchte aber gleich zu seiner Beruhigung schreiben u. s. w.“

„Das wird ein schlechter Willkommen geben — sagte der alte Miklós kopfschüttelnd, und es wird nöthig seyn, daß ich meinem Vetter gleich schreibe, und ihn auf das seiner wartende Mißgeschick bei Zeiten vorbereite.“ Und zur Stelle setzte er sich zu seinem Schreibtische, und schrieb an Vetter István nach Wien, meldete ihm den plötzlichen Tod seiner geliebten Mutter, bat ihn aber, seine Reise zu beschleunigen, um seine nun ganz verwaisten Güter zu übernehmen.

* * *
Ritter István hatte, nachdem er selbst den herben Schmerz durch Vernunftgründe beschwichtigt hatte, seiner kaum genesenen Rosalie die Trauerpost von dem Tode seiner Mutter und ihrer Wohlthäterin mit aller Schonung beigebracht, und dem wohlmeinenden Rathe seines guten Onkels Miklós folgend, kehrte er bald mit seiner innigstgeliebten Gattin auf seine Güter nach Ungarn zurück; wo beide von dem redlichen alten Oheim mit offenen Armen empfangen wurden. — Der alte János freute sich kindisch, den jungen gnädigen Herrn, — wie er ihn noch immer nannte — wieder zu Hause zu wissen, und der neuen jungen gnädigen Frau that er nun alles zu Lieb', was er ihr an den Augen ansehen konnte. — Rósi hatte zwar auch im ersten Augenblick des Wiedersehens einige Freude gezeigt; doch bald verwandelte sich diese in Trübsein; sie war melancholisch und suchte gerne die Einsamkeit, ohne daß sie Jemand zum Geständniß der Ursache wegen konnte. — Die verewigte Frau Majorin hatte ihr im Lauf der Zeit, um durch die lindernde Mittheilung ihr Gewissen in etwa zu erleichtern, das ganze Geheimniß in seinem vollen Umfange anvertraut, und

das war es, was sie so niederschlug und ihr alle Freuden des Lebens raubte, da sie so sichtbar böse Folgen davon in der letzten Zeit erlebt hatte.

Frau Rosalie von Sarkantjü näherte sich dem Augenblick, Mutter zu werden, und bald genoß István durch sie die ersten Vaterfreuden mit einem Knabenpaar. — Doch wie oft der Mensch, wenn er wähnt den Gipfel seines Glücks erreicht zu haben, gerade dann sein Glückstern auf dem Kulminationspunkt zum Untergang steht, so war es auch hier der Fall bei ihm; denn acht Tage nach der glücklichen Entbindung ergriff sie ein heftiges Fieber, dessen Folge am zweiten Tage schon den Tod herbeiführte, und auch die Zwillingbrüder — die ohnehin schwächlich waren — starben wenige Tage nachher.

Das war für den gefühlvollen István zu erschütternd; denn die Schläge des Schicksals kamen zu hart und zu schnell aufeinander; er verfiel in ein düstres Hinbrüten, und mit immer zunehmender Traurigkeit wurde er täglich schwächer, bis er nach sechs Wochen ebenfalls das Irdische segnete.

Die gute treue Rósi stand nun allein; sie war jetzt die Einzige, die um das Geheimniß wußte, das der Frau Majorin so viel Kummer gemacht hatte, und weil Niemand mehr von denen lebte, die eigentlich die Geschichte betraf, so suchte sie ihr Gewissen davon zu entledigen, indem sie den ganzen Hergang dieser Sache dem Schloß-Kaplan der Länge und Breite nach erzählte. — Dieser schrieb diese unglückselige Geschichte der Blutsverwandtschaft auf, und so kam sie später nach dessen ungarischer Urschrift zur öffentlichen Kunde.

Der Lebens-Park.

Vor ungefähr sechzig Jahren legte Herr Tyres neben seinem Landstuh Dendigh, unweit Darling in der Grafschaft Surrey, den seltsamsten Park an, der sich denken läßt. Die Gegend (an der ehemaligen römischen Landstraße, Stony-street) unterstützte ihn dabei durch ihre Lage. Eine sich mächtig erhebende Anhöhe, die zuletzt in einen Berg ausläuft, theils mit hohen Bäumen, theils mit Buschwerk bewachsen, erleichterte die Anlage. Sie besteht aus sich labyrinthisch durchschneidenden, wild durcheinander laufenden Irrgängen, diese leicht sich dahinwindend, jene schroff abgeschnitten und zu steilen Höhen führend; bald offene, heitere Kuberkläge, bald ein fast undurchdringliches Dickicht; bald freie Ausichten in die Ferne, bald ein andurchsichtiges Dunkel — Abwechslungen, die den abwechselnden Lebenslauf bildlich veranschaulichen. An den bedeutendsten Stellen liest man, an Pfosten und Bäumen, Inschriften, Sentenzen, moralische Betrachtungen und tief sinnige Gedanken. Gleich am Eingange stehen die Worte eingegraben: „Procul este profani“. Ohngefähr in der Mitte findet man eine Einsiedelei; sie führt den Namen: „The Temple of Death“ (Der Todestempel). Hier hat der Eigenthümer seinem Freunde, Lord Petre, ein Denkmal geweiht, welches er bis zu seinem Ende täglich besucht haben soll. Das Denkmal nimmt die eine Seite des

Baues ein: diesem gegenüber steht ein Pult zum Lesen und Schreiben. Eine Todtenglocke, welche vermittelst eines Uhrwerkes beständig läutet, und ein krächzender Rabe dienen dazu, die schauernde Stille einförmig zu unterbrechen und die Eintretenden an ihr Ende zu erinnern. Die Mauern sind mit den ausgesuchtesten Stellen aus Werken melancholischen Inhalts, vor Allem aber aus Young's „Nachtgedanken“, bedeckt. Sie sind so zahlreich, daß man Tage lang daran zu lesen hätte. Nun aber, wenn der Pilger seinen Weg fortsetzt und an das Ende des Parks gelangt, trifft ihn ein überraschender Anblick. Ein eisernes Thor versperrt ihm den Weg und setzt seiner Wanderung ein Ziel. Durch das Gitter schaut er von des Berges Höhe in das Todesthal hinab. Neben dem Thore, rechts und links, stehen, statt des Säulengades und der Ehrenpforte, zwei steinerne Särge; in jedem derselben liegt ein Gerippe; rechts das eines berühmigten Freudenmädchens von Coventgarden, links das eines eben so berühmigten Straßenräubers. Beide sind mit moralischen Lehrsätzen und Inschriften überschrieben, und den aufrecht sitzenden Skeletten, so zu sagen, in den Mund gelegt. Das weibliche Skelett redet das weibliche Geschlecht an, und spricht von der Eitelkeit der Schönheit, der Grazie und der schnell entfliehenden Jugend; das männliche warnt die Männer vor Ehrgeiz und Vergrößerungssucht, und schließt mit dem Spruch des Weisen: „Reichtum, Würde, Hebeit, Alles ist eitel.“ Steigt der Waller aus dem Thor in's Thal der finstern Schatten des Todes hinab, so eröffnet sich ihm ein neues Schauspiel. Er schaut in ein Gewölbe mit zwei Abtheilungen; die erste zeigt ihm das gräßliche Bild des Ungläubigen, des Religions-Verächters; er liegt in den letzten Zügen, fürchtend, zweifelnd, verzweifelnd. Er ruft in seinem Todestampf aus: „Wo hin geht's mit mir?“ und schaudert vor dem Abgrund der Zukunft zurück. Um ihn liegen die Bücher zerstreut, die ihn im Leben von der Bahn des Glaubens, der Wahrheit, der Gottseligkeit abgeführt haben sollen. Man liest auf dem Einband die Namen Hobbes, Toland, Tindal, Collins, Morgan u. A. Ihn gegenüber liegt auf dem Sterbelager dem Gläubigen, der Ehrlich, ruhig und heiter, im Augenblick des Abscheidens der Welt ein freundliches Lebenswohl bietend, und schon im Voraus die Freuden der Seligkeit schmeckend. Er spricht: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Vor ihm liegt die Bibel aufgeschlagen, und neben derselben die Schriften der heiligen Redner und Ausleger, Tillotson, Clarke, Burkitt, seine Lieblings-Schriftsteller. — Die Gemälde sind sämmtlich von der Meisterhand des berühmten Haymann, welchem Wauxhall seine schönen Verzierungen dankt. In der Mitte des Gewölbes oder der Halle ist das Standbild der Wahrheit, auf einem hohen Fußgestell, auf dessen Hauptseite man ihren Namen liest. Sie hat die Larve vom Gesicht gezogen und hält sie in der Rechten. Dies Sinnbild wird durch die Worte erklärt: „Nach dem Tode hört alle Täuschung auf!“

Dieser allegorische Park ist um so merkwürdiger, da er das Werk und die Schöpfung eben des Kunst-

reichen und geschmackvollen Tyres ist, der in London die schönen Gärten von Baurhall angelegt hat, wo man das Leben genießt und des Todes uneingedenk ist. — Er hat vielleicht durch den Park wieder gut machen wollen, was er durch den reizenden Vergnügungsort Böses veranlaßt haben mag.

Bruchstück aus der Entdeckungsbreise des russischen Kapitäns v. Lütke.

Das Entdeckungsschiff, der Seniävin, ging am 19. October v. J. von Peter-Pauls-Hafen unter Segel und traf am 22. Nov. vor der, schon im Jahr 1824 von Duperrey wieder aufgefundenen Insel Uolou ein, wo die Gesellschaft das Vergnügen hatte, ein bisher noch nicht gekanntes und mit Europäern gänzlich unbekanntes Volk im reinsten Naturzustande kennen zu lernen, das selbst in der Sprache von allen andern Bewohnern der Carolinen verschieden ist; allen Anzeichen nach, mit den übrigen Inseln noch in keinem Verkehr gestanden und in einer solchen patriarchalischen Ruhe bisher gelebt hat, daß man auch nicht eine einzige Waffe oder dem ähnliches auf der ganzen Insel fand. Es war dies um so überraschender, da sich bald zeigte, daß die Verfassung der Insel von aristokratischer Art war und mehrere Oberhäupter sich als die Herren der Insel betrachteten; die also auch stets in friedlicher Eintracht gelebt haben mußten.

Raum waren die Einwohner den Seniävin ansichtig geworden, als mehrere Canoes ohne Segel, von denen jene keine Kenntnisse haben, mit Bananen, Brodfrucht und Cocusnüssen beladen, sich bei dem Schiffe einfanden, und ihre Producte mit der größten Gutmüthigkeit zum Geschenk darbrachten. Ihre Farbe war glänzend braun, die Arme und Schenkel tattowirt; das Haar trugen sie in einen Knoten auf dem Kopf zusammengeflochten und mit Blumen geschmückt; die Gesichtsbildung glich der der Malaien, nur mit dem Unterschied, daß sich eine große Verschiedenheit in den Physiognomien, wie bei den civilisirten Völkern, zeigte. Ihr ganzes Benehmen war zutrauensvoll ohne das geringste Mißtrauen. Als die Böte, um mehr Lebensmittel zu holen, ans Land zurückkehrten, blieben einige der Oberhäupter sorglos an Bord. Sie setzten sich zu der Gesellschaft an den Tisch, ahmten bald die Art des Essens mit Messer und Gabel nach und benahmen sich dabei sehr anständig und folgsam. Alles bewies, daß sie nicht wußten, was Feindschaft sey. (Glückliches Volk!) Das größte Erstaunen, das sie ausdrückten, war über die europäische weiße Haut, die sie nicht satt werden konnten, zu besehen, zu betasten, und, als Zeichen des höchsten Wohlgefallens, mit der Nase zu berühren und zu drücken. Auf ihre Einladung begaben sich bald mehrere Herren der Schiffsgesellschaft ans Land und fanden hier die schon gefaßte gute Meinung nur noch mehr bestätigt; denn sie wurden nicht nur mit allem reichlich versorgt, sondern auch in allem, was sie vornahmen, auf das willigste unterstützt. Auf ihren Excursionen hatten sie an den Bewohnern die treueste Begleitung und Sorgfalt für die gesammelten Insecten und Pflanzen.

Die Uolouser zeichnen sich besonders dadurch von den Bewohnern der übrigen Carolinen aus, daß ihnen die Begier des Nehmens oder Stehlens fremd ist. Hatten die Naturforscher etwas vermisst, so waren sie eifrig bemüht, es wieder herbeizuschaffen.

Wunderbare Prophezeiung.

(Wahre Begebenheit.)

Etwa zwei Stunden vor der denkwürdigen Schlacht von Bridgewater traf in dem Lager des neunten amerikanischen Regiments die Nachricht ein, daß die Engländer vorrückten. Eine Menge Officiere dieses Regiments waren in einer kleinen Baracke versammelt. Freundschaftlich und lustig unterhielten sie sich hier, und als sie von der Annäherung des Feindes hörten, sagte Einer: „Es wird ein heißes Tagewerk geben, und einige von uns werden ganz gewiß heute getödtet. Wer sollen sie seyn?“

Ein Anderer erwiderte in demselben scherzhaften Tone: „Capitain Hull!!!“ und hielt wie zum Abstimmen, seine Hand in die Höhe. Alle Uebrigen hoben die Hände empor, und mit ihnen auch der Capitain Hull selbst.

„Wer wird dann an die Reihe kommen?“ ward nun gefragt.

„Lieutenant Turner!“ lautete die Antwort, und die Stimmen wurden auf gleiche Weise abgenommen. „Gut. Aber es müssen mehr als zweie seyn. Wer folgt nun?“

Lieutenant Burgett!“ tönte es zurück, und das Wortum ging abermals durch.

„Aber“, bemerkte jetzt Einer, wir müssen einen Repräsentanten im englischen Lager haben. Wer soll unser Stellvertreter seyn? Wer soll gefangen genommen werden?“

Aller Augen wendeten sich augenblicklich und unwillkürlich auf den Capitain David Perry, welcher schon deshalb geneckt worden war, daß er sich noch im Schlafrock befand. „Capitain Perry soll unser Stellvertreter seyn!“ riefen Alle einstimmig, und keine Hand blieb unaufgehoben. Capitain Perry entfernet sich augenblicklich, und kam bald darauf in vollständiger Uniform zurück, die Kameraden fragend: ob er sich so würdig zu ihrem Repräsentanten eigne? Man gestand ihm dies zu, und fast in eben dem Augenblick lief auch der Befehl ein, die Schlachordnung zu bilden. Jeder eilte an seinen Posten und die Schlacht begann.

Der erste Offizier des neunten Regiments, welcher blieb, war Capitain Hull; er fiel an der Spitze seiner Compagnie. Der nächste war Lieutenant Turner; der dritte Lieutenant Burgett. Capitain Perry ward, um die scherzhafte Prophezeiung zur gänzlichen Erfüllung zu bringen, gefangen genommen und in das englische Lager abgeführt.

Noch lange nachher war dieses wunderbare Ereigniß das allgemeine Gespräch in der amerikanischen Armee.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 15. Dezember 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

Pro. 50.

Ueber den Nationalcharakter der Neugriechen.

(Aus dem Schreiben eines Englischen Pöbelknechten an den Redakteur der Revue encyclopédique.)

— — — Während die Neugriechen sich so ihren berühmten Ahnen nähern*), wird es nicht ohne Nutzen und auch nicht uninteressant seyn, die Sitten der Nation in ihren beiden Epochen, die so fern von einander liegen und einander so unähnlich sind, mit einander zu vergleichen. Die politischen Institutionen der alten Griechen mußten sie nothwendig über alle andern Völker stellen, die fast sämmtlich schlechten Regierungsverfassungen unterworfen waren; da diese Ursache lange auf den Nationalcharakter eingewirkt hatte, so dauerten ihre Wirkungen selbst dann noch fort, als jene längst aufgehört hatte. Sie verdankten aber auch viel ihrer schönen Mythologie und der Pracht religiöser Gebräuche, lauter Dinge, welche auf das Gemüth einen tiefen und dauerhaften Eindruck machen, der auch noch nicht erloschen ist, wie man aus folgenden Thatfachen abnehmen kann.

Trotz den Jahrhunderten von Unterdrückung und Erniedrigung, welche auf den Griechen lasteten, sind sie dennoch weniger verdorben, weniger gesunken, als man glaubt. Zuörderst wird man in ganz Europa kein Volk finden, bei welchem verwandtschaftliche Bande stärker, Freundschaften aufrichtiger wären, als bei ihnen. Die Achtung, die man den Todten bewahrt, wird durch die imposanten Gebräuche geheiligt, mit denen man ihr Andenken ehrt. Ich will z. B. eine Sitte anführen, die in Poros (dem alten Calauria) herrscht und in das höchste Alterthum hinaufzuweisen scheint. Außer den gewöhnlichen Beerdigungs-Feierlichkeiten, wird jeder Sarg in ein sorgfältig erbautes Mauerwerk verschlossen, das am Kopfe erhöht und so geräumig ist, daß eine Lampe darauf Platz hat, welche man an großen Festtagen anzündet. Die Verwandten und Freunde versammeln sich zuweilen bei diesen Gräbern, welche die sterblichen Ueberreste der Gegenstände ihrer

Liebe enthalten. Sie bringen hier mehrere Stunden in Trauer und Selbstbetrachtungen zu. Oft war ich des Nachts Zeuge dieser rührenden Versammlungen. Die Empfindungen, die sie bei dieser Gelegenheit an den Tag legen, können bei einem Volk ohne Erziehung, welches sein Aeußeres noch nicht nach Dem modeln lernte, was man in civilisirten Ländern Convenienzen nennt, nur aufrichtig seyn. Diese Betrachtung erhöhte noch die tiefe Bewegung, die ich empfand, als ich den Todten solche Huldigungen von Menschen darbringen sah, welche in dieser Hinsicht keiner Verschönerung fähig waren.

Die Trauer der Wittwen dauert vierzig Tage. Während dieser Zeit sind sie schwarz gekleidet und erscheinen selten im Publikum. Sie würden ihre eheliche Liebe sehr bezweifeln lassen, wenn sich ihr Schmerz nicht in Geschrei und Wehklagen Luft machte. Der Anstand oder die Sitte fordert, daß sie ein volles Jahr warten, ehe sie ein neues Ehebündniß schließen. In dieser Hinsicht verhält sich Alles in Griechenland, wie in dem übrigen Europa.

Die Gesetze und Gewohnheiten, hinsichtlich der ehelichen Vereinigungen, werden mehr Einfluß auf die Sitten der Griechischen Nation haben, wenn diese erst ganz frei geworden ist, eine feste Regierungsverfassung und liberale Institutionen erhält, und kurz, zum Rang einer Europäischen Nation sich erhebt. Während der Jahrhunderte von Sklaverei, in der sie schmachtete, konnte sie nur dadurch einige Funken von dem heiligen Feuer, das ihre Ahnen beseelte, bewahren, daß sie fest an den Sitten und Gewohnheiten hing, die sie von ihren Tyrannen trennte, den Nationalgeist, den Gedanken und das Verlangen nach Unabhängigkeit ungeehrt, und allmählig die Explosion vorbereitete, deren wunderbare Wirkungen wir gesehen haben.

Eine Sitte, die gewissermaßen Gesetzeskraft hatte, bezeichnete schon den Gatten eines Mädchens, wenn es erst fünf bis sechs Jahre alt war, und die Religion heiligte eine solche Verpflichtung; dies war die Zeit der Verlobniß. Nur der Tod hatte die Macht, solche Bande zu zerreißen. Dies war ein moralischer Zügel, dessen Wirksamkeit sich bewährt hatte. Daher rührte

*) Der Verfasser erzählt vorher mehrere von Seelengröße zeugende Thaten.

eine größere Familien-Eintracht, ein stärkeres gegenseitiges Wohlwollen; Eins nahm an dem Anderen mehr Interesse; der Egoismus schloß minder aus und isolirte die Mitglieder der Gesellschaft weniger. Unter den Reichen waren die Verheirathungen fast immer schon im Voraus bestimmt. Die Etikette hat in den civilisirten Ländern diese Angelegenheiten auf einen andern Fuß gesetzt; aber in Griechenland ist es nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter hinsichtlich der Verheirathung ihrer Tochter die ersten Schritte thut, mag sie manubar seyn oder nicht. Die Unterhandlungen werden zwei Matronen anvertraut, welche auf beiden Seiten die Heirathsvorschläge hin und her tragen. Sobald diese Präliminarien beendigt sind, entwirft man den Contract, regelt Alles, was auf die Mitgift Bezug hat, und setzt den Zeitpunkt der feierlichen Verlobung fest. Sobald die zukünftige Verbindung durch alle diese Garantien gesichert ist, schicken sich die beiden Brautleute gegenseitig Geschenke; das des Bräutigams besteht in einem Lamm, und zuweilen fügt er noch eine silberne Spindel hinzu. Hierauf ist Alles abgeschlossen; die Brautleute sehen sich endlich, und der Bräutigam wird ganz wie ein Mitglied der Familie der Braut betrachtet und behandelt. Was mich bei den Heirathsceremonien, denen ich in Napoli di Romania beiwohnte, am Meisten überraschte, war daß sich das Brautpaar, während es sich bei der Hand hielt, drei Mal um den Priester herumdrehte, der ihm hierauf den ehelichen Segen ertheilte. In den unteren und selbst in den Mittelklassen wird das Brautpaar in einer Art von Triumphzug nach der Kirche geführt. Musiker und Tänzer eröffnen den Reigen, und die bei diesen Gelegenheiten üblichen Tänze erinnern sehr an die Saturnalien des Alterthums. Die Lustbarkeiten dauern mehrere Tage, und am Aufwand und Glanze der Hochzeit wird nichts gespart.

Ich hatte das Vergnügen, den wahrhaft frohen Festen beizuwohnen, die bei Gelegenheit der Hochzeit meines Freundes Anastasius N**** von Calavita statt fanden. Diese Verbindung, so wie mehrere andere, welche seit dem Unabhängigkeitskriege geschlossen wurden, machten dem Familienhaß ein Ende, der für alle Theile, so wie für das ganze Land, so verderblich ist. Es war in Napoli, wo mein Freund sich verheirathete. So lange die Hochzeit dauerte, stand sein Haus der vornehmen Gesellschaft dieser Stadt offen. Die Morgen brachte man bei der Tafel zu; den Abend gaben die Musiker das Signal, und die Tänze begannen. Als die vornehmen Leute müde waren, ließ man Tänzer und Tänzerinnen kommen, ein Trupp, den man bezahlt, um die Gesellschaft zu belustigen, und dessen Tanz nicht decenter ist, als der der Bajaderen Hindostans. Unter den bei diesen Gelegenheiten üblichen Tänzen bemerkt man den Pyrrhischen und hochzeitlichen Tanz, welcher im achtzehnten Buche der Ilias beschrieben wird und — vielleicht das Graziöseste ist, was Terpischore erfunden hat. —

— Man beobachtet in Griechenland eine Sitte, welche bekannt zu werden verdient, selbst wenn man es nicht für rathsam halten sollte, sie nachzuahmen.

Wenn es einem Ehemanne gelungen ist, sein Vermögen durch Verheirathung bedeutend zu vermehren, so macht er seinen Freunden, die von der blinden Göttin spärlicher bedacht worden sind, Geschenke; man erwartet dies von ihm. Ein reich Gewordener, welcher einem alten Bekannten nicht büßreich beistehen wolle, würde sich einer allgemeinen Mißbilligung aussetzen; er würde gegen eine Sitte verstoßen, die eine lange Gewohnheit geheiligt hat und gewissermaßen zum Gesetz erhoben worden ist.

Da ich hier von den Hochzeitfeierlichkeiten spreche, darf ich nicht unterlassen, anzuführen, daß die Neuvermählten hochzeitliche Kränze tragen, der Sitte ihrer Vorfahren gemäß. Man wählt Inmertellen, um diese Kränze zu flechten, die man als etwas Köstliches aufbebt, so wie auch die Wachskerzen, welche das Brautpaar während der Hochzeitfeierlichkeiten in der Hand hält. Dies sind Reliquien, auf welche die Familien sehr großen Werth legen; man ordnet sie um die Bilder der heiligen Jungfrau und der übrigen Heiligen, welche in Griechenland selbst die schlechtesten Hüte schmücken. Eine Lampe brennt ununterbrochen vor diesen Heiligenbildern; des Morgens beräuchert man sie mit Weihrauch und des Abends versammelt man sich um sie, das Gebet zu verrichten.

Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, die Griechen zu loben, wenn ich sie im Innern ihrer Häuser beobachtete. Sie erziehen ihre Kinder sehr gut, besonders ihre Töchter.

Die Thatfachen, die ich auf meiner letzten Reise durch Griechenland gesammelt habe, bestätigen meine früheren Beobachtungen über die Revolution dieses Landes; nur muß ich noch hinzufügen, daß das Griechische Volk unter allen Europäischen Völkern fortwährend dasjenige ist, welches die Religionsgebräuche am Pünktlichsten beobachtet, obgleich es die ursprünglichen Lehrsätze und Formen des Christenthums ein wenig abgeändert hat. Im Laufe des Jahres finden vier Fasten statt, die zusammen ungefähr vier Monate ausmachen mögen. Die, welche dem Osterfeste vorhergehen, werden am Strengsten gehalten; aber die drei übrigen legen eine eben so große Enthaltbarkeit auf. — Ich habe nie einen Griechischen Bauer oder Soldaten am Morgen und Abend, vor und nach dem Essen, das Hersagen seines Gebets versäumen sehen. Bemerkenswerth ist es, daß diese Christen sich, wie die Türken, ihre Herren, nach Osten richten, wenn sie ihr Morgengebet hersagen, und auch in diese Richtung die Ochsen und übrigen Thiere stellen, wenn sie dieselben zur Consumtion schlachten wollen. (Schluß f.)

Prozession nach der Moschee des Sultans Achmet.

Vor Kurzem lieferten die politischen Zeitungen den imposanten Auszug des Sultans Mahmud mit der Fahne des Propheten; mit besonderem Vergnügen wird man deshalb nun auch die Beschreibung einer andern Feierlichkeit lesen, welche am 4. August d. J. zu Constantinopel statt fand; die in der Ueberschrift bemerkte

Prozession, welche ein Brief aus Stamboul folgendermaßen beschreibt:

„Sie hat die Bestimmung, die Ankunft der Pilgrime aus Mekka zu feiern. Um Mitternacht wird sie durch den Donner der Kanonen angekündigt, welcher durch die ganze Stadt rollt; die Minarets der Moscheen sind mit Feuern bedeckt, und glänzen durch die Nacht, was ganz Konstantinopel einen höchst imposanten Anblick gibt. — Um drei Uhr fuhren wir, der Baron und ich, über das Wasser, und mit Tagesanbruch begann die Prozession. Die Straßen, durch welche der Zug gehen sollte, waren auf einer Seite mit neuen, auf Europäischen Fuß disciplinirten, Soldaten besetzt, so wie auch mit Asiatischen, die ich zum ersten Male sah. Die verschiedenen Pallast-Offizianten eröffneten den Zug. Die Baschi's und Postandschi Baschi's waren nicht zu zählen; sie trugen sehr reiche Kostüms und saßen auf prächtigen, von Gold starrenden Rossen. Hierauf kamen die Minister und sämtliche Mitglieder des Divans, der Kiaya Bey, der Tefterdar, der Reis Effendi u. s. w. Ihre schönen Arabischen Rösse wurden von zahlreichen Sklaven geführt; die Gravität ihres Marsches und der glänzende Pomp ihres ganzen Zuges bildeten einen sonderbaren Contrast. Unter ihnen erschien der Großvezier mit fast königlicher Pracht, und schien sich sehr seinem Herrn darin zu nähern. Er ward von einer Menge von Sklaven umgeben, die sich so hart um ihn drängten, daß ich das Pferd kaum sah, welches er ritt. Statt eines Turbans trug er eine lange kegelförmige Mütze auf dem Kopfe. Sein langer schwarzer Bart vermehrte noch den ernsten Charakter seiner Gesichtszüge. Unsere Augen hatten sich kaum an diesem Pompe gestättigt, der für uns so neu war, als die Türkische Musik eine langsame feierliche Melodie spielte, die weniger einer kriegerischen, als einer bei Leichenbegängnissen üblichen Musik ähnelte, und plötzlich erschien unsern Blicken, auf einem Arabischen Rosse sitzend, der Schatten Gottes, der Bruder der Sonne und des Mondes, der Vertheiler der irdischen Kronen, Mahmud der Große, Padischah, der König der Könige u. s. w. Ich bezweifle, daß ich je einen schöneren Mann gesehen habe; denn von ihm kann man wirklich sagen: Every inch a king (jeder Zoll ein König). Er ist 43 Jahr alt, sein Wuchs über mittle Größe, und sein Anblick äußerst imposant. An seinem Turbane trug er eine mit Edelsteinen besetzte Reihersfeder, die mit diamantener Agraffe befestigt war. Auf jeder Seite seines grünen Pelzes (grün war die Lieblingsfarbe des Propheten) befand sich eine breite Stickerei von Edelsteinen, deren Widerschein die Augen nicht aushalten konnten, wenn die Sonne darauf fiel. Der Kabidschi Baschi oder erste Kammerherr führte sein Pferd. Rund um ihn befanden sich zwei bis dreihundert Afrikanische Selaven, deren schwarze Gesichter sehr gegen ihre weißen Turbane abstachen. In ihrer Nähe befanden sich die Hospagen, die sich mit ihren großen Helmen und breiten Reihersfedern, soviel sie nur vermochten, bemühten, die Kaiserliche Person den Blicken der Menge zu entziehen. Glücklicher Weise konnten wir hinter den Salustien eines Kaffeehauses Alles mit ansehen. In

diesem wahrhaft königlichen Pompe zog der große Mahmud an uns vorüber; ihm folgten eine Menge schwarzer Eunuchen, und trefflich berittene Araber, von denen Jeder zehn bis zwölf mit köstlichen Teppichen belegte Pferde führte. Nachdem der Sultan ungefähr eine halbe Stunde in der Moschee geblieben war, kehrte er wieder mit seiner Begleitung zurück. Einer der Beamten trug hinter ihm den königlichen Turban, und das Volk verneigte sich respektvoll vor diesem Zeichen der höchsten Macht. Diese Feierlichkeit schien in meinen Augen alle Pracht zu übertreffen, die ich jemals im Abendlande gesehen hatte.“

Die Albanesen.

Diese gefürchteten osmanischen Krieger bewohnen in Europa das Land längs dem jonischen und adriatischen Meer, und obgleich in demselben an den Küsten und in den Thalgegenden alle Segnungen des milden Klimas vorhanden sind, so ist doch der größere Theil dieser Gegend rauh und gebirgig.

In der neuesten Zeit wurde oft von den Albanesen gesprochen, wegen der Söldnerdienste, die sie bald den Türken, bald den Griechen widmen. Dieser, wahrscheinlich kaukasische Völkerverwandte frühzeitig in Griechenland ein, und seine Beschäftigung war von jeher nur ein Wechsel zwischen Raub und Krieg, bald auf eigene Faust, bald im fremden Sold; eine gescklose Verfassung und herumschweifende Lebensart hinderte die Albanesen von Jugend auf sich zu einem kräftigen, selbstständigen Volke zu vereinigen.

Was indessen aus ihnen zu machen war, bewies Skanderbeg, welcher an ihrer Spitze 24 Jahre lang siegreich gegen Murad II. und Mahomed kämpfte; aber mit dem Tode dieses starken und glücklichen Helden brach auch die Kraft des Albanesischen Volkes wieder, und forthin fand der kriegerische Geist unter ihnen keinen Ausweg zur Kraftäuserung, als innerliche blutige Fehden, Räubereien und fremden Söldnerdienst.

Das Land der Albanesen ist in freie Cantone eingetheilt, die aus ebenfalls von einander unabhängigen Dörfern bestehen, von denen mehrere zusammen, unter der Benennung Phara's oder Porten, freiwillig den Befehlen eines oder mehrerer von ihnen gewählten Häuptlingen gehorchen. Eine Phara begreift eine Familie; die zahlreichsten und begütertsten Familien sind die mächtigsten und aus Familienhaß oder wegen persönlicher Zwiste fast immer untereinander in Fehde; daher stehen auch in den Dörfern die Häuser alle vereinzelt in Schutzweite von einander und sind, gegen feindliche Angriffe, mit Zinnen und Schießscharten versehen. Ganze Dörfer und Städte gerathen oft miteinander in blutige Zwiste, die häufig mit Vertilgung des bestgelegten Theils enden, öfterer jedoch durch Unterhandlungen geschlichtet werden. Da der Albanese zu stolz ist, sich zu demüthigen, so müssen stets die Frauen das Vermittelungsgeschäft übernehmen, und dieses bleibt selten ohne Erfolg.

Bei so lockerem Halt der verschiedenen Stämme untereinander war es daher auch dem listigen und rei-

chen Ali Pascha nicht schwer, fast ganz Albanien sich zu unterwerfen, indem er die eine Parthei zur Unterjochung der andern erkaufte; doch manche Stämme, wie die Sultoten, Parginoten u. a. trotzten seiner Macht und hielten sich, auch bei den härtesten Bedrückungen, unabhängig und frey.

Alle Albanesen sind äußerst mäßig und begnügen sich mit den einfachsten Gerichten; ihre Faulheit und Abneigung gegen allen Landbau macht ihnen die Noth zur Tugend. Maisbrod, Käse, Oliven, Zwiebeln, selten Fleisch, ist die gewöhnliche Nahrung. Die Reichern genießen öfter Wildpret und Backwerk mit Honig. Getreide bauen sie nur so viel, als die Lebensbedürfnisse erfordern, und den Gartenbau, mit Ausnahme einiger gewöhnlichen Gemüsegattungen, vernachlässigen sie ganz.

Niemand kann frugaler leben, als der Albanese auf der Reise, wo er täglich nur Eine Mahlzeit nimmt, Maisbrod und Wasser, und sich bloß an seine Tabakspfeife hält, im eintretenden Mangel aber durch festeres Anziehen seines Gürtels sich hilft. Das Umhertreiben im Freyen auf Raub und Jagd, der Mangel kräftiger und reichlicher Nahrung macht ihn vor der Zeit alt, so daß ihm das 25. Lebensjahr oft schon Runzeln auf der Stirne bringt, und der Bart im 35. Jahr weiß wird, während die Haupthaare noch glänzend schwarz herabhängen. Mit dem 45. Jahre tritt schon das Alter ein, und selten bringt der gemeine Mann seine Lebensdauer über 60 Jahre.

Das Loos der albanesischen Frauen ist äußerst drückend; ihnen allein liegt die Besorgung der ganzen Wirkshaft ob, und geht auf die Reise, so geschieht es häufig, daß sie mit der Wiege auf dem Rücken, worin das neugeborne Kind liegt, zu Fuße nachfolgen, auch wohl noch die Flinte tragen müssen, während er, der stolze Krieger, auf seinem Maulsattel gemächlich sitzt, Tabak raucht und wiederkaut. Die gebeugten Frauen finden das so in der Ordnung, und würden einem Fremden zürnen, der sie wegen ihres Schicksals beklagen wollte; sie sind und bleiben dennoch sorgsame Mütter und gärtliche Gattinnen, aber auch der Albanese bleibt bei aller seiner Härte den Seinen sehr anhänglich, und selbst in der Fremde sucht er das Andenken an die Heimath fest zu halten.

Peter der Große unterdrückt den Glauben an Wunder.

(Aus den Papieren des Hof-Intendanten Cormidon.)

Die Erbanung von Petersburg an der dazu erwählten Stelle hatte viel Gegner und besonders erklärte sich auch die Geistlichkeit dagegen, indem es ihr nicht gleichgültig war, daß eine andere Residenz die Czaren von Moskau entfernte. Bosheit und Unverständnis hatten Alles angewendet, um das Unternehmen zu hindern, dennoch waren schon im Jahre 1720 die verschiedenen Inseln des Plazes mit mehreren hundert Häusern, Kirchen u. s. w. bebaut, auch die Festungswerke im Entstehen. Eines Tages befand sich Peter der Große bei den Arbeitern am Ladogaischen Canal; da verbreitete sich in der neuen Stadt plötzlich das Gerücht: in der auf der Petersburgschen Seite angelegten

Kirche habe das Muttergottesbild geweint. Das Volk kam in Schaaren an und es entstand eine gewaltige Unruhe, indem ihm gesagt wurde: dies deute darauf hin, daß die erhabene Schutzpatronin an diesem Orte nicht wohnen wolle.

Der Großkanzler, Graf Soloffin, in der Nähe der Kirche wohnend, war bald selbst mitten im Tumult, konnte aber in dem Gedränge nicht bis zu dem Bilde dringen, suchte auch vergebens den Auslauf zu stillen. Er sandte deshalb einen Eilboten an den Czar, dieser war am nächsten Tage da und begab sich sogleich in die Kirche, wo er von der Geistlichkeit zu dem weinenden Wunder-Bilde geführt wurde. In seiner Gegenwart vergoß es keine Thränen, aber mehrere glaubhafte Personen versicherten: daß sie es schon öfter, und so auch vor wenigen Tagen, hätten weinen sehen. Der Czar betrachtete das Bild unverwandten Blickes; es kam ihm an den Augen etwas verdächtig vor und er beschloß eine scharfe Untersuchung. Er befahl demnach einem der anwesenden Popen, ohne übrigens irgend eine Meinung zu äußern, das heilige Bild von seiner Stelle abnehmen und es nach Hofe bringen zu lassen; er selbst ging nicht von der Stelle, bis es geschehen war und auch dann noch begleitete er den Zug. In seiner Wohnung angekommen, untersuchte er, im Beiseyn der höchsten Staatsbeamten und sämtlichen Popen jener Kirche, das gemalte und stark mit Firniß überzogene Bild. Es entdeckten sich endlich mehrere fast unmerkliche Löcher an den Augenwinkeln, von den dort angebrachten Schatten sehr verdeckt. Der Czar lehrte die Tafel um, riß den Rahmen und die auf der Rehrseite befindliche Ausfüllung ab, und gewährte nun mit großer Freude die Quelle der Thränen. Es war eine Ausböhlung hinter den Augen in dem Brette und hier sah man noch etwas Del, das von der Ausfüllung künstlich verschlossen worden. — „Da liegt das Wunder!“ rief der Czar triumphirend. Jeder mußte nah herzu treten und sich überzeugen. Dann bewies der Monarch, wie das eingeschlossene, verdickte Del, hier an diesem Orte verwahrt, sich so lange geronnen erhalten habe, bis es durch die Wärme flüssig geworden; die vor dem Bilde brennende Lampe habe also diese Del-Thränen hervorgelockt.

„Ihr Alle“, sagte der große Czar, „wißt nun, wie es mit den vermeinten Thränen des Marienbildes steht. Eilt, erzählt es überall, was ihr mit euren Augen gesehen; ihr werdet dadurch die unvernünftig, wahrscheinlich durch Bosheit veranlaßte Geschichte und deren Deutung lächerlich machen und damit vernichten. Das Kunst-, nicht aber Wunderbild will ich behalten und in meiner Kunstkammer aufstellen lassen, um bei andern Vorfällen die Erinnerung an diesen Betrug in der Nähe zu haben.“

Mit dieser Enthüllung schien der Monarch beruhigt, ließ auch keine weitere öffentliche Untersuchung vornehmen; insgeheim aber wendete er alle Mittel an, die Urheber des heimtückischen Vorfalles auszuspüren. Es gelang ihm und die Thäter, nachdem sie ihr Geständniß abgelegt, sind so bestraft worden, daß ferner keine Wunder sich dem Bau von Petersburg widersehten.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. Dezember 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 51.

Ueber den Nationalcharakter der Neugriechen.

(Schluß.)

Die Griechen sind von Irrthümern und Aberglauben nicht freier, als die übrigen europäischen Christen; aber sie hängen weniger daran, und diese traurigen Pflanzen können in Griechenland weit leichter, als sonst irgendwo, mit der Wurzel ausgerissen werden. Es sind fast nicht mehr zu erkennende Traditionen, die auf dem Punkte stehen, gänzlich zu verschwinden. Ich habe nicht einen einzigen Griechen gefunden, welcher an Gespenster glaubte; aber diese Menschen, die vor einem solchen nicht erschrecken würden, vermag das Geheul eines Hundes in Angst zu versetzen. Dieser treue Begleiter des Menschen wird häufig deshalb getödtet, weil man hofft, daß dieses Thier, wenn man es zum Opfer bringt, die Uebel abwenden werde, die sein Geheul ankündigt. Lügner kann man nicht, daß einige von den Leichenereimonien den Volksglauben nähren, daß das Geburtsland die Hülle des Sünders ausstöße, dessen Sarg es in seinen Schooß aufgenommen habe, und daß diese Verstoßenen alsdann bis zum Tage des jüngsten Gerichts auf der Erde herumirren. Indessen gibt sich die Geistlichkeit Mühe, diese alten Märchen auszurotten, so wie die Furcht vor Geistern, die Meinung, daß Träume die Zukunft enthüllten, u. s. w.

In Griechenland würden Wahrsager, Sterndeuter und Zanberer ihre Zeit und ihre Mühe verlieren; es würde ihnen dort nicht gelingen, die Leute zum Narren zu haben. Vor der Revolution hätten sie dort wohl dergleichen gefunden, aber bloß unter den Mahomedanern. Es ist sehr merkwürdig, daß noch heutiges Tages, wie in den fernsten Zeiten, die Erscheinung einer Schlange für eine glückliche Vorbedeutung gilt, während ein amer Hase, der über den Weg läuft, die schrecklichste Begegnung ist, die man sich nur denken kann.

Ein Kapitain von Karaïskaki's Korps erzählte mir, daß eines Tages, wo er sich einem türkischen Heerhaufen gegenüber befunden und der Kampf schon begonnen habe, plötzlich zwischen beide feindlichen Partheien ein Hase gerathen sey. Auf der Stelle hörte das Feuer

zwischen den Griechen und Türken auf, und alle Flintenschüsse, die man sonst gegenseitig gewechselt haben würde, wurden auf das unschuldige Thier gerichtet, dessen Erscheinung Schrecken unter diesen Kriegeren verbreitet hatte. Die Schildkröte, welche die alten Griechen dem Gott Pan geweiht hatten, und die Schlange des Askulap, sind noch immer in den Augen der Neugriechen Gegenstände der Verehrung.

Im verfloffenen Jahre hielt ich mich einige Zeit auf der Insel Aegina auf. Ich wohnte in einer Strohhütte, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lag. Es war während des Winters. Mein Wirth, der gern seine Wohnung vergrößern wollte, fragte mich über den Platz um Rath, den er zu dem neuen Gebäude wählen solle, und bat mich, den üblichen Ceremonieen beizuwohnen, wenn der Grundstein gelegt würde. Man wählte zu dieser Operation den Montag; denn niemals verrichtet man eine solche am Mittwoch, welcher, nach den Begriffen der Griechen, ein unglücklicher Tag ist. Um sechs Uhr des Morgens riefen mich der Hauseigenthümer und seine Gattin, und nachdem wir den Kaffe eingenommen hatten, kündigte man mir an, daß die Maurer auf nichts weiter, als nur auf meine Gegenwart, harrten, um Hand ans Werk zu legen. Wirklich war schon Alles vorbereitet, der Grund bereits gegraben, und Steine und Kalk herbeigeschafft. Aber der Maurermeister war, statt mit einer Mauerkeule, mit einem Messer bewaffnet. Nachdem die gewöhnlichen Begrüßungen und Glückwünsche, wenn man sich des Morgens begegnet, vorüber waren, zog ein Arbeiter aus einem vor ihm stehenden Korb einen Hahn hervor, den er dem Herrn in die Hand gab. Dieser schnitt dem Thiere den Kopf ab, und während das Blut strömte, benezte er den zur Gründung des Hauses bestimmten Raum damit. Nach dieser Besprengung sagte man ein kurzes Gebet her, in welchem man den Wunsch aussprach, daß das neue Gebäude immerwährend der Aufenthalt der Sicherheit und des Glücks seyn möge. Endlich wurden einige Stücke kleiner Münze in den Grund gelegt, und die Maurer begannen ihre Arbeit. Dieser Gebrauch beschränkt sich nicht allein auf die Insel Aegina; er findet in ganz Grie-

Griechenland statt, und wenn es sich in gewissen Fällen um große Gebäude handelt, so ist es ein Dache, den man schlachtet. Die Leser werden sich ohne Zweifel hier des berühmten Mannes erinnern, der, nachdem er den Schierlingsbecher geleert hatte, befahl, dem Askulap einen Hahn zu opfern.

In Griechenland muß man nicht daran denken, solche Vergnügungen zu suchen, bei denen Eleganz und guter Geschmack den Vorfuß führen; man findet hier keine Theater, die Müßiggängern und Freunden von Lustbarkeiten zu Sammelplätzen dienen. Alle erheiternden Künste sind verschwunden, die Musik nicht davon ausgenommen, in welcher die alten Griechen alle übrigen Völker übertrafen. Demungeachtet gewährt man eine frohe, genußsüchtige Nation. Wenn man des Morgens und des Abends spazieren geht, wird man auf den Hügeln und in den tiefen Thälern Chorgesänge hören und überall Gruppen von Tanzenden begegnen, deren grazioser Pyrrhichischer Tanz die weichen Glieder übt und die schönen Formen entwickelt. Weiterhin überlassen sich andere Gruppen männlichen Leibesübungen; der Discus wird geschleudert, man springt und ringt mit einander. Zu Lande, wie zu Wasser, muß der Reisende sich darein ergeben, daß die Gesänge der Führer und seiner Reisegefährten kein Ende nehmen. Seit dem Beginn des Kriegs hat die Sammlung von Nationalgesängen sich bedeutend vermehrt; die Dichter feierten die schönsten Waffenthaten, und an Stoffen mangelte es ihnen nicht. Sobald diese Lieder gedichtet sind, verbreiten sie sich sehr schnell, und alle Welt singt sie, Männer und Weiber, Alt und Jung. Mit Verwunderung bemerkt man, daß diese rauhen, von aller Harmonie entblößten Gesänge, die so gar nicht dazu geeignet sind, Ohren zu ergötzen, welche an die Arien Mozart's, Paer's und Rossini's gewöhnt sind, bald aufhören, Mißfallen zu erregen, und daß man sie endlich mit Vergnügen hört. Diese sonderbare Wirkung rührt ohne Zweifel größtentheils von dem Gefühl her, das einen durchdringt, wenn man die unbeschreibliche Fröhlichkeit eines Haufen von Palikaris (Bauern) sieht, die einen diesen Nationalgesänge anstimmen; eine Fröhlichkeit und Lebendigkeit, die bis zur letzten Strophe andauert. Diese poetischen Erzeugnisse haben Wunder gewirkt; sie erklangen durch ganz Griechenland, hielten die Nationalenergie aufrecht, flößten Enthusiasmus ein, erhoben den Muth in drohenden Gefahren und machten die Griechen stark genug, um das peinliche Werk ihrer Wiedergeburt zu vollenden.

Ich habe oft die Thätigkeit und den Gewerbefleiß der Griechen bewundert, und die muthvolle Geduld, die sie in den Stand setzt, ungemaine Strapazen zu ertragen, so wie die empfindlichsten Entbehrungen. Dies sind Eigenschaften, welche diese Nation in einem hohen Grade besitzt, wie keine andere, die ich auf meinen Reisen kennen lernte; man gewahrt sie in jeder Familie, in jedem Theile der Bevölkerung, an welchen Ort die Laune des Schicksals sie auch geworfen haben möge. Die Hütten erheben sich mit unbegeifflicher Schnelligkeit; die Handwerker treten zusammen, und

beginnen rasch das Werk. Schwierigkeiten, die man für unüberwindlich hielt, haben diese ungewöhnlich abgehärteten Menschen nie aufgehalten. Nichts gewährt einen interessanteren Anblick, als eine Griechische Familie zu sehen, die plötzlich vom höchsten Wohlleben herab sinkt und genöthigt ist, durch eigenes Arbeiten für ihre Lebensbedürfnisse zu sorgen; eine liebenswürdige Heiterkeit belebt die Arbeit, Jedes löst seine Aufgabe um die Wette auf das Eifrigste, welcher Neuling es auch in der Gattung von Beschäftigung sey, die ihm übertragen wurde. Der blutige Kampf, in den Griechenland sich verwickelt hat, verursachte große Umwälzungen in den Situationen Einzelner. Weiber entsagten dem Luxus der Palläste, wo sich zahlreiche Diener bemühten, ihnen aufzuwarten, und wurden Landwirthinnen, wobei sie sich all' den Beschäftigungen unterzogen, welche zu übernehmen die armen griechischen Bauerweiber die Noth zwingt. Das schwere Stück Holz, mit dem sie beladen sind, hieben sie selbst im Wald ab, und sie tragen es nach ihrer Hütte. Sie sind noch gar nicht ihrem neuen Stande gemäß gekleidet; gestickte Kleider schmiegen sich um ihre Glieder; man gewahrt bei ihnen selbst eine Art von Toilette. Die Kunst, zu gefallen, wird darüber nicht gänzlich vernachlässigt; aber die hauswirthschaftlichen Sorgen dulden es nicht, daß die Hausfrau viel Zeit auf sich selbst verwende; die Augen werden dadurch noch weit mehr kiefriedigt, das Herz tief bewegt.

Wenn die Leiden und das Elend aller Art, welche das griechische Volk ertrug, nicht durch authentische Berichte und eine Menge unverweifellicher Zeugen bescheinigt wären, so würde die Nachwelt ihnen allen Glauben versagen. Selbst heut zu Tage, — wie kann man es sich wohl vorstellen, daß seit sechs vollen Jahren die Hälfte der griechischen Bevölkerung von Morea und Rumelien weder Häuser noch Hütten hat, ein herumirrendes Leben führt, sich von Wurzeln und Kräutern nährt, und keine anderen Zufluchtsörter kennt, als die Höhlen? Dies war und ist noch der Zustand der Weiber und Kinder dieses unglücklichen Landes; so groß ist der unbezähmbare Muth der zu ihrer Befreiung bewaffneten Krieger; — selbst die größten Verläumder der Griechen werden dies nicht zu läugnen wagen.

Dieses schmerzliche Gemälde von dem Elend eines ganzen Volks ist voll von einer Wahrheit, welche der aufmerksame Zuschauer auf der Stelle durchschaut. Griechenland erduldet zu gleicher Zeit die schweren Trübsale einer Revolution und die eines wilden blutigen Kriegs. Anarchie zerfleischt dieses unglückliche Volk, zersplitterte seine Kräfte, vereitelte häufig alle guten Wirkungen und führte das Vaterland an den Rand des Abgrunds; schändliche Veruntreuungen entehrten mehrere öffentliche Beamten, Seeräuber machten das Meer unsicher; aber diese einzelnen Verbrechen trennen vom Körper der Nation die lasterhaften Glieder und zeigen um so besser, wie stark die Beschaffenheit und lebenskräftige Energie des gesunden Theils sey. Trotz der inneren Anarchie und Zerrissenheit widerstand man dem Feinde von außen; der öffentliche

Schah ward durch untreue Verwalter geplündert; die Bürger wurden wiederum gebrandschaft, um ihn zu füllen. Die edelmüthigsten Djer, Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, eine heroische Beständigkeit mitten in allen Unglücksfällen, eine Tapferkeit, welche keine andere übertreffen kann: dies ist der Masse des Volks übrig geblieben; dies ist ihr Schicksal, dies sind ihre Ansprüche auf die Achtung der ganzen Welt.

Ich mag es nicht versuchen, die Laster entschuldigen und noch weniger rechtfertigen zu wollen, die man den Griechen vorwirft; Laster, vor denen selbst eine weit vorgeschrittene Civilisation nicht durchgängig bewahrt; man darf aber auch nicht vergessen, daß Jahrhunderte von Sklaverei über dieses Volk ihren unvermeidlichen Einfluß übten, und daß durch sie sein Charakter verändert und verdorben wurde. Ich bin überzeugt, daß die guten Eigenschaften, die es bewahrt hat, und die selbst von seinen Feinden anerkannt werden, sich unter einer mächtig schützenden, weisen Regierung immer mehr und mehr entwickeln werden, um so eher, wenn gute Institutionen und Gesetze diese Entwicklung begünstigen; daß die Griechen sicher ein großes und tugendhaftes Volk werden; daß der glückliche Ausgang seiner denkwürdigen Kämpfe, seine durch so große Leiden, durch das Blut so vieler Märtyrer erkaufte Freiwerdung für die Sache einer vernünftigen Freiheit vom größten Interesse seyn wird, und daß ein solches Resultat mit dem glükendsten Verlangen von allen edeln Gemüthern gewünscht wird, welche fähig sind, die Würde des Menschen zu fühlen, und die Mittel zu schätzen, durch welche man sie erkennen und achten lehrt.

Besteigung des Mont-Blanc im Jahr 1827.

Am 24. Juli verließen zwei Engländer, die Herren G. Hawes und C. Fellowes, in der Frühe Chamouni mit neun Führern und einem jungen Menschen aus dem Thal, und nahmen Lebensmittel auf drei Tage mit. Um Mittag, viertelhalb Stunden nach ihrem Abgange, langten sie bei der Aiguille du Midi und einige Schritte vom ersten Gletscher an. Man nahm hier, zweiundzwanzig Personen stark, das Mittagessen ein, weil man den Leuten begegnete, welche das Gepäck der Führer an diesen Ort getragen hatten.

In folgender Ordnung setzte man sich wieder in Marsch: zwei Führer, die an einander befestigt und fünfzehn Fuß von einander entfernt waren; zwei Führer allein, mit Stricken und einem Beile; vier Führer, zwischen denen zu Zweien ein Reisender befestigt war; ein allein gehender, mit Stricken verbundener Führer beschloß den Zug. Der Haufe nahm Brennholz, Stroh, eine Kasserolle, eine wollene Decke und endlich Stöcke mit, wie sie auf solchen Wanderungen gebräuchlich sind, von sieben Fuß Länge und mit einer eisernen Spitze versorgt. Jeder war wintermäßig gekleidet, mit Pelzhandschuhen, großen Strohhüten und grünen Brillen oder Schleiern von dieser Farbe.

Das Eis dieser Regionen, welches ganz von dem verschieden ist, welches man in den übrigen Theilen der Welt findet, wechselt beständig seine Eigenthümlich-

keit und sein Aussehen. Dies Jahr war der Bossong-Gletscher weit gefährlicher, obgleich minder beschwerlich zu passiren, als gewöhnlich, weil im vergangenen Winter viel Schnee gefallen war und dieser die Spalten mit einer dünnen und schwachen Decke belegt hatte. Um fünfzehalb Uhr Nachmittags langten die Reisenden am Fuße der großen Maulesel (grands Mulets) an, ein Felsenhorn, das sich ungefähr sechszig Fuß über den Gipfel des Eisbergs erhebt; seine Spitze ist beinahe platt, acht Fuß lang und vier Fuß breit. Ganz in der Nähe befindet sich ein ähnlicher Fels, den man die kleinen Maulesel (les petits Mulets) nennt. Die Reisenden brachten hier die Nacht unter einer wollenen Decke und Tüchern zu, welche mit Stöcken gegen die Felsen gestützt wurden. Einige Führer blieben aufrecht stehen, Andere schliefen, indem sie sich an die Felsen lehnten, und trugen Sorge, das Feuer zu unterhalten. Der Thermometer stand 25° (— 5° 11). Die ganze Nacht hindurch hörte man Laminen fallen.

Am andern Tage, Morgens um drei Uhr, ließ man das Gepäck hier, nahm einige Lebensmittel, etwas Wein und Limonade mit, und setzte die Reise fort. Der Himmel war dunkelblau, die Sterne schienen ohne alle Strahlen und kleiner geworden zu seyn; man hätte sagen können: sie hingen in verschiedenen Entfernungen in der Atmosphäre. Der Gipfel der Gebirge war bei Sonnenaufgang auf das Zarteste geröthet. Nachdem die Reisenden durch mehrere tiefe Schneehäuler gewandert waren, langten sie bei der majestätischen Kette eines Eisrandes von zweihundert Fuß Höhe an, der über sie herabzufürzen drohte. Um neunzehalb Uhr befanden sie sich auf einem großen Plateau, am Fuße des Gipfels des Gouté. Der Sturz des Eises hemmte ihren Marsch; vier Führer wurden nach der Auffindung einer neuen Passage ausgesandt; die Uebrigen frühstückten Kosinen, ihre einzige Nahrung in den nächsten vierundzwanzig Stunden, und legten sich auf den Schnee nieder, wo sie einschliessen. Nach Verlauf von anderthalb Stunden erwachten die Reisenden wieder und geriethen über ihre vier Führer in lebhafte Unruhe; aber bald erblickten sie dieselben wieder, wie sie aus einer ungeheuren Schlucht hervortraten. Der Haufe wagte sich mit einer Flasche Limonade in dieselbe hinein. Hier befand man sich 13,000 Fuß über dem Meerespiegel. Man fing schon an, die Wirkungen dieser großen Höhe zu verspüren; das Kopfweh nahm zu, je weiter man kam; die Adern schwellen auf, der Puls war stark und rasch.

Der neue Weg war so steil, daß man bei jedem Schritt in den Schnee und das Eis einhauen mußte. Man kann wohl behaupten, daß er besser sey, als der alte, da er weniger mit Spalten angefüllt und weit weit kürzer ist. Als die Reisenden noch 1000 Fuß vom Gipfel entfernt waren, drang ihnen Blut aus der Nase und fast Alle spuckten auch Blut. Am Meisten litt von diesen Zufällen Herr Fellowes, der sehr zart gebaut war; aber Herr Hawes, der einen gedrungenen Körper hatte, stark und robust war, hielt sich besser. Zwei, durch die Strapazen erschöpft, Führer befanden sich unwohl und gaben viel Blut von sich.

Uebrigens war bei Allen das Gesicht aufgesprungen, und man verlor innerlich viel Blut. Die Kälte war ungeheuer; die Stricke, an denen man sich festhielt, waren durch den Reif ganz steif gefroren.

Nachdem sich die Reisenden wiederholt, jedoch immer nur kurze Zeit, ausgeruht hatten, langten sie am 25. Juli 1827 um zwei Uhr, zwanzig Minuten Nachmittags, auf dem Gipfel des Mont-Blanc an, der 15,665 Fuß über dem Meeresspiegel erhoben ist. Sie wünschten sich gegenseitig über den Erfolg ihres Unternehmens Glück, und tranken dann auf das Wohl Aller, die sich unter ihnen befanden. Der Tag war schön, die Wolken hingen tief unter ihnen; alles Uebrige war hell und bot den Anblick einer Landkarte dar. Man hätte sich in einer Schneegegend glauben sollen. Das Thal von Chamouni mit der Kirche und den großen Häusern; der ganze Genfersee, mit Ausnahme von Lausanne; die Kette des Juragebirgs, der Neuschäteler See, die Italienischen Alpen mit dem Mont-Rosa und die Thäler von Piemont mit ihren silbernen Flüssen stellten sich den bezauberten Blicken der Reisenden dar. Aber die Farben der Gegenstände konnten kaum unterschieden werden.

Beim Herumgehen maß man den Gipfel des Bergs und fand, daß er aus einer abhängigen Fläche von ovaler Form besteht, die hundertundfünfzig Fuß lang und fünfzig Fuß breit ist. Saussüre sagt, daß sie sich unter einem Winkel von 28 bis 30 Grad neige. Im Süden beträgt der Abhang 15 — 20°, im Norden 40 — 50. Der Gipfel ist mit Schnee bedeckt; es zeigt sich nirgend ein Felsen, als 60 — 70 Klaster tiefer. Die Reisenden versuchten zu singen; aber der Schweizer Gesang war minder harmonisch, als gewöhnlich, was von dem Mangel an Vibration in der Luft herührte. Saussüre berichtet, daß ein Pistolenschuß nicht stärker schallt, als das Abbrennen einer gewöhnlichen Petarde. Die Reisenden erblickten nicht einen einzigen Vogel; aber ein Schmetterling flog rasch über ihre Köpfe hinweg, und beim Herabsteigen erblickten sie noch einen andern.

Um drei Uhr Nachmittags begann das Herabsteigen; die Reisenden wurden nur an einen einzigen Führer befestigt. Die gewöhnliche Weise ist, sich hinter den Führer zu setzen, die Beine um seinen Leib gekreuzt, und so mit ungemeiner Schnelligkeit hinabzugleiten, wobei man 700 Fuß mit Einem Male zurücklegt. Die untere Luft trug sehr viel zur Erleichterung des Trupps bei; zwei Stunden lang war man aber in einen Schnee gehüllt, der in großen Flocken fiel und verhinderte, daß man fünfundzwanzig Schritte vor sich sehen konnte. Als man auf dem großen Plateau anlangte, hörte man vorn hin das schreckliche Donnern einer Lawine. Bei den großen Mauleseln war der Schnee weich und naß, so daß man bis an die Kniee in denselben trat. Der seit Kurzem gefallene Schnee hatte die Decke ganz durchnäßt. Gern hätte man die Reise die ganze Nacht hindurch fortgesetzt; aber der Weg war durch die größte Lawine zerstört worden, von der man seit mehreren Jahren Kenntniß erhalten hat. Es war zu spät, einen neuen Pfad auf-

zusuchen, und man brachte deshalb die Nacht zum zweiten Mal auf dem Felsen zu. Diese ganze Zeit über hörte der Regen nicht auf; das Wasser froh auf den Mützen*). In einem Zeitraume von 1½ Stunden fielen sieben Lawinen. Das Gesicht eines Jeden litt sehr von der Kälte.

Mit Tagesanbruch ging man weiter. Jetzt erst gerief man in die größten Gefahren. Nachdem man zahllosen Fährlichkeiten entgangen war, befand man sich am Fuß eines zweihundert Fuß hohen Eisrandes, einer tiefen Schlucht gegenüber, in welche man hinabstieg, indem man Löcher für die Füße und Hände hineinkieb. Dies war eine gräßliche Lage. Eine ganze Viertelstunde lang war es nicht erlaubt, zu sprechen, aus Furcht, daß die Stimme einen Lawinenfall veranlassen möge. Drei Mal hörte man ein Krachen, welches dem Getöse eines Pistolenschusses ähnelte; man redete nur durch Zeichen mit einander. Eine Viertelstunde weiter hin überraschte die Ohren ein Tosen, welches derselbe große Eisrand beim Zusammenstürzen machte. Man gelangte ohne neue Schwierigkeit zu dem Felsen. Zwei Führer, die zuerst hinaufgestiegen, waren durch eine Entzündung ganz erblindet, und wurden in der ersten Hütte gelassen. Am 27. Juli, Morgens neun Uhr, kehrte der Trupp nach Chamouni zurück. Saussüre hat berechnet, daß die Entfernung dieses Dorfs vom Gipfel des Mont-Blanc 8 — 9 (Engl.) Meilen beträgt; aber auf dem Wege, den man gehen muß, legt man 45 — 50 zurück, die wenigstens einen achtzehnstündigen ermüdenden Marsch erfordern.

(Nouv. Ann des Voy. Nov. 1828)

In einem Reisebericht aus Rio-Janeiro, vom Oberlieutenant Mansfeldt, kommt folgende pikante Stelle vor:

In der Rio de Rauta befinden sich meistens französische Modehandlungen, die ohngefähr wie die im Palais-Royal in Paris erleuchtet und deren Hauptschmuck hübsche Mädchen sind; daher werden diese Läden sehr besucht. — Bei einem solchen Besuche glaubte ich unter den jungen Mädchen mehrere, schon vor Jahren in Paris auf den Boulevards gesehene Physiognomien zu bemerken. Ich erkundigte mich deshalb und äußerte meine Verwunderung, wie sich Französinnen nach Rio verirren und dort gefallen können. „Ah Monsieur! c'est bien vrai; mais c'est pour faire l'étude, alors nous retournerons en France!“ erwiederten die Schönen. Das nenne ich doch ein Bestreben nach weiterer Ausbildung! — o glückliches Frankreich! —

*) Weit tiefer, nur in einer Höhe von 9000 Fuß über dem Meeresspiegel, froh der fallende Regen auf den Kleidern, Mittags, am 3. Juli, 1825.

(Hiebei ein Verzeichniß von Jugendschriften u. der Stahl'schen Buch- und Kunsthandlung in Düsseldorf.)

Sie verließen die Reboute. Draußen lag ein dichter Nebel über der Stadt, so daß man kaum einen Schritt weit vor sich sehen konnte. Alles war still in den Straßen, und nur der langsame Schritt und die Pfeife der Nachtwächter unterbrachen das todte Schweigen. Die Unbekannte schritt rasch vorwärts, ohne auf mehrere Fragen Arthurs eine Antwort zu geben, was dem letzteren ein wenig bedenklich vorzukommen anfang. Endlich hielt seine Führerin still im Freien vor der Sitterthür eines ummauerten Feldes, und sprach: „Wir sind zur Stelle.“ Sie öffnet und Arthur folgt ihr; sein Fuß stößt auf mehrere Unebenheiten des Bodens und verschiedene mit Schnee bedeckte Grabhügel; er erkennt den ***schen Todtenacker. Das Grauenhafte eines solchen Ortes um Mitternacht, ein dunkles Vorgefühl irgend eines nahen Unheils, erschüttern seine Festigkeit; aber sein Stolz überwindet den Anfall des Schauers.

„Willst Du mir hier Dein Wort halten?“ fragt er die Unbekannte.

Hier, am Grabe Deines Opfers! — erwiederte die Maske. — Sie zieht Arthur mit sich fort, die Larve entsinkt ihr, und der treulose Liebhaber erkennt in dem von einem flüchtigen Mondstrahl erhellten Antlitz der Fremden — die Züge der schändlich verlassenen Alir; — sein Blut erstarbt — sein Auge schließt sich — und am andern Morgen hieß es: „die Todtengräber haben auf dem ***schen Kirchhofe die Leiche des schönen Arthurs erstarbt gefunden.“

Eine Wachsmaske, vorstellend das Antlitz der armen Alir, lag neben der Leiche Arthurs, als Beweis, wie Cäcilie ihrer Freundin Wort gehalten.

Des Auvergners Nanette.

Der junge Maler Alexander Chenaud in Paris saß vor seiner Staffelei, trübe gestimmt, weil er sich noch immer einsam fühlte in dem geräuschvollen Verkehr der Seine-Stadt, die nur von der Eifersucht Leben zu erhalten schien. Seine Eltern hatten in der Revolutions-Zeit flüchten und bei einer alten Wärterin seine Schwester zurücklassen müssen, die damals noch in der Wiege lag, während er selbst nur erst von den Eltern abwechselnd geführt und getragen sein Vaterland verlassen konnte. Die Familie begab sich nach Italien, wo der Vater Chenaud wenige Jahre darauf starb, Alexander in Sorge und Mangel aufwuchs, sich voll Eifers und Geschicklichkeit der Kunst widmete und mit seinem Erwerb von den letzten Lebenstagen seiner Mutter den Mangel verschonte. Als auch sie heimgegangen war, trieb es ihn nach Paris zurück, seine Schwester aufzusuchen, über deren Schicksal er oft vergebliche Nachforschungen unternommen; aber alle Erkundigungen, die er unermüdet fortsetzte, blieben ohne Erfolg.

So saß er nun sinnend, was wohl weiter zu thun sey; da klopft es an seine Thür und herein tritt ein Mann, den sein Aeußeres als einen Wasserträger, seine Sprache als einen Auvergnier ankündigt, indem er spricht: „Sie sind ja wohl ein Maler, mein Herr?“

— Als Chenaud dies bejahte, fuhr der Auvergnier fort: „Es ist gar nichts Kleines, was ich von Ihnen begehre; verstehen Sie denn Ihre Kunst recht gut?“

— „Nun, wir werden ja hören!“ — „Ich habe mir gestern Abend in einem Laden einen Haken gekauft und ein allerliebstes Frauchen dort gefunden, von der möcht' ich für mein Leben gern ein Abbild haben!“ — „Ist sie denn verheiratet?“ fragte Chenaud. — „Frei! ich aber was schadet's? Bißt, das Frauchen gleicht, wie ein Tropfen Wasser dem andern, meiner Nanette, die ich nun schon vier Monate nicht gesehen habe, vielleicht noch lange Zeit nicht sehen werde; denn eh' ich nicht ein tüchtiges Gemälde besitze, bin ich in meiner Heimath ganz unnütz. Zu meinem Trost möcht' ich nun wenigstens das Bild meiner Nanette haben; Ihr malt mir aber nur das Gesicht von dem Laden-Frauchen, die Landes-Tracht meiner Nanette, die bring' ich Euch; ich kann sie geborgt bekommen von einer Verwandten, die hier lebt; denn von dem Kleide der Pariser Mode-Dame will ich nichts wissen!“

Nach dieser Erklärung hatte Chenaud kein Bedenken, dem Wunsche des Bestellers zu genügen, ließ sich den Laden beschreiben und ging hin. Er fand die ihm geschilderte junge Frau und mußte gestehen, daß der Geschmack des Auvergniers nicht zu verachten sey; ohne Umschweife erzählte er ihr die Geschichte und sagte, welchen Auftrag er von dem Wasserträger habe. Die Dame rief, herzlich lachend, ihren Gatten herbei, um von ihm zu erfahren: ob sie sich für den Wasserträger dürfe malen lassen? Der Mann, lebendig und voll Laune, hatte gar nichts dagegen, bat aber um den Namen des Malers. — „Alexander Chenaud!“ sagte dieser und die junge Frau, plötzlich ernst werdend, wiederholte fragend: „Alexander Chenaud?“ — in einem Tone, der Schreck und Freude zugleich ausdrückte. „Ich bin eine geborne Chenaud, schon in der Wiege von meinen Eltern verlassen!“ fuhr sie fort und Thränen stürzten aus ihren Augen. Der junge Maler, selbst tief erschüttert, war kaum eines Lauten mächtig vor Erwartung und Furcht, daß seine Hoffnung ihn täusne; bald aber erklärte es sich: er hatte seine Schwester, seine glückliche Schwester gefunden.

„Gott segne den Auvergnier und seine Nanette!“ rief er aus, nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war; „er soll ein Bild haben, so gut es irgend in meinen Kräften steht!“ — Er hielt Wort, aber der Auvergnier war damit doch nicht zufrieden. „Freund!“ sagte er zu Chenaud, der ihm nicht verfehlt hatte, welche eine himmlische Fügung hier gewaltet: „Freund! Ich seh' es wohl, das Frauchen im Laden ist es, aber meine Nanette nun doch nicht! Die Augen sind zu groß, Nanette hat sie kleiner; zweitens ist der Mund zu klein, der von Nanetten ist größer, voller, mithin hübscher — Eure Schwester mag's mir nicht übel nehmen! — drittens ist die Nase zu dünn, Nanette hat sie breiter. Seyd so gut, wenn Ihr könnt, und ändert das noch ab!“ — Der fröhliche Maler that, wie der Auvergnier wollte und so verhäpfligt war nun das Bild zum Sprechen ähnlich.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. Dezember 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 52.

Die Rache der Freundin.

„Arthur! Verräther!“ rief die arme Mir in glühender Fieberhitze — „Du hast mich betrogen, hintergangen; Du suchst meinen Tod — Du wirst Deinen Wunsch befriedigt finden. — Ich höre schon die Todtenglocke schallen, das Leichentuch wird ausgebreitet — Ach, ich war so schön! ich war reich — geehrt, gepriesen von aller Welt! Du wolltest, sagtest Du, mich glücklich machen. Grausamer! Du hast schlecht Wort gehalten! Du hast mich zu Grunde gerichtet auf immer. Meine Augen sind erloschen, meine Lippen bleich geworden; Mitleid allein leistet mir noch einige Hülfe in meiner Schmach, die mich erdrückt.“

Und mit diesen Worten erbebte sie am ganzen Körper, in ihrem Innern regte sich's; sie legte die Hand an ihr Herz, und rief mit dem Ausdruck zerrendsten Schmerzens: „Armes Kind! Du wirst das Schicksal Deiner Mutter theilen, und sterben müssen, ehe Du das Leben begrüßt, und das schöne Licht der Sonne gesehen hast!“

Ruhe und Besinnung kehrten auf Augenblicke wieder bei ihr ein. Ihre Augen funkelten vor Wuth, und indem sie ihre Blicke auf ihre Freundin Cäcilie richtete, welche gegenwärtig war, ihr in ihren Nöthen Beistand zu leisten, sprach sie in abgebrochenen Lauten zu derselben: „Cäcilie — schwöre mir — schwöre mir, Rache zu nehmen — an dem Undankbaren — dem Verräther!“

Cäcilie trocknete ihre stürzenden Thränen und schwur; die befriedigte Seele der sterbenden Mir entstieg mit dem Eide dem Körper, und schwang sich auf in jene Regionen, wo kein Verrath und kein Haß mehr wohnt, und den unssterblichen Geist entwürdigt!

Sechs Monate verfloßen. Der Schnee deckte wie weicher Flaum den Grabeshügel des armen Opfers des verrätherischen Arthurs, welcher sich ohne alle Gewissensbisse aller der Lust überließ, die dem Wüßling den Winter durch in der vergnügungsfüchtigen Hauptstadt von allen Seiten sich darbot. Reich, im Besitz alles dessen, was schwachen weiblichen Herzen so gefährlich ist, als Jugend, Bildung, Anmuth, Gewandt-

heit im Schmeicheln — war es ihm leicht, sich noch zahlreicher Triumphe erfreuen und rühmen zu dürfen; und er versäumte keine Gelegenheit, jeden Anlaß zum guten Glück zu nützen, wenn es sich nur irgend thun ließ. Eines Abends war er auf dem Maskenball, umringt wie gewöhnlich von einer Menge von Masken, und weidete seine Eitelkeit an dem schmeichelhaften Gemurmur, welches seine witzigen Antworten unter dem Haufen erweckte — da beugte sich ein eleganter Domino nach seinem Ohr, und flüsterte ihm zu: „Arthur! gedenke Deiner Mir!“

Daß ihn diese Erinnerung ein wenig außer Fassung brachte, ist nicht gerade zu verwundern. Er wendet sich von der Menge los und verfolgt die Maske, die ihm die bedenklichen Worte zugeflüstert hatte. Nach vieler Mühe gelingt es ihm endlich, sie zu bewegen, ihm in einer Loge Rede zu stehen. Hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Unbekannten, will er dem pikanten Geheimniß auf den Grund kommen. „Lege die unbequeme Maske ab,“ spricht er zärtlich, „laß meine Blicke sich berauschen im Anschau'n Deiner Züge, im Feuerstrom Deiner himmlischen Augen, im Zauber Deines Lächelns, und Du sollst auf ewig zu Deinen Füßen den glücklichen Sterblichen gefesselt erblicken, den der Ton Deiner Engelsstimme im ersten Augenblick mit unwiderstehlicher Gewalt an sich gezogen.“

Wirst Du aber mir auch treu bleiben? frug die Unbekannte.

„Bis in den Tod!“ (die gewöhnliche Redensart.)

Hast Du noch nie geliebt? —

„Nie so, wie ich Dich liebe.“ —

Hast Du nie den Eid der Treue gebrochen?

„Niemals!“

Schwöre es mir zu! —

„Ich schwöre! Und mögen diese Lampen das letzte Licht seyn, das meinem Leben leuchtet, wenn ich falsch geschworen habe.“

Gut; komme nun mit mir, und Du sollst mich näher kennen lernen. Aber — hast Du auch Wuth, hin zu gehen, wo ich Dich hinführen werde? —

„Arthurs Wuth ist bekannt in der ganzen Stadt.“

Wohl! — erwiederte die Maske — folge mir! —

Sie verließen die Redoute. Draußen lag ein dichter Nebel über der Stadt, so daß man kaum einen Schritt weit vor sich sehen konnte. Alles war still in den Straßen, und nur der langsame Schritt und die Pfeife der Nachtwächter unterbrachen das todte Schweigen. Die Unbekannte schritt rasch vorwärts, ohne auf mehrere Fragen Arthurs eine Antwort zu geben, was dem letzteren ein wenig bedenklich vorzukommen anfang. Endlich hielt seine Führerin still im Freien vor der Bitterthür eines ummauerten Feldes, und sprach: „Wir sind zur Stelle.“ Sie öffnet und Arthur folgt ihr; sein Fuß stößt auf mehrere Unebenheiten des Bodens und verschiedene mit Schnee bedeckte Grabhügel; er erkennt den ***schen Todtenacker. Das Grauenhafte eines solchen Ortes um Mitternacht, ein dunkles Vorgefühl irgend eines nahen Unheils, erschüttern seine Festigkeit; aber sein Stolz überwindet den Anfall des Schauers.

„Willst Du mir hier Dein Wort halten?“ fragt er die Unbekannte.

Hier, am Grabe Deines Opfers! — erwiderte die Maske. — Sie zieht Arthur mit sich fort, die Larve entsinkt ihr, und der treulose Liebhaber erkennt in dem von einem flüchtigen Mondstrahl erhellen Antlitz der Fremden — die Züge der schändlich verlassenen Alir; — sein Blut erstarrt — sein Auge schließt sich — und am andern Morgen hieß es: „die Todtengräber haben auf dem ***schen Kirchhofe die Leiche des schönen Arthurs erstarrt gefunden.“

Eine Wachsmaske, vorstellend das Antlitz der armen Alir, lag neben der Leiche Arthurs, als Beweis, wie Cécilie ihrer Freundin Wort gehalten.

Des Auvergners Nanette.

Der junge Maler Alexander Chenaud in Paris sah vor seiner Staffelei, trübe gestimmt, weil er sich noch immer einsam fühlte in dem geräuschvollen Verkehr der Seine-Stadt, die nur von der Eiaensucht Leben zu erhalten schien. Seine Eltern hatten in der Revolutions-Zeit flüchten und bei einer alten Wärterin seine Schwester zurücklassen müssen, die damals noch in der Wiege lag, während er selbst nur erst von den Eltern abwechselnd geführt und getragen sein Vaterland verlassen konnte. Die Familie begab sich nach Italien, wo der Vater Chenaud wenige Jahre darauf starb, Alexander in Sorge und Mangel aufwuchs, sich voll Eifers und Geschicklichkeit der Kunst widmete und mit seinem Erwerb von den letzten Lebensstagen seiner Mutter den Mangel verschonte. Als auch sie heimgegangen war, trieb es ihn nach Paris zurück, seine Schwester aufzusuchen, über deren Schicksal er oft vergebliche Nachforschungen unternommen; aber alle Erkundigungen, die er unermüdet fortsetzte, blieben ohne Erfolg.

So saß er nun sinnend, was wohl weiter zu thun sey; da klopft es an seine Thür und herein tritt ein Mann, den sein Aeußeres als einen Wasserträger, seine Sprache als einen Auvergnier ankündigt, indem er spricht: „Sie sind ja wohl ein Maler, mein Herr?“

— Als Chenaud dies bejohete, fuhr der Auvergnier fort: „Es ist gar nichts Kleines, was ich von Ihnen begehre; verstehen Sie denn Ihre Kunst recht gut?“

— „Nun, wir werden ja hören!“ — „Ich habe mir gestern Abend in einem Laden einen Haken gekauft und ein allerliebstes Frauchen dort gefunden, von der möcht' ich für mein Leben gern ein Abbild haben!“ — „Ist sie denn verheirathet?“ fragte Chenaud. — „Frei-lich! aber was schadet's? Wißt, das Frauchen gleicht, wie ein Tropfen Wasser dem andern, meiner Nanette, die ich nun schon vier Monate nicht gesehen habe, vielleicht noch lange Zeit nicht sehen werde; denn eh' ich nicht ein tüchtiges Gümmlen besäße, bin ich in meiner Heimath ganz unnütz. Zu meinem Trost möcht' ich nun wenigstens das Bild meiner Nanette haben; Ihr malt mir aber nur das Gesicht von dem Laden-Frauchen, die Landes-Tracht meiner Nanette, die bring' ich Euch; ich kann sie geborgt bekommen von einer Verwandten, die hier lebt; denn von dem Kleide der Pariser Mode-Dame will ich nichts wissen!“

Nach dieser Erklärung hatte Chenaud kein Bedenken, dem Wunsche des Bestellers zu genügen, ließ sich den Laden beschreiben und ging hin. Er fand die ihm geschilderte junge Frau und mußte gestehen, daß der Geschmack des Auvergniers nicht zu verachten sey; ohne Umschweife erzählte er ihr die Geschichte und sagte, welchen Auftrag er von dem Wasserträger habe. Die Dame rief, herzlich lachend, ihren Gatten herbei, um von ihm zu erfahren: ob sie sich für den Wasserträger dürfe malen lassen? Der Mann, lebendig und voll Laune, hatte gar nichts dagegen, bat aber um den Namen des Malers. — „Alexander Chenaud!“ sagte dieser und die junge Frau, plötzlich ernst werdend, wiederholte fragend: „Alexander Chenaud?“ — in einem Tone, der Schreck und Freude zugleich ausdrückte. „Ich bin eine geborne Chenaud, schon in der Wiege von meinen Eltern verlassen!“ fuhr sie fort und Thränen stürzten aus ihren Augen. Der junge Maler, selbst tief erschüttert, war kaum eines Lautes mächtig vor Erwartung und Furcht, daß seine Hoffnung ihn täune; bald aber erklärte es sich: er hatte seine Schwester, seine glückliche Schwester gefunden.

„Gott segne den Auvergnier und seine Nanette!“ rief er aus, nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war; „er soll ein Bild haben, so gut es irgend in meinen Kräften steht!“ — Er hielt Wort, aber der Auvergnier war damit doch nicht zufrieden. „Freund!“ sagte er zu Chenaud, der ihm nicht verhehlt hatte, welch eine himmlische Fügung hier gewaltet: „Freund! Ich seh' es wohl, das Frauchen im Laden ist es, aber meine Nanette nun doch nicht! Die Augen sind zu groß, Nanette hat sie kleiner; zweitens ist der Mund zu klein, der von Nanetten ist größer, voller, mithin hübscher — Eure Schwester mag's mir nicht übel nehmen! — drittens ist die Nase zu dünn, Nanette hat sie breiter. Seyd so gut, wenn Ihr könnt, und ändert das noch ab!“ — Der fröhliche Maler that, wie der Auvergnier wollte und so verhäßlich war nun das Bild zum Sprechen ähnlich.

„Werdet Ihr denn Eure Nanette heirathen, wenn Ihr zurückkehrt?“ fragte Chenaud, als er dem Wasserträger das Bild einhändigte, ohne etwas dafür anzunehmen. „Ich, heirathen? Du lieber Gott, seit Jahr und Tag sind wir verheirathet, haben aber noch nicht so viel, um bei einander bleiben zu können. Darum wünscht' ich mir ja eben das Bild, weil ich meiner Frau so gut bin, daß mir jeder Tag ohne sich gar zu lang wird!“ — Gerührt nahmen sie Chenaud und seine Schwester des armen Wasserträgers an, ihm Kunden verschaffend und nach einem Jahr zog er jubelnd in seine Heimath, weil er so viel erworben hatte, um ein kleines Gütchen zu kaufen.

Der geheilte Feigling.

(Historische Anekdote.)

Als Rodrigo von Bivar, der berühmte Cid, die Stadt Valencia, damals im Besitz der Mauren, zuerst belagerte, hatte er unter seinen Rittern einen gewissen Martin Peleaz, welcher bei großen persönlichen Vorzügen und bei einer ungemeinen Körperkraft, dennoch ein gewaltiger Feigling war. Der Cid, welcher von seiner Feigheit gehört hatte, erschrack, als der Ritter zu ihm stieß; aber er konnte ihn nicht zurückschicken, ohne ihm den wahren Grund anzugeben, und dies zu thun, war er zu gutmüthig. Auf diese Weise gezwungen, ihn in seinem Dienst zu behalten, beschloß der Cid, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, den Ritter zu heilen; deshalb trug er Sorge, daß er sehr gut bewaffnet und beritten gemacht würde, auch daß er Theil an dem ersten Gefechte mit dem Feinde nehme. Kaum aber trafen die Christen mit den Mauren zusammen, als auch Peleaz schon die Flucht ergriff. Er wähnte, seine Feigheit sey unentdeckt geblieben, und stellte sich daher dreist ein, als sich zur Mittagzeit alle Ritter bei dem Cid versammelten. Es war Rodrigo's Gewohnheit, an einem hohen Tische allein zu essen; für seine Ritter standen Tische in anderen Theilen des Saales. An dem ersten saßen alle die, welche sich durch rühmliche Thaten ausgezeichnet hatten; ihre Tafel war reich besetzt und sie wurde auf das Aufmerksamste bedient. An dem zweiten Tische saßen die Ritter von minderer Auszeichnung, und die, welche noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich auszuzeichnen; ihre Tafel war geringer besetzt. Auf diese Weise besetzte der Cid zu seinem sehr großen Nutzen den Ehrgeiz seiner Ritter, denn alle, welche an dem zweiten Tische saßen, strebten danach, einen Platz an dem ersten zu erlangen, und sie wußten, daß sie dies nur durch rühmliche Thaten vermöchten. — Martin Peleaz wollte schon einen Sitz an der Ehrentafel einnehmen, da trat der Cid auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Du bist nicht würdig, an dieser Tafel zu sitzen, denn das sind bessere Männer, als Du oder ich; doch Du sollst mit mir an meinem Tische essen.“ Hierauf wies er ihm neben sich einen Platz an.

Martin Peleaz, welcher, wie es scheint, keinen sonderlich scharfen Verstand hatte, bildete sich ein, der Cid erweise ihm diese Ehre, um ihn über die andern Rit-

ter zu erheben; er bedachte dabei nicht im Geringsten, wie unwahrscheinlich es war, daß ein Mann wie Rodrigo eine solche Ungerechtigkeit begehen würde.

Am nächsten Tage richtete es der Cid so ein, daß Peleaz seinen Posten gerade in der Mitte der Ritter erhielt, welche zum Angriffe der Mauren bestimmt waren. Er griff die Feinde mit ziemlicher Tapferkeit an; sobald er aber die günstige Gelegenheit ersehen konnte, ergriff er die Flucht. Der Cid beobachtete ihn genau, und als die Ritter zur Tafel gehen wollten, nahm er Peleaz wieder bei der Hand, und sagte: „Du mußt wieder mit mir an meinem Tische essen, denn heute hast Du es noch besser verdient als gestern.“

Die besondere Art, mit welcher der große Feldherr diese Worte sprach, überzeugte Martin, daß seine Feigheit geheilt sey. Er fühlte und empfand den Zornsinn des Cid, der ihn auf so seine Weise ermahnte, statt ihn vor allen Rittern zu beschimpfen, und er beschloß auf der Stelle, zu beweisen, daß er den Edelmuth zu schätzen wisse. Bei dem nächsten Zusammenreffen mit den Mauren focht er auch wirklich mit solcher Tapferkeit, daß selbst einige der Kühnsten unter den Feinden vor ihm flohen. Der Cid sah, was vorging, und freuete sich innig über Peleaz Muth, und als die Ritter sich wieder zum Mittagsmahl versammelten, wies er Martin einen Platz an der Ehrentafel an, indem er sagte: „Mein Freund, setze Dich zu diesen tapferen, erprobten Männern; deine heutige Thaten haben Dich würdig gemacht, ihr Gefährte zu seyn.“

Von dieser Zeit an bewies sich Peleaz so tapfer, daß der Cid ihn immer um sich behielt, und ihm so viel Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen, daß sein Waffenheim bald nur noch dem seines großen Meisters nachstand. Dieser liebte den Ritter wegen der Tapferkeit, als deren Schöpfer er selbst sich wohl mit Recht betrachten konnte; er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und ehrte ihn bis an seinen Tod durch die ausgezeichnetsten Beweise seiner Freundschaft.

Manuel Gomez Pedraza.

Der neu erwählte Präsident der vereinigten Staaten von Mexico ist aus einer angesehenen Familie in Mexico entsprungen, und jetzt ungefähr in seinem fünf und vierzigsten Jahre. Er stand vor dem Ausbruche des Freiheitskrieges in Militärdiensten des Mutterlandes, und genoß schon damals, durch sorgfältige Erziehung in der Entwicklung seiner Talente unterstützt, das Zutrauen seiner Landesleute in einem so hohen Grade, daß er kaum 25 Jahre alt zu einem der mexicanischen Abgeordneten bei den Cortes in Spanien erwählt ward, wo seine freisinnigen Ansichten, sein Rednertalent und seine Geschäftstüchtigkeit ihm die Bewunderung seiner Collegen erwarben.

Nach der Auflösung dieser merkwürdigen Versammlung bereiste Pedraza Spanien, Frankreich und die Niederlande, und begab sich hierauf nach England, wo er sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt. Bei der Rückkehr in sein Vaterland fand er Iturbide im Besitze der Kaiserherrschaft, und ungeachtet er sich diesem wes-

nig näherte, wurde er doch bald von dem Herrscher, der seine Geschäftskennntniß erkaunte, zum Generalcommandanten der Provinz Mexico ernannt. Als Feind der Tyrannei wie der Militairherrschaft und Anarchie suchte er nun unaufhörlich die Absetzung Iturbide's auf die schonendste und für das Land gefahrloseste Weise herbeizuführen, und er war es, welcher am Tage vor der friedlichen Absetzung desselben, einem Kriegsrathe der vornehmsten zu dieser Unternehmung versammelten Offiziere präsidirte; welcher zu St. Martua, drei Meilen von der Hauptstadt, gehalten ward. Mexico wurde nun ohne Bürgerkrieg oder Blutvergießen hauptsächlich durch seine Veranstaltung zum erstenmale von dem Manne befreit, der sich zu seinem Tyrannen aufgeworfen hatte.

Pedraza nahm für sich am Ende 1823 nur den bescheidenen aber schwierigen Posten eines Polizeintendanten von Mexico an, den er auch im Jahr 1824 verwaltete, und in welcher Lage er manches Gute von Dauer stiftete, da hier viel zu schaffen war. Er war Candidat zur ersten Präsidentenwahl neben Victoria und Bravo, und zog sich, nachdem die Wahl beide Letztere traf, ins Privatleben zurück. Seine Verdienste blieben aber doch so anerkannt, daß die Legislatur von Puebla ihn bald nach seinem Rücktritte vom öffentlichen Leben zum Gouverneur dieses Staats erwählte, welche Stelle er nur nach dreimal wiederholtem Antrage endlich annahm. Eine Beschuldigung, daß er zur Unterdrückung von Räubern, die zwei Britten auf dem Wege nach der Hauptstadt ermordet hatten, nicht den schuldigen Eifer bewiesen hatte, brachte ihn vor ein Kriegsgericht, in welchem er auf das Ehrenvollste frei gesprochen wurde. Gleich darauf rückte er zu einem höheren Posten vor. Der Präsident Victoria ernannte ihn zum Kriegsminister.

In dieser Stelle zeichnete er sich besonders aus. Alle seit dieser Zeit eingeführten wichtigen Reformen in dem Zustande des Bundesheeres sind ausschließlich seine Schöpfungen, und immer thätig und wachsam, die Republik zu erhalten, wußte er eben so schnell die tolle Verschwörung unter Padre Arenas als die gefährlichere, in welche der Vicepräsident Bravo selbst verwickelt war, zu entdecken, und durch rasche Maßregeln zu vereiteln. Diese Handlungen und seine besondere, bei der Belagerung der Festung St Juan de Ulloa bewiesene Thätigkeit empfahlen ihn bei den Besonneneren des mexikanischen Volkes als den würdigsten Nachfolger Victoria's zur Präsidentsur der Republik. Die Hauptzüge seines öffentlichen Charakters sind: Entschiedenheit in seinen Beschlüssen, Festigkeit im Handel und unermüdete Thätigkeit, Feind aller Intrigue und Heuchelei soll er im Privatleben und als Familienvater seinen Landsleuten nicht weniger als hohes Muster der Einfachheit und Biederkeit vorleuchten.

Alterthümliche Gerechtigkeitspflege.

In einem Hamburger Blatte liest man: Im Jahr 1677, den 19. October, beschäftigte sich ein schlauer

Kopf damit, auf dem Ochsenmarke Dohse in fremder Leute Namen zu bedingen und fortzutreiben. Er hatte schon zwei gute Prisen erbeutet, als der Schelm bei'm dritten Versuche erfaßt, und selbst als eine gute Prise in Verwahrung genommen wurde. Ihm ward folgende höchst praktische Strafe dictirt und auf der Stelle vollzogen: Man warf ihm eine große rothe Ochsenhaut, wie einen Mantel, über die Schulter, so zwar, daß die Hörner, gleich zweien Telegraphen seiner Spigbüberei, über dem Kopfe hervorragten, und der Schweiß wie eine lange Schleppe auf der Erde schlenkerte. In diesem Aufzuge mußte er eine volle Stunde auf dem Markte mitten unter seinen Pseudovettern, den Ochsen, an einem Pfahle stehen, dann aber ward er zu männiglich Kunde durch die Stadt geführt, versteht sich in vollem Ornat, und, wie unser Chronikenschreiber, aus dem wir dieses entlehnen, sich ausdrückt: „in großer Folge und Prozeßion des Herrn Omnis Gesindelien.“

Welch' eine Maskerade würde es jetzt wohl täglich in unserer guten Stadt geben, wenn jeder überwiesene Schelm, mit den Insignen seiner Schelmerci geziert, auf ähnliche Weise mit einem Gefolge von Barsüßern herumgeführt würde!

Die abschlägige Antwort.

Einem Engländer ward zu Rom von einer Dame von Stande das Amt eines Cavaliere servente angetragen. „Ehe ich ein Amt übernehme, muß ich erst die Pflichten kennen, die mir mit demselben auferlegt werden,“ — antwortete ihr der Britte. Sie erklärte ihm nun, daß ein Cavaliere servente der höhern Stände Folgendes zu beobachten hätte: 1. er muß früh an der Thüre seiner Dame seyn, um sich, sobald sie sich den Armen des Schlags entwunden hat, nach ihrem Befinden zu erkundigen; 2. er muß ihr bei der Toilette behülflich seyn; 3. ihr, wenn sie Handschube, Fächer oder dgl. fallen läßt, sie aufheben; 4. wenn sie auf dem Sopha ruht, ihr vorlesen; 5. mit ihr ausfahren; 6. sie in die Gesellschaften und Theater begleiten; 7. ihr alle Tage Unterhaltung und Vergnügen ausfinden helfen; 8. ihre Fächer, Pompadour u. s. w. tragen; 9. ihr Schoßhündchen füttern u. s. w. Der stolze Britte antwortete der Dame, daß sich solche Sachen für einen Engländer nicht ziemten, er deshalb die ihm zugedachte Ehre ablehnen müsse.

Anekdote.

Ein polnischer Jude, der in letzten Zügen lag, wurde von seiner Frau gefragt, ob er ihr auch wohl etwas Vermögen hinterlasse. „Ja wohl! erwiederte der Sterbende, und rechnete einige hundert Ducaten auf, die ihm verschiedene seiner Glaubensbrüder schuldig wären. Die Frau, obgleich mit dieser Auskunft zufrieden, bat dennoch, er möchte ihr sagen, wie viel er denn an andere schuldig sey. „Schweig, mein Kind,“ entgegnete der Mann, „schweig! das laß sie sagen, wenn sie in letzten Zügen liegen.“